Jahrgang I. No. 1. April 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Kain (Gedicht). — **Die Todesstrafe.** — **Tagebuch aus dem Gefängnis.** — **Bemerkungen.** — (Münchener Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

Kain-Verlag München.

An die Leser!

Diese Zeitschrift Ist ganz ohne Kapital begründet worden, nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern weil kein Kapital da war. Soll das zweite Heft nach einem Monat pünktlich erscheinen, so muss der Ertrag de« ersten seine Kosten decken. Wem die Lektüre der ersten Nummer den Wunsch geweckt hat, das Blatt möge weiter erecheinen, der sorge für seine Verbreitung. Sollte sich Jemand für das was hier gesagt wird genügend Interessieren, um etwa das Unternehmen durch einen Geld-zusohuss fördern zu'mögen, so setze er sich mit dem Unterzeichneten In Verbindung. Verzinsung und Amortisierung wird zugesichert. Es besteht die Absloht, die Zeitschrift „Kain" möglichst bald In grösserem Umfange oder aber In kürzeren Zelträumen erscheinen zu lassen.

Auf Anfragen sei jetzt schon festgestellt, dass „Kain" weder als anarchistische Zeitschrift bewertet werden will, noch etwa ein Organ des „Sozialistischen Bundes" darstellt. Da der Herausgeber seine Anschauungen gern mit der Bezeichnung „Anarchismus" charakterisiert, und da seine anarchistischen Ueberzeugungen sich mit dea Lehren des „Sozialistischen Bundes" eng berühren, so wird der Leser in dieser Zeitschrift natürlich keine Beiträge finden, die etwa nicht sozialistisch und anarchistisch empfunden wären. Jedoch ist das Blatt nicht als Werbemittel für bestimmte Bewegungen gedacht, sondern als ganz persönliches Organ für das, was der Herausgeber als Dichter, als Weltbürger und als Mitmensch auf dem Herzen hat.

MÜNCHEN **Erich Mühsam.**

Akademiestrasse 9.



Jahrgang I. No. 1.

München, April 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt tür das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Kain.

Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht,
noch Eure strengen, satzunggebundenen Ruten.
Ihr — ich erkenn' es — seid die Gerechten und Guten,
und nur Euch strahlt lächelnd das Sonnenlicht.
Speit mich an! Verachtet mich! Werft mich mit Steinen!
Zeigt Euern Kindern mein hässliches Gottesmal!
Lehrt sie, dass ich ihn erschlug, den vortrefflichen Abel,
nieinen Bruder, erkeimt an dem nämlichen Nabel!
Lehrt sie mich hassen, um meine Niedrigkeit greinen!
Heisst sie Gott fürchten und seinen Rachestrahl! ....

Ach, wie war er so fromm, so zufrieden und brav!
Betend kniet' er inbrünstig vor Gottes Altar,
dankend des Herrn allumfangender Güte.
Aber ich, ein Zweifelnder ganz und gar,
sah, wie der Blitz in ragende Bäume traf,
sah junges Leben zerknicken in hoffender Blüte,
wanderte einsam und sann allem Werden nach. —
Und ich sah, wie der Bruder Reiser vom Strauche brach,
junge grünende Reiser vom spriessenden Strauch;

wie er sie zärtlich zum Scheiterhauf schichtete,
wie er ein unschuldig Lamm zur Opferstatt trug,
sah, wie aus Steinen ein Funk in das Reisigwerk schlug.
Auf zum Himmel stieg säulengrade der Rauch,
rot von der Glut, die zitternd die Erde belichtete.
Grässlich hört' ich des Lamms Blöken und Angstgeschrci. —
Abel, mein Bruder, sang freudige Lieder dabei.
„Sieh, wie mein Opfer gefällt!" rief er mir zu.
„Aufrecht lodert die Flamme zum Himmel. Sieh!
Siehe den Lohn! Dem Herrn sei ewiger Dank!
Sieh meine fetten Weiden, mein munteres Vieh! —
Deine Früchte sind welk, Deine Lämmer krank.
Spende dem Schöpfer! Kain, opfre auch Du!" — —
Da sah ich Abels Feld üppig in Aehren stehn
und seine Herde lustig im Grünen weiden.
Aber mein Acker war kahl und trocken und steinigt.
Dürsten sah ich mein Vieh und Entbehrung leiden.
Kann es — so dacht' ich — durch Gottes Ratschluss geschehn,
dass sich der Boden entsteint, dass das Wasser sich reinigt,
soll meines Feuers Rauch gleichfalls zum Himmel steigen.
Kann Gott Gnaden verleihen, mag er sie zeigen! —
Und ich sammelte mürbes Holz von der Erde,
weil ich den lebenden Zweigen nicht wehtun wollte;
und dann wählt' ich aus meiner armseligen Herde
ein vom Leben zerbrochenes krankes Rind,
dass es der Schöpfer als Opfer empfangen sollte.
Schlafend lag es und trag. So stach ich es nieder,
trug's zum Altar und entflammte die trockenen Scheite.
Aber in meiner Kehle stockten die Lieder. —
Knisternd bog sich das Holz. Da erhob sich ein Wind,
fauchte mit boshaftem Zischen hinein in den Qualm.
Unförmig wälzte der dicke Rauch sich zur Seite
und erstickt' meines Ackerlands dürftigen Halm. —
Abel, mein Bruder, stand nahe und sah mich knien,
sah, wie mein glühendes Auge im Zorn sich weitete,

weil das Opfer, das ich dem Herrn bereitete,
nicht wie seines hinauf in den Aether drang;
sah den schlängelnden Rauch sich kriechend verziehn.
„Kain," rief er, „mir ist um Deine Seele bang.
Bessere Opfer musst Du dem Gotte bringen!
Lieder des Danks und der Freude musst Du ihm singen
Junge Zweige musst Du vom Strauche brechen!
Junge, gesunde Lämmer musst Du Gott schlachten!
Junges, warmes Blut muss himmelwärts dampfen!
Aus Deinem Reichtum musst Du zu opfern trachten! —
Wenn sich die Menschen dem Herrn zu trotzen erfrechen,
wird er sie richten und ihre Saaten zerstampfen!" —
Auf sprang ich da und griff an die Gurgel dem Spötter.
Winselnd wand sich der Qualm im Sturmesgeheule.
„Junges Blut will Dein Herr? — So soll er es haben!
Folge Du nach Deinen wohlgefälligen Gaben I
Grüss mir mein armes Rind! — undgrüss' Deine Götter!" —
Und ich erschlug den Bruder mit wuchtender Keule. —
Mächtig dehnte sich meine Brust und ich hob
gegen den Himmel die Faust und schwenkte sie drohend.
Doch aus der Opferglut, die gewirbelt stob,
riss der Sturm einen Splitter und jagte ihn lohend
mir an die Stirn. Ich sank mit furchtbarem Schrei,
dass ich im weiten Umkreis die Menschen weckte,
nieder. Es schrieen die Rinder. Der Himmel dröhnte
donnernd, während im Staube die Glut verreckte. —
Aber schon eilten jammernde Menschen herbei.
Ich entfloh, von Schmerzen gehetzt, dass ich stöhnte.
Hinter mir gellten die Racheflüche der Hirten.
Alle verlangten, den Brudermörder zu steinigen,
mich zu entsetzlichem Tode langsam zu peinigen.
Vorwärts stürzte mein Fuss, dass die Felsen, klirrten ....

Immer noch flieh ich dem Zorn der Menschengemeinde.
Unstet und rastlos irr ich von Ort zu Ort.
Doch mein Mal an der Stirn, vom Scheite gebrannt.

allüberall verrät's mich dem lauernden Feinde.
Allüberall treibt mich sein Racheruf fort.
Von den Stätten der Menschheit bin ich verbannt.
Darbend fahr ich durchs Land, vogelfrei.
Doch, wo ein Rauch sich senkrecht zum Himmel hebt,
wo zufriedene Menschen sich dankbar beugen, —
ah! — da schleich' ich mit krummem Rücken vorbei,
kralle die Hand, die vom Blute des Bruders klebt,
heisse mein Feuermal gegen die Menschheit zeugen! —
Opfert ihm nur, dem Gott der Gerechten und Guten,
der Eure Hütten mit köstlichen Früchten füllt,
der Euern Leib mit wärmenden Fellen umhüllt!
Junge Lämmer lasst ihm zum Preise bluten!
Danket für Euern Reichtum dem Gotte der Reichen!
Und verschliesst vor dem Hunger des Armen die Scheuer!
Wen Gott hasst, den mögt ihr richten als Schlechten!
Was Euer Gott auf den Feldern gedeihen lässt, ist Euer!
Ihr nur seid wert, dem Ebenbild Gottes zu gleichen!

Aber auf mich ergiess' sich der Zorn der Gerechten! — —
Kommt! Ich furcht' mich nicht mehr! Hier steh' ich zum Kampf!
Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht!
Brudermörder Ihr selbst — und tausendfach schlimmer!
Aus Euerm Scheiterhauf raucht meines Herzbluts Dampf.
Trag' ich so gut als ihr nicht Menschengesicht? —
Aufrecht steh' ich vor Euch und fordre mein Teil! . . .
Gebt mir Freiheit und Land! — und als Bruder für immer
kehrt Euch Kain zurück, der Menschheit zum Heil!

Die Todesstrafe.

Der letzte deutsche Juristentag hat sich mit Entschiedenheit für Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen. Damit hat er logisch, konsequent und insofern löblich gehandelt, als sein Votum einen lehrreichen Einblick in die Psyche unserer in Rechtsdingen staatlich

examinierten Mitmenschen gestattet. Wer sich befugt hält, im Namen eines abstrakten Staatsbegriffs andern Leuten Freiheit, Vermögen und Ehre abzuerkennen, der handelt nur folgerichtig, wenn er seine Verfügungsmacht auch über das Leben solcher Zeitgenossen erstreckt sehen möchte, die an der staatlich gefügten Menschengemeinschaft zu Verbrechern wurden.

Strafen ist ein Gewerbe, und zwar ein staatlich monopolisiertes. Die Rache für erlittene Unbill ist dem Gekränkten entzogen. Wie die Beförderung schriftlicher Mitteilungen zwischen den Menschen vom Staate besoldeten Briefträgern vorbehalten ist, so überträgt der gleiche Staat die Reparatur aller Schädigungen, die die Menschen einander zufügen, der Einsicht unbeteiligter Personen in die Paragraphen der Gesetzbücher. Der Fehler dieses Verfahrens ist nur, dass Verurteilungen niemals die erwünschte Reparatur des beklagten Schadens bringen. Der ermordete Bankier bleibt tot; das abgebrannte Haus bleibt abgebrannt; der Bestohlene ist sein Geld los, — und kriegt er es im Ausnahmefall wieder, so dankt er das nicht dem Verurteiltwerden, sondern nur dem Erwischtwerden des Diebes.

Dass Bestrafungen die Delinquenten bessern, behaupten heutzutage selbst die Juristen nicht mehr. (Höchstens im Falle der Hinrichtung wäre es denkbar. Doch würden Erörterungen hierüber ins Gebiet der Metaphysik gehören.) Die Abschreckungstheorie wird durch jede Statistik widerlegt. Bleibt als einziger Zweck der Rechtsübung: die Staatsraison.

Also die Staatsraison verlangt's, dass — immerhin examinierte, — Männer der Gerechtigkeit die Wage aus der einen, das Schwert aus der andern Hand nehmen und im Besitze dieser Instrumente jede aus der Fasson geratene Tugend wieder einrenken. Kann man es nun den Herren Juristen verdenken, dass sie mit dem Schwert der Frau Nemesis nicht blos ritzen, sondern auch köpfen möchten?

Es wäre unbillig, soviel Enthaltsamkeit von Ihnen zu verlangen.

Der Beschluss der Juristen, das Recht, Todesurteile zu fällen, nicht gutwillig preiszugeben, hat bei humanen und besonders bei liberalen Staatsbürgern heftigen Widerspruch gefunden. Die finden, dass der Gerechtigkeit Genüge geschieht, wenn Menschen, die durch Unterernährung, akute Not, bittere Erfahrungen oder entzündete Leidenschaften zu Mördern wurden, für Lebenszeit ins Zuchthaus gesperrt werden. Wenn man nämlich dem Delinquenten nicht auf Anhieb das Lebenslicht ausbläst, sondern ihm das Sonnenlicht entzieht, den Verkehr mit den Seinen verbietet, die Bewegung seiner Glieder hindert, ihn bei schlechter Kost zu verhasster Arbeit zwingt, ihn des belebenden Zustroms der Natur entwöhnt und ihn so langsam verdorren lässt, — dann hat die Humanität der Liberalen über die geschäftige Grausamkeit der Juristen einen gewaltigen Triumph errungen. — Gott sei Dank sind sich die beiden Parteien wenigstens in der Ablehnung der Prügelstrafe einig, die — in deutlichstem Gegensatz zum Köpfen und Eingittern — ein äusserst rohes Verfahren darstellt.

Die examinierte Gerechtigkeit schreit nach der Guillotine, die gefühlvolle Menschlichkeit nach dem Zuchthaus; — es ist eine Lust zu leben!

Aber die examinierte Gerechtigkeit will den Verdacht nicht auf sich sitzen lassen, als ob ihr die Staatsraison das Menschenherz aufgefressen hätte. So sammelt sie Stimmen für den Scharfrichter. Wo hat man sichere Gewähr für humane Menschlichkeit als bei der humanistischen Menschheit? — Und die „Deutsche Juristenzeitung" klopft an bei den Herren vom Katheder und von der Feder. Und siehe: es erwacht in ihnen das Rechtsbewusstsein; leuchtenden Auges treten sie — eine erlesene Schar — vor die Front der Oeffentlichkeit, und stolz, antworten zu dürfen auf die Frage: Leben oder Sterben? — dekretieren sie: Kopf ab!

Liebe Bekannte findet man unter den exekutionsfreundlichen Kapazitäten. Greifen wir ein paar heraus.

Erich Schmidt. Der milde Professor, der Liebling der Damen, der Berliner Festarrangeur und Jubiläumsdiplomat. Ich sehe ihn, das sauber rasierte Kinn auf die gepflegte Hand gestützt, wie er seinen Hörerinnen — in jeder schlummert eine Hedda Gabler — gewinnend lächelnd seinen Standpunkt darlegt: o ja, Milde, Sanftmut, Schonung und Menschlichkeit sind gewiss gute Dinge; aber messieucs les assassins mögen damit anfangen. Erich Schmidt — heisst er nicht etwa schon Exzellenz? — möchte also den Mördern in der Uebung gesitteter Eigenschaften den Vortritt lassen. Darüber lässt sich nicht rechten. Es muss jeder selbst am besten wissen, wohin er sich in der menschlichen Gesellschaft rangiert sehen will.

Ernst Haeckel. Auch der wünscht die Todesstrafe in Kraft erhalten zu sehen. Er bedauert zwar, dass er das wünschen muss. Aber er hält das Guillotinieren imme noch für das wirksamste Mittel, die Menschheit von den Frevlern am Leben andrer Leute dauernd zu befreien Die Richtigkeit dieser Häckelschen Logik wird ihm sein giftigster Feind nicht abstreiten mögen. Wer einmal um seinen Kopf verkürzt ist, der wird so leicht nicht wiede einen Menschen umbringen. Das weiss Ernst Häckel am allerbesten. Er hat die Welträtsel gelöst. Für ihn ha das Leben keine Geheimnisse mehr. Er weiss, was wir an aller Anfang Uranbeginn gewesen sind; er weiss was an aller Ende Urende aus uns wird. Da braucht ihn auch der Tod nicht zu schrecken, am wenigsten der Tod des andern, des Mörders, des Geköpften. Eine kurze Betrachtung möchte ich Herrn Professor Häckel nahelegen: Die menschliche Gesellschaft hat durch Jahrtausende die Verneinung Gottes — desselben, den Häckel als gasförmiges Wirbeltier verulkt — als weit schwereres Verbrechen als Mord betrachtet und mit Steinigen, Kreuzigen und Verbrennen geahndet. Wie würde sich der Herr Sachver-

ständige in Hinrichtungsdingen zur Todesstrafe stellen, wenn diese Rechtsauffassung heute noch Geltung hätte?

Schliesslich: Ludwig Fulda. (Der Dichter!) — Soll ich mit ihm streiten über das, was recht und unrecht ist? Ich soll nicht. Was so ein weltfremdes Dichtergemüt sinnt und träumt — wir wollen es lassen stahn. Recht muss Recht bleiben, und wer mordet, der soll gemordet werden. Für Lustmörder wäre eine Strafverschärfung am Platze: Deren Haupt soll man nicht einfach auf den Block legen. Denen soll man Fuldasche Stücke vorspielen, bis sie verreckt sind. Die Jurisprudenz hat mit der Abschreckungstheorie schlechte Erfahrungen gemacht. Ich halte auch nichts davon. Aber ich glaube doch, dass sich nach Einführung des von mir angeregten Verfahrens die Lustmorde bald erheblich vermindern werden.

Schmidt, Häckel, Fulda — die Staatsraison braucht noch nicht zu verzweifeln. Was will gegen das Gewicht solcher Stimmen die Tatsache bedeuten, dass sich ein im Königreich Preussen konzessionierter Scharfrichter für Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen hat? — Der Faulpelz!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

Zum Verständnis: Im Oktober 1909, als die durch den Fall Ferrer hervorgerufene Erregung weiter Volkskreise auch die Münchner Polizei sehr nervös machte, platzte eines Nachts in einer unbelebten Strasse eine Donaritkapsel. Der junge Mensch, der sich mit dem Knallen des ungefährlichen Sprengmittelchens einen Jux machen wollte, wurde erkannt und verfolgt. Er flüchtete sich in den „Soller", wo er einige Gäste kannte und um Hilfe bat. Ich hatte aus Gründen, die hier noch ausführlich erörtert werden sollen, im Sommer 1909 begonnen, Zugehörigen des sogen, „fünften Standes" Vorträge sozialen Charakters zu halten, und sie mit den sozialistischen Ideen des Anarchismus bekannt zu machen. Die bei Behörden und höheren Töchtern gangbare Ideenassoziation: Anarchisten und Bomben zeigte sich auch bei den Sollergästen zuhause. Sie rieten dem Knaben, den ich nicht kannte, sich an die Anarchisten zu wenden und sagten ihm, wo er einen meiner Freunde treffen könnte. (Ich

war damals in Berlin.) Von dem erhielt er 20 Pfennige. — Die Knallerbsengeschichte ging durch die ganze Presse und ich las mit Staunen, dass mein Name damit in Verbindung gebracht werde. Die Charlottenburger Polizei haussuchte bei mir, und am übernächsten Abend wurde ich verhaftet. Erst bedeutend später erfuhr ich, dass meine Festsetzung garnichts mit dem Ulk des 17jährigen Bengels zu tun hatte (der mit 13 Monaten Gefängnis bestraft wurde), sondern dass die Zusammenkünfte, bei denen ich den „Lumpenproletariern" meine Vorträge gehalten haue, der Staatsanwaltschaft der Geheimbündelei verdächtig erschienen. Ich blieb 11 Tage in Untersuchungshaft (ein Mitangeklagter 8 Monate). Erst im Juni 1910 aber hatte die Justiz, die 9 Monate damit schwanger gegangen war, ihr Kind ausgetragen. Dass die Entbindung vor dem Münchner Landgericht dann ein Luftkissen zutage förderte, ist wohl noch in Erinnerung. — Im Gefängnis, wo ich ja Zeit genug hatte, begann ich, ein ausführliches Tagebuch zu führen, das ich hier mit einigen Namensänderungen und einigen Fortlassungen abdrucke.

Donnerstag, d. 4. November 1909,
Gerichtsgefängnis, Charlottenburg.

Morgen werden es acht Tage sein, dass man mich verhaftete. Freitag abend war es, am 29. Oktober, und ich hatte gerade meine paar Sachen in mein Handtäschchen gepackt. Die Reise nach Zürich sollte angehen. Vom 1. November bis zum 1. Dezember sollte ich wieder mal mit M. Henry und Marya Delvard tingeln. 750 Franken Gage und 50 Franken Reisevergütung. (150 Franken das sind 120 M. und etwas, hatte ich schon im Vorschuss). Morgens war ich noch bei Onkel L. gewesen und hatte Geld geholt, weil der Vorschuss schon alle war, hatte im Laufe des Tages Dutzenden von Bekannten adieu gesagt, hatte jedem, der es hören wollte, erzählt: Heute abend reise ich, — und als alter Witzbold hinzugesetzt: falls ich nicht doch noch vorher verhaftet werde. 8 Uhr 45 sollte der Zug vom Anhalter Bahnhof abgehen. Um 7 Uhr kam Lieschen zu mir laut Verabredung. Sie machte aus einem Anzug, den ich noch hatte in Stand setzen und reinigen lassen, einigen Kragen und einem Nachthemd noch ein schönes Extrapaket, bequem zu tranportieren. Um 8 Uhr sollten wir beide im Habsburger Hof sein, wo uns R. zum Abendbrot erwartete. Danach wollten mich die beiden) in den Zug setzen. Lieschen hätte noch ihren Kuss gekriegt — verdammt! Um 1/2 8 holten mich die Schergen. Frau B., meine gute Vermieterin, klopfte an. Gott sei Dank waren Lieschen und ich in durchaus intakter Gewandung. Herein! — „Herr Mühsam, da draussen stehen schon wieder zwei. — Wollen Sie vielleicht über die Hintertreppe —". „Nein, nein!" sagte ich und fühlte, dass

meine Lippen weiss wurden. Ich tat aber sehr ruhig, sagte zu Lieschen: „Das bedeutet, dass ich verhaftet werde", und hatte merkwürdigerweise den Gedanken: wie seltsam, dass die Physiognomie des Polizisten selbst von einer so einfachen Frau, und durch den Zivilanzug maskiert, erkannt wird! — Die beiden Staatsretter traten ein. Ich ging ihnen auf den Korridor entgegen: „Was wünschen Sie?" — „Wir kommen von der Polizei. Wir sind Kriminalbeamte. Sie werden aufgefordert, sofort mitzukommen." — „Legitimieren Sie sich." — Geschieht. — „Zeigen Sie mir den Haftbefehl." — Man legt mir ein Staatstelegramm aus München vor: „Bitte um Festnahme des Schriftstellers Erich Mühsam, Charlottenburg, . . . Strasse 84 bei B., gegen den ich wegen fortgesetzten Vergehens gegen § 128, 129, 73 Haftbefehl erlassen habe. Der Untersuchungsrichter Soundso." Meine erste Frage, die ich mir vorlegte, aber laut dachte, war: „128, 129? Was steht denn da drin?" — Der Beamte hielt sich für angeredet und versicherte, auswendig könne er das so genau auch nicht sagen. Ich glaubte es ihm. Darauf ging ich ins Zimmer zurück, erklärte Lieschen, dass ich verhaftet sei, gab ihr Auftrag, meinen Bruder und den Rechtsanwalt Hugo Caro zu orientieren und küsste ihr zum Abschied die Hand, indem ich sie beruhigte, es werde nicht lange dauern, dass man mich einsperre.

(Fortsetzung folgt.)

(Musste wegen Raummangel leider hier abgebrochen werden.)

Münchner Theater.

Wer sein Urteil über die Münchner Theaterverhältnisse der Presse dieser Stadt entnimmt, und durch Abwesenheit oder Krankheit verhindert ist, die Kritik persönlich zu kontrollieren, wird, sofern er von gedrucktem Lobe das übliche Quantum wohlwollender Höflichkeit zu subtrahieren versteht, zu der Meinung kommen: hier wird in den paar vom anspruchsvolleren Publikum frequentierten Theatern schlecht und recht Komödie gespielt; was geleistet wird, genügt provinzlerischen Grossstadtansprüchen; und eine künstlerische Gradmessung erübrigt sich bei der geringfügigen Differenz der Leistungen. Erst in der allerjüngsten Zeit (muss der Zeitungsleser annehmen) wird an einem Theater, dem Münchner Schauspielhaus, ein Niedergang bemerkbar. Aber erfreulicherweise hat sich im rechten Augenblick im Lustspielhause ein Ensemble etabliert, das unter dem Direktor Dr Robert und dem Namen „der grosse Wurstl" Aufführungen bietet, die nicht nur Ersatz schaffen für das vom Direktor Stolberg vertane Gut, sondern weit darüber hinaus den Münchnern endlich das ersehnte, allen weit-

städtischen Anforderungen genügende Theater aufzustellen versprechen. Eine mittlere Einschätzung zwischen diesen beiden Anstalten erfahren die noch übrigen Schauhäuser, die Hofbühne und das Volkstheater. Da das Urteil der Presse hierin völlig übereinstimmt, wird der unbefangene am Theaterbesuch verhinderte Leser nicht zweifeln, wie die Münchner Bühnen beschaffen sind. Er wird sich freuen, dass die Kritiker auf der Wacht stehen, und sich damit abfinden, dass der klerikale „Bayerische Kurier" und die ihr eng seelenverwandte sozialdemokratische „Münchner Post" ihr Votum ausser von künstlerischen auch vornehmlich von moralisch-sittlichen Empfindungen abhängig machen.

Der gläubige Leser sei dahin belehrt, dass ihn die Herren (und die Dame), die in München Theaterkritiken schreiben, falsch unterrichtet haben. Die späte Erkenntnis, dass das Schauspielhaus seit dem Fortgang der schönen und talentierten Lilly Marberg an künstlerischer Bedeutsamkeit erheblich verloren hat, (trotz mancher Vorzüge der Frau Fritzi Schaffer), stieg den Herrschaften erst auf, als das der Zunft an Kritik weit überlegene Publikum zornig erfuhr, dass nun auch Gustav Waldau München verlassen soll. Es fällt mir schwer, Herrn Direktor Stolberg, der diesen prächtigen Kerl aus übel beratener Sparsamkeit gehen lässt, in Schutz zu nehmen. Aber die geschätzten Herren (nebst einer Dame) haben wahrlich wenig Ursache, die Fehler eines Mannes zu begeifern, der in ihren Kritiken vergeblich einen Anhalt für sein Walten als Direktor gesucht hätte. Gewiss: Ihr habt Gustav Waldau stets gelobt; ihr habt seine Leistungen stets ausgezeichnet und vortrefflich gefunden. Aber wen hättet ihr nicht gelobt? wen nicht in wahlloser Zufriedenheit gehätschelt und gepriesen? — Wenn Direktor Stolberg — was die Herrschaften jawohl verlangen — ihr Urteil als Richtschnur seines Wirkens hätte betrachten wollen, so hätte er noch kaum je ein Mitglied seiner Bühne entlassen dürfen, und wenn jetzt seine tüchtigste Kraft davongeht, so haben die nicht zu greinen, die Waldau jahrelang dadurch beleidigt haben, dass sie jeden mittelmässigen Anfänger mit dem gleichen Syrup wie ihn beträufelten.

Der — ach, so bequeme! — Enthusiasmus ist nun also aus der Maximilianstrasse ausquartiert und ergiesst sich spritzend in den „Grossen Wurstl". In diesem Unternehmen haben wir die Errettung aus der Misere zu begrüssen. Hier ist der Tempel, wo unsere Kunstsehnsucht Erfüllung findet! — Du grosse Güte! Heinrich Mann kannte sein Interesse gut, als er sein „Variété" dem auf die Routine eines einzelnen Stars gegründeten Theaterchen nicht überlassen wollte. Man rühmt die exquisite Regie des Hrn.

Dr. Robert. Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe noch immer den Eindruck gehabt, als ob in diesem Theater lediglich mit den Ellenbogen der Frau Ida Roland Regie geführt werde. Die mehr oder minder begabten Debutanten, die (seit Guido Herzfelds Abreise) mit ihr auf der Bühne stehen, verkriechen sich scheu im Hintergrund und wagen kaum, den Mund aufzutun; — aber in den Pressekritiken bekommen sie allesamt das Prädikat „sehr gut", „vorzüglich" und „ausgezeichnet". Der talentvolle Herr Pfanz kann einem leid tun.

Ist es traurig oder amüsant? Mit der Sicherheit eines erblindeten Kunstschützen trifft die Münchner Kritik Schuss für Schuss ins Blaue. Man entschuldige die Herren (und die Dame) nicht mit der Minderwertigkeit des ganzen ihrem Urteil unterstellter« Theaterbetriebes. Man glaube nicht, dass die gutherzige Sehnsucht, nur irgendetwas loben zu dürfen, ihnen den „grossen Wurstl" als Festhalle edler Kunst vorgegaukelt hat. Dass in der Tat eine Bühne da ist, die Lob, Anspornung, Dank verdient, die — vorerst nur in Einzelfällen — Aufführungen geliefert hat, die die verwöhntesten Ansprüche befriedigen konnten, und dass es nur der frohen Anerkennung und der einsichtigen Ermutigung bedürfte, um ihre Entwicklung zu einer der wertvollsten Schaubühnen Deutschlands zu fördern, das entgeht den bestallten Hütern des öffentlichen Urteils. Ich spreche vom Residenztheater — seit Albert Steinrücks Mitwirkung. Steinrück hat, an Max Reinhardts genialer Regiekunst geschult, am Max-Josephplatz Inszenierungen gezeigt, die das Niveau der Hofbühne hoch über das aller anderen Theater gehoben haben. Er hat Aufführungen geleitet, wie sie die Wiener und Berliner nur an Festtagen zu sehen bekommen; und gleichzeitig mit dem Regisseur hat München in Steinrück einen Schauspieler gewonnen, auf den es sehr stolz sein dürfte. Die Herren (und die Dame) von der Presse haben denn auch Herrn Steinrück, sowohl als Regisseur wie als Darsteller stets die Note „sehr gut", „vorzüglich" und „ausgezeichnet" gegeben. Aber wenn die Regie des Herrn Dr. Kilian Herbert Eulenbergs sublime Dichtung „Alles um Liebe" in Grund und Boden haut, dann erhält auch er die Note „sehr gut", „vorzüglich" und „ausgezeichnet", und das Stück war nichts wert; denn das Publikum, das bei der Première lachte und zischte, darf vor allen Dingen nicht unrecht haben. — Unterschiede werden nicht gemacht: ob Steinrück Ibsens „Baumeister Solness" und Shaws „Cäsar und Cleopatra" inszeniert oder Dr. Kilian Blumenthals „Weisses Rössl" ist Jacke wie Hose. Ob Fräulein Terwins grazile Geschmeidigkeit und temperamentvolle Natürlichkeit das leibhafte Leben auf die Bretter stellt, oder ob ein traditionelles Hoftheater-Requisit in der vergilbten Takelage krampfhafter

Aufgeschminktheit dahersegelt, ist für die Vorbeter der öffentlichen Meinung ohne Belang.

Verehrte Herren (und gnädige Frau), der Jammer, Sie am kritischen Werk zu sehen, ist grenzenlos. — Das Lob, das Sie guten Leistungen spenden, degradiert die Künstler, die es sich zugezogen haben. Denn es kommt nicht aus vollem Herzen, sondern aus hohlem Schädel. Und das Lob, mit dem Sie schlechte Leistungen betünchen, betrügt die Armen, die es trifft. Denn es fälscht das Spiegelbild, aus dem sie lernen könnten, wo es ihnen fehlt. Verbieten es Ihnen Ihre Auftraggeber, das Publikum vor den Kopf zu stossen, so sollten Sie sich in Ihren Theaterreferaten auf Reportage beschränken; und dünkt Sic das zu gering, so lassen Sie die Finger lieber ganz von dem Geschäft. Vermissen wird Sie niemand. Denn eine Lücke hinterlässt nur das Fördernde. Förderlich aber kann eine Tätigkeit nicht sein, die, in Rücksichten geknebelt, aus der Mittelmässigkeit erwachsen, sich der Mittelmässigkeit auf Kosten der Hochwertigkeit verbrüdert und das Bild der Kultur vor den Blicken der Mitwelt fälscht.

Bemerkungen.

Bayerische Freiheitlichkeit. Die Münchner Polizeibehörde hat in ihrem Eifer, mich und meine Freunde an unserer agitatorischen Tätigkeit für die Befreiung der Gesellschaft zu hindern, nach vielen Schlägen ins Wasser einen Schlag ins Gesicht der Menschlichkeit getan. Sie hat sechs Ausländer, zwei Schweizer und vier Oesterreicher, darunter eine Frau, des Landes verwiesen, weil sie im Seelenleben der Betroffenen Sympathien für die von mir empfohlenen anarchistischen Ideen witterte. Die amtliche Mitteilung der Polizei erklärt, dass die Ausweisung „im Anschluss an die polizeiliche Aufhebung der Mühsamschen Anarchistengruppe Tat, deren Anhänger die Genannten waren", erfolgt sei. Die Münchner Polizeibehörde scheint von ihrer eigenen Macht etwas phantastische Vorstellungen zu haben. Wenn sie sich nämlich anmasst, von einer Aufhebung der Gruppe Tat zu sprechen, so sei ihr mitgeteilt, dass solche Aufhebung ihrer Willkür durchaus entzogen ist. Dass die Gruppe in Wahrheit trotz der Aufhebung am Leben und recht gesund ist, weiss die Polizei ja selbst, die mitunter genötigt ist, auch nach der Aufhebung noch zu öffentlichen Veranstaltungen, die die Anarchisten ihr ganz legal vorher anzeigen, ihre offiziellen Vertreter zu entsenden. Der Oeffentlichkeit seien einige Daten geliefert, die einer Revision der landesüblichen Legende von der bayerischen Freiheitlichkeit als Unterlage dienen mögen.

Der im Jahre 1908 von Gustav Landauer in Berlin ins Leben gerufene „Sozialistische Bund" bezweckt die Ersetzung der kapitalistischen Gesellschaft durch staatlosen Sozialismus. Mittel zum Zweck ist die Schaffung werktätiger Gruppen, die ihre Arbeit statt für den Unternehmer und den Markt für den eigenen Bedarf verrichten. Der

Bund begann seine Tätigkeit mit der Sammlung von Menschen in statutenlosen Gruppen, die sich im Anfang natürlich wesentlich auf propagandistische Aufklärung beschränken müssen. Der Gruppenkalender unseres Organs „Der Sozialist" weist zur Zeit 19 derartige Gruppen auf (14 in Deutschland, 5 im Ausland) Meine Agitation in München bewirkte auch hier im Frühjahr 1909 die Konstituierung einer Gruppe, der „Gruppe Tat" . . . Da sich die Arbeit der Gruppen des Sozialistischen Bundes ganz in gesetzlichen Grenzen hält, haben die ausserbayerischen Polizeibehörden unsre Schwestergruppen bis jetzt immer in Ruhe gelassen. Die Münchner Polizei aber lieferte vom ersten Tage an, seit wir uns rührten, Beweise ihrer Nervosität, Staatstreue und Ungeschicklichkeit. Zuerst kam man uns mit dem Vereinsgesetz. Der Gruppenwart wurde wegen Unterlassung der Anmeldung der Gruppe mit einer Polizeistrafe bedacht. Das zur Entscheidung angerufene Gericht stellte fest, dass die Gruppe Tat als Statuten- und beitragsloses Gebilde nicht als Verein im Sinne des Gesetzes anzusehen ist Der Mann wurde freigesprochen. Die Kosten trug die Staatskasse. — Jetzt wurde das Strafgesetzbuch nach Paragraphen abgewälzt, die gegen uns zu brauchen wären. Da es der polizeilichen Einsicht geheim blieb, was sozialistischer Geist eigentlich für ein Geist sei, und da sich das Wort „Bund" in unseren öffentlichen Ankündigungen deutlich vorfand, wurde aus der Gruppe, die ja gerichtsnotorisch kein Verein war, ein „Geheimbund". Die Teilnahme von Sollergästen an unseren Zusammenkünften, die ich mir gestattet hatte, als Menschen zu betrachten und zu behandeln, musste die Gemeingefährlichkeit der Gruppe Tat dem blödesten Auge erkennbar machen So stieg der Prozess. Der Ausgang ist bekannt: die Kosten trug die Staatskasse.

Die bis dahin der weiteren Bevölkerung ganz unbekannte Gruppe Tat war infolge der behördlichen Bemühungen zu einer Publizität gelangt, die uns die Werbung für unsere Ideen sehr erleichterte, zumal wir zwei Gerichtsurteile in der Tasche hatten, die uns die Legalität unseres Beginnens ausdrücklich bestätigten. Unsere Gruppenveranstaltungen erfreuten sich nach dem Prozess des stetig wachsenden Interesses in revolutionär gestimmten Kreisen. Dass das Interesse, das die Polizei vom Anfang her an uns genommen hatte, trotz der trüben Erfahrungen, die das Institut mit unserer Bekämpfung gemacht hatte, gleichfalls nicht ermüdet war, erwies sich uns daran, dass wir eines Tages bei unseren privaten Vortragsabenden geheime polizeiliche Ueberwachung wahrnahmen. Ein Polizeibeamter qualifiziert sich in dem Moment als Polizeispitzel, wo er seine Zugehörigkeit zur Behörde leugnet. Dies tat ein Münchner Schutzmann, dem aus unserer Mitte heraus seine amtliche Stellung auf den Kopf zugesagt wurde. Ich sah mich veranlasst, den Polizeipräsidenten, Herrn v. d Heydt, in einem Briefe darauf aufmerksam zu machen, dass wir nicht verpflichtet seien, einen Beamten in unserem Kreise zu dulden, und mir die Belästigung von dieser Seite energisch zu verbitten. Jetzt fuhr die Polizei ganz grobes Geschütz auf. Sie überfiel nämlich die Gruppe Tat bei ihrem nächsten Zusammensein und verhaftete alle Teilnehmer, etwa 30 an der Zahl. Der Zweck dieser Gewaltsübung war zunächst nicht recht durchsichtig. Erst jetzt wissen wir, dass die bayerische Freiheitlichkeit es gestattet, Dutzende in erlaubter Aussprache versammelte Menschen einen halben Tag lang in dem schmierigen Polizeigefängnis in der Weinstrasse einzusperren,

um die paar Ausländer zu ermitteln, die zufällig dazwischen sind, und sie, unbehelligt von unbequemen gerichtlichen Einmischungen über die Landesgrenze zu treiben. Es muss der Münchner Polizei bestätigt werden: die Schädigung einzelner ist ihr vortrefflich geglückt. Sie hat Leute, denen es unendlich schwer wird, wo anders ihren Unterhalt zu finden, von ihrer Arbeitsstätte vertrieben, und sogar solche waren dabei, die jahrelang in München in festem Lohn standen und hier ihre Familie gegründet haben. — Was die amtlichen Herren als nächste Nummer gegen uns im Programm haben, entzieht sich heute noch meiner Kenntnis. Die Leser dieser Zeitschrift sollen jeweils unterrichtet werden, www eint neue Rakete steigt.

Was ergibt sich aus der Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses zwischen der Münchner Polizei und der Gruppe Tat? Dass die Schneidigkeit der bayerischen Behörde bisher weniger von der eigenen Gemütlichkeit als von der der Bayern gezügelt war. Das erstemal, wo es die Polizei mit einer wirklich radikalen Bewegung zu tun bekommt, langt sie hilflos nach den Paragraphen, die helfen könnten, wenn sie nur verletzt würden. Die preussischen Polizeibehörden haben ihre Uebung, mit Anarchisten umzugehen. Die wissen, dass man revolutionären Bewegungen nur vorwärts hilft, wenn man sie ohne grosse Sachkenntnis chikaniert. Ob die Münchner Polizei je so klug werden wird, wie sich die 13 Verwaltungen gezeigt haben, die ausser ihr mit Gruppen unseres Bundes zu tun haben? Uns wird sie nicht viel anhaben können. Wir kennen die Gesetze und hüten uns, sie zu verletzen. Die Rigorositäten der Polizei werden wir aber — darauf mögen sich die Herren verlassen — in unserer prinzipiellen Bekämpfung der bestehenden Staatseinrichtungen als sehr wirksamen Schalltrichter zu benutzen wissen.

Die volle Mass. Wir Menschen sind recht verschieden organisiert. In des einen Brust gärt der Plan, der Welt durch Umsturz und Neuerung Schönheit und Freude zu schaffen. Der andere giesst alle Glut und Inbrunst seiner Seele in die Formen eines erhabenen Kunstwerks. Noch einer sehnt sich in heiligem Gram nach einer geliebten blonden Frau. Der Vierte aber lebt sein Inneres aus, indem er sich in den Löwenbräukeller setzt — neben den Schanktisch - und lange Feierstunden hindurch acht gibt, wie oft der Schenkkellner zu wenig Bier in den Masskrug füllt und um wieviel Grade schräger er das Gefäss hält, wenn ein Stammgast sein Teil begehrt. Dieser Vierte ist Münchner und daher Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken. Er hat vor Gericht seine Wahrnehmungen beschworen und da in tagelangem Aufmarsch noch viele Zeugen bekundeten, dass im Löwenbräukeller systematisch geschnitten werde, wurde der Pächter nebst einigen seiner Angestellten zu Gefängnisstrafen verknallt Man sage nicht, dass die Münchener leidenschaftslos seien. Haben wir nicht eine volle Woche lang die ganze Bevölkerung, soweit sie von sozialen und kulturellen Drängen nicht bedrückt ist. wie einen Mann gegen das Heer schäumender Masskrugfüller aufstehen sehn? Haben wir es nicht erlebt, dass die Zeitungen täglich in vielen Spalten die ausführlichsten Berichte über den „Kampf um die volle Mass" brachten?

noch etwas zurück und zumeist geht es nicht ganz schnell, bis ein Funke der Begeisterung das treue Münchner Bierherz entzündet. Aber, wo es um die heiligsten Güter der Volkheit geht, da wird der Gutmütigste zum Belastungszeugen. — Der Kampf um die volle Mass ist gewonnen. Herr Erwig muss 6 Wochen nach Stadelheim und 3000 Mark an den Staat bezahlen. Das siegreiche Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken aber lenkt seine Schritte in die Neuhauserstrasse und wendet sein Interesse schwimmenden Auges dem dort promenierenden Hosenrock zu.

Oeffentlicher Dank. Kürzlich begegnete mir nachts um 1 Uhr in einem Cafehaus eine junge Dame, die mir schon lange sehr begehrenswert erschienen war. Da sie allein war und ein unglückliches Gesicht machte, sprach ich sie an. Sie klagte mir ihr Leid, das darin bestand, dass sie ihren Hausschlüssel nicht bei sich hatte und nun nicht wusste, wie sie heimkommen sollte. Ich bot natürlich sogleich meine Wohnung an, was freundlich aber sehr bestimmt abgelehnt wurde Die Dame erklärte, sie wolle bis morgens um 7 Uhr durchbummeln. Auf meine Bitte erlaubte sie mir, ihr Gesellschaft zu leisten. Um 3 Uhr erklärte der Wirt, es sei Polizeistunde. Wir mussten hinaus. Da wir nirgends ein offenes Lokal fanden, gingen wir an den Bahnhof, wo wir uns an einer Tasse Kaffee erfrischen wollten. Aber vor dem Eingang zu den Empfangsräumen war eine Barriere errichtet, die von einem Bahnbeamten, einem Nachtwächter, einem Schutzmann und einem Polizeihund bewacht wurde. Alle vier rollten hörbar die Augen, sodass ich mit meiner Begleiterin eiligst wieder ins Freie flüchtete. Es war frostig und regnete. Da sagte ich zu der Dame: „Es nützt nichts. München hat über sechshunderttausend Einwohner und ist eine berühmte Künstler- und Fremdenstadt. Wenn allen Künstlern und Fremden und der halben Million Münchner Einwohner von Polizeiwegen die Möglichkeit entzogen ist, nach 3 Uhr noch in einem öffentlichen Lokal zu sitzen, so werden gewiss sehr ernste sittliche Gründe dafür massgebend sein. Wenn Sie um diese Zeit ohne Gepäck an einer Hotelglocke zögen, würden Sie sich wahrscheinlich grosse Unannehmlichkeiten zuziehen. Bleiben wir in diesem Wetter draussen stehn, so haben wir morgen beide die Lungenentzündung. Es bleibt nichts anderes übrig, als dass Sie mit zu mir kommen." Da errötete die junge Dame und kam mit. — Ich fühle mich gedrängt, der Münchner Polizei für die äusserst genussreichen Stunden, die ich ihrer Fürsorge zu danken habe, öffentlich meinen Dank auszusprechen. Meine eigne Erfahrung hat mich belehrt, eine wie sinnreiche Einrichtung die konsequent durchgeführte Polizeistunde ist.

NB. Einige Beiträge, darunter die Buchbesprechungen, mussten mit Rücksicht auf den beschränkten Raum für die zweite Nummer zurückgestellt werden.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München. Baaderstr. 1a.

Von

Erich Mühsam

erschienen folgende Bücher.

Die Wüste. Gedichte. 1904. Verlag des Sozialistischen Bundes. Berlin. (fast vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. Morgen-Verlag. Berlin.

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. R. Pipers Verlag. München.

Ascona. Broschüre. 1905.

Die Jagd auf Harden. Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den Kain-Verlag.


CAFÉ
BAUER
ECKE AMALIEN-
THERESIENSTR.
OTTO

Jahrgang I. No. 2. Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Bemerkungen. — (Schönherrs Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor). — **Correspondenz.**

Kain-Verlag München.

Preis 30 Pfg.

Jahrgang I.
No. 2.

München,
Mai 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

,,KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt iür das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Appell an den Geist.

Wir Menschen sind geschaffen, in Gesellschaft miteinander zu leben; wir sind aufeinander angewiesen, leben voneinander, beackern miteinander die Erde und verbrauchen miteinander ihren Ertrag. Man mag diese Einrichtung der Natur als Vorzug oder als Benachteiligung gegenüber fast allen anderen Tieren bewerten: die Abhängigkeit des Menschen von den Menschen besteht, und sie zwingt unsern Instinkt in soziale Empfindungen. Sozial empfinden heisst somit, sich der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Menschen bewusst sein; sozial handeln heisst im Geiste der Gemeinschaft wirken.

Dies ist der Konflikt, in den die Natur uns Menschen gestellt hat: dass die Erde von unseren Händen Arbeit fordert, um uns ihre Früchte herzugeben, und dass unser Wesen bestimmt ist von Faulheit, Genusssucht und Machthunger. Wir wollen Nahrung, Behausung und Kleidung haben, ohne uns dafür anstrengen zu müssen; wir wollen, fern von der Pein quälender Notwendigkeiten, beschaulich gemessen; wir wollen Macht ausüben über unsere Mitmenschen, um sie zu zwingen, uns unsre heitere Not-

entrücktheit zu sichern. Den Ausweg zu finden aus dieser Diskrepanz: das ist das soziale Problem aller Zeiten.

Nie hat sich eine Zeit kläglicher mit dem Problem abgefunden als unsere. Der kapitalistische Staat, das traurigste Surrogat einer sozialen Gesellschaft, hat im Namen einer geringen, durch keinerlei geistige oder menschliche Eigenschaften ausgezeichneten Minderheit die Macht über die gewaltige Mehrzahl der Mitmenschen okkupiert, indem er sie von der freien Benutzung der Arbeitsmittel ausschliesst. Sein einziges Machtmittel ist Zwang; gezwungene Menschen beschützen in gedankenloser Knechtschaffenheit Faulheit und Genuss der privilegierten Machthaber. Wild, sinnlos, roh, von keinem Brudergefühl gebändigt toben die Menschen gegeneinander. Was sie als Macht erstreben, ist nüchterner Besitz an materiellen Gütern. Der Kampf aller gegen alle ist kein Ringen um den Preis der Schönheit, der inneren Freiheit, der Kultur, — sondern eine groteske Balgerei um die grösste Kartoffel. Auf der einen Seite Hunger, Elend, Verkommenheit; auf der anderen Seite geschmackloser Luxus, plumpe Kraftprotzerei, schamlose Ausbeutung. Und all das chaotische Getümmel verstrickt in einem stählernen Netz von Gesetzen, Verordnungen, Drohungen, die die bevorzugte Minderheit schuf, um ihrer Gewaltherrschaft das Ansehen des Rechts zu geben.

Eine verlogene Ethik hat das Wissen um Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit vergiftet. Rabulistische Advokatenlogik hat den guten, reinen und wahren Begriff der Freiheit zum Popanz autoritärer Marktschreier verdreht. Die Verständigung der Menschen geschieht im Kauderwelsch der Politik; der Wille der Menschen beugt sich unter abstrakte Paragraphen; das Rückgrat der Menschen passt sich verkrümmten Uniformen an.

Geknebelt ist der Gedanke, das Wort und die Tat, — geknebelt selbst die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Die Seele des Menschen ist dem Staate beamtet, und der Geist der Menschen schläft im

Kein Knirschen der Wut stört die Hast der Geschäfte. Der Lärm geht um den Profit; kein Stöhnen der Verzweiflung übertönt ihn. Wer aber warnend seine Stimme hebt, wer Menschen sucht, um mit ihnen zu bauen, aufzurichten das Werk der Freiheit, der Freude und des Friedens, dem gellt das Lachen ins Ohr derer, die sich nicht stören lassen wollen, derer, die Tritte empfangen und um sich treten, das Hohnlachen der Philister.

Welche Ansicht der Mensch von den Dingen der Menschen haben darf, ist vom Staate abgestempelt. Einzelne Einrichtungen des Staates, besondere Massnahmen darf er kritisieren, benörgeln, beschimpfen. Aber wehe dem, der der Fäulnis der Gesellschaft in die Tiefe leuchtet. Er ist verfehmt, geächtet, ausgestossen. An Mitteln fehlt es den Philistern nicht, ihn unschädlich zu machen: sie haben ihre „öffentliche Meinung", sie haben die Presse. Wohl eifern auch die Organe der verschiedenen Parteien gegeneinander; wohl tuten auf der Jagd nach dem Profit in den Gefilden der öffentlichen Meinung die Hörner am lautesten und am schrillsten. Aber darin sind sie einig: der freie Gedanke, das freie Wort, die freie Sehnsucht darf keine Stätte haben in ihrem Revier. Ein breiter Graben zieht sich durch ihrer aller Lager; und in dem fliesst der Strom, mit dem wir schwimmen müssen.

Hoch über den Ebenen, in denen die Philister einander in die Seiten puffen, ragt die Burg, darin der Geist wohnt. Der Literat und der Künstler wenden den Blick degoutiert ab vom Gewimmel der Menge. Was schert es sie, wie Hinz den Kunz übers Ohr haut! Dem Bettler, der am Weg die Drehorgel leiert, gibt man mildtätig einen Groschen und geht seines Weges. Zu ihnen hinauf, in die Domänen der Kultur darf der Dunst des Alltags nicht steigen. Die Nase zu vor den Ausdünstungen des Volks! Den Blick empor zu den reinen Höhen der Geistigkeit.

Lächelnd spottet man bei den ästhetischen Gelagen über den Snob, der auf die Tribüne steigt und die Massen aufruft zum Kampf gegen Gewalt und Ausbeutung, für Recht und Freiheit. Ein Sensationshascher und Reklame-

held, — im besten Falle ein verrannter Narr, dem es schon recht geschieht, wenn man ihn ignoriert und boykottiert. Was geht ihn die soziale Not des Volkes an?! . . .

Der Künstler, der sich allem, was die Umwelt angeht, so hoch überlegen dünkt, ist ein Philister. Seine bequeme Zufriedenheit hat nichts Erhabenes, sondern nur etwas Verächtliches. Er verschliesst die Augen vor dem Elend, in dem er selbst bis an die Knöchel watet, und macht sich damit für die Behörden zum Erwünschtesten aller Staatsbürger.

Aber gerade der Künstler hätte tausendmal Grund, wütend aufzubegehren gegen die Schändlichkeiten unseres Gesellschaftsbetriebes. Sein Werk steht — und das muss so sein — jenseits der Marktbewertung. Unter den Zuständen, die uns umgeben, ist es daher überflüssig, wertlos, unnütz und mithin lächerlich oder gefährlich. Der Künstler selbst gilt — sofern er nicht als Kapitalist andere Menschen für sich arbeiten lässt — als Schmarotzer, als Schädling, als Verkehrsstörung. Soll ihn seine Kunst ernähren, so muss er sie dem verrotteten Geschmack des Banausentums unterordnen, und er verkommt menschlich und künstlerisch. — Hat er aber die Mittel zum Leben, produziert er, wozu es ihn treibt, so bleibt sein Werk den Mitmenschen fremd, und die höchste Freude des Schaffenden, mit seiner Arbeit Menschenseelen zu erfrischen und zu erhellen, bleibt ihm versagt.

Aber er ist ja Esoteriker. Ihm genügt ja die Anerkennung der Wenigen, derer, die „reif" sind für seine Kunst, die gleich ihm dem Spektakel des Lebens ferne stehen. Ach, Schwätzerei! — Das ist eine matte, blutleere, dürftige Kunst, die nicht getränkt ist vom warmen roten Zustrom der lebendigen Wirklichkeit. Nur das sind noch immer die Zeiten der Kultur gewesen, in denen Geist und Volk eins waren, in denen aus den Werken der Kunst und des Schrifttums die Seele des Volkes leuchtete.

Ihr törichte Einsame, die ihr wähnt, oben in euern Ateliers andre, freiere Luft zu atmen, als die Masse auf den Plätzen der Städte! Auch ihr esst auf euerm Ko-

thurn das Brot, das Menschenhände gesäet, Menschenhände gebacken, Menschenhände euch gereicht haben. Tut nicht, als wäret ihr Besondere! Seid Menschen! Habt Herz !

Und besinnt euch auf die Unwürdigkeit eurer Existenz! — Ihr, die Ihr Werke schafft, aus denen der Geist unsrer Zeit in die Zukunft flammen soll, sorgt, dass Eure Werke nicht lügen! — Helft Zustände schaffen, die wert sind, in herrlichen Taten der Kunst und der Dichtung gepriesen zu werden! Täuscht der Nachwelt nicht Bilder vor, die das jämmerliche Grau unsrer Tage in Gold malen! Seid keine Philister, da Ihr allen Anlass habt, Rebellen zu sein!

Paria ist der Künstler, wie der letzte der Lumpen! Wehe dem Künstler, der kein Verzweifelter ist! Wir, die wir geistige Menschen sind, wollen zusammenstehen, — in einer Reihe mit Vagabunden und Bettlern, mit Ausgestossenen und Verbrechern wollen wir kämpfen gegen die Herrschaft der Unkultur! Jeder, der Opfer ist, gehört zu uns! Ob unser Leib Mangel leidet oder unsre Seele, wir müssen zum Kampfe blasen! — Gerechtigkeit und Kultur — das sind die Elemente der Freiheit! — Die Philister der Börse und der Ateliers, zitternd werden sie der Freiheit das Feld räumen, wenn einmal der Geist sich dem Herzen verbündet!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Lieschen machte ein gleichzeitig verwundertes und erschrockenes Gesicht und sagte vor lauter Konsterniertheit garnichts. Auf der Treppe gab ich ihr noch rasch ein Geldstück, damit sie bei den Laufereien und Fahrereien, die sie meinetwegen zu machen hätte, nicht in Verlegenheit käme. Ich eröffnete den Beamten, dass ich Droschke fahren wolle, und da am Savignyplatz kein Auto stand, suchte ich einen offenen Einspänner aus, dessen Rücksitz verdeckt war. In diesen Verschlag setzte ich mich, meine beiden Häscher mit Wauwaugesichtern mir gegenüber. Der eine Polizist — einer mit langem hängendem blondem Schnauzbart und sehr würdiger Miene - nannte die Adresse des Polizeigefängnisses, hatte es aber

kaum nötig; denn auch der Droschkenkutscher erkannte offenbar das Amt an seinen Trägern, übersah sofort die Sachlage und nickte schon im Voraus verständnisvoll mit dem Kopf. Während der ganzen Fahrt wurde kein einziges Wort gesprochen. Ich dachte aber: Jetzt sollte ich eigentlich mit Lieschen nach der anderen Seite Berlins — zum Habsburger Hof — fahren. Am Ziel zahlte ich dem Kutscher, gab ihm noch 10 Pfennige Trinkgeld und ging meinen Häschern nach ins Polizeigebäude hinein. Man kann mich totschlagen: Ich weiss nicht mehr, ob ich dort Treppen steigen musste, ob ich in Hinterhäuser geführt wurde oder wie die Baulichkeit beschaffen war. Diese nüchternen Büro- und Quälhäuser haben genau wie Polizeibeamte Visagen von stereotyper Aehnlichkeit, für deren Einzelheiten man sich nicht im geringsten interessiert. Es war mir zunächst auch gleichgiltig, was man mich fragte; ich war nur etwas traurig. Jedenfalls wurde ich bei den ersten Notierungen nicht respektlos behandelt. Der Beamte, der mich empfangen hatte, verliess den Raum, und ich sah mich allein mit zwei Beamten, von denen einer blond und völlig uninteressant aussah. Ich fragte mich, ohne auf eine Antwort zu kommen: Ist das nun eigentlich einer von den Herren, die mich von Hause abgeholt haben oder nicht? — Der andre dagegen wird mir in Erinnerung bleiben. Ganz niedrige Stirn; schwarze, pomadisierte, gescheitelte, das Gesicht, besonders die Stirn eng umgrenzende Haare; gelbe Augen; kleine, aber abstehende Ohren; graue Hautfarbe; tiefe, lange Backenfalten; ein schwarzer Schnurrbart über einem schiefen Mund. Ich ging, die Hände auf dem Rücken, nervös in der Bürostube umher. Ein Junge kam, der bestätigen sollte, ob zu dem ihm gestohlenen Fahrrad eine Satteltasche gehört hätte, die ihm vorgelegt wurde. Der Junge verneinte und ging wieder. Es wurde festgestellt, dass der Dieb also zwei Fahrräder gestohlen haben musste. Ich sah ohne irgendeine Absicht, nur mit dem dumpfen Gedanken: was wird nun eigentlich aus alledem? — die Polizeimenschen an. Da verzog sich plötzlich das eben beschriebene Gesicht zu einem Grinsen, so höhnisch und schadenfroh, dass ich es ganz erstaunt anblicken musste, wie man gerade am Interessiertesten und Gespanntesten dahin zu schauen pflegt, wo sich dem Auge etwas unsagbar Schaudervolles zeigt. Das Kinn zog sich schief nach einer Seite. Die Backenfalten verbreiterten sich. Die ohnehin lächerlich geringfügige Stirn wurde von den sich hinaufziehenden Augenbrauen völlig verdeckt. Die hügelige Nase wackelte, und unter dem Schnurrbart wurden grosse, schiefgestellte, stockige Zähne sichtbar, die mich anfletschten. Als ich mich von dem Schrecken über seinen Anblick einigermassen erholt hatte, das Grinsen aber noch immer nicht aufhörte, fuhr ich den Menschen plötzlich so laut an, dass

der andere Beamte erschrocken die Hacken zusammenklappte: „Was haben Sie zu lachen!?" — Die Visage verrunzelte sich zu einer verlegenen Grimasse: „Ich kann doch lachen, wenn ich will." „Wenn" sagte er. Ich schrie auf ihn ein: ,,Sie haben kein Recht mich auszulachen. Wollte ich Sie angrinsen, würden Sie mich wegen Beamtenbeleidigung anzeigen. Sie haben mich genau so anständig zu behandeln, wie Sie es von mir verlangen. Ich lasse mich nicht von Ihnen verhöhnen." Meine Worte bewirkten, dass sich das Gesicht wieder in den gewohnten Faltenwurf auseinanderrollte, sodass der Mann bei meinen letzten Worten wieder genau so dastand wie vor seiner Teilnahmsäusserung. Nach diesem Intermezzo kam, wahrscheinlich durch meine laute Stimme herbeigelockt, der Kommissär — ich vermute, dass er so etwas war — wieder herein und liess mich abführen. Man — wer, weiss ich nicht mehr, wusste es auch wohl kaum, während es geschah —, man brachte mich eine Eisenstiege hinunter und übergab mich einem Aufseher. — Ich vergass zu berichten, dass ich oben alles aus meinen Taschen herausnehmen musste. Das Geld wurde nachgezählt. Ich hatte 171 M. 45 Pf. nebst einem alten dicken russischen Kopekenstück aus dem 17. Jahrhundert, das mir Cläre mal als Glücksmünze geschenkt hatte und einer ungebrauchten bayerischen 10-Pfennig-Briefmarke. Dann kramte auch noch der Beamte in meinen Taschen nach, sogar die Weste musste ich dazu aufknöpfen. Aber ich hatte schon alles selbst herausgelegt, die vielen Papiere und Papierchen — es waren allerdings seit der Haussuchung am Mittwoch nicht mehr halbsoviel in den Taschen wie vorher —, die Brieftasche, die viele Visitenkarten von mir und anderen enthielt, auch Heftpflaster und den Kontrakt mit Henry; mein Notizbuch, meinen Bleistift, Und was sonst noch in meinen zahllosen Rock-, Westen-, Hosen- und Manteltaschen gewesen sein mag. Man brachte mich also dem Gefangenenaufseher des Charlottenburger Polizeigefängnisses, nicht ohne mir auch noch den dicken Spazierstock und sogar den Kneifer abgenommen zu haben. In dem Aufseher, in dessen Gewahrsam ich mich nun befand, lernte ich an diesem Abend den ersten Menschen kennen, der mich weder mit schadenfroher Bosheit, noch mit beamtenmässig korrekter Starrheit behandelte, sondern der mir wirklich menschlich entgegenkam. Ich machte seitdem die Beobachtung, dass alle Gefängnisaufseher, mit denen ich zu tun hatte und habe, bestrebt scheinen, denen, die ihrer Macht unterstellt sind, als Menschen zu begegnen und womöglich eine dem Polizeicharakter gegensätzliche Natur hervorzukehren. Das wird daran liegen, dass der Polizist gewöhnt ist, in seiner amtlichen Tätigkeit im Menschen nur den Verbrecher zu suchen, während sich der Gefängnisbeamte gerade in seiner amtlichen Tätigkeit daran gewöhnt, im Verbrecher den Menschen ken-

nen zu lernen. Die persönliche Freundlichkeit des Mannes fiel mir um so sympathischer auf, als es ihm oblag, mich der allerunangenehmsten Prozedur zu unterziehen. Er nahm mir nämlich zu allem übrigen auch noch Hosenträger, Stiefel, Kragen und Krawatte ab. Aber den silbernen Ring mit dem Mondstein durfte ich an der Hand behalten. Dann musste mir der Aufseher noch einmal den Anzug durchsuchen, wobei er den ganzen Körper abtastete, selbst die Stellen, deren Berührung ich mir weit lieber von schönen Frauenhänden gefallen Hesse. Diese Untersuchung nahm er aber mit soviel Rücksicht vor, wie sie eben zuliess, nämlich mit fortgesetzten Entschuldigungen, dass dies seine Pflicht sei und dass es im übrigen auch schnell erledigt sei. Inzwischen hörte ich eine nahe Kirchuhr schlagen und stellte fest, dass es halb 9 Uhr war. Ich war also gerade eine Stunde in Polizeigewalt und überlegte, dass wir jetzt im Habsburger Hof mit einem recht guten Essen fertig wären und langsam ans Aufbrechen denken müssten. Dabei fiel mir ein, dass ich eigentlich Appetit hatte und ich fragte, ob ich nichts zu essen bekäme. Der Aufseher erwiderte, dass Linsensuppe da sei, da ich die aber wahrscheinlich nicht möge, wolle er sehen, ob er nicht etwas anderes beschaffen könnte. Nach einer Weile kam er mit einem Teller Milchreissuppe an, die er mir als sehr gut pries. Ich nahm ein paar Löffel davon, ohne Gefallen an dem Souper zu finden, und versicherte dem Aufseher aus Höflichkheit, dass die Aufregung, in der ich sei, mir zu weiterem Essen den Appetit verlege. Ich wurde nun in eine dunkle Zelle geleitet, deren ganze Einrichtung in einer schmalen Holzbank und einem kleinen Tisch daneben bestand, auf dem ein Krug Wasser stand und einige Brotreste lagen. Dort wurde ich zunächst eingeschlossen und sass auf der Holzbank, ohne das Geringste sehen zu können. Es schlug drei Viertel, und ich sah im Geiste den Zug aus dem Anhalter Bahnhof dampfen, in dem ich von Rechts wegen hätte sitzen sollen. Ich sass auf meiner schmalen Bank in meiner stockfinsteren Kellerzelle und dachte an — Verschiedenes. Es schlug langsam, sehr vernehmlich, sehr korrekt und etwas unheimlich 9 Uhr. Jetzt kam mir vor, werden es die Bekannten allmählich schon erfahren. Lieschen wird es ins Cafe gebracht haben. Auf den Redaktionen werden sich die liberalen Schmöcke fragen, ob man für oder gegen mich sein solle, ob man mich als gemeingefährlichen Verbrecher zum Gruseln oder als harmlosen Wichtigtuer zum Belächeln den Lesern zum Frühstück servieren solle . . . . Der Aufseher schloss mit klirrenden Schlüsseln die Eisentüre auf und teilte mir beschwichtigend mit, dass ich jetzt ein Nachtlager erhalten solle. Darauf weckte er jemand ,der in einer benachbarten Zelle schlief und brachte nach kurzer Zeit mit dem eine aus drei losen Strohkissen zusammenzusetzende Matratze herein;

darauf kam ein Tuch und dann zum Zudecken eine Pferdedecke. Ich durfte noch ein meiner Zelle gegenüberliegendes Oertchen auf. suchen, dann konnte ich mir's auf meinem Lager „bequem" machen. Ich zog mich also im Dunkeln aus, tastete mich auf dem Steina boden zu meinem „Bett" und versuchte zu schlafen. An dem mörderlichen Jucken, das ich am ganzen Körper empfand, und an der Häufigkeit, mit der sich die nahe Kirchuhr meldete, die ganz pünktlich Viertelstunde für Viertelstunde anschlug, merkte ich, wie wenig mir meine Absicht gelang. Ich sah mit der grössten Lebendigkeit eine Unmenge meiner Bekannten, beteiligte mich an Gesprächen über letzte Wahrheiten und Weisheiten, führte juristische Disputationen über den wahrscheinlichen Inhalt der Paragraphen 128 und 129, die ich fortgesetzt verletzt haben sollte, und von deren Bedeutung ich keine Ahnung hatte, stand vor Gericht und überzeugte in einer forensischen Meisterleistung das Auditorium von der Unsinnigkeit jeglicher Justiz, rief mit Lebhaftigkeit nach dem Kellner, um für mich einen Kaffee schwarz, für Spela einen Cognak zu bestellen, dankte nach der Premiere meines neuen Stückes für den Applaus, riet den Genossen energisch ab, mit Bomben zu werfen, bat Cläre um einen Kuss und Herrn K. um 2000 M. Vorschuss gestand Gertrud L. meine Liebe und widerlegte H. W. seine Existenzberechtigung, kurz: ich hatte tausend Wachträume, die mir durch die infame Kirchturmuhr alle Viertelstunde als Wachträume bestätigt wurden ..... Endlich ging ich auf Flohjagd, was bei der unausgesetzten Bemerklichkeit des Jagdwildes, zugleich aber bei der völligen Dunkelheit der Nacht ebenso kurzweilig wie ergebnislos war. Wirklich: gelangweilt habe ich mich diese Nacht garnicht, im Gegenteil wunderte ich mich bei jedem Anschlagen der Uhr, dass wieder eine Viertelstunde vorbei ging. Besonders hübsch war es, wenn eine volle Stunde herum war. Dann zählte ich ganz langsam; mit. Erst vier Schläge: hell, schneidig, beamtenhaft, im gemessenen Abstand hinter einander her. Dann die Zahl der Zeitstunde, deren erster Anhieb nach einer Erholungspause erfolgte: ein tiefer, ehrwürdiger, im Dienst ergrauter Ton, von langem Atem, der ganz ausströmte. Erst dann folgte ihm ein gleicher, mit demselben Anstand und demselben Wertbewusstsein. Jede Stunde aber schloss sich ein neuer Ton den Kollegen an, der als letzter nachhallte wie das Säbelrasseln eines Würdenträgers, nachdenklich schleppend, und doch blasiert und gebieterisch. Ich freute mich jedesmal, wenn es wieder einen Schlag mehr gab; es kam mir vor, als sei das immer als eine Ueberraschung für mich gemeint, obgleich ich doch vorher wusste, wie oft es anschlagen würde. Ich kann mir kaum eine grössere kindliche Vorfreude denken, als die, die ich nach elf Uhr empfand, darüber, dass ich das nächste Mal zwölf

Schläge zählen durfte. Aber vor ein Uhr hatte ich eine förmliche Angst davor, nach den vier Subalternbeamten nur einen einzigen grabärtigen Herrn heranprusten hören zu sollen. Als es vorüber-war, atmete ich auf, fand es aber ganz fad, dass es nun für viele Stunden mit dem langen Aufmarsch der Honoratioren zu Ende sei. Die zwei Schläge der nächsten Nachtstunde interessierten mich schon garnicht mehr — und dieses Einschlafen meines Interesses für die Kirchturmuhr mag es bewirkt haben, dass sich aus dem Wulst von Eindrücken, Vorstellungen, Merkwürdigkeiten und Empfindungen ein Netz wob, das meine Glieder zu schwerem Schlaf auf die Matratze niederzwang.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher.

Max Reinhardt von Siegfried Jacobsohn. Erich Reiss Verlag Berlin 1911.

Siegfried Jacobsohn will dieses Buch nicht als Kritikensammlung betrachtet wissen, obwohl es aus einer Aneinanderreihung Jacobsohnschen Kritiken besteht. — In der Tat bedeutet das Werk weit mehr als eine Artikelzusammenstellung. Es bedeutet eine Charakteristik Reinhardts als Regisseur und als Kulturwert, die als theatergeschichtliches Dokument Anspruch auf die ernsteste Beachtung hat. Maximilian Harden hat Jacobsohn vor Jahren den besten Berliner Theaterkritiker genannt. Jedenfalls ist er der, der mit der grössten Liebe, mit der strengsten Sachlichkeit dabei ist. Er schreibt über Theater weder als Künstler wie Kerr, noch als Philosoph wie Julius Hart, sondern weil ihm die Schaubühne das Wichtigste auf der Welt ist. Das ist fast rührend an Jacobsohn, dass man ihm zutrauen muss, er sieht alles Geschehen der Welt, alles, was das wirkliche Leben bietet, aus der Perspektive einer vorderer! Parkettreihe, sozusagen durchs Opernglas. Bei dieser steten Einstellung der Augen auf den Bühnenrahmen sieht er kritischer als andere, was auf den Brettern vorgeht. Sein Urteil ist sicher, ruhig und im ehrlichen Willen gerecht. Umso zufriedener kann Max Reinhardt mit dem Buch sein, aus dem immer unter dem nüchternen Bemühen um objektiv kritische Beurteilung der einzelnen Leistungen die helle Verehrung, die freudigste Zustimmung hervorquillt. Jacobsohns Liebe zu Reinhardt hat etwas Wunderschönes. Er vergleicht sich selbst mit dem getreuen Horatio, der das Werk des Meisters der Nachwelt zu erklären hat. So baut er dem Theatermann, der in noch höherem Masse als Laube die Bühnenkunst künstlerisch reorganisiert hat, ein Denkmal, das nicht nur schön und schmeichelhaft ist, sondern dazu auch porträtähnlich. Reinhardts Bedeutung für das moderne deutsche Theater wird scharf sichtbar. Die Liebe des Jüngers hat sein Werk in das strahlende Licht gestellt, in das es gehört . . . Dass Jacobsohn aus den Kritiken, die für den Augenblick geschrieben waren, und nun der Zukunft übergeben werden, Härten, besonders gegen Schauspieler, gestrichen hat, ist zu loben. Doch hätte er da noch strenger gegen sich vorgehen können. Es darf nicht sein, dass ein Künstler von der überragenden Bedeutung Albert Steinrücks in einem Buch, das

den Späteren eine Handhabe für die Beurteilung unserer zeitgenössischen Theaterkunst bieten soll, um einzelner Leistungen willen, die Jacobsohn missfallen haben, schlecht behandelt wird. Ich wünsche dem Werk — um Jacobsohns und um Reinhardts willen — weitere Auflagen, in denen dann auch dieser Schaden kuriert werden mag.

Das Mädchen mit den drei Unterröcken von Paul de Kock. Uebersetzt von E. Scharf - Somssich. Verlag Dr. R. Douglas. — München 1910.

Eine amüsante Belanglosigkeit. Sehr bürgerlich, manchmal albern und etwas sentimental. Warum aus den zahlreichen Werken Paul de Kocks gerade dieses Buch übersetzt werden musste, ist schwer einzusehen. Sollte der deutschen Familie gezeigt werden, dass der verpönte Französe zu Unrecht im Rufe der Frivolität steht? Da täte man dem Dichter Unrecht. Es ist zwar lange her, seit ich von Paul de Kock zuletzt ein Buch las, auch hat mir nichts von allem, was mir von ihm unter die Finger kam, einen bemerkbaren Eindruck hinterlassen; soviel aber weiss ich noch, dass ich ihn nach der Lektüre anderer Bücher als einen Schriftsteller beurteilte, der es darauf anlegte, in der Art zu zoten, wie an kannegiesserischen Stammtischen gezotet wird: ohne echte Derbheit, aber mit dem stillen Feixen, das den Bürger ziert, wenn er verbotene Wege wandelt. In dem vorliegenden Roman fehlt das Element der Zote ganz, und es ist nicht zu leugnen, dass dadurch hier und da ein Gefühl der Oedigkeit erweckt wird. Immerhin aber: man lächelt auch mal, und freut sich schliesslich, dass das Mädchen mit den drei Unterröcken die ganzen 244 Seiten hindurch brav bleibt und dass ihre Tugend über die Lüste der unterschiedlichen Herren, die nach ihren Reizen gieren, — und es sind überführte Gewissenlose! — leuchtend siegt. Uebersetzt ist das Buch vortrefflich, auch die Ausstattung ist recht gut. Doch hätte der Herausgeber nicht zulassen sollen, dass der Verlag dem Roman ein Vorwort beigab, bei dem man nicht umhin kann, das Maul zu verziehen und „wie neckisch !" zu sagen.

Bemerkungen.

Schönherrs Plagiat. Die triefende Seligkeit der liberalen Feuilletonisten über das Theaterstück des Herrn Karl Schönherr, österreichischen Heimatkünstlers, worin die ultramontane Grausamkeit dialektecht in drei Akten gestäupt wird, ist gekitzelt worden und hat sich in flammende Gesinnungstüchtigkeit gewandelt. Man zeigt sich in hohem Masse empört darüber, dass die mit dem Grillparzerpreis belohnte Arbeit nicht blos mehr in ihrer dichterischen Bedeutsamkeit von manchen angezweifelt wird, sondern selbst hier und da als — sagen wir: bedenklich beeinflusst gilt. Ein Stück, in dem das „Inwendig" des Protestanten über die rohe Gewalt der Katholischen siegt! Müssen nicht die Aufgeklärten, die Freigeister, die Atheisten (solange keine Oster- oder Pfingstnummer zu redigieren ist) auf Seiten der Ketzer stehen, die der gar harte Reiter um des Glaubens willen aus der Heimat jagt? Sie müssen. Und

wenn es sämtlichen evangelischen Pastoren noch so unangenehm sein mag, die Liberalen und Monisten, die Freidenker und Atheisten fühlen sich ihnen treu verbrüdert, wenn — den katholischen Fanati. kern der Gegenreformation? ach wo: wenn dem Zentrum von heutzutage eins ausgewischt wird.

Mit Rott für Glauben und Vaterland! Wer das Stichwort gegeben hat, ist ein begnadeter Dichter; wer seine Genialität bestreitet, ist ein Idiot; wer ihm Abschreiberei vorhält, ist ein Schurke!

Ich nehme mir heraus, Herrn Schönherrs „Glaube und Heimat. Tragödie eines Volkes" als einen larmoyanten Schmarrn zu bezeichnen. Eine melodramatische Birch-Pfeiferei ist das, an der nichts echt ist, ausser dem Dialekt. Ein sentimentaler Reisser, zusammengebraut aus Schmalz und Erdgeruch .... Dazu haben wir den ganzen naturalistischen Sturm und Drang durchgemacht, dazu haben wir Hebbel, Grillparzer, Kleist, Ibsen in unsäglicher Mühe dem Verständnis der Zeit erkämpft; dazu hat Frank Wedekind mit seiner rebellischen Dramatik das Gespött eines Jahrzehnts zum Schweigen gebracht, dass das erstbeste rührselige Bilderbogen-Drama, wenn es nur Gesinnung zeigt und bühnentechnisch geschickt gemacht ist, die ganze Gilde der deutschen Literaturkundigen platt auf den Bauch schmeisst! — Man sehnt sich nach Sudermann. Dessen täppisch-routinierte Mätzchen sind überall noch tausendmal erträglicher als die taufrischen Schmachtlappigkeiten dieses Herrn Schönherr. Nie ist die schlappengewöhnte Jury der dramatischen Dichtkunst blamabler reingefallen als bei der Preiskrönung dieser kulissentüchtigen Drehorgelromanze.

Nun stellt sich aber zum Ueberfluss auch noch heraus, dass der Preistragödie eine Anzahl von Eigenschaften fehlen, die nötig wären, um der Arbeit die Anerkennung als selbständige Leistung zu sichern. Zuerst wies in der „Schaubühne" Lion Feuchtwanger darauf hin, dass Schönherrs „Glaube und Heimat" abhängig ist von den beiden Romanen der Handel-Mazzetti: „Jesse und Maria" und „Die arme Margaret". „Wer näher zusieht," schrieb Feuchtwanger, „merkt bald, dass Schönherr eigentlich sein Bestes seinen Quellen verdankt." Es folgt dann eine kritische Gegenüberstellung der Art, wie die Original-Dichterin den Stoff anfasste, und wie ihn Schönherr behandelte, und der Empfänger des Grillparzerpreises schneidet recht übel dabei ab. — Frau Handel-Mazzetti selbst protestierte dann öffentlich gegen die Ausschlachtung ihres Werks. Ein süddeutsches Zentrumsblatt unternahm es, Zitate aus beiden Autoren einander gegenüberzusetzen, und da zeigte sich, dass die Abhängigkeit Schönherrs von seiner katholischen Landsmännin, was auch Feuchtwanger schon behauptet hatte, bis zur Uebernahme von Worten ging; und zwar nicht zufällig irgendwann einmal, sondern

wiederholt und so auffällig, dass man zur genaueren Kennzeichnung des von Schönherr geübten Verfahrens kaum wird auf das Wort Plagiat verzichten können.

Die liberale Presse war genötigt, zu dem Vorwurf, dem der sonst vor ihr verhätschelte Pater Expeditus Schmidt in öffentlichen Vorträgen Ausdruck gab, Stellung zu nehmen. Ihre Haltung war von vornherein gegeben: sie musste schützend ihre Fittiche über ihren bedrängten Liebling ausbreiten, wie die Gluckhenn' bei Schönherr: „i breit' mich über enk; i lass' euch nix g'schehen an Seel' und an Leib." So Hess sie sich zunächst vom Dichter selbst bestätigen, dass er nicht plagiiert habe; alsdann druckte sie einige von den belastenden Zitaten ab, aus denen denn auch zu ersehen war, dass der sowohl bei der Handel-Mazzetti wie bei Herrn Karl Schönherr vorfindliche Gedanke immer nur in einzelnen Worten, niemals aber im ganzen Satzgefüge übereinstimmte. Nachdem man erstaunt die durch einen vertikalen Strich getrennten Parallelstellen gelesen und kopfschüttelnd festgestellt hatte, dass es doch wohl für Herrn Schönherr sehr schwer sein müsse, sich zu rechtfertigen, stiess man dann auf das redaktionelle Résumé Das aber erklärte mit schöner Unbefangenheit: Na also. Jetzt ist die Behauptung, Schönherr habe plagiiert, doch wohl ein für allemal widerlegt. Aus solchen einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten kann nur böser Wille bewusste Beeinflussung herleiten wollen. — Dass die einzelnen zufälligen Aehnlichkeiten dutzendweise auftreten, wird um der guten Sache willen nicht näher beachtet. Die gute Sache ist nämlich längst keine literarische und kulturelle mehr, sondern eine politische. Es ist die Sache des Liberalismus gegen das Zentrum. Einer, der die Aufklärung über den klerikalen Zwang siegen lässt, darf kein Plagiator sein. Das geht nicht.

Wie ich höre, ist das bisher veröffentlichte Material noch lange nicht alles, was als Beweis für Schönherrs literarische Freibeuterei vorliegt. Allerlei Ueberraschendes steht noch in Aussicht. Eines Tages werden auch in den liberalen Zeitungen die Fanfaren plötzlich schweigen, und es wird eine beklommene Stille sein. Aber nachher, wenn sich die ausverkauften Häuser entleert haben, dann wird man schon immer vor der Ueberschätzung eines Werks gewarnt haben, das man von vornherein als die plumpe Mache eines sentimentalen und unselbständigen Stümpers erkannt hatte.

Krawall, Revolte, Revolution. In der Pfalz haben in der jüngsten Zeit Krawalle stattgefunden, weil die bayerische Regierung die Weinstöcke der bäuerlichen Winzer durch Gendarmerie gewaltsam einreiben liess. Die Erfahrungen, die die Bauern bisher mit den ihnen von oben aufoktroyierten Schutzmitteln gegen die Reblaus gemacht haben, müssen recht trübe sein, wenn sie sich zu gewaltsamem Widerstand gegen den behördlichen Eingriff entschliessen. Es ge-

gehört schon ein beträchtliches Mass von Verzweiflung dazu, bei der Entsetzlichkeit der Aufruhrparagraphen im deutschen Reichs-Strafgesetzbuch, die Justiz herauszufordern. — Jedoch: die Reblaus-Schutzmassnahmen sind ja zum Besten der Pfälzer Winzer angeordnet worden. Was dem unter Weinreben aufgewachsenen Pfälzer taugt, ist im Münchner Parlament per Majoritäts-Abstimmung beschlossen worden. Sträubt er sich gegen die Wohltat, die ihm geschieht, so fliegt er in den Kerker. Es ist doch hübsch, dass Vater Staat sich seiner Kinder annimmt I

Die bayerische Regierung wird die Rechtsprechung mobil machen. Es wird kräftige Freiheitsstrafen geben, und die Beschlüsse der Gesetzmacher werden Geltung erlangen, ob auch die von der Wohltat Betroffenen fürchten, daran zugrunde gehen zu müssen. Weit schwieriger gestaltet sich für die französische Regierung die Widersetzlichkeit der Winzer des Marne-Bezirkes gegen die Ausführung des Beschlusses, ihnen die Vergünstigung des Namensschutzes für ihren Champagner zu entziehen, mit der sie vor wenigen Jahren kümmerlich Katastrophen der Verzweiflung vorbeugte. Diese Champagner-Bauern sind rabiate Kerle. Sie kämpfen ohne Rücksicht darauf, dass durch ihr Monopol die Nachbarn in Not und Elend geraten, für ihre Existenz. Ihre Wut richtet sich gegen die kapitalistischen Sektfabrikanten, denen sie die Lager zerstörten, deren Weinvorräte sie vernichteten. Gerade dieses Loswüten gegen die, die aus ihrer Arbeit den reichsten Nutzen ziehen, beweist den Charakter der Unruhen als Hungerrevolten. Die französische Regierung aber ist in einer bösen Zwickmühle: Gewährt sie den Marne-Winzern was sie verlangen, so ist die ganze übrige Champagne benachteiligt, und der Brand, der in Epernay notdürftig gelöscht ist, flackert an etlichen anderen Orten auf. — Wer aber an der Vortrefflichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zweifelt, ist ein Hallunke.

Mexiko steht seit Monaten in Revolution. Weiss irgend ein deutscher Zeitungsleser, worum es sich handelt? Man liest von Schiessereien, Zusammenstössen, Erfolgen und Misserfolgen bald der Regulären, bald der Aufständischen. Was aber das Volk rebellisch gemacht hat, danach wird man Morgenblatt und Abendblatt vergebens um Auskunft bitten. Zur Orientierung diene folgendes: Die wesentlichste Veranlassung zu der mexikanischen Revolution war ein Gesetz, nach dem ein Jeder beliebige Landdistrikte für sich begehren durfte, sofern der Besitzer nicht einen „vollkommenen Rechtsanspruch" auf das Grundstück geltend machen konnte. Da das Land stets gewohnheitsrechtlich in den Händen der Bauern war, die es vom Vater und Grossvater übernommen hatten, konnte das kaum einer. Das neue Landgesetz war eben in Kraft, da bildeten sich Landgesellschaften, die durch Agenten ermitteln liessen, wo schöne und fruchtbare Ländereien seien, deren Inhaber keinen „vollkommenen Rechtsanspruch" darauf hätten. Der Besitzer, der keine Urkunde vorzeigen konnte, wurde dann durch gesetzliche Gewalt von der Scholle getrieben, die seine Familie viele Generationen lang bebaut hatte. Natürlich ging das nicht immer ganz glatt vonstatten. Die Bauern leisteten Widerstand, Militär rückte an, Maschinengewehre knallten, — die Revolution war im Gange. Der Vater der neuen Landgesetze heisst Porfirio Diaz und ist Präsident der Republik Mexiko. Der Vater der Landgesellschaften und unternehmendste Grundstücksexpropriateur heisst Romero Rubio und ist der Schwiegervater des Präsidenten. — Ich

teile die Tatsachen, über die der „Sozialist" nach dem ,.American Magazin" ausführlicher berichtet hat, den Lesern mit, weil ihnen von den Tageszeitungen zugemutet wird, sich für das diplomatische Verhalten der Vereinigten Staaten zu den Vorgängen in Mexiko zu interessieren.

Jagow und Kerr. Das Ehepaar Cassirer-Durieux scheidet aus. Denn die Historie, die dem immer noch lärmenden Literaten-Disput zugrunde liegt, ist veraltet. Man brauchte sich über das spasshafte Verhalten des Herrn Polizeipräsidenten v. Jagow nicht über die Massen aufzuregen. Er hatte, ähnlich wie seinerzeit der Hauptmann von Coepenick, den Stoff zu einem ausgezeichneten Schwank geliefert, blos mit dem Unterschiede, dass der Sieger von Moabit als Leidtragender, der Schuster Voigt aber als Held aus seinem Abenteuer hervorging. Tragisch zu nehmen war das Ausrutschen aus dem Objektiv-Amtlichen ins Subjektiv-Männliche keineswegs. Immerhin aber war es wertvoll zu wissen, dass der Hüter der Polizeizensur, die jawohl bestimmt ist, uns die Geschlechtlichkeit der Menschen als etwas Unzüchtiges bewusst zu machen, sein Zensurpatent als geeignete Visitenkarte ansah, um sich den Zutritt zum Boudoir einer Dame zu verschaffen. Man durfte erwarten, dass ringsum ein dröhnendes Gelächter ausbräche, und dass jeder, den sein Beruf in Gefahr bringt, gelegentlich von der synodalen Frömmigkeit der Zensur um den Ertrag seiner Arbeit gebracht zu werden, sich der Publikation des Jagow-Briefes redlich freute. Aber der Herr Polizeipräsident fand da Freunde, wo er sie gewiss am wenigsten vermutete: in den Literaturcafés. Aufrechte Kulturhüter setzten ihre ernsthaftesten Mienen auf und verteidigten beweglich den Mann, der unter der Uniform steckte. Als Objekt der Entrüstung aber warfen sie einen der ihren der Menge vor, den, der den Brief der Oeffentlichkeit zum Lesen gezeigt hatte, Herrn Alfred Kerr. Wieder einmal das alte Schauspiel: Wo einmal die deutsche Geistigkeit Gelegenheit hat, Solidarität zu zeigen, fällt sie übereinander her. Alle Verärgerten, die durch den Witz, die Kritik, die Aggressivität Kerrs einmal mitgenommen wurden, fühlten den Augenblick der Vergeltung gekommen. Jagows Brief wurde als harmlos, unanstössig ,gentlemanlike erklärt, — oder, weil man doch modern und vorurteilsfrei ist, argumentierte man: wenn der Polizeichef an einer schönen Künstlerin Gefallen findet, so ist das genau so Privatsache, wie wenn ein Käsehändler eine Eierfrau um ihre Gunst bittet. Zunächst stimmt schon das nicht: das Innenleben des Mannes, der die Sittlichkeit einer ganzen Millionenstadt kontrolliert, der jede Frau, die aus ihren Reizen ein Geschäft macht, unter seine Kontrolle bringt; der jede private Liebesbezeigung zwischen zwei Männern, sobald er davon erfährt, zu einer öffentlichen Angelegenheit macht, indem er die Betroffenen dem Strafrichter zuführt, — das Innenleben dieses Mannes muss die Oeffentlichkeit im höchsten Grade interessieren. Die Polizei lebt davon, dass sie das persönliche Verhalten jedes Einzelnen bewacht, beschnüffelt und registriert, und dem Präsidenten dieser Institution solle man ein Privatleben zubilligen?! — Im akuten Fall aber hat der Herr sich noch ausdrücklich auf seine Amtsstellung berufen und sich damit der Adressatin selbst im Glänze seines Schutzmannshelms präsentiert. Der Vorwurf, Kerr habe roh die Hülle von einem zarten Gefühl gerissen, ist daher ganz unberechtigt. Das Gefühl kann noch so zart gewesen sein, die Hülle war öffentliches Eigen-

rum. Kerr hatte das Recht, sie vor aller Augen um und um zu wenden. Jeder von denen, die heute in heiliger Empörung über Kerr herfallen, hätte den Brief Jagows an Desdemona unbedenklich veröffentlicht — und wahrscheinlich weniger geistreich glossiert als Kerr es tat. Ich werfe den Herren, die aus dem Falle Jagow einen, Fall Kerr gemacht haben, keine Unehrlichkeit vor. Es liegt in der schwachen Natur der Menschen, im Groll nicht gerecht wägen zu können. Aber man hätte das Bedürfnis, die Wut gegen einen verhassten Kritiker auszuspritzen, wirklich bis zu einer passenderen Gelegenheit zurückstellen dürfen. Es berührt überaus schmerzlich, bei dem Konflikt zwischen einem, der geistige Werte schafft, und einem, der bestellt ist, geistige Werte in die Fasson loyaler Wohlanständigkeit zu kneten, die Kulturellen an der Seite der Staatsautorität zu finden: Aber für die Beschaffenheit des deutschen Geisteslebens ist der Vorgang symptomatisch.

Humor, Ich übersandte einmal einem bekannten deutschen Witzblatt folgenden Beitrag:

„Auch ein Grund. A. Warum kommen sie denn gar nicht mehr in den „Schwan" an unseren Stammtisch? —

B. Meine Olle erlaubt's nicht."

Darauf erhielt ich folgenden handschriftlichen Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Den uns freundlichst eingesandten Scherz müssen wir Ihnen zu unserem Bedauern zurückgeben, da er sich für unser Blatt nicht eignet. Wir würden uns jedoch sehr freuen, wenn Sie uns bald wieder einen Beitrag aus Ihrer geschätzten Feder zukommen liessen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Redaktion."

Correspondenz.

Die reichliche und teilweise enthusiastische Zustimmung, mit der die erste Nummer dieses Blattes begrüsst wurde, ermutigt mich sehr zur Fortführung der begonnenen Arbeit. Leider entspricht aber bis jetzt die tatkräftige Unterstützung meines Versuchs, mir Gehör zu schaffen, nicht entfernt der platonischen Sympathie, die mir bezeigt wird. Ich danke allen, die mich zu meinem Unternehmen beglückwünscht haben, herzlich; aber ich wiederhole dringend die Bitte, dem „Kain" auch die praktische Förderung angedeihen zu lassen, ohne die er nicht existieren kann. Ob die dritte Nummer noch erscheinen kann, wird ganz davon abhängen, ob eine genügende Zahl von Abonnements bestellt und eine genügende Zahl von Einzelexemplaren verkauft wird. Wer das Weiterbestehen der Zeitschrift wünscht, der sorge dafür, dass seine Buchhandlung sie führt, und dass seine Bekannten sie lesen. — Wer geneigt ist, das Unternehmen durch einen Geldzuschuss soweit zu fördern, dass das Erscheinen gesichert ist, bis die Unkosten sich von selber decken, setze sich mit dem Unterzeichneten in Verbindung.

München, Akademiestr. 9. **Erich Mühsam.**

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: Manchen, Baaderstr. 1a. Tel. 2355.

Von

Erich Mühsam

erschienen folgende Bücher.

Die Wüste. Gedichte. 1904. Verlag des Sozialistischen Bundes. Berlin. (fast vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. Morgen-Verlag. Berlin.

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. R. Pipers Verlag. München.

Ascona. Broschüre. 1905.

Die Jagd auf Harden. Broschüre. 1908.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den Kain-Verlag.


CAFÉ
BAUER
ECKE AMALIEN-
THERESIENSTR.
OTTO

Jahrgang I. No. 3. Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch ans dein Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen.** — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirth. — Die nervenschwache Polizei.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen: (Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Bemerkungen: (Schönherrs Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution.—-Jagow und Kerr.— Humor). — Correspondenz.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage Max Steinebach in München, Baaderstrasse 1 a. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Geschichte des deutschen Arbeiterstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar Dr. **Christian Meyer.**

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer kurzen Einleitung über die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz, die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes von der ältesten Zeit der unfreien Frohnhofwirtschaft an bis herab in unsere Tage der Grossindustrie mit Maschinenbetrieb. Namentlich das alte Handwerksgesellentum mit seinen merkwürdigen, zuletzt vielfach verschnörkelten und grotesken Einrichtungen und Gewohnheiten hat eine sorgfältige Darstellung erfahren.

Geschichte des deutschen Bauernstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Zeit der ältesten festen Siedelungen nach dem Schluss der grossen Wanderungen an bis herab in das 19. Jahrhundert, das in den Stürmen des Jahres 1848 auch die letzten Reste der alten Grunduntertänigkeit unseres Bauernstandes beseitigt und die völlige staatsrechtliche Gleichstellung desselben mit den übrigen Gesellschaftsklassen des Staates proklamiert hat.

Geschichte des deutschen Adelstandes Mk. 1.50

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte, übersichtliche Geschichte des deutschen Adels ist bisher ein Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums gewesen. **Die** vorliegende Schrift versucht diese Lücke auszufüllen. Neu und eigenartig ist die durch alle Phasen der geschichtlichen Entwicklung als Grundinhalt des Adelsbegriffs festgehaltene und konsequent durchgeführte Definition des Adels als einer politischen Machtinstitution.

Jahrgang 1.
No. 3.

München,
Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

,,KAIN erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt tür das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1 a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Aufruf zum Sozialismus.

„Der Staat sitzt nie im Innern der Einzelnen, er ist nie zur Individualeigenschaft geworden, nie Freiwilligkeit gewesen. Er setzt den Zentralismus der Botmässigkeit und Disziplin an die Stelle des Zentrums, das die Welt des Geistes regiert: das ist der Schlag des Herzens und das freie, eigene Denken im lebendigen Leibe der Person. Früher einmal gab es Gemeinden , Stammesbünde, Gilden, Brüderschaften Korporationen, Gesellschaften, und sie alle schichteten sich zur Gesellschaft. Heute gibt es Zwang, Buchstaben, Staat."

„Sozialismus ist Umkehr; Sozialismus ist Neubeginn; Sozialismus ist Wiederanschluss an die Natur, Wiedererfüllung mit Geist, Wiedergewinnung der Beziehung."

Das sind Sätze aus einer Schrift von Gustav Landauer, die eben erschienen ist und den Titel führt: „Aufruf zum Sozialismus", *) und in diesen Sätzen ist in nuce enthalten, woher uns, die wir werbend auf die Tribüne treten,

*) Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag von Gustav Landauer. Berlin 1911. Verlag des Sozialistischen Bundes.

die Verzweiflung kommt, und wohin unsere Sehnsucht will

Gesetze, Reglementierungen, Zentralisationen, Zwangsgebilde sind den Menschen der Gegenwart so selbstverständliche Faktoren der gesellschaftlichen Organisation, dass ihnen jedes Bekenntnis zur Dezentralisation, zur Staats- und Herrschaftslosigkeit närrisch oder verbrecherisch vorkommt. Anarchie, das Wort der Freiwilligkeit, meinen sie, sei Verwirrung. Polizei aber scheint ihnen Ordnung, Kapitalismus Ausgleich, Justiz Gerechtigkeit. Den Begriff Sozialismus haben sie in den Bestand der Dinge eingereiht und nehmen ihn als Flagge einer demokratischen Reformpartei.

Nur an den kleinen Symptomen der gesellschaftlichen Wirrnis wird Rednerei und Kritik geübt, wird gebastelt und gemodelt. Das heisst man Politik; und um das Parlamenteln und Schachern, um die Flickerei und Pflasterei am kranken Körper der Gesamtheit erregen sich die Leidenschaften. Von dem andern, von der Seuche selbst, von all dem Furchtbaren, das die Menschen zu Betrügern und Mördern aneinander, das Unrecht zu Recht, Lüge zu Wahrheit, Heuchelei zu Ehrlichkeit, Diebstahl zu Eigentum, Ausbeutung zu Lohn, Knechtung zu Vertrag, Gewalt zu Liebe macht, wird nicht gesprochen. Selbst da, wo sich die Not der Zeit am traurigsten fühlbar macht, in den Schichten der arbeitenden Bevölkerung, gibt es keinen Kampf, der von innen kommt, der verzweifelt hinausdrängt aus der kapitalistischen Sklaverei, sondern nur einen vorsichtigen Eiertanz im Dunkeln und Dumpfen und ängstliche Scheu vor radikalen Wandlungen und vor frischer Luft.

Die trockne Kathederweisheit des Marxismus hat es vermocht, im unterdrückten Volk jeden frohen Willen zu lähmen. Die entsetzliche Theorie, dass sich die Zeit nach naturnotwendigen Gesetzen wandeln muss, in der Richtung wandeln muss, die Karl Marx und seine demagogischen Spiessgesellen anweisen, hat in Millionen Menschen

den Wahnsinn kultiviert, sie dürften nur zusehen, wie sich der Kapitalismus selbst auffrisst. Man muss ihn nur nähren und pflegen und ihn auswachsen lassen, bis er sich überschlägt, platzt, stinkt und sich an seine Stelle der Sozialismus, vielmehr die komisch-philiströse Zwittergestalt eines sozialdemokratischen Zukunftsstaates präsentiert. — Seit einem halben Jahrhundert ist der Marxismus Evangelium des deutschen Proletariats. Seit einem halben Jahrhundert ist eine These dieser pseudo - wissenschaftlichen Sozialprophetie nach der andern von den Tatsachen der Wirklichkeit ad absurdum geführt worden. Und heute noch winselt die Sozialdemokratie bei den Inhabern der Macht um Beteiligung an der Verwaltung des Staats, den sie angeblich bekämpft. Heute noch sammelt sie in untätiger Geschäftigkeit Stimmen, hunderttausende, Millionen Stimmen zum Bekenntnis zu Marx' Lehren.

Die angekündigte und umfänglich bewiesene Akkumulation des Kapitals ist ausgeblieben: es gibt heute mehr Kapitalisten als vor 50 Jahren. Die Verelendung der Massen die „naturnotwendig" zur Katastrophe führen sollte, ist ausgeblieben: denn der Staat, der ebenso schlau war wie Marx, hat — mit Hilfe der „Sozialisten" — durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung ein Ventil geschaffen, das das Aeusserste verhütet, also geeignet ist, den Kapitalismus zu verewigen. Die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen, die — von den Marxisten anfänglich keineswegs willkommen geheissen — sich aus den Zeitumständen wirklich „naturnotwendig" entwickelten, drehen sich innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft im Kreise herum, erzielen als Produzenten bessere Bezahlung und müssen sie als Konsumenten ihrer Waren selbst wieder hereinbringen; sie schaffen den Kapitalismus sowenig ab, wie sie den Sozialismus herbeiführen, und sie haben das Unternehmertum gelehrt, das stärkste Bollwerk gegen die Gefährdung des Kapitalismus durch wirtschaftliche Kämpfe dadurch zu

schaffen, dass sie selbst sich zu Interessenorganisationen, zu Arbeitgeberverbänden, zu Ringen und zu Trusts zusammengeschlossen haben.

So stellen sich unter der Herrschaft der marxistischen Dogmen die Aussichten des Sozialismus dar. Die Sozialdemokraten aber predigen noch immer die materialistische Geschichtsentwicklung, das Hineinwachsen in den Sozialismus als Krönung des Baus, dessen Grundlagen sie selbst schon als bröckelhaft auf den Kehricht geworfen haben. Denn die Verelendung der Massen behaupten selbst die Frömmsten der Marx-Jünger nicht mehr, und die Konzentration des Kapitals mitsamt der Krisentheorie wird zumindest von den Revisionisten schon stark in Zweifel gezogen, die ja nachgerade kaum mehr etwas andres scheinen wollen, als reformerische Realpolitiker, und die das Wort Sozialismus, wenn sie es bei Wahlreden oder andern Repräsentationsgelegenheiten mal aussprechen müssen, nur unter Aechzen und Würgen aus dem Halse bringen.

Müssen wir denn nun, nachdem wir die gewaltige Bewegung, die unter dem Namen Sozialdemokratie seit einem halben Jahrhundert trübe, faulig und unendlich breit stagniert, als Charlatan-Wissenschaftlhuberei erkannt haben, — müssen wir denn nun darauf verzichten, jemals aus der qualvollen Knechtschaffenheit des kapitalistischen, militaristischen, klerikalistischen Polizeistaats heraus- und in eine menschenwürdige, freiheitliche, im Volke gefügte und auf Gegenseitigkeit gegründete Gesellschaft hineinzukommen? Das müssen wir wahrlich nicht, sofern der Wille zur Freiheit, zur Gerechtigkeit und zum Sozialismus in uns lebendig und zur Tat bereit ist.

Marxens leblose, ertiftelte und erklügelte Theorieen sind an den Tatsachen der Wirklichkeit jammervoll gescheitert. Jede einzelne seiner Aufstellungen ist als falsch erwiesen. Wollen wir zum Sozialismus kommen, so dürfen wir an keinen der Versuche, die — auch mittelbar,

wie der Syndikalismus, der Anarchosozialismus etc. — von seinen Ansichten ausgingen, anschliessen. Wir müssen den Mut finden, zurückzugreifen. Wir müssen den Karren dahin zurückführen, wo er, von Marx geschoben, in den Dreck fuhr, in dem er jetzt erbarmungslos drinsteckt. Wir müssen da anfangen, wo Marx' grosser Zeitgenosse Pierre Joseph Proudhon anfangen wollte.

Der sah die Dinge der Welt nicht mit den Augen des politisierenden Philosophasten, sondern mit denen des freiheitlichen Enthusiasten: und darum sah er sie, wie sie wirklich waren. Er sah das Elend und die Verworrenheit und wusste, dass man dagegen nicht mit theoretischen Systemen kämpft, sondern mit der zugreifenden Hand. Und so riet er zum Anfang, zur Tat, zur Arbeit.

Das ist der Unverstand der kapitalistischen Produktionswirtschaft: es wird gearbeitet ohne Rücksicht auf die Nachfrage. In den Speichern häufen sich die Waren, man redet von Ueberproduktion, aber die, die Waren brauchen, bekommen sie nicht. Mancher Arbeiter fertigt sein Leben lang Hemdstoffe an; sein Auftraggeber jammert über die Krise in der Textilindustrie, die ihm mit seinen Vorräten an Hemdstoffen den Markt verschliesst; aber der Arbeiter, der unermüdlich weiter webt, kommt nie in den Besitz der hygienisch und aesthetisch notwendigen Zahl Hemden. — Diese Absurdität erkannte Proudhon, und so empfahl er die Gründung der Tauschbank, d. h. einer Institution zur Regelung des Austausches der Produkte unter den Arbeitern selbst.

Heute ist eigentlich die Fabrik Arbeitgeber, und es sollte so sein, dass die Kundschaft Arbeitgeber wäre. Arbeitet der Produzierende nur noch für den Bedarf, stellt er also seine Arbeit ausschliesslich in den Dienst des Verbrauchs, dann hat er von selber die Kundschaft, die für ihn Geld, oder — was dasselbe ist — Kredit bedeutet. Die Gründung von Produktiv-Konsum-Genossenschaften, die unter Vermeidung des kapitalistischen Marktes mit-

und füreinander schafften und anschafften, wäre der erste entscheidende Schritt auf dem Wege zum Sozialismus.

Zur Gründung solcher Genossenschaften ruft Gustav Landauer auf. Gruppen sollen sich bilden, in denen sich Menschen vereinigen, die zu gemeinsamem Tun bereit sind. Vorerst ist nur Werbung und Verständigung Aufgabe dieser Gruppen, deren etliche schon bestehen und die sich Gruppen des „Sozialistischen Bundes" nennen. Ehe sie ans Werk gehen können, an den Beginn, bedarf es noch mancher Vorarbeit. Der Staat, die Parteien, der sinnlose Konkurrenzkampf haben vieles zerstört, was als verbindender Geist unter den Menschen war und unter den Menschen sein muss, die Gemeinsames wirken wollen. Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe sind Eigenschaften, die nur mit sehr viel gutem Willen, mit sehr viel Aufopferung und mit sehr viel Nachsicht unter den Menschen unserer Zeit wieder geweckt werden können. Solidarität, die über das gemeinsame materielle Interesse hinausgeht, muss erst wieder in die Menschen hineingetragen werden, — das Mittel, Solidarität, Entschlossenheit, Opfermut und Rechtsgefühl zu beleben, ist die Idee, die zur Ueberzeugung wird, zur Ueberzeugung, dass das Neue das Richtige ist, dass es kommen soll und kommen muss, weil das Alte als schlecht erkannt und nicht mehr erträglich ist.

Sind die rechten Menschen beieinander, solche, deren Wille sich nicht bändigen lässt, Verzweifelte, die keine Materialisten sind, sondern Draufgänger, Unbesonnene, Idealisten, dann wird die neue, die sozialistische Gesellschaft von innen heraus von selbst erwachsen. Dann werden die Gruppen, die zur Arbeit drängen, in eigenen Siedlungen das herstellen, was sie nötig haben. Die verschiedenen Siedlungen werden mit einander in Tauschverkehr treten; der Ertrag der Arbeit wird denen gehören, die sie geleistet haben, und aus den Gemeinschaften, Bünden, Siedlungen, Kommunen wird die neue sozialistische Ge-

Seilschaft erstehen, die gewiss anders aussehen wird als wir sie träumen, und die ganz gewiss besser, menschlicher, schöner, kulturvoller sein wird, als der Staat mit seinen Kasernen, Gefängnissen, Zuchthäusern, Bordellen, Polizeiwachen, Zwangsschulen, Kirchen und Parlamenten.

Was ich hier skizziert habe, ist der dürftige Extrakt dessen, was Landauers „Aufruf zum Sozialismus" enthält. Was da Kritisches über den Staat und über den Marxismus steht, ist ebenso überzeugend, wie das, was Landauer Positives vom Sozialismus und vom Sozialistischen Bunde sagt, begeisternd ist. Wen Theorieen, Kritiken und nationalökonomische Spekulationen nicht interessieren, der lese das Buch um der warmen, starken Leidenschaft willen, mit der es geschrieben ist. Wer aber bei der Lektüre kalt bleibt und nicht selbst zum Eiferer wird, der bleibe ja bei seinem Leisten oder bei seiner Politik; aus ihm soll beileibe kein Proselyt gemacht werden.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Die Freude der Ruhe dauerte nicht lange. Das Schlüsselbund in der eisernen Tür weckte mich. Der Aufseher rief: Aufstehen ! — und ich konnte konstatieren, dass meine jammervolle Zelle in den verwaschenen Konturen der Frühdämmerung sichtbar wurde. Ich musste mich ankleiden: ohne Hosenträger, ohne Kragen und Krawatte, ohne Kneifer, ohne Stiefel, an deren Stelle mir Hauslatschen gebracht wurden. Meine Knochen taten mir von dem harten Liegen überall weh, und die Haut juckte an allen Enden entsetzlich. Ich krempelte den Aermel des Hemdes hoch und bemerkte zahllose Flecken und Stiche, aber noch heute weiss ich nicht, ob mir diese Nacht Flohstiche, Wanzenstiche, Krätze oder nervöse Nesseln eingetragen hat *) und noch heute bin ich die verflucht juckenden Blasen nicht los. Inzwischen wurde ich gewahr, dass es 6 Uhr in der Frühe war, eine Zeit also, die mir zum Zubettgehen vertrauter ist als zum Aufstehen. Aber was will man als einsamer Gefangener gegen die Gewalt der Obrigkeit anfangen?

*) Später stellte sich heraus, dass ich mir auf dem Strohsack des Polizeigefängnisses allerlei Stiche zugezogen hatte, und wenige Tage nachdem ich diese Sätze geschrieben hatte, trat dann auch eine widerliche Scabies in die Erscheinung, die ihr Entstehen ebenfalls dem Aufenthalt dort unten verdankte.

Ich durfte mich nun in einem hässlichen Raum waschen und erhielt einen Topf mit frischem Wasser und dazu ein grosses klitschiges Stück Brot. Mit diesem Frühimbiss wurde ich wieder allein gelassen, sah es langsam heller werden und hatte nicht die geringste Möglichkeit, mich mit irgend etwas anderm als mit meinen Gedanken zu beschäftigen, die nicht eben die tröstlichsten waren, und die sich jetzt ziemlich teilnahmslos von dem viertelstündigen Kirchturmsgruss unterbrechen liessen. Gegen 7 Uhr kam der Aufseher, der nicht mehr so nett war, wie am Abend vorher, holte die Matratze aus der Zelle und erwiderte auf meine Frage, was denn nun eigentlich mit mir geschehen solle, mittags gegen $^1/_2$1 Uhr würde ich wohl dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden. Das war keine erfreuliche Aussicht, jetzt fünf Stunden lang ohne jede geringste Tätigkeit in diesem schandhässlichen Kellerverliess auf der schmalen Holzbank sitzen zu müssen, denn das Herumlaufen in den Sträflingslatschen fiel mir schwer. So legte ich mich also auf die harte Bank und schlief wirklich in kurzer Zeit ein. Plötzlich aber kam der Aufseher, der mir verkündete, am Tage liegen dürfe ich nicht; dann verschwand er wieder. Die Gedanken, die ich ihm nachschickte, waren nicht eben zärtlich, obwohl er sein Verbot mit der Entschuldigung vorgebracht hatte, wenn die Aufsicht kume, würde man ihm Krach machen. Ich setzte mich also auf die Bank, liess den Kopf auf die Knie hängen und versuchte, in dieser Stellung von neuem einzuschlafen. Nach einer bis zwei Stunden, während derer wieder abenteuerliche Ideen und Spekulationen um mein Gehirn geflogen waren wie die Aasgeier um den Galgen, siegte endlich auch wieder die Müdigkeit, und ich schlief trotz der unbequemen Stellung, trotz des Juckens, trotz der traurigen und aufgeregten Gedanken wiederum ein. Eitle Hoffnung, endlich ungestört ausruhen zu können. Kaum waren mir die Augen zugefallen, als mich der Aufseher anrief und mir befahl, ihm sogleich zum Kommissär zu folgen. Auf meine Bitte wurde mir zu diesem Gange wenigstens der Kneifer bewilligt.

Am Ende des Kellers, in dem die Gefangenenzellen lagen, übergab mich der Aufseher einem Polizeimenschen, und so -uninteressant dieser Herr an sich war, so fiel mir doch in dem Moment, wo er anfing, mich die Treppen hinaufzukommandieren, wieder der Charakterunterschied zwischen Polizisten und Gefangenenwärtern auf. Ich kam in einen Saal, wo etwa acht jüngere Leute an einem langen Tische sassen, immer je zwei einander gegenüber, und schrieben: lauter Polizeiakten, dachte ich mir, die da gefüllt werden. Wie fremd muss den armen Menschen, die sie vollgeschrieben haben, die lebendige Wirklichkeit bleiben, die für sie ewig nur „Material" ist. In einer Ecke dieses Bürosaals stand ein Aktenschreibtisch, vor dem

ein beleibterer Polizeimensch sass, der mich ins Verhör nahm. Dieses Verhör bestand darin, dass er mich fragte, ob ich Erich Mühsam heisse, bisher in der . . . Strasse 84 gewohnt habe und gestern abend von dort abgeholt sei. Das bestätigte ich ihm. Hierauf fragte er mich, ob ich denn nun mit dem eben derart geschilderten Erich Mühsam identisch sei, worauf ich antwortete: „Ich vermute." — Diese Antwort setzte den Polizeikommissär offenbar in einige Verwirrung. Nachdem er wiederholt hatte: „So? — Sie vermuten das nur?" — besann er sich eine Weile, nahm dann einen Bogen Papier her und verfasste darauf ein Protokoll, das besagte: „Ich bin mit dem Schriftsteller Erich Mühsam, mosaisch, geboren etc., wohnhaft etc., identisch." Hierunter ersuchte er mich, meinen Namen zu schreiben, was ich zu seiner grossen und deutlich bemerkbaren Beruhigung tat. Eigentlich kitzelte es mich in dem Moment, die Unterschrift nicht zu geben, wozu mich keiner hätte zwingen können. Aber ich war doch schon zu mürbe, um etwa unangenehme Wirkungen eines letzthin schlechten Witzes noch auf mich nehmen zu mögen. Also um zu bestätigen, dass ich mit mir identisch sei, hatte ich den endlich gewonnenen Schlaf abschütteln müssen.

Jetzt durfte ich wieder hinuntergehen. Der Aufseher nahm mir den Kneifer ab, und ich wurde von neuem in die unwirtliche Zelle bei Wasser und Brot eingeschlossen. Weitere Versuche, den Schlaf zurückzubeschwören, misslangen völlig, und ich überliess mich nun meinen Betrachtungen, Erinnerungen und Erwägungen. Ich verglich diese Verhaftung mit der, die ich vor anderthalb Jahren mit Johannes Nohl zusammen in Ascona erfuhr, und stellte fest, dass, obgleich die äusseren Formen damals gröber waren: Fesselung, fast einstündiger Transport zu Fuss mit den schweren Handschellen, Aufstöberung aus dem Bett nach vier schlaflosen Nächten und erst einer halben Stunde Schlummer, Püffe und Gewalt bei der Festnahme — obgleich alle diese Rohheiten diesmal nicht dabei waren, doch meine jetzige Lage unendlich weniger erfreulich sei als die damals. Damals waren wir zwei Freunde, die ein gleiches traf; die ganze Affäre hatte die Romantik des Südens; die Beamten, die uns fortführten, wirkten nicht wie diese Norddeutschen als exakte Mechanismen, sondern als rohe italienische Schlingel; dann kam dort die verwanzte, dreckige, stinkige Zelle zu zweien in dem herrlichen alten „antico castello", von dem man — und gerade von meiner Zelle aus — den prächtigsten Ausblick auf den See und auf die wundervollen Berge hatte, die mit Tagesanbruch immer goldiger in unsre verlausten Käfige schauten; schliesslich die Verständigung zwischen dem Freund und mir durch lautes Schreien von einer Zelle in die andere, in einer Sprache, die die groteske Hexe von italienischer Beschliesserin nicht kannte. — Hier hingegen ich allein, ohne

einen Menschen bei mir, der sich um mich sorgt, und um den ich mich zu sorgen hätte. Alle elementare Brutalität ersetzt durch eine geschäftsmässige, funktionelle Nüchternheit. Und nur ein Umstand, der hier wie dort die Situation komplizierte: die völlige! Unkenntnis gegenüber den Gründen, die die Verhaftung veranlassten. Aber auch darin welcher Unterschied zugunsten Asconas! Dort wussten wir, es liegt nichts vor, und wir haben die Advokaten, den Arzt und, den Friedensrichter des Orts zu Freunden, deren Wink zu unsrer Befreiung genügen würde. Das zeigte sich dann auch: als wir nach achtzehnstündiger Haft trotz unsres lebhaften Verlangens dem „Procuratore" nicht vorgeführt wurden, schickten wir vier gleichlau. tende Telegramme zur Beförderung nach Ascona an die Carabinien, die uns in Gewahrsam hatten: „Senza cosa arrestati: Prego da noi liberare. *) Mühsam. Nohl." Die Telegramme wurden gar nicht abgesandt. Zehn Minuten, nachdem wir sie aufgesetzt hatten, waren wir frei. — (Fortsetz. folgt)

Münchner Theater.

(„Ratten." — „Die Spielereien einer Kaiserin.")

Gerhart Hauptmann war in München lange arg vernachlässigt worden. Es ist kaum verzeihlich, dass ausser „Kollege Crampton", dessen Inszenierung eine der ersten Taten Steinrücks am Hoftheater war, Jahre hindurch keines seiner Stücke auf dem Repertoire der Münchener Bühnen erschienen ist. Seine letzten Dramen sind hier überhaupt nicht gespielt worden. Es wäre sehr zu wünschen, dass einiges von dem Versäumten noch nachgeholt würde. Mindestens sollte man das Glashüttendrama „Und Pippa tanzt" spielen, dessen hoher dichterischer Wert lange nicht genügend geschätzt wird. — Die Aufführung der „Ratten" im Residenztheater hat ja wieder bestätigt, wie stark immer noch die Durchschlagskraft der Hauptmannschen Dramatik ist, und mit wie grossem Unrecht man ihn der Vergangenheit zurechnet.

Man hat der Berliner Tragikomödie in der öffentlichen Beurteilung schweres Unrecht getan. Das ist ein Stück von erschütternder Wucht und von mächtigem Ethos. Ob die Bezeichnung „Tragikomödie" vor der Pedanterie exakter Philologen standhält, scheint mir wenig beträchtlich. Meinetwegen soll man gern einwenden, dass es sich um eine Tragödie handelt, in die eine nebenherlaufende Komödie flüchtig hineinspielt Wesentlich ist nicht der Titel, sondern die Gestaltung. Wesentlich ist, dass die schauerliche Tragik, die aus der verzweifelten Sehnsucht eines enterbten mütter-

*) Grundlos eingesperrt. Bitte uns zu befreien."

lichen Herzens erwächst, Sinn und Gefühl völlig gefangen nimmt, dass Personen, Umstände, Milieu und Handlung von einem Dichter gesehen und erfasst und mit folgerichtiger Grausamkeit zur Tragödie gefügt sind, und dass das komödienhafte Nebenher befreiend und versöhnend wirkt: wie denn auch in Wahrheit überall Tragisches und Komisches nebeneinander geht, und eines dem andern vor die Füsse läuft.

Die Figur des Theaterdirektors Hassenreuther, der in sehr amüsanter Weise die Rolle des Raisonneurs in dem Stück spielt, ist mit der gleichen treffsicheren Wahrhaftigkeit gezeichnet, wie die Träger des eigentlichen Dramas, und wie die ganze Fülle der Haupt- und Nebenpersonen, die unmittelbar oder mittelbar in die Verwicklungen der Kindesunterschiebung hineingezogen werden. Die Charakteristik der unglücklichen Frau John selbst ist meisterhaft. Mit einer Notwendigkeit, die keinen Ausweg lässt, fügt sich ihr Schicksal aus ihren Handlungen. Der gutgemeinte Betrug, ihrem Mann das in seiner Abwesenheit in ihrer Obhut heimlich geborene Kind der polnischen Magd, das sie in Pflege genommen hat, als ihr eignes vorzutäuschen, hetzt sie von einer Angst in die andre. So häuft sie Lüge auf Lüge gegen den Mann, Rohheit und Arglist gegen die richtige Mutter des Kindes und überlässt schliesslich ihrem verwahrlosten Bruder Bruno die Entwirrung des schrecklichen Knäuels ihrer Aengste, der sie so rabiat wie möglich bewirkt: durch die Ermordung des Polenmädchens, das der gehetzten Frau wie das böse Gewissen zusetzt. — Der biedere Maurerpolier John, die getretene Polin Pauline Piperkarcka, die Familie des Theaterdirektors, sein Hauslehrer, der verliebte Theologiekandidat Erich Spitta, nicht zuletzt der gewalttätige Bruder der Frau John — das alles sind Gestalten von ungeheurer Plastik und Sichtbarkeit. Die neue Arbeit darf sich neben den besten Dramen Hauptmanns zeigen.

Herrn Basils sehr tüchtige Regie brachte eine im ganzen recht gute Darstellung zustande. Die typisch berlinische Atmosphäre kam vorzüglich zur Geltung und auch die meisten Einzelleistungen standen auf der Höhe ihrer Anforderung. Die überaus schwierige Rolle der Frau John (deren restlose Ausfüllung natürlich einzig Else Lehmann vorbehalten ist) fand in Frl. Schwarz eine Interpretin, die in Sprache und Gebärde echt war und in Momenten starke Wirkung übte. Auch Basils Maurerpolier John überzeugte durchaus. Die Piperkarcka gab Frl. Terwin, deren reiche Begabung sich hier in der Rolle des misshandelten Proletariermädchens in neuer Beleuchtung zeigen konnte. Gut waren auch Herr v. Jacobi als Erich Spitta, dem er zur äusseren Demonstration seiner Auffassung die Maske Gerhart Hauptmanns gab, und Frau von Hagen in einer Episodenrolle. Leider versagten die Träger der komi-

schen Rollen. Den Theaterdirektor hätte man sich keineswegs als den weltmännischen Causeur gedacht, als der er hingestellt wurde, sondern als stets feierlichen Pathetiker, der mit grossen Schmierengesten toternst seine Phrasen schmettert. Völlig unmöglich war der erste Schauspielschüler. Das ungraziöse Herumhantieren dieses Theaterjünglings war qualvolle Karrikatur statt komischer Unbeholfenheit. — Dagegen ist von zwei hervorragenden Leistungen besonders zu sprechen. Steinrück spielte den verkommenen Bruder der Frau John. Er stand nur kurze Zeit auf der Bühne — aber in diesen paar Minuten stockte einem das Blut im Halse. Dieser rabiate Patron mit der tonlosen uninteressierten Stimme, der gewissenlosen Entschlossenheit und dem gelinden Stich ins Sentimentale — das war einer der stärksten Bühneneindrücke, die ich noch erlebt habe. — Nächst Steinrück gab das Beste Frl. Pricken Diese Schauspielerin ist schon mehrfach aufgefallen, wenn sie Kinderrollen zu spielen hatte: in der „Büchse der Pandora", in „Alles um Liebe" und in „Cäsar und Cleopatra" wirkte ihr kleiner Wuchs und ihr gutes Spiel vortrefflich zusammen. In den „Ratten" hatte sie ein kleines Berliner Mädel zu gestalten, das im Hause der John ihr kleines Brüderchen betreut. Frl. Prickens Selma Knobbe war eine Meisterleistung. Wie die plärrende Nutte schon aussah! Wie von Zille entworfen, und in Sprache, Haltung, Gebärden und Mimik traf sie völlig die Berliner Jöhre. Hier ist ein spezialistisches Talent, das ganz bedeutende Qualitäten hat. Betrachtet man die Münchner Aufführung der „Ratten" im ganzen, so darf man den Dichter, das Residenztheater und die Darsteller beglückwünschen .

Einerr sehr interessanten .Theaterabend verdankten wir dem „Neuen Verein", der am 15. Mai „Die Spielereien einer Kaiserin", von Max Dauthendey zur Uraufführung brachte. Das Versdrama behandelt in sechs Bildern die Geschichte der russischen Kaiserin Katharina I. Vielmehr: es zeigt in sechs Bildern die Geschichte der Liebe Katharinas zum Feldmarschall Menschikoff. Vielmehr: es stellt sechs Bildern, in denen Katharina sich gleich bleibt, und in einem Zeitraum von 25 Jahren, als Dragonerweib, als Maitresse des Feldmarschalls, als Gattin des Zaren und als Selbstherrscherin mit ihrem Schicksal und ihrer Liebe spielt und aus ihrem Spiel — naiv und raffiniert zugleich — ihr Schicksal und das ihrer Liebe fügt. Die grosse Verskunst Dauthendeys schafft eine Sprache von blendender Schönheit, die grosse Bildpracht seiner Phantasie, die wir aus seinem prachtvollen Novellenband „Lingam" kennen, schafft Szenen von grosser Lebendigkeit und Konzentration. Ein Drama — so nennt der Dichter sein Werk — ist aus den „Spielereien einer Kaiserin" nicht geworden, aber eine Aneinanderreihung von Momenten aus dem Leben Katharinas, deren jeder zu einem fein ziselierten Kabinettstück verarbeitet ist.

Als Darstellerin der Katharina war Tilla Durieux von Berlin gekommen. Es ist nicht denkbar, sich die Figur der schönen Frau, die ein Gemisch von unschuldigem Volksweib, Kurtisane, Heldin, Abenteuererin und Idealistin ist, vollkommener verkörpert vorzustellen, als die Durieux sie spielte. Sie war strahlend schön, überlegt und sicher, leidenschaftlich und zurückhaltend — und in jedem Augenblick bezwingend. Die Durieux verfügt über die stärksten äusseren Wirkungsmittel, die sie imponierend bändigt. Sie ist zu klug, um der Gefahr des Virtuosentums zu verfallen, zu stark und gesund, um ihre Kunst an Nebensächlichkeiten zu zersplittern. (Man vergleiche sie nicht mit der Eysoldt. Die ist intuitiv, wo die Durieux bewusst ist. Die Durieux steht mit beiden Füssen auf dem Boden, die Eysoldt lässt sich von ihrer Eingebung tragen. Meine tiefere Liebe gehört Gertrud Eysoldt. — In der Gestalt der Katharina konnte Frau Durieux ihr ganzes fabelhaftes Können zeigen; der Eindruck ihrer Persönlichkeit war mächtig.

Es ist in der Rolle begründet, dass neben der Figur Katharinas alle anderen in den Hintergrund treten. Selbst ihr Geliebter, der Feldmarschall Menschikoff, ist eigentlich Nebenperson. Albert Steinrück konnte nur manchmal zwingend wirken. Er bewegte sich weniger sicher, als wir es von ihm gewöhnt sind und gab keinen einheitlichen Charakter. Der Zar Peter wurde von Herrn Basil kräftig und glaubhaft gestaltet. Sehr anmutig war Frl. Terwin als Prinzessin Sascha und auch Herr Schwanneke, der einen geckenhaften französischen Grafen spielte, tat sein Bestes.

Hoffentlich wird das Stück, das bei dieser privaten Aufführung sich als sehr wirksam bewährt hat, und das schon mehrere Jahre alt ist, nun endlich auf den ständigen Bühnen Eingang finden.

Bemerkungen.

Der unzüchtige Marquis. Einem Münchner Staatsanwalt (er hört auf den Namen Dr. Hass, womit an und für sich ja wenig gesagt ist) ist es gelungen, einen Gerichtsbeschluss herbeizuführen, der geeignet scheint, dem schamhafteren Teil der bayerischen Bürgerschaft das beglückende Gefühl erhöhter Moralsicherheit leinzuflössen. Es handelt sich um Zeichnungen des Marquis de Bayros, und der Dr. Hass wurde geradezu lyrisch, als er seinem Abscheu vor diesen Erzeugnissen Ausdruck gab. Der Maler hätte sich vor dem Schwurgericht verantworten sollen, war aber nicht gekommen, weil er, wie ihm von österreichischen Aerzten bestätigt wurde, nervenleidend ist. Herr Dr. Hass schloss aus seinem Fernbleiben, dass er sich „dem beschämenden Schauspiel, das ihn erwartete, durch die Flucht entzogen" habe und beantragte und bewirkte die Erlassunng eines Haftbefehls gegen den Marquis de Bayros und die Beschlagnahme seines in Deutschland befindlichen Vermögens. Sein nacktes Leben hat der Künstler, da er sich im Ausland befindet, glücklich aus den Fingern der Justiz gerettet; die Beschämung bleibt also uns übrigen.

Marquis de Bayros ist beschuldigt, „im Dezember 1907 in München 16 von ihm selbst gefertigte unzüchtige Zeichnungen dem Dr. Semerau *) zur Verbreitung mit dessen Werk „Die Geheimnisse am Toilettentisch" übergeben und ein Mappenwerk „Die Purpurschnecke" angefertigt, feilgehalten und verkauft zu haben, das gleichfalls unzüchtige Bilder enthalte." — Der Staatsanwalt fand die Seele des deutschen Volkes dadurch bedroht, dass der Angeklagte seine graziösen Laszivitäten einem kleinen Kreise von Bekannten zugänglich gemacht hat (an denen wahrscheinlich doch nichts mehr zu verderben war), und dass besagtes deutsches Volk Gelegenheit erhielt, bei Anlegung eines Vermögens von etwa 100 M. aus seiner Unschuld und Harmlosigkeit roh aufgeschreckt zu werden. Der Herr Staatsanwalt musste sich höllisch anstrengen, um seinen Zweck zu erreichen. Er musste Schiller und Goethe zitieren und sich auf den von ihm „hochverehrten Michelangelo" berufen, um die Verworfenheit des Angeklagten ins rechte Licht zu stellen. Da er sich auf das Zeugnis des Professors Stuck stützen konnte, der erklärt hat, dass ihm die Zeichnungen des Herrn de Bayros „trotz ihrer künstlerischen Ausführung, infolge der dargestellten Vorgänge äusserst widerwärtig" seien, so verfolgt jetzt (wir schreiben 1911) einen anerkannten Künstler um seiner Produktion willen ein Steckbrief.

Die Anstrengungen des Staatsanwaltes Dr. Hass, in dem Marquis den Verbrecher zu entlarven, und der Gerichtsbeschluss, in dem die Auffassung recht behält, dass man einen Künstler vom Range de Bayros' nicht frei herumlaufen lassen darf, sind zwar wertvolle Beiträge zum Kapitel Justiz und Leben, — viel interessanter aber scheint mir das kollegiale Gutachten des Herrn Professors Stuck. Wir haben uns zu vergegenwärtigen: Stuck erbietet sich, vor Laien — man lese es in Oscar Wildes Lebensgeschichte nach, wie Schwurgerichte gegen Kulturmenschen zusammengesetzt werden — die Meinung zu vertreten, dass Kunstwerke nicht nach ihrem Ausführungswert, sondern nach den dargestellten Vorgängen zu beurteilen sind. Damit begibt sich der Herr Professor unzweideutig auf den Standpunkt der Pornographenjäger Kausenschen Kalibers. Ausgerechnet Stuck, dessen harmlos-dämonische Leibermalerei ihn ehedem in den Geruch der Hypermodernität brachte, und über dessen Modernität man heute milde zu lächeln geneigt ist.

Will man das Wort „Pornographie", mit dem ein heilloser Unfug getrieben wird, überhaupt gelten lassen, so darf es nur die Bedeutung haben: unkünstlerische Darstellung geschlechtlicher Situationen. Besser wäre es schon, man verzichtete ganz auf Ausdrücke, die in sich selbst eine moralische Betonung haben. Wenn aber jetzt Künstler selbst antreten und sich moralisch über Werke entrüsten, deren objektiven Wert sie anerkennen müssen, dann entsteht die üble Begriffsverwirrung, die die Beurteilung ästhetischer Werte dem Kadi und gar den Geschworenen überträgt.

Strafte der § 184 einfach den, der geschlechtliche Vorgänge darstellt mit Gefängnis, den, der sexuelle Spezialitäten im Bilde zeigt, mit Zuchthaus, so wäre seine Anwendung ebenso trocken, gemütlos

---

*) Nach Fertigstellung dieses Heftes kommt die Nachricht von der im Ausland erfolgten Verhaftung des Dr. Semerau. Die ungeheuerliche Tatsache dieser Verhaftung kann hier leider nicht mehr gebührend gewürdigt werden. Man gedulde sich einen Monat. Ich hole inzwischen aus.

und ungerecht wie die eines jeden andern Gesetzparagraphen, aber immer noch weitaus ertraglicher als das Operieren mit dem vagen Begriff „unsittlich" oder „pomagraphisch" oder gar die Diskussion, vor der Richterbarre, ob einem Werke künstlerische Bedeutung beizumessen sei oder nicht. Die Verhandlung über das Werk des Marquis de Bayros hat ja gezeigt, wohin die Handhabung des ge, lenkigen Paragraphen heutzutage führt: der Staatsanwalt kümmert sich um den künstlerischen Wert der Zeichnungen und der Kunstsachverständige um ihr Thema. Der Hass wird lyrisch und der Stuck ethisch, — der Angeklagte aber hat sich dem beschämenden Schauspiel durch die Flucht entzogen.

Georg Hirth wird in diesen Tagen siebzig Jahre alt. Man wird ihn in Festartikeln und beim Wein feiern, wie es sich am Ehrentage eines um den Geschmack unsrer Tage sehr verdienten Mannes gehört. Ich möchte nicht zurückstehen, und ich glaube, Herr Doktor Hirth wird den Glückwunsch zu achten wissen, der sich nicht am Weihrauchstreuen genug tut, sondern kritisch wertet, wie sich das Lebenswerk eines ehrlichen Kulturwillens heute darstellt. Als die „Jugend" gegründet wurde, wirkte sie wie ein Freudenschuss in der Nacht. Das deutsche Lesepublikum, an die kitschigen Bilderdrucke der „Gartenlaube" und des „Daheims" gewöhnt, wurde plötzlich gewahr, dass es über die Genremalerei hinaus eine Kunst gibt, die in Ausdruck, Farbe und Geste jugendliche Lebendigkeit hat. Es wurde erinnert, dass der Mensch nackt auf die Welt kommt, dass er fröhliche Sinne hat, und dass die bisher überall muckerisch verhüllten Formen des menschlichen Körpers schön genug sind, um sie zur Freude des Auges und des Gteistes auch ausserhalb der Museen im Bilde zu zeigen. In lustigen Karikaturen wurde der pfäffische Feigenblattgeist verulkt; in Skizzen, Novellen und Versen sagten von der Wohlanständigkeit ängstlich gemiedene Dichter ketzerische Bekenntnisse, und munterer Witz erschütterte den fundierten Respekt vor allen traditionellen Dogmen. Trotz ihrer patriotischen Richtung — die „Jugend" war ein revolutionäres Blatt, ein Blatt der Neuerung und Hoffnung, das seinem famosen Titel Ehre machte. Bildende und schreibende Künstler, von denen die Menge nichts gewusst oder die sie spottisch und ärgerlich belächelt hatte, wurden populär, und Georg Hirth war der Mann, dessen Energie, Opfermut und fortschrittlicher Geist, unbeirrt durch Kabalen und Rankünen, durch Angriffe und Sittlichkeitsgezeter, der heiteren Festlichkeit der „Jugend" zum Erfolg verhalf. Das beste Zeugnis, das man einem Menschen ausstellen kann, Georg Hirth hat es verdient: er hat gewirkt. Ihm danken wir eine Läuterung des Geschmacks bei der grossen Masse, die vor 15 Jahren noch unmöglich schien. Man vergegenwärtige sich nur die Variationen des Werlbegriffs „Jugendstil". Als das Wort aufkam, war es das Kampfgeschrei der „Modernen". Den Vielen galten die Linienarabesken der neuen Ornamentik als übelste Geschmacklosigkeiten — bis sie sich durchsetzten; bis sie in allen Massenartikeln der Warenhäuser prangten, — bis sie — so ist es heute — uns als überlebter Kitsch zum Speien zuwider geworden sind. Der „Jugendstil" gehört der Vergangenheit an, und das ist überaus erfreulich, denn es zeigt, dass sein Aufkommen der Entwicklung einen so kräftigen Stoss nach vorwärts gab, dass er selbst sich nicht

so lange festsetzen konnte, wie der Gute-Stuben-Stil der drei Jahrzehnte vorher. Hirth's Verdienst. Und Hirth's Verdienst ist es auch, dass der Anstoss, den die „Jugend" selbst der künstlerischen Einsicht des deutschen Volks gegeben hat, so stark war, dass der Geschmack der Zeit das, was die „Jugend" im Anfang bot und heute noch bietet, längst überholt hat. Dass die „Jugend" nicht schrittgehalten hat mit der Zeit, ist nicht Hirts Verschulden. Er hat deutlich gezeigt, was er wollte: die Jungen an der Spitze marschieren lassen. Hirth hat so lange wie wenige zu den Jungen gehört. Heut aber sieht er wohl nicht mehr, dass die Jugend schon: ganz woanders ist wie die „Jugend". Der ist das Publikum nachgerückt, und die Zeitschrift, die einst die Standarte im fröhlichen Kampfe war, hat ihr gärend Drachengift zur Milch der frommen Denkart gerinnen lassen und ist heute ein Familienblatt, das in keinem besseren Haushalt fehlt. Das aber ist das Schlimmste, dass ihr der Charakter als Familienblatt bewusst geworden ist, dass sie Rücksichten nimmt auf den Spiesser, der ihr Abonnent ist, und dass sie das Draufgängertum, das Junge, das Kräftige und Neue jetzt Schulter an Schulter mit dem Philister bekämpft. Hirth ist nicht verantwortlich dafür, dass die Mitarbeiter an seinem Blatt heute nicht mehr nach Talent und frischem Wollen gefragt werden, sondern nach bravem Lebenswandel und loyaler Gesinnung. Möge er die „Jugend" eines Tages wieder von neuem, freiem, kämpferischem Geist belebt sehen, der sie ihres Namens wert mache! Das ist mein Wunsch für den Siebzigjährigen.

Die nervenschwache Polizei. Ein weitverbreitetes Vorurteil meint, dass es der Polizei vor gar nichts graust. Erinnert man sich der abgeschlagenen Hand in Breslau, des Totschlags an dem Arbeiter Hermann oder des Selbstmords des Studenten Dubrowsky in Berlin, so könnte diese Ansicht berechtigt erscheinen. Sie ist es aber nicht. Die Münchner Polizei nämlich, die kürzlich an der Leiche eines gestürzten Gauls Strassenschlachten schlug, hat jetzt ihr empfindsames Gemüt entdeckt. — Der Wiener Maler Max Oppenheimer veranstaltet gegenwärtig in der „Modernen Galerie" bei Thannhauser eine Ausstellung seiner Werke. Eines der Bilder wünschte der Künstler Bis Vorlage zum Plakat der Ausstellung zu verwenden. Es stellt einen nackten Mann dar, der sich mit den Händen die Brust aufreisst, aus der das Blut strömt. Die Polizei hat den öffentlichen Anschlag des Plakats verboten mit der Begründung, dass es ihr obliege, für die Wahrung des guten Geschmacks zu sorgen. Die Nacktheit des dargestellten Mannes kann für die Polizei kein Grund zum Einschreiten gewesen sein. Denn das, worauf sich bei Aktbildern das Konfiskationsinteresse der Behörde zu konzentrieren pflegt, ist auf dem Oppenheimerschen Plakat nicht sichtbar. Es bleibt nun also keine Annahme übrig als die, dass es dem Münchner Zensor vor dem roten Farbfleck auf der Brust des Junglings gegraust hat. Leute, die etwas davon verstehen, finden die Ausstellung Oppenheimers ausserordentlich schön; die Münchner Polizei besinnt sich auf ihren Beruf als Hüterin des guten Geschmacks und bewahrt das Publikum vor dem Anblick der blutigen Aftiche. Die Münchner Polizei kann offenbar kein Blut sehen, — wenigstens kein gemaltes.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach. München, Baaderstr. 1 u. l a. Geschäftsstelle: München, Baaders«-, la. Tel. 2355.

An die Leser!

Das Weitererscheinen der Zeitschrift „Kain" ist gesichert. Wer aus Furcht um seinen Taler bisher kein Jahresabonnement wagen wollte, mag das Blatt jetzt getrost bestellen. — Sobald wie möglich soll der „Kain" ohne Preiserhöhung in größerem Umfange erscheinen. Die zahlreichen Zuschriften, die ich erhalte, und die teils die zweite Nummer auf Kosten der ersten, teils die erste auf Kosten der zweiten loben, bestätigen mir, daß ich in der Redigierung der Zeitschrift so fortfahren soll, wie es mir richtig scheint. Wem meine Art gefällt, der werbe für das Blatt.

München, Akademiestr. 9. **Erich Mühsam.**

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. 1a.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Von

Erich Mühsam

erschienen folgende Bücher.

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1 a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. No. 4. Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang I.
No. 4.

München,
Juli 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Widmung.

**An allen früchten unbedenklich lecken;
vor Gott und Teufel nie die Waffen strecken;
Künftiges mißachten; früheres nicht bereuen;
den Augenblick nicht deuten und nicht scheuen;
dem leben zuschau'n; Andrer Glück nicht neiden;
stets Spielkind sein, neugierig noch im Leiden;
am eignen Schicksal unbeteiligt sein:
Das heißt genießen und geheiligt sein.**

Menschlichkeit.

Der Untertitel dieser Zeitschrift hat zu Missverständnissen Anlass gegeben, was mir durch mehrere Besuche und durch mehrere Briefe, die ich empfing, deutlich geworden ist. Ich halte es daher für angezeigt, ehe mein Blatt in den von mir durchaus nicht erstrebten Ruf einer Wohltätigkeitsanstalt kommt, den Lesern mitzuteilen, was ich unter Menschlichkeit begreife.

Die Tatsache, dass ich plötzlich Herausgeber einer Zeitschrift geworden bin, muss — trotz der ehrlichen Mitteilungen ans Publikum, wie die Finanzlage des Unternehmens bei seiner Gründung beschaffen war — bei manchen Leuten den Verdacht erweckt haben, ich sei Kapitalist. Einige von ihnen traten an mich heran und wollten mich anpumpen, wobei sie sich darauf beriefen, dass ich als öffentlicher Verkünder der Menschlichkeit doch zu allererst zur charitativen Betätigung dieser Eigenschaft verpflichtet sei.

Die mit solchen Ansichten und Absichten zu mir kamen, waren in zwei Irrtümern befangen: erstens täuschten sie sich darin, dass sie mich für einen begüterten Herrn hielten, zweitens darin, dass sie meinten, das Fremdwort Menschlichkeit heisse auf deutsch Charitas.

Um vorweg eine eindeutige Definition zu geben: Menschlichkeit bedeutet die unverdorbene, natürliche, wechselseitige Einstellung der Menschen zueinander; auf ehrlichem Urteil und anständiger Gesinnung ruhende Beziehungen; Wille zu Gerechtigkeit und Nächstenliebe und Kampf auf bis zur Geistigkeit erhöhtem Niveau.

Mit dem Titel dieser Zeitschrift habe ich ausdrücken wollen, dass ich es mit den Schlechtweggekommenen halte, die keine Duckmäuser sind, sondern Selbständige, Starke, zur Rebellion Bereite, und die gewillt sind, Zustände reinlicher Menschlichkeit, da sie bis jetzt nirgends vorhanden sind, schaffen zu helfen. Mit Humanität im Sinne

von Mildtätigkeit hat die Menschlichkeit, die ich meine, garnichts zu tun.

Die Tatsache, dass Humanität und Menschlichkeit nach allgemeinem Sprachgebrauch und nach den lateinischen und französischen Vokabularien Synonyme sind, ist mir allerdings bekannt. Mir ist aber auch bekannt, dass die Römer das Wort humanitas hauptsächlich gebrauchten, um damit eine freundlichere Behandlung der Sklaven auszudrücken, als sie allgemein üblich war. Und ferner ist mir aufgefallen, dass die deutsche Sprache die Anwendung fremdländischer Bezeichnungen besonders da liebt, wo eine Entwertung und Herabwürdigung des deutschen Begriffs beabsichtigt ist. Es wird niemand leugnen wollen, dass es z. B. weitaus höflicher ist, von dem Gesicht einer Dame zu sprechen, als von ihrer Visage. Wer seine Geliebte hochachtet, wird sie ungern als seine Maitresse bezeichnet hören. Der Besitzer eines neuen Hutes oder Regenschirmes wird wenig erfreut sein, wenn man seine schönen Dinge zum Chapeau und Parapluie erniedrigt, und ein Ritter ist ein viel männlicherer Kerl als ein Kavalier, den man sich blos im Smoking vorstellen kann.

Gradeso ist die Humanität eine verwaschene, korrumpierte, unbeseelte Abart der Menschlichkeit, und dass man dieses Wort kaum mehr anders als in der Bedeutung der Humanität gebraucht, beweist nur, dass alle wirkliche Menschlichkeit über Politik und Geschäft verloren gegangen ist.

Heutzutage glaubt man, es wer weiss wie weit in allgemeiner Menschlichkeit gebracht zu haben, und preist diese Zeiten des Fortschrittes und der Kultur als himmelhoch erhaben über jene fluchwürdige Vergangenheit, in der unzählige Menschen ihresgleichen als Sklaven hörig waren. Es sei hier nur nebenbei die Frage aufgeworfen, ob die Einrichtung der Sklaverei denn wirklich aufgehört hat. Ich glaube: nein. Der Unterschied ist nur der, dass ehemals der Arbeiter als Sklave nur einem einzigen Herrn

gehörte; jetzt gehört er dem ganzen Stande der Herren, den man das Unternehmertum nennt. Ob dieser Zustand viel angenehmer ist für den Exploitierten als der frühere, muss dahingestellt bleiben. Freiheitlicher ist er ganz gewiss nicht.

Aristoteles ist der Ansicht, dass die Sklaverei durch die Naturordnung bedingt sei, da das Niedere dem Höheren dienen müsse. Die in unseren Tagen das Wort Sklaverei empört von sich weisen, den Kapitalismus aber — das ist das Recht auf den Arbeitsertrag der „Niederen" — ebenfalls als durch die Naturordnung bedingt hinstellen, sind nicht lauter klügere, freiere und menschlichere Leute als Aristoteles.

Man mag mich gemütlos schelten, wenn ich den Vergleich zwischen den Zeiten der Sklaverei und denen der Menschlichkeit noch ein wenig fortführe. Stirbt heutzutage einem Gutsbesitzer ein Pferd oder eine Kuh, so ist das ein Verlust, der recht empfindlich ist. Im Viehstall wird daher auf gute Versorgung des Bestandes viel Mühe gewandt. Stirbt ein Knecht — diese Würde steht viel höher als die eines Sklaven — so ist das sein eigenes Missgeschick. Für den Gutsherrn ist er schnell und ohne Unkosten zu ersetzen. Als die Wohlhabenden noch Sklaven hielten, war es anders. Da repräsentierte jeder Arbeiter für seinen Herrn einen positiven Wert — wie heute das Pferd und die Kuh —, sein Tod war schmerzlich fühlbar. Daher lag es sehr im Interesse des Brotgebers, dem Arbeiter lebenerhaltendes Unterkommen und auskömmliche Verpflegung zu sichern. Ebenso wurden die leibeigenen Frauen vorsichtig und in aller hygienischen Sorgfalt gehalten, damit sie im Stande blieben, gesunde und arbeitsfähige Sklaven zu gebären, und die Kinder, die einmal diese Sklaven werden sollten, wurden natürlich erst recht gehütet und vor Unterernährung und schwächenden Einflüssen ängstlich bewahrt.

Heute schützt dieser rohe Sklavenhalter-Egoismus die Kinder nicht mehr vor Not und Hunger. Skrophulose

und ähnliche Symptome mangelhafter Lebenshaltung kennzeichnen die Entwicklung der Menschlichkeit am Körper der Kinder. Vater Staat, dessen Interessen mit denen seiner besitzenden Sachwalter identisch sind, hat wichtigere Dinge zu tun, als sich um die Proletarierbälge anders zu quälen, als durch Zuführung religiöser Zuverlässigkeit und vaterländischer Begeisterung. Gottseidank finden aber alternde Damen Musse genug, sich des Jammers der Hungernden zu erinnern, deren Ausdünstung ja nicht in die Bezirke ihrer Villen dringt. Und sie arrangieren Wohltätigkeitsbazare mit Orchideen und Pommery, vergnügliche Maskenbälle, Gartenfeste oder gar Dilettanten-Aufführungen.

Kürzlich trug man die Menschlichkeit sogar auf die Strasse. Jedermann musste Margeriten kaufen, damit den nicht auf dem Wege über das Standesamt gezeugten Kindern das Elend der ersten Lebensjahre erleichtert werde. In München kamen gegen hunderttausend Mark dabei heraus, und der gute Bürger, der an jenem Tage auch ein Blümchen im Knopfloch trug, kann frohen Herzens ein Lied summen, da er zu dem Werk der Menschlichkeit sein Scherflein beigetragen hat. Wir werden nämlich nun wohl nächstens lesen, dass für das Geld ein Fürsorgebüro für uneheliche Kinder errichtet wird, zu dem soundsoviele Beamte engagiert werden und dessen Instandhaltung soundsoviele tausend Mark jährlich kostet. — Auch werden gewiss manche Kinder ihren lockeren Müttern abgenommen und frommen Familien zu einer Erziehung zugeführt werden, die die hereditären Einflüsse der bedauerlichen Herkunft in der Seele des Kindes zu verwischen geeignet ist. Ob nicht in mancher dieser frommen Familien die Sorge um das Kostgeld grösser sein wird als die um das Kind, wird im einzelnen Fall wohl schwer zu kontrollieren sein.

Dieser der höheren Menschlichkeit gewidmete Margeritentag war für mich ein Tag der Qual. Die aller-

liebsten jungen Mädchen, die im besten Glauben an ihre menschenfreundliche Mission mit leuchtenden Augen und frohen Gesichtern überall auf einen zukamen und in wirklich rührender Erfülltheit zum Kauf von Margeriten zuredeten, abweisen zu müssen, war nicht immer ganz leicht, und ich sah oft in Mienen, die ob meiner Lieblosigkeit ganz traurig wurden. Aber mein Knopfloch blieb leer. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, auch nur mit einem Groschen den frivolen Unfug zu unterstützen, als der sich mir der Versuch darstellt, die grauenvollste, fürchterlichste Schmach unserer unmenschlichen Zustände, die Hungersnot unter den Kindern, mit der Arrangierung eines charitativen Sportfestes zu übertünchen.

Nichts will ich mit dieser Art Menschlichkeit gemein haben, die die Bevorzugten gegen die Unglücklichen üben, um die seltenen schwachen Regungen eines schlechten Gewissens zu beruhigen. Nichts mit einer Menschlichkeit, die sich in dem unverfrorenen Sprichwort spreizt, dass Armut nicht schände. Als ob nicht Armut in diesen Zeiten das einzige wäre, was in Wahrheit schändet! Wen unverschämte Ausnützung einer zufälligen Macht zum Milliardär gemacht hat, der gilt unter den Menschen als ein höheres Wesen. Man feiert, ehrt und beglotzt ihn, und wenn er gar noch eine wohltätige Stiftung zur Belohnung für Lebensretter macht, preist man ihn als Vorbild edelster Menschlichkeit. Der Arme aber wird überall und ganz unverhüllt als Mensch zweiten Grades gewertet. Die Gesellschaft dessen, die keine gestärkte Wäsche trägt, ist anrüchig; die Umgangsmöglichkeit entscheidet sich nach der Vollkommenheit der Garderobe. — Dem armen Kinde schon ist die Möglichkeit verschlossen, die moderne Konversationsbildung aufzunehmen. Dem vermögenslosen Jüngling sind alle Wege zu den einträglichen Pfründen des Erwerbslebens versperrt. Er ist zum Opfer der Ausbeutung bestimmt — ohne Rücksicht auf Charakter, Veranlagung und Neigung, und um

ihm seine Minderwertigkeit noch deutlicher fühlbar zu machen, wird er gezwungen, durchaus gegen seinen Wunsch, gegen seine Einsicht und gegen sein Interesse, länger als die Besitzenden und in niedrigeren Chargen die Mordinstrumente zu tragen, mit denen er das Kapital, das sein Blut saugt, zu schützen hat. Alles das unter Berufung auf Ideal, Christentum und Menschlichkeit.

Somit haben alle humanitären Bewegungen und Bestrebungen, soweit sie innerhalb des Staates, des Kapitalismus, der Knechtschafts-Einrichtungen sänftigend und versöhnend wirken sollen, keine Berührung mit der Menschlichkeit, die ich fördern möchte. Diese Menschlichkeit will Menschenbewusstsein, Solidarität, Freiheit, Gerechtigkeit und Erfülltheit vom heiligen Berufe Mensch zu sein; will Liebe unter den Menschen, die auf Gleichheit und Geselligkeit fusst; will Kraft und Schönheit, und will hitzigen Streit, empörte Abwehr gegen jede Art Unterdrückung, Lüge, Vergewaltigung, Unrecht und Tartüfferie.

Die Menschlichkeit, von der ich rede, besteht noch nicht, sowenig wie Gerechtigkeit oder Kultur besteht. Sie soll erkämpft werden mit den Mitteln, die dereinst ihre Fundamente sein werden; durch Bund und Auslese, durch Klarheit, Wahrheit, Festigkeit und seelische Freiheit. Menschlichkeit ist Hass und Abwehr gegen Dürftigkeit und Gemeinheit, ist Liebe zum Schönen, Wahren und Ewigen und Wille zum Wesentlichen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Und jetzt? Die Tage vor meiner Verhaftung waren, veranlasst durch die Haussuchung, die die Berliner Polizei im Auftrage der Münchner bei mir vornahm, Notizen durch die Blätter gegangen, wonach ich an der grotesken Münchner Bombenaffäre beteiligt gewesen sein sollte. In der Tat wurde mir von den Beamten, die mein Zimmer und meine Taschen durchstöberten (in

Uebereinstimmung mit der Wahrheit)*) gesagt, ich solle mit den Verhafteten, die (dieses Unternehmens beschuldigt wurden, öfters gesehen worden sein. Da für Leute, die keinen Einblick in mein Tun haben können, der Eindruck entstehen musste, diese Zeitungsnotizen kompromittieren den Mühsam schwer in der Angelegenheit, erliess ich im „Berliner Tageblatt" und im „Lokal-Anzeiger" Erklärungen, in denen ich die Unsinnigkeit solcher Kombinationen nachwies. Danach glaubte ich allen Gefahren überhoben zu sein und ohne Geheimniskrämerei in die Schweiz abreisen zu können. Und nun doch die Verhaftung: wegen fortgesetzten Vergehens gegen §§ 128, 129, 73.) Zwar hatte ich bei der Protokollierung meiner Identität den Polizeikommissär ersucht, mir den Inhalt dieser Paragraphen anzuvertrauen, aber der hatte sie mir so schülerhaft vorgelesen, dass ich nur den Sinn des § 73 des Strafgesetzbuches verstand, der nichts wie Strafausführungsbestimmungen enthält, die nämlich, dass bei Verletzung zweier Paragraphen das Strafmass des schwerer zu sühnenden Vergehens in Anwendung zu bringen sei. Was das eigentliche Delikt anlangt, so war ich in den Stunden, die ich eben beschreibe, noch vageren Kombinationen überlassen als vorher. § 130, das wusste ich, betrifft die Aufreizung zu Gewalttätigkeiten verschiedener Bevölkerungsklassen gegen einander. Dafür bin ich schon mal bestraft worden. 128, 129 konnten nicht sehr Unähnliches betreffen, da sie so dicht danebenstehen: Aber welches potisiche Verbrechen konnte ich „fortgesetzt" begangen haben? Ich war mir keines bewusst. Nur soviel gestand ich mir doch, dass deutsche Behörden nicht so rasch zur Verhaftung eines Menschen schreiten, der, wie ich, einen bekannten Namen hat, wenn sie nicht mindestens starke Gründe für ihr Vorgehen zu haben meinen, und dass die Freilassung — mögen die gegen mich erhobenen Vorwürfe noch so falsch sein — nicht mit einem Federstrich und in ein paar Stunden zu erzielen sein würde. —

Solche Ueberlegungen beherrschten etwa die Stimmung, in der ich mich nun in der Kellerzelle des Charlottenburger Polizeigefängnisses am Vormittage des 30. Oktober befand. Ich erhielt indessen den Besuch eines beleibten, vollbärtigen Herrn mit Kneifer und Zigarre, der sehr von oben herunter auftrat und mich in schneidigem Beamtenton nach Namen und Stand fragte. Er kicherte dabei und verschwand wieder. Dann kam noch ein sehr ernst schauender, offenbar höherer Beamter, der mich nur musterte. Ich hatte bei beiden die Empfindung: die wollen sich das rare Tier mal ansehen,

---

*) Als ich dies schrieb, war mir der Name des Hauptbeteiligten noch unbekannt. Den sah ich zum ersten Mal vom Zuschauerraum des Gerichtssaals aus, in dem er abgeurteilt wurde.

das man ihnen da hereingebracht hat. Inzwischen schlug die ominöse Uhr Mittag, und ich bekam eine greuliche dicke Graupensuppe, wieder mit einem Riesenklumpen klebrigen Brotes. Da ich sehr ausgehungert war, zwang ich mich, möglichst viel davon zu essen. Gegen 1 Uhr wurde mir endlich eröffnet, dass ich mich beredt machen solle zur Ueberführung. Ich hatte kaum Zeit, mir die Stiefel anzuziehen und den Kneifer aufzusetzen. Die Hosenträger wollte mir der Aufseher nur so in die Hand geben. Er empfahl mir, sie in die Tasche zu stecken. Ich überrumpelte ihn aber, indem ich — eins, zwei, drei — Jacke und Weste auszog und die Hose sorgfältig befestigte, ehe ich mich bereit erklärte. Jetzt wurde ich einem uniformierten Charlottenburger Polizisten attachiert, der mich zu eineim Polizeiwagen begleitete, einem von allen Seiten geschlossenen dumpfigen Kasten, vor den zwei Schimmel gespannt waren. Ich schlug vor, auf meine Kosten eine Droschke zu nehmen, man bedeutete mir aber, dass ich das vorher hätte sagen sollen (als ob ich dazu Gelegenheit gehabt hätte, wo ich keinen Schimmer hatte, was mit mir werden sollte). In dem Wagen sassen schon vier Personen drin, alle ehrpusselig in einer Reihe. Ich setzte mich ihnen gegenüber, ganz vorn, von wo ich durch eine Lücke unterhalb des Kutschersitzes auf die Strasse sehen konnte. Der Schutzmann setzte sich auf das gleiche Brett in die hintere Wagenecke, wo für ihn eine Decke lag, und ordnete die Packete, die meine und meiner Leidensgefährten Habe enthielten. Die Karre setzte sich also in Bewegung, und ich hatte Zeit, während der schweigsamen Fahrt zum Gerichtsgefängnis meine Mitreisenden zu betrachten. Mir gegenüber sass ein Mann von etwa 50 Jahren, eine Gestalt, wie man sie in Herbergen, Wärmehallen, Kaschemmen und ähnlichen Orten massenhaft antrifft. Für meine Gruppe „Vagabund" des Sozialistischen Bundes, die ja leider nicht mal zustande kam, und für deren Nichtverstehen durch Unbeteiligte ich anscheinend jetzt hier sitze, schien mir der Mann indessen nicht zu taugen. Dazu sah er mir nicht verzweifelt genug aus, auch nicht ingrimmig genug. Sein Gesicht hatte eher einen sozusagen demütig-verdrossenen Ausdruck. Neben diesem armen Teufel sass ein junger Mensch, sehr lang und blass und von unintelligentem, fast stupidem Aussehen. Er hielt in der Hand krampfhaft seine Hosenträger und schien seine Lage mit eineim stumpfsinnigen Widerwillen zu ertragen. Die beiden anderen Wageninsassen waren Mädchen. Eine grosse, ziemlich üppige, nicht hässliche, aber etwas verlebte Person, die ich für eine Prostituierte in mittlerer Preislage hielt, und ein nettes, junges, zartes, blondes, verängstigtes Geschöpfchen, das um, wer weiss was für einen kleinen Ladendiebstahl die traurige Fahrt mitmachen musste. — Zuerst fuhr der Wagen in die Kirchstrasse zum Krankenhaus, holperte dort

über die steinerne Hofschwelle durchs Portal, dass wir alle fast durcheinandergefallen wären, und liess die grössere und ältere der Frauensleute dort aussteigen und vom Personal in Empfang nehmen. Armes Wurm, das man nur gesund werden lässt, um es den Torturen der „Gerechtigkeit" zu überliefern! — So fuhren wir dann, eine Person weniger, weiter zum eigentlichen Gefängnis. — —

Ich habe eben mein Abendbrot verzehrt. Gleich werde ich ins Bett geschickt. So will ich für heute schliessen, und die Begebenheiten vom zweiten Tage meiner Gefangenschaft und \om Betreten der zweiten Station an morgen weiterschildern.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Für Wedekind. Die Kinderstube Deutschland, in der die Krabben ihrer eigenen Zimmerreinheit so wenig zutrauen, dass sie das grobe Kindermädchen Polizei bei keiner Verrichtung entbehren können, scheint endlich Schauplatz einer kleinen geistigen Revolte werden zu wollen. Einige Grössergewachsene wollen sich nicht mehr abhalten lassen. Sie wollen über ihre Bilder und Lesebücher selbst bestimmen, sie wollen sich die würdelose Beaufsichtigung ihrer Spiele durch die täppische Magd nicht mehr getallen lassen und kündigen ihren Willen zur Selbständigkeit in einer erfreulich energisch gehaltenen Protestkundgebung an.

Die Zeitungen brachten einen Aufruf gegen das sinnlose, ungeschickte, muckerische Vorgehen der Polizeizensur gegen die Werke Frank Wedekinds. Eine Reihe sehr beträchtlicher Künstler und Kunstfreunde fordert zum Zusammenschluss aller derer auf, „denen das Schaffen Frank Wedekinds wert erscheint, vor einer systematischen Verdrängung au» der Oeffentlichkeit bewahrt zu werden." Ein Drittel der gesamten dramatischen Kunst Wedekinds werde infolge Polizeiverboten an keiner deutschen Bühne zur Aufführung zugelassen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass bei der Polizei der Entschluss feststeht, den Dichter von „Frühlings Erwachen" mit seinen Ueberzeugungen, die er in zwanzig Tahren nach der Niederschrift der Kindertragödie gewonnen hat, auf der Bühne nicht mehr zu Wort kommen zu lassen. Durch sein Aultreten auf der Bühne den Beweis zu erbringen, dass in seinen dramatischen Arbeiten ein tiefer sittlicher Inhalt liege, sei dem Dichter, soweit es seine von der Polizei verbotenen Dramen betreffe, ein für allemal unmöglich gemacht. Es stehe zu befürchten, dass die Polizeibehörden entschlossen sind, auch diejenigen Dramen allmählich von der Bühne zu verdrängen, die bis jetzt zur Aufführung freigegeben wurden. Die Unterzeichneten

bieten die Hand zur Wahrung des aus Wahrheitsliebe und Schönheitsverehrung hervorgegangenen dramatischen Lebenswerkes Wedekinds, „indem wir dem bald Fünfzigjährigen den Weg ebnen wollen, den er gehen muss, um sein Werk zur Geltung zu bringen. Die Freunde Wedekindscher Kunst werden daher gebeten, ihren Namen dem Verlagsbuchhändler Georg Müller in München, Josephplatz 7, bekannt zu geben."

Unter den Unterzeichnern des Aufrufs befinden sich die ausgezeichnetsten Männer, die das künstlerische Leben Deutschlands und Oesterreichs zu stellen hat. Ihnen gebührt Dank und Anspornung. Bei der Schlafmützigkeit, die das Verhalten der Geistigkeit gegen das Herumwühlen subalterner Seelen in kulturellen Werten allgemein kennzeichnet, bedeutet der Aufruf für Wedekind einen ersten männlichen Vorstoss. Nur möchte man wünschen, dass die Kundgebung nicht in einer Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert umkommt. So lohnend es ist, einmal zu erfahren, wer bis jetzt die dämonische Kraft des genialsten lebenden Dichters erkannt hat, so wichtig wäre es doch auch, das Solidaritätsbekenntnis für einen Dichter gegen die Staatsgewalt zu einer kräftigen und dauerhaften Aktion derer, die sich nicht mehr bevormunden lassen wollen, zu erweitern. Dazu gehört freilich mehr als ein gelegentlicher Protest, wenn einem zufällig einmal die Spitze eines Polizeihelms unter das eigene Kinn stösst. Dazu gehört die Erkenntnis, dass die ganze Institution der Beaufsichtigung der Menschen in ihrem privaten Verhalten unwürdig und für selbstbewusste Naturen unerträglich ist. Wer sich willig von der Polizei um drei Uhr nachts zu Bett schicken lässt, wer kritiklos zusieht, wie die Polizei sich in jede privateste Privathandlung, etwa ins erotische Leben, einmischt, der darf sich nicht beklagen, wenn sich die Fürsorge der hohen Behörde auch mal bis in seine eigenen innerlichen Erlebnisse und Bedürfnisse erstreckt. Die Macht, die die Polizei ausübt, ist ihr von der Oeffentlichkeit zuerteilt worden. Schlimm genug für den kultivierten Teil der Menschheit, dass er stets langmütig zusieht, wie die Oeffentlichkeit ausschliesslich vom unkultivierten Teil repräsentiert wird. In Wedekinds Werk ist sozialer Drang, soziales Bekennen und sozialer Protest genug — drum eben sucht ihn die Öffentliche Gewalt mit jedem Mittel mundtot zu machen. Wer auf Freiheit des Worts und der Ueberzeugung hält, der stelle sich mit der ganzen Breite seiner intellektuellen und seelischen Bedeutung der Einrichtung entgegen, die auch in seinem Namen Freiheit, Selbstständigkeit und Eigenleben unterdrückt. Erst wenn die anmassliche Vorherrschaft des Polizeisäbels auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zurückgedrängt sein wird, werden wir erwarten dürfen, dass Kunst und Kultur sich ungestört ausbreiten können, und dass kulturelle Vorstellungen vor kulturlosen Nachstellungen sicher sein werden.

Tariftreue. Die Art, wie die deutschen Arbeitergewerkschaften um vorteilhafte wirtschaftliche und menschliche Existenzbedingungen „kämpfen", hat bei kritisch veranlagten Revolutionären schon immer arges Bedenken erregt. Da gibt es kein Losschlagen im günstig erscheinenden Augenblick, kein Streiken im Moment der Hochkonjunktur, wenn die Arbeiter am nötigsten gebraucht werden, also am leichtesten Zugeständnisse von den niemals sentimentalen Unternehmern erzwingen können, kein Sichverlassen auf Energie, Entschlossenheit und Opferwilligkeit der Einzelnen, sondern immer nur ein behutsames Erwägen und Zögern, ein Abwälzen der Verantwortung auf „Vertreter", ein Erlaubniseinholen und Direktivenempfangen von den Zentralstellen. Im Gegensatz zu den radikalen, selbständigen Arbeitersyndikaten in den romanischen Ländern (die syndikalistische Bewegung der Lokalorganisationen in Deutschland ist verhältnismässig sehr schwach), die aggressiv vorgehen und ständig auf dem Qui vive ? liegen, verzichten bei uns die zentralistischen Gewerkschaften mehr und mehr auf Angriffstreike, sie lassen es auf Aussperrungen ankommen, jammern dem Unbeteiligten vor, dass sie schuldlos seien an dem Konflikt und stehen der rücksichtsloseren Arbeitgeberschaft in der Defensive und folglich im Nachteil gegenüber. Aus dieser Unlust, dieser Bequemlichkeit und Säumigkeit erklärt sich das sehnsüchtige Bestreben nach langfristigen Tarifverträgen. Man findet sich mit den Unternehmern in einer Tarifgemeinschaft zusammen, ein aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengetztes Tarifamt entscheidet in Streitfällen, man hat für eine Reihe von Jahren Lohnhöhe und Arbeitszeit vertraglich gesichert, und — nach Ablauf dieser Jahre, wenn man natürlich mit neuen Forderungen anrückt, tritt einem die Prinzipalschaft wohlvorbereitet, gewappnet und geeinigt mit einem kühlen Nein oder gar mit Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen entgegen.

Was es mit den grossen Vorteilen der Tarifgebundenheit für den Arbeiter auf sich hat, das illustriert ein in mehrfacher Hinsicht überaus bemerkenswerter Konflikt im Berliner Zeitungs Grossbetrieb. In August Scherls Druckerei, in der der ,,Berliner Lokal-Anzeiger", der „Tag", die „Berliner Abendzeitung" und etliche periodische Zeitschriften hergestellt werden, wurde 7 Maschinenmeistern gekündigt und zugleich von den übrigen Arbeitern Überstunden verlangt. Die Erbitterung darüber führte zu Reibereien, die vom Tarifamt zu schlichten waren. Der Spruch des Amts fiel nicht zur Zufriedenheit der Arbeiter aus, die zwei Vertrauensleute mit deutlich formulierten Forderungen und mit Streikandrohung vorschickten. Neue Verhandlungen vor dem Tarifamt, das — wohlgemerkt: es ist zur Hälfte von Arbeitnehmern besetzt! — die Arbeiter abwies und der Firma anheimgab, die beiden Vertrauensleute, weil sie den Auftrag ihrer Kollegen erfüllt hatten, zu entlassen. Das tat die Druckerei, und die — wie man denken sollte: selbstverständliche — Folge war, dass die übrigen Maschinenmeister sich mit denen, die nur ihren Willen ausgedrückt hatten, solidarisch erklärten und die Arbeit niederlegten. Soweit wäre der Vorgang nicht weiter absonderlich; der Solidaritätsakt war anständig, — aber es wäre unanständig gewesen, wenn er unterblieben wäre. Scherl wandte sich nun an die Betriebe von Mosse („Berliner Tageblatt") und Ullstein („Morgenpost") mit der Bitte um Hilfe. In wohlverstandner Gemeinsamkeit der Unternehmerinteressen wollten die ihr Personal der bedrängten

Firma zur Verfügung stellen. Die Arbeiter der Konkurrenz weigerten sich jedoch — wieder ganz natürlich und im Bewusstsein ihrer Solidarität, — die zugemuteten Streikbrecherdienste zu leisten. Da die Scherischen Blätter infolgedessen nicht erscheinen konnten, geschah das Unerwartete, dass Mosse und Ullstein sich mit der Konkurrenz solidarisch erklärten und ihre Blätter ebenfalls nicht erscheinen liessen. Das war klug und anständig gehandelt, und es ist vom „Vorwärts" dumm und unanständig, dass er die Solidarität unter den Arbeitgebern anders wertet, als die unter den Arbeitnehmern, und die Verleger der Zeitungen an ihre Lieferantenpflicht den Abonnenten gegenüber erinnert

Soweit ist keinem der Beteiligten ein Vorwurf zu machen. Der Vorgang zeigt einen Ausschnitt aus dem gewerblichen Klassenkampf, wie er sich in sauberen Formen vollzieht. Schäbig aber, erbärmlich und über die Massen kümmerlich war das Verhalten der beteiligten Arbeiterorganisation, des Buchdruckerverbandes. Um der „Tariftreue" willen, zu deutsch: um der Buchstabentreue, der Paragraphengläubigkeit, der Konfliktsangst willen, erklärte der Verband: dem Spruch des Tarifamts ist unbedingt Gehorsam zu leisten. Hat das Tarifamt entschieden, die Entlassung der Wortführer der Maschinenmeister sei zu Recht erfolgt, so haben die, deren Wort geführt wurde, kein Recht mehr zur Solidarität. Den Arbeitern der Firmen Mosse und Ullstein wurde versichert, wenn sie sich von ihren Prinzipalen an die verwaisten Maschinen der Scherischen Druckerei kommandieren liessen, so begingen sie keinen Streikbruch, und zu allem Überfluss wurden die beiden Generalsünder, dafür, dass sie sich von ihren Kollegen hatten abordnen lassen, im frohen Einverständnis mit der Gewerkschaft aus der Tarifgemeinschaft ausgeschlossen, und in den Extrablättern der Unternehmerorgane, die an Stelle der ausfallenden Zeitungen erschienen, stand die Erklärung der Verbands-Vertrauensmänner, dass die Arbeiter schwer gesündigt haben, und dass die Arbeiterorganisation alles getan habe, um den in Agitationsversammlungen ach! so geschmähten Unternehmern in ihrem Recht auf tariftreue Ausbeutung der Kollegen beizuspringen.

Der groteske Fall ist deshalb so schauerlich ernst zu nehmen, weil er in seltener Helligkeit die Konsequenz der sozialdemokratischen Tarifmeierei zeigt. Die Organisation, die da ist, das Interesse der Proletarier gegen ihre Exploiteure zu wahren, stellt sich bei Gelegenheit eines nicht blos begreiflichen, sondern durchaus gebotenen Solidaritätsstreiks auf die Seite des Kapitals, fordert die Arbeiter der Konkurrenzbetriebe zu heimtückischer Verräterei auf und infamiert die eigenen Kollegen, die für die gemassregelten Genossen einstehen: alles von wegen der „Tariftreue". Kommen sich vor wie Ethiker und sind Schlappschwänze.

Kentucky und Berlin. Einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich ein Gesetz dekretiert, wonach nur mehr überführte und rechtskräftig verurteilte Verbrecher für das Verbrecheralbum photographiert werden dürfen. Das „Berliner Tagblatt", erschüttert von einem solchen Grade freiheitlichen Edelmuts, interpellierte sogleich das Berliner Polizeipräsidium um Auskunft, wie es hierzulande mit der Komplettierung des Verbrecheralbums gehalten werde. Oer Gehilte des Herrn v. Jagow versicherte dem Gehilfen der öffentlichen Meinung, ganz so leichtsinnig wie die amerikanische Republik

dürfe man nicht verfahren. Immerhin bemühe man sich auch in Berlin um Zurückhaltung. Ausser den schon abgeurteilten gemeingefährlichen Verbrechern photographiere man nur noch solche, die dringend verdächtig seien, gewerbsmässig Verbrechen zu begehen . . .

Als ich im Jahre 1906 zum ersten Male einen Prozess angehängt bekam (wegen „Aufreizung"), wurde ich zur allerersten Vernehmung — also ehe das Verfahren überhaupt eröffnet war — aufs Polizeipräsidium zitiert. Nach einem kurzen Verhör wurde ich trotz meines Widerstandes und obgleich kein Haftbefehl gegen mich erlassen war, unter Anwendung von Gewalt gezwungen, mich im Atelier des Polizeigebäudes am Alexanderplatz photographieren zu lassen. Unter meinen anarchistischen Genossen ist kaum einer, dessen Konterfei und Fingerabdrücke noch nicht in Polizeiarchiven festgehalten würden. Dass in München nicht einmal die Einleitung eines Strafverfahrens nötig ist, um politisch verdächtige Leute einzusperren, zu photographieren und zu daktyloskopieren, dafür habe ich in Nr. 1 des „Kain" („Bayerische Freiheitlichkeit)" schon Material geliefert.

Trotzdem fällt es mir nicht ein, dem Polizeipräsidenten wegen seiner Auskunft ans,.Berliner Tageblatt" der Verbreitung unwahrer Angaben zu bezichtigen. Ich glaube die Psychologie polizeilicher Würdenträger genügend zu kennen, um ihre Mitteilungen mit der Wahrheit einigermassen in Einklang bringen zu können. Unsereiner, der die Einrichtung der politischen Polizei nicht eben für eine Kulturerrungenschaft hält, macht sich schon durch diese Ansicht dringend verdächtig, gewohnheitsmässiger Verbrecher zu sein. Da die Dressur der Polizeihunde aber vorläufig noch nicht soweit gediehen ist, dass die Tiere auch verbotene Ansichten aufschnuppern könnten, so muss sich die Behörde mit dem Verbrecheralbum behelfen, in das die Bilder solcher Leute geklebt werden, die gewohnheitsmässigen selbständigen Denkens verdächtig sind. Ohne diese Sicherheitsmassregel glaubt das Berliner Polizeipräsidium nicht auskommen zu können, und von ihrem Standpunkt hat sie sicherlich recht.

Der Herr Rektor. In dem widerlichen Handel des Rektors des Münchener Luitpold-Gymnasiums, Oberstudienrats Dr. v. Orterer, bayerischen Kammerpräsidenten, gibt es einen versöhnenden Moment. Als der Beschluss des Lehrerkollegiums, die Gymnasiasten, die am Tanzunterricht teilgenommen hatten, von der Schule zu jagen, den Opfern solcher Pädagogik drei Tage vor dem Abiturium mitgeteilt wurde, versuchte einer der jungen Männer, sich auf den Herrn Rektor zu stürzen und persönlich Rache zu nehmen. Das war die natürliche Abwehrgeste des lebendigen Blutes gegen die fröscherne Schleimigkeit eines Paragraph gewordenen Zelotenhirns. — Die Tagesschreiber haben den Eltern der Schüler geraten, das Luitpold-Gymnasium zu boykottieren, solange Herr Dr. v. Orterer daran als Rektor wirkt. Ein solches gemeinschaftliches Vorgehen der Eltern würde freilich den Etat der Schule herabdrücken, es hätte aber zur Folge, dass sich der Erziehungs-Fanatismus des Lehrerkollegiums mit verdoppelter Intensität auf die geringere Anzahl der Gymnasiasten konzentrierte, deren Eltern mit dem Herrn Rektor der Ansicht wären, Zweck jeglicher Belehrung sei, Individualität zu vernichten In Wahrheit ist dies der Zweck jeglicher Autorität, der elterlichen

ebenso wie der pädagogischen. Es scheint daher nicht immer richtig zu sein, die Zucht des Elternhauses als Rettung vor der Zucht des Schulhauses anzusehen. Der Versuch des Gymnasiasten, sich zu rächen zeigt an, bei wem die Macht steht, auch ehe die Verzweiflung da ist, schon abzuwehren: beim Schüler selbst. Stiesse der Herr Rektor bei seinen schimpflichen und lächerlichen erzieherischen Gewaltübungen bei den jungen Leuten, die doch keine kleinen Kinder mehr sind, auf rabiaten Widerspruch und bei Massregelungen auf starke Solidarität, dann könnte kein Zentrum, keine Kirche und kein Wehner ihn auf seinem Posten halten. Die Jungen zwängen ihn, abzutreten und seine drakonische Frömmigkeit fortan ausschliesslich auf ihre Väter loszulassen, sofern die es bis zu Landtagsabgeordneten gebracht haben. Den Eltern aber kann nur ein Rat gegeben werden: sie mögen so erziehen, dass jeder Zwang, der gegen ihre Kinder versucht wird, ganz selbstverständlich der rücksichtslosesten Ablehnung begegnet. Hätten sie selbst nicht ihre Sprösslinge von klein auf an Zwang und Autorität gewöhnt, dann bedürfte es gewiss keiner Elternvereinigungen zum Schutz der Söhne gegen Herrn Rektor Dr. von Orterer.

Semerau. Packt ihn, zwackt ihn, greift ihn, kneift ihn,
Fangt ihn, haltet ihn und schleift ihn
In des Kerkers Schauerbau, —
Den Herrn Doktor Semerau.
Ha! Schon setzt ihm nach die Menge.
Voll verletzter Sittenstrenge
Schmeisst man ihn ins Loch sogleich,
Fern im Lande Oesterreich.
Die in Arco, die in München
Möchten den Herrn Doktor lynchen,
Welcher, alles Anstands bar,
Kompagnon des Bayros war.
Wer sein Buch las, kennt das Grausen,
Und speziell Herr Doktor Kausen
Zahlte manchen goldnen Fuchs,
Dass ihm die Empörung wuchs.
In die Paragraphenschraube
Mit dem Daumen, dass ihm Glaube
Wiederkehre und Moral
Warnungsvoll fürs nächste Mal.
Frau Justitia mach uns stark, oh!
Dass wir, kommt er erst aus Arco,
Ihn vertilgen längre Zeit,
Namens der Gerechtigkeit.

An die Leser!

Freundlich für den „Kain" interessierte Leser mahnen mich, neue Erzeugnisse meiner Lyrik zu bringen und bei der Redaktion des Blattes die Literatur mehr als bisher zu berücksichtigen. Ich kann versichern, dass ich selbst die Vermehrung des Inhalts nach dieser Seite am meisten wünsche. Der äusserst enge Raum, der mir zur Verfügung steht, verhindert mich aber immer wieder, alles was ich zu sagen habe, drucken zu lassen. Es ist schmerzlich genug, trotz aller Künste der Setzermeister, möglichst viel unterzubringen, aus jeder Nummer schon gesetzte Beiträge wieder herausnehmen zu müssen. Ich hoffe aber, dass bald Rat geschafft wird, wie die Zeitschrift äusserlich ansehnlicher und innerlich reicher erscheinen kann. Die Vergrösserung des Blattes, bezw. die schnellere Folge seines Erscheinens wird bewirkt werden, sobald der Andrang der Abonnenten und Käufer dem des zu bewältigenden Materials einigermassen entspricht.

München, Akademiestr. 9. **Erich Mühsam.**

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel. 2355

Abonnement-Bestellungen nimmt nicht der Herausgeber des Kain an, sondern jede Buchhandlung oder die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstrasse 1a Telefon 2355.

Von jetzt ab kann auch durch die Post abonniert werden.

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. la.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. No. 5. August 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Uefitngnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. Mottl, ein Opfer der „Münchener Post". — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Schönherrs Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor. — Correspondenz.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirth. - Die nervenschwache Polizei.

KAIN, Heft 4. Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebueh aus dem Gefängnis. — Für Wedekind. — Tariftreue — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch die Post, durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Jahrgang I. München,
No. 5. August 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Sittlichkeit.

Die Sittlichkeit ist in diesem Lande in einem Umfang ausgebrochen, dass energische Massnahmen schleunigst geboten erscheinen. Leute, denen man eine gewisse Vorgeschrittenheit glaubte zutrauen zu dürfen, sind plötzlich mit Sittlichkeit geschlagen und setzen so bedrohliche Mienen auf, dass man meinen möchte, es handle sich um schlechtgefüllte Masskrüge. Herrn Dr. Kausens Sieg ist vollkommen; er hat sich bereits von Otto von Erlbach eine pessimistische Betrachtung schreiben lassen. Herr Dr. Hass empfing von dem gebüldetsten seiner Geschworenen eine geharnischte Beschwerde wegen der Mangelhaftigkeit des Strafgesetzbuches, worin eine Ausdehnung der Bestimmungen des Viehseuchengesetzes auf die Pornographen verlangt wurde. Der Staatsanwalt beglückwünschte das Schicksal zu der glücklichen Zusammenstellung der Geschwornenbank, die sich ziemlich ausschliesslich aus Bauern rekrutierte: man versteht, dass ein Staatsanwalt es in einem Prozess, in dem es um die Beurteilung literarischer Produkte geht, nicht glücklicher treffen kann. Der Hass redete den ländlichen Richtern in ihrer eigenen Mund-

art und mit einer Derbheit zu, die er — ohne sich zu allarmieren — nicht im Buchhandel vertreiben dürfte, und die für kräftige Aeusserungen sehr empfänglichen Bauern quollen über von Sittlichkeit. Der angeklagte Dr. Semerau wurde einerseits dieserhalb, andererseits, weil er sich von zwei preussischen Anwälten verteidigen liess, zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Die Sittlichkeit aber schlug Wellen, die aus Sachverständigen-Hirnen aufspritzten und uns aus klerikalen und liberalen Annoncen-Gefilden entgegenplätscherten.

Was tat der Angeklagte? Er nutzte die Konjunktur und schrieb für begüterte Lebemänner Bücher, die sexuelle Dinge in deutlichen Kennzeichnungen behandelten. Ich habe die Bücher nicht gelesen, weil ich für wahrscheinlich literarisch unbeträchtliche Erzeugnisse kein grosses Geld übrig habe, und weil ich selbst genügend geschlechtliche Phantasie besitze, um auf die eines Schriftstellers, der die Lebewelt damit versorgt, füglich verzichten zu können. Aber gesetzt den Fall, der Schwurgerichts-Prozess betraf ein Zotenwerk, eine Arbeit, für die künstlerische Massstäbe keine Geltung haben, so setze ich mich gleichwohl für Herrn Dr. Semerau ein, so verteidige ich gleichwohl seine Bemühung, undifferenzierte Geschlechtsnerven zu kitzeln: und zwar aus Gründen der Sittlichkeit.

Ich begebe mich einige Stockwerke abwärts und stelle mich auf die Warte des Staatsbürgers. Nun habe ich die Perspektive, in der sich die Unsittlichkeit von der Ebene des Korrekten, Normalen, Unanstössigen deutlich abhebt. Ich gewahre, dass sich in den Zonen der Unsittlichkeit ausschliesslich sexuelle Fälle abspielen, und ich überzeuge mich an der Hand des Gesetzbuches, das ich als Bädeker benutze, dass das normale Rechtsempfinden in der Tat in den Begriff der Unsittlichkeit nicht etwa Handlungen und Regungen der Bosheit und Verschlagenheit fasst, wie Jobberei, Diplomatie und Journalismus, sondern solche, die ausserhalb der standesamtlichen Konzession aus geschlechtlichen Reizungen erwachsen. Ich

stelle fest, dass mein Vorurteil, Verbrechen sei, was die menschliche Sozietät gefährdet (also Mord, Bedrohung, Freiheitsberaubung, oder, um ein Beispiel aus der Sexualität zu nehmen: Notzucht an Kindern und Wehrlosen), dass dieses Vorurteil falsch war, und das9 in der Perspektive des Staatsbürgers auch das verbrecherisch ist, was die „Rechtsprechung" objektiv unzüchtig nennt. Diese Wortfügung ist keine contradictio in adjecto, wie einer glauben könnte, dem das Urteil über züchtig oder unzüchtig Angelegenheit des subjektiven Geschmacks zu sein scheint. Objektiv unzüchtig ist vielmehr, was das Gericht, dem der jeweilige Fall zur Aburteilung zufällt, als objektiv unzüchtig zu Recht befindet. Das zu verstehen ist schwierig, aber man muss es lernen, will man der „Rechtsprechung" einer Justiz entgehen, die auch bayerisch-bäuerischen Geschwornen obliegen kann.

Um bei meiner Rechtsbelehrung zu bleiben: Als Unsittlichkeit ist u. a. eine Handlung anzusehen, bei der sich zwei erwachsene Menschen in gegenseitigem Einverständnis ohne staatlichen Erlaubnisschein vergnügliche Gefühle bereiten. Der staatliche Erlaubnisschein kann entweder für beide Beteiligte ausgestellt sein, dann heisst ihr Einverständnis Ehe; oder er kann nur dem weiblichen Teil gehören, dann heisst es Gewerbe-Unzucht und ist im Sinne des Gesetzes nicht objektiv unzüchtig. Sind beide Vergnügungssüchtige männlichen Geschlechts, so tritt § 175 in Aktion, sind sie weiblichen Geschlechts, so ist eine Lücke der Gesetzgebung durch vernehmlichen Abscheu auszufüllen. — Soweit ist die Sache ganz einfach. Schwieriger wird sie, wenn die unsittliche Handlung nicht mehr in der Ausübung sexueller Greueltaten besteht, sondern in der Schaffung von Möglichkeiten, Gefallen an solchen Greueltaten zu wecken. Doch ist dieses Delikt nur strafbar, wenn die Möglichkeit einer Lusterzeugung öffentlich geschaffen wird, mit andern Worten: wenn Herr Doktor Kausen (dies ist weniger ein Name als eine sittliche Einrichtung) die Möglichkeit für möglich hält. Meistens ge-

schient die Möglichkeit zur Anregung durch teure und schwer erhältliche Druckschriften oder Bilder, aber der Kausen erhält sie schon und wetzt alsbald den Paragraphen 184. Erschwert wird dem Mann, dessen Beschäftigung es ist, seinen Mitmenschen sozusagen mit der Laterne unter die Hosentür zu leuchten, sein Amt dadurch, dass oft die Möglichkeit einer Lustanregung in idealer Konkurrenz mit künstlerischer Bedeutsamkeit auftritt. Dann kann nämlich das, was objektiv unzüchtig ist, subjektiv züchtig sein. Dieser Eventualität dankt das Institut der Sachverständigen sein Dasein.

Wem diese zusammenfassende Erklärung des im staatsbürgerlichen Sinn objektiv Unsittlichen in seiner Unterscheidung vom objektiv Sittlichen nicht genügt, dem ist nicht zu helfen. Was mich betrifft, so ist es nicht so sehr der Anblick, wie der Duft solcher Moral, der mich aus ihrer Nähe schreckt. Ich steige also wieder empor zu dem Platze, auf den ich gehöre.

Oben angelangt, frage ich mich: Warum versteht der Bürger — und mithin der Staatsanwalt, der Richter, der Geschworene — unter Sittlichkeit statt, nach des Wortes natürlichem Sinn, Anständigkeit der Gesamtpersönlichkeit nur noch korrekten Wandel des Geschlechtslebens? — Ich antworte: Weil die staatliche Beschaffenheit der Gesellschaft eine in jedem Betracht reinliche Lebenshaltung nicht zulässt; weil die Kapitalswirtschaft den rücksichtslosesten Kampf aller gegen alle bedingt (die Gesetze mindern die Rücksichtslosigkeit nicht, sie regulieren sie bloss, z. B. durch die sophistische Unterscheidung zwischen Geschäft und Betrug); weil an den Sexualtrieb der Menschen im Gegensatz zu allen übrigen Kategorien der gesellschaftlichen Beziehungen mit zahlenmässigen Berechnungen der Nützlichkeit oder Schädlichkeit für das Staatsgeschäft nicht heranzukommen ist und daher die apodiktische Norm einer Moral eingeschaltet werden muss; und weil schliesslich die kongruenten Interessen von Kirche und Staat das Dogma der Geschlechtssünde brauchen,

um der Gefahr der Sinnenfreude, freiheitliche Empfindungen zu wecken, durch die systematische Kontrolle der seelischen Erlebnisse des Menschen vorzubeugen. Dass der Staat bei der Beurteilung sexueller Aeusserungen in Literatur und Kunst das ästhetische Moment gelten lassen muss, ist für ihn unbequem genug. Die Notwendigkeit ergibt sich ihm aber daraus, dass hier der einzige Fall ist, in dem die sonst sozial ganz indifferenten Kreise der Geistigkeit eine gewisse Festigkeit des Willens zeigen, und dass der Staat viel besser als diese Kreise weiss, wie mächtig der geeinte Wille kulturvoller Menschen zu wirken vermag.

In Wirklichkeit läge es viel mehr im Nutzen der Staats-Sittlichkeit, Werke zu verfolgen, die, aus sinnlicher Glut geboren, sinnliche Glut erregen, als solche, deren Zotigkeit einem kultivierten Geschmack die Sinnlichkeit eher verleiden können. Mag hier einmal in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, was benervte Menschen längst wissen: die Zote wirkt sinnlichkeiterregend nur auf Moralisten; die Zote bietet dem Staat die sicherste Gewähr für die Erhaltung ihrer sexualsittlichen Tendenzen. Denn: die Zote ist der stärkste Ausdruck sexueller Unfreiheit. Nur wem die Schönheit, die Güte, die Reinheit des Sinnengenusses im tiefsten Innern fremd ist, kann es über sich bringen, Begierde und Leidenschaft der Liebe mit misstönigem Feixen zu bewitzeln. Nur wer bis zum Halse im Sumpf der traditionellen Moralität steckt, kann an Darstellungen und Schilderungen sexueller Dinge Gefallen finden, die nicht aus persönlichem Beteiligtsein und Ergriffensein entstanden sind. Der Bürger grinst über die Zote, weil sie ihm das Sündige des Geschlechtslebens zum Bewusstsein bringt, und sein Appetit nach verbotenen Früchten sättigt sich in der Kümmerlichkeit seiner Phantasie.

Wo der Staat ohne Hass zu Werke geht, weiss er das alles selbst sehr gut. Seine Zensur lässt in Variétés und in Tingeltangeln die zotigsten Chansons, bei deren Absingen

alte Schachteln ihre Beine bis an den Plafond schmeissen, gern passieren. Wedekinds „Totentanz" aber, das Bekenntnis eines von Grund aus reinlich empfindenden grossen Dichters verbietet sie. Damit will ich den Staat nicht anreizen, nun auch der Zote das Lebenslicht auszublasen. Aber diejenigen, die gleich mir das Eindringen des Staates in geistige Sphären als unsittlich empfinden, mögen dahin wirken, dass seinen Organen die Möglichkeit entzogen werde, sich in Geschmacksdinge irgendwelcher Art einzumischen.

Solange Zotenwerke Absatz finden, gibt es Leute, die der Bestätigung ihrer geschlechtsmoralischen Vorurteile bedürfen. Solange es solche Leute gibt, werden Zotenwerke — ob sie verboten sind oder nicht — immer wieder entstehen. Es ist in hohem Masse wahrscheinlich, dass Semerau seine Bücher nicht geschrieben hätte, wenn er nicht hätte annehmen dürfen, dass sie ihm von phantasielosen Philistern mit schwerem Geld bezahlt würden. Wer Unrat nicht riechen mag, der meide die Plätze, wo er gehäuft wird, oder er halte sich die Nase zu. Wer geschlechtliche Darstellungen verabscheut, laufe nicht dahin, wo sie ausgestellt werden. Wem Bücher sexuellen Inhalts nicht passen, der kaufe sie nicht. Wem moralische Entrüstung ein so unentbehrliches Erfordernis des seelischen Gleichgewichts ist, dass er unter Kosten und Mühen die Bäder bereist, aus denen er sie schöpft, dem wollen wir seine Perversität mit derselben Duldsamkeit gönnen, die wir für unsere Sexualität verlangen. Wird aber seine Sittlichkeit zur öffentlichen Plage, dann werden wir sie ihm ins Gedärm treten.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Freitag, den 5. November 1909.

Der Wagen fuhr, wie mir schien — denn durch meine Luke hatte ich während der ganzen Fahrt immer nur ein paar Strassen-

Pflastersteine, ein Stück Wagendeichsel und zwei weisse, sich bald zu einander hinbewegende, bald von einander abhüpfende Pferde-, ärsche gesehen —, durch mehrere Höfe vor das Portal des Gefängnisses. Der Schutzmann stieg aus, und als ersten Gruss aus der neuen Behausung hörte ich eine ungeschmierte Beamtenstimme krächzen: „Nun mal alle raus dal" — Es war ein grosser Mensch mit Schnurrbart und Glatze, der uns vor dem Wagenschlag erwartete, ein Mittelding etwa zwischen einem Gerichtsschreiber und einem Kriminalbeamten, wenn ich aus seinem Benehmen auf sein Geschäft schliessen darf. Mit einer Handbewegung, als ob er jeden einzelnen im Vorbeigehen an den Hintern schlagen wollte, Hess er uns an sich vorbeidefilieren und schloss sich uns in der Haltung eines Viehtreibers an, während er uns ins Haus schickte. Dabei kommandierte er im Unteroffizierston: „Links!" ,,Rechts!" ,,Gerade aus!" „Hier rauf!" „Hier rein!" — und schon befanden wir uns in einer kleinen, weissgekalkten Zelle mit einem kleinen, starkvergitterten Fenster, durch das man ein Stück des Hauses von verschiedenen Seiten, ein Eckchen Gefängnismauer und ein bischen Garten sehen konnte. Unter „wir" sind zu verstehen: meine beiden männlichen Fahrtgenossen und ich, — und zu uns wurde gleichzeitig noch ein Mensch von vielleicht 25 Jahren eingelassen und dann hinter uns die Eisentür zugesperrt. Das kleine, blonde Mädchen führte der glatzköpfige Menschenbändiger in eine Zelle nebenan. Ich hörte, wie er sie draussen barsch fragte: „Wie alt sind Sie?" Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, dass das geängstigte Tierrhen erst 21 Lenze zählte. Ich überlegte aber, was den pflichteifrigen Beamten wohl veranlassen mochte, das junge Mädchen in diesem Augenblicke, wo er gar nichts aufzuschreiben, sondern sie nur provisorisch einzusperren hatte, nach dem Alter zu fragen.

Unsere Zelle wies als einzige Einrichtung einen Küchenstuhl auf, den der älteste von uns, der verdrossene Kunde, sogleich, besetzte. Wir anderen füllten den kleinen Raum im übrigen fast vollständig aus. Der neue Gefährte, den wir hier kennen lernten, schien mit der Oertlichkeit schon vertraut zu sein. Jedenfalls benahm er sich, als sei er unser Hauswirt. Sein Gesicht überstrahlte ein breites, unbesorgtes Lachen und hatte etwas clownmässiges. Seine Figur war untersetzt und sehr stämmig. Er hatte Riesenhände und den Anzug etwa wie ein Zimmermann. Ich taxierte ihn auf schwere Körperverletzung. Der brachte Unterhaltung zwischen uns, indem er zunächst den Alten auf dem Stuhl nach seinem Delikt fragte: „Du hast wohl jestohlen?' — Der Angeredete litt sichtlich und zuckte nur mit den Schultern. Darauf wandte sich der neugierige Herr an mich: „Na, und wat hast du jemacht ?" — Ich war etwas in Verlegenheit, wie ich verständlich antworten sollte

und sagte dann kurz und politisch: „Politisch". Der Proletarier wurde von Respekt erfüllt. Das war an dem Ton kenntlich, in dem er erwiderte: „Det ha'k mir doch jleich jedacht. Se sind woll Redaktör?" — Er siezte mich schon, und ich antwortete: „Sowas ähnliches". — ‚Ja, ja. .Mit! det Schreiben —" meinte er dann und versank in Stillschweigen und Nachdenken. Nach einer Weile wurde er hinausgerufen. Kurz darauf: „Mühsam!" — Es war das erste Mal seit meiner Verhaftung, dass mir das Prädikat „Herr" entzogen wurde. Ich musste dem unsympathischen Glatzkopf folgen, der mir jede Weisung, ob ich links oder rechts zu gehen habe, in einem Ton gab, als ob ihn meine Existenz mit dem tiefsten Abscheu erfülle.

Ich gelangte über eine Treppe und durch mehrere Türen in das Zimmer des Richters und sah mich einem grossen, eleganten Herrn gegenüber, der, wie ich später erfuhr, auf den Namen Assessor B. hörte .... Er fragte mich höflich nach den Personalien und eröffnete mir nun ganz offiziell, dass der Untersuchungsrichter in München meine Verhaftung wegen Vergehens gegen die §§ 128 und 129 angeordnet habe. Er las mir nun die Paragraphen klar und deutlich vor, und ich will sie hier abschreiben, damit ich mich, wenigstens im allgemeinen und prinzipiellen, immer über die Verbrechen orientieren kann, die ich nach Meinung des Münchener Untersuchungsrichters begangen haben soll. Ich kann das umso leichter, als mir Rechtsanwalt Caro gestern auf meinen Wunsch das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in Philipp Reclams prächtiger 20 Pfennig-Ausgabe ins Gefängnis brachte.

§ 128: „Die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll, oder in welcher gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird, ist an den Mitgliedern mit Gefängnis bis zu sechs Wochen, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre zu bestrafen."

§ 129: „Die Teilnahme an einer Verbindung, zu deren Zwecken oder Beschäftigungen gehört, Massregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Gesetzen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern oder zu entkräften, ist an den Mitgliedern mit Gefängnis bis zu einem Jahre, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängnis von drei Monaten bis zu zwei Jahren zu bestrafen."

Der § 73 enthält nur Ausführungsbestimmungen. Herr Assessor B. las ihn mir gleichwohl mit vor unü fragte mich, was ich darauf zu bemerken hätte. Ich gab hierauf die Erklärung zu Protokoll: „Ich bestreite, mich irgend einer strafbaren Handlung schuldig gemacht zu haben und lege gegen meine Verhaftung Beschwerde ein." Das

unterschrieb ich. Auf meine Frage, worin denn nun eigentlich meine Vergehen bestehen sollen, erfuhr ich, dass darüber hier gar nichts zu erfahren sei, dass die Akten von München noch nicht eingetroffen seien, und dass der Richter hier darüber ebensowenig wisse wie ich. Hierauf bat ich, mich sofort mit meinem Anwalt Hugo Caro in Verbindung setzen zu dürfen, nahm aber, während ich die Bitte aussprach, zu meinem freudigen Erstaunen wahr, dass vor mir auf dem Tisch Caros Visitenkarte lag. Ich erfuhr dann auch, dass der Rechtsanwalt anwesend sei und mich zu sprechen wünsche. Er wurde hereingelassen, und ich sah das erste bekannte menschliche Gesicht seit meiner Trennung von Lieschen. — Wir waren beide etwas betreten, Caro, wie mir schien, noch mehr als ich, aber ich hatte Gelegenheit, eine Reihe von Wünschen anzubringen. Selbstbeköstigung und die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben wurde mir sofort erteilt. Dann bat ich Caro, sich sogleich mit Jusitzrat Bernstein in München in Verbindung zu setzen, damit im Falle meiner Ueberführung dorthin alles vorbereitet sei. Er berichtete, dass mein Bruder ihn bereits antelefoniert habe und versprach, alles zu tun, was in meinem Interesse notwendig sei. Ich trug Caro Grüsse an alle Freunde und Bekannte auf und entliess ihn mit dem beruhigenden Gefühl der Sicherheit, dass die Verbindung mit der Welt ausserhalb der scheusslichen roten Mauer doch nicht unterbrochen ist.

Ich hatte jetzt ebenfalls das richterliche Gemach zu verlassen, denn eben wurde der lange Mensch hereingeführt, der mir im Polizeiwagen mit dem Hosenträger in der Hand gegenüber gesessen hatte. Der peinliche Kahlschädel übernahm wieder meine Führung und brachte mich unter unhöflichem Antrieb in die kleine Kalkbude zurück, wo ich den ältlichen Kunden noch immer auf dem Stuhl sitzend antraf. Er sprach mich an: „Sie hat man aber lange dabehalten". Ich schloss daraus, dass er mit Gefängnisgepflogenheiten schon etwas Bescheid wisse und fragte ihn, weshalb er denn hierhergekommen sei: „Ich soll gestern was gestohlen haben", erwiderte er traurig. „Ich weiss aber nichts davon. Wenn es wahr is, dann muss ich ja wohl ins Krankenhaus. Denn weiss ich nich mehr, was ich tu und bin im Kopf nich richtig." — Er wurde herausgeholt, und ich blieb kurze Zeit allein, während der ich aus dem offenen Fenster in den rot umschlossenen Garten sah. Dann kam der lange Jüngling mit dem stumpfen Ausdruck wieder herein, und ich bemerkte, dass ihm die Hosenträger jetzt aus der Tasche hingen. Ich knüpfte mit ihm ein Gespräch an, indem ich auch ihn nach seinem Delikt fragte. „Zuhälterei", sagte er. „Aber sie können mir jarnischt beweisen. Na, meine Schwester hat heut morjen jleich nach'n Anwalt jeschickt." — „Sind Sie zum ersten Male in Haft?" — „Ja. Sie

haben mir heut morjen aus't Bette jeholt." — „Sie waren auf nichts vorbereitet?" — „Keene Ahnung. Wo kann een Mensch daruf kommen?" —

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Theater.

Ueber das Künstler-Theater soll hier gesprochen werden, wenn wir mehr von der Reform der Operette wissen, als uns die herrliche Aufführung der „Schönen Helena" und die Verschwendung guter Kräfte an das missratene Liebesspiel „Themidore" sagen können. Was wir bis jetzt sahen, bestätigt Reinhardts fabelhafte Qualitäten als Regisseur und Ernst Sterns und Oskar Grafs grosse Begabungen als Ausstattungs-Künstler. Ausserdem präsentierte sich uns ein Komiker, dessen gleichen es nicht zum zweiten Male gibt: Pallenberg. Warten wir also, was weiter kommt. Wenn jetzt noch zu einem Vorschlag Zeit ist, so sei für das weitere Programm des Theaters eine Inszenierung des „Mikado" angeregt. Da weiss man wenigstens, dass einem eine gute Operette vorgesetzt wird, und da finden, wie bei Offenbach, wieder alle guten Geister da draussen Gutes zu tun.

Im Lustspielhaus führte man uns die in Berlin verbotene Kriminalgroteske „Fiat Justitia" vor, zu der Lothar Schmidt die Routine und Heinrich Ilgenstein die Gesinnung beigesteuert hat. Eine hyperbolische Verulkung des Polizei- und Justizgeistes in dem nach Serbien verlegten Preussen, des Formalismus und der Arroganz der Behörden, der Unterschiedlichkeit in der Behandlung vornehmer und proletarischer Delinquenten und der Weltfremdheit der Gesetze und ihrer Anwendung. Eine recht nette Satire, die niemand aufregen kann und die versöhnlich und humorig ausklingt. Diesmal benahm sich zur Abwechslung die preussische Zensur lächerlicher als die bayerische. Die Darstellung war massig, der Erfolg gross. Tja, wenn der Rechtssinn des begüterten Pöbels so anmutig gestreichelt wird — —

Bedeutsameres ward in der dampfenden Julihitze im Schauspielhause gezeigt, wo Frank Wedekind an jedem Abend sein Werk persönlich von der Bühne herunter verkündete. Schon seit vier Sommern ist das einmonatige Wedekind-Gastspiel gute Uebung des Schauspielhauses, und die wir die Aufführungen jedes Jahr sahen, freuen uns über die wachsende Wirkung aufs Publikum, das zuerst mit Hausschlüsseln arbeitete, allmählich respektvoll aufmerken lernte und jetzt endlich freudig mitgeht mit dem Dichter und seinen Worten die enthusiastische Zustimmung nicht mehr schuldig bleibt.

Es gab „So ist das Leben", „Der Marquis von Keith", Erdgeist", „Musik", „Hidalla", „Zensur" und „Der Kammersänger".

Dass es „Die Büchse der Pandora", „Tod und Teufel", „Oaha," und die Trilogie „Schloss Wetterstein" immer noch nicht gab, legt die Frage nahe, ob die Veranstalter des hier vor einem Monat erwähnten Aufrufes für Wedekind die Unterschriften, die dafür eingelaufen sind, nun im Schreibtisch des Verlagsbuchhändlers Müller verfaulen lassen wollen, oder ob sie sich nicht endlich über Aktionen schlüssig werden möchten, die dem Münchener Zensor (einem gewissen Dr. Bittinger) bei der Ausübung seiner Geschmacks-Diktatur einige Unannehmlichkeiten verursachen könnten. Ich bereite die Herren Aufrufer darauf vor, dass diese Frage hier noch öfter gestellt werden wird.

Eine kritische Darlegung jeder einzelnen Leistung verbietet mir der allzuenge Raum dieser Zeitschrift. Was ich über Wedekinds Gesamterscheinung als Dichter und Schauspieler zu sagen habe, versuchte ich im Anschluss an die Juli-Aufführungen im vorigen Jahre in einem Artikel .„Der Schauspieler Wedekind" festzulegen, den damals die „Schaubühne" veröffentlichte und aus dem einige Sätze hier wiederholt seien:

Ich bekannte darin die Auffassung, „dass der Dramatiker Frank Wedekind nicht allein auf die Anerkennung als kunstschöpferisches Genie Anspruch hat, sondern dass er als Erster den Menschencharakter entdeckt hat, der nach Shakespeare entstanden ist. Die Gestalten der Lulu, des Marquis *von* Keith, des Kammersängers, des alten Schigolch, des Hermann, des Casti Piani, der Frauen in „Hidalla", im „Totentanz", wie auch die Kindergestalt der Effie in „Schloss Wetterstein" führen aus Shakespeare heraus, indem sie, sehr unterschieden von den Ibsenschen Figuren, nicht mehr die Wirkungen neuen gesellschaftlichen Geistes auf den stereotypen Charakter der Menschen zeigen, sondern, umgekehrt, die Wirksamkeit neuentdeckter Individuen auf ihre Umwelt dartun. Lulu ist nicht, wie etwa Hedda Gabler, das Produkt ihres Milieus; im Gegenteil ist die Welt, die sie umgibt, beeinflusst und somit im Wesen verändert durch die Zutat der bisher fremden Menschlichkeit der Lulu . . . Ebenso deutlich offenbart sich die Tatsache in Karl Hermann, dessen Tragik gerade daraus erwächst, dass sich die Umwelt nicht von der Psyche des in seiner Wesenheit einsamen Idealisten imprägnieren lassen will . . . Das Wesentliche in Wedekinds Dramen ist nie die Agitation revolutionärer Ideen, sondern stets die neue Sinnlichkeit der Menschen, die neue Perspektive zum Weltgeschehen, aus der sich dann erst mittelbar Tendenzen und Theorien-Propaganda ergeben."

Ueber Wedekinds Darstellungskunst: „. . . Die geringschätzige Beurteilung, die Wedekinds Darstellungskunst gerade von den Be-

rufsschauspielern erfährt, ist ebenso ungerecht wie begreiflich. Sie hat die gleichen Ursachen, wie die völlige Verkennung des ethischen Gehalts, der die Wedekindschen Arbeiten viele Jahre hindurch ausgesetzt waren. Wie des Dichters objektive Wahrheiten, ehe sie als Bekenntnisse erkannt wurden, für paradox gehalten wurden, so ist es dem am Herkömmlichen haftenden Schauspieler nicht gegeben, in der Selbstverständlichkeit, mit der Wedekind seine neuen Menschentypen auf die Bühne stellt, etwas anderes zu sehen, als Mangel an Gestaltungstalent. Er vermisst die Unterstreichung von „Pointen"; die Wedekindschen Menschen, die er für groteske Karrikaturen halt, möchte er als Exzentric-Clowns dargestellt sehen, er findet sich nicht damit ab, dass der Dichter selbst die Rollen, die er — der erfahrene Theater-Routinier — für artistische Bravourstücke hält, spielt, als ob er eine ganz leichte Aufgabe bewältige . . . Das eben unterscheidet Wedekind von der Mehrzahl seiner Kollegen auf den Brettern, dass es ihm um die Herausarbeitung des einheitlichen Charakters zu tun ist, und dass er deshalb die „Schlager" nicht als Schlager bringt, sondern als Wesensmomente der hinzustellenden Persönlichkeit."

Meine Eindrücke der früheren Jahre wurden mir in diesem Jahre bestätigt. Wedekinds schauspielerische Leistungen dürfen nicht mit demselben Masse gemessen werden, wie die der Berufsdarsteller. Worauf es ankommt, ist, dass seine Mitwirkung bei jeder einzelnen Aufführung sehr wesentlich zum Gelingen beitrug. Damit soll keineswegs behauptet werden, wirkliche Schauspieler wären nicht imstande, seine Rollen zu spielen. Nur liegt die bedauerliche Tatsache vor, dass sie es nicht tun. Im übrigen aber: den Karl Hetmann möchte ich gar nicht von jemand anders gespielt sehen, als von Wedekind selbst. Hier bringt Wedekind so viel Natürlichkeit und so viel Leidenschaft auf und teilt die Empfindung, Erlebnis und Pathos aus erster Hand zu bekommen, so überzeugend mit, dass kein noch so genialer Schauspieler ihn in dieser Rolle übertreffen könnte. Er versagt, wo er eigentlich Theater macht, aber das ist kein grosser Nachteiii, weil kein Mensch von Wedekind Routine erwartet, und weil man bei der grossen Ehrlichkeit seines Spiels technische Schwächen gern übersieht.

Unter denen, die Wedekind in diesem Jahre wieder unterstützten, seien zunächst aus dem ständigen Mitgliederverband des Schauspielhauses die Herren Hans Raabe und Hans Steiner genannt. Beide haben im Laufe der Zeit ihren Rollen neue Feinheiten abgewonnen. So war Raabes Genussmensch im „Manquis von Keith" diesesmal ganz brillant charakterisiert und Steiner brachte den Afrikareisenden im „Erdgeist" zu sehr glaubwürdiger und eleganter Wirkung. Von auswärts war Herr Ernst Rotmund vom Mannheimer Hoftheater gekommen,

der in den meisten Aufführungen mitwirkte und sich der Veranstaltung sehr nützlich erwies, — und die wichtigsten Frauenrollen in sämtlichen Stücken hatte Frl. Fanny Vallière aus Düsseldorf übernommen. Bedenkt man, dass die Dame überall neuen Aufgaben gegenüberstand, dass sie die sehr grossen Rollen zumeist nach zwei Proben spielen musste, und dass sie in einem fremden Ensemble wirkte, so ist ihre Leistung mit dem gröbsten Respekt zu beurteilen. Eine so gute Gräfin Werdenfels, eine so glaubhafte Clara Hühnerwadel haben wir hier noch nicht gesehen. Ihre Lulu, ihre Prinzessin Alma, ihre Kadjana waren Leistungen, die sich überall zeigen durften, und wenn auch hier und da noch ein wenig Utriertheit und Theatralik zu überwinden ist, — wir hätten allen Grund zu wünschen, dass die ausserordentlich schöne und sehr begabte Schauspielerin dauernd für München gewonnen würde. Wir könnten hier — die Terwin geht! — ein paar gute weibliche Kräfte an allen Theatern noch sehr gut gebrauchen.

Zum Schlüsse ein Wort an Herrn Direktor Stolberg. Noblesse oblige! — Es ist eine sehr hohe Ehre für das Schauspielhaus, jedes Jahr einmal das ganze Werk Wedekinds, soweit es nicht von Polizei wegen gefesselt wird, im Zusammenhang vorführen zu dürfen. Da wäre es doch wohl am Platze, für Darbietungen zu sorgen, die der Grösse der Aufgabe wenigstens einigermassen entsprächen. Es macht sich bei fast allen Vorstellungen ein so bedauerlicher Mangel an Regie bemerkbar, dass darunter der Wert der ganzen Veranstaltung sehr empfindlich leidet. An den Mitwirkenden liegt eg nicht, aber es geht nicht, dass jeder Schauspieler sich selbst überlassen bleibt. Da spielt einer neben dem andern her, dass es einen Hund erbarmen möchte. Dass sich gute Kräfte bereit finden, an der Interpretation der Wedekindschen Werke teilzunehmen, zeigt sich ja. Es mag ihnen aber in Zukunft durch eine saubere Inszenierung und eine sorgfältige Regie ihre Arbeit erleichtert werden. Das verdienen sie, die nicht gern durch Umstände, für die sie nichts können, um ihren Erfolg geschmälert werden; das verdienen wir, die wir jahraus jahrein hoffen, dass Wedekind endlich zu dem verdienten äusseren Erfolg kommen möge; das verdient vor allem der Dichter selbst, und er hat es um Ihr Theater, Herr Direktor Stolberg, hundertmal verdient.

Bemerkungen.

Mottl, ein Opfer der „Hänchener Post". Felix Monis persönliche nähere Bekanntschaft blieb mir versagt, die Beurteilung seines künstlerischen Lebenswerkes entzieht sich meiner Kompetenz. Sein Tod könnte daher hier stillschweigend übergangen werden, oder ich könnte mich mit dem respektvollen Grass für einen Künstler begnügen, dem Hunderttausende erhöhte Lebensstunden verdanken. Eine verhängnisvolle Tatsache jedoch, die seiner Erkrankung und seinem Sterben

unmittelbar voranging, ruft den öffentlichen Kritiker auf, der zunächst mit Beschämung gesteht, dass die Infamie, mit der die Katastrophe in Zusammenhang gebracht werden muss, bisher von keinem Nekrolog angeprangert wurde.

In München erscheint eine Tageszeitung, die sich als sozialdemokratisch ausgibt, und die ihre Aufgabe, die werktätige Bevölkerung sozialistisch aufzuklären, in der Uebung zu erblicken scheint, ihren Lesern sensationelle Personalien vorzusetzen. Dies Blatt heisst „Münchener Post". An dem Tage, an dem Felix Mottl, während er im Prinzregenten-Theater Wagners „Tristan" dirigierte, vom Herzkrampf befallen wurde, hatte die „Münchener Post" unter der Ueberschrift „Die Versicherungs-Oberinspektors-Tochter" einen Artikel gebracht, der sich mir, seiner bevorstehenden Vermählung, oder vielmehr — ich will gerecht sein: mit der standesamtlichen Anzeige seines Heirats-Aufgebots befasste. Darin sollte — so legte das Blatt es auf den verschämten Vorwurf der „Münchener Neuesten Nachrichten", es habe eine „Geschmacklosigkeit" begangen, aus — das Standesamt wegen der gewiss dummen Gepflogenheit angegriffen werden, bei Aufgebots-Mitteilungen den Stand des Vaters der Braut zu publizieren, während es über den Vater des Bräutigams schweigt. Warum hat sich das Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie gerade bei der Verlobung Mottls auf die „antiquierte Uebung" des Standesamts besonnen? Weil sich hier aus den Personalien eines berühmten Künstlers und einer berühmten Künstlerin ein Sensationellen herausschlagen liess. Wer lesen kann, sieht dem Artikel an, worauf es ankam: durch perfide Andeutungen Gelächter über Felix Mottls Herkunft zu erregen. Der kümmerliche Versuch der Zeitung, nach der Erkrankung Mottls, über die sie keine Silbe berichtete, in dem Artikel „Stumpfsinn" ihre Schäbigkeit zu bemänteln, ändert nichts an der von nahen Bekannten des Opfers bezeugten Tatsache, dass sich der Künstler über den Artikel schwer aufgeregt und tief gegrämt hat, und dass an dem Anfall, der die tödliche Krankheit einleitete, die Anpöbelung der „Münchener Post" mindestens mitschuldig war. In der Tat war die Rüpelei so niederträchtig, dass ich sie auf diesen Seiten, auf deinen Sauberkeit ich Wert lege, nicht abdrucken mag.

Die Entschuldigung, es handle sich um eine abgeschmackte Verirrung, könnte man gelten lassen, wäre nicht das Verfahren der persönlichen Nachschnüffelung, das bis zur Verdächtigung und Verleumdung geht, als ständige Einrichtung der „Münchener Post" nachweisbar. Wer in München Bescheid weiss, kennt das Blatt in seiner Eigenschaft als entsicherten Revolver. In frischem Gedächtnis ist noch der Eifer, mit dem die „Münchener Post" einem sehr tüchtigen Hochschullehrer auf seine ausserehelichen Pfade folgte, bis es ihr wirklich gelang, ihn aus seinem Amt zu schaffen. Und mir selbst haben ihre Schmöcke, da sie sachlich gegen mich und meine Ansichten nichts vorzubringen wussten, Jahre hindurch mit so hallunkenhaften Verleumdungen zugesetzt, dass ich in einer öffentlichen Versammlung die Frage aufwarf: Sind die Leute, die so dumm und so frech verleumden, Trottel oder Schurken? — und darauf antwortete: Beides.

Diese Zeilen sind eine Einleitung. Der „Münchener Post" soll nichts geschenkt werden.

Der heilige Jatho. Die Wogen der Begeisterung — so nennt man bei uns eine dreitägige Leitartikel-Diarrhöe — sind abgeebbt. Der „Fall Jatho" hat seine Nummer gekriegt und liegt bis zur nächsten Ketzer-Affäre im Schubfach. Nur noch in behaglicher Verdauung der genossenen Märtyrerstimmung widmet hier und da eine liberale Seele dem abgesetzten Pfarrer einen weihevollen Rülpser. Der neue Huss hausiert indessen in öffentlichen Versammlungen mit seinen Scheiterhaufen-Spänen und klagt die evangelische Kirche an, weil sie an ihrem Dogma festhält und durchaus nicht mit Jatho, pantheisteln will. Mich geht die ganze Geschichte am Ende nichts an; ich kann mich gänzlich unbeteiligt darüber amüsieren, wie die sancta simplicitas diesesmal gegen die Kirchenväter tobt, statt gegen den Ketzer. Mir ist dar ganze Vorgang nur ein neues Exempel für die Naivetät der Deutschen, die sich mit ergreifender Konsequenz regelmässig an der unrechten Stelle begeistern. Mir sagt mein in Dingen des evangelischen Glaubens durchaus unstudiertes Laiengemüt, dass die protestantische Kirche dazu da sei, protestantische Lehren zu •verbreiten. Die protestantische Lehre — habe ich mir berichten lassen — behauptet die Göttlichkeit Christi, und lässt sich von denen, die sie zur Proklamierung ihrer Lehrsätze anstellt, geloben, dass sie von der Wahrheit des evangelischen Dogmas überzeugt sind und andere Wahrheiten nicht predigen werden. Nun wird einem, der also Verpflichteten seine eigene Ueberzeugung verdächtig. Er entschliesst sich, sie zu revidieren, stülpt sie um und ersetzt sie durch eine neue. Das ist sein gutes menschliches Recht. Komisch wird sein Verhalten erst dadurch, dass er sich darauf versteift, seine — den Dogmen der evangelischen Kirche nunmehr gegensätzlichen — Ansichten von der Kanzel einer ervangelischen Kirche herunter zu verbreiten. Dadurch entstehen groteske Missverständnisse. Jatho lehnt das gemeinsame Gebet, soweit es dogmatischer Formalismus ist, ab und will es nur noch als stille Versenkung gelten lassen. Hat er seine Gläubigen vor sich, so muss er sie natürlich auch beten heissen. Man stelle sich vor, wie sich 100 Menschen auf Kommando in Gott „versenken" I — Dass die Kirchenväter dazu nicht schweigen, sondern dem Neuerer zu verstehen geben, er habe sich wohl im Lokal geirrt, solche Prokuristen könne die Firma nicht brauchen, kann ihnen ein einigermassen gerechtes Empfinden kaum verdenken. Wer wollte es einem Temperenzlerbund übel nehmen, wenn er einen Schnapsbrenner, dem in seinen Kreisen seine Ware anbietet, vor die Türe setzte? — Die Zeitungsatheisten hingegen, die, wenn's die Konjunktur so mit sich bringt, auch mal katholisch-modernistisch oder protestantisch-liberal sind, erheben grosses Getöse und schreien Zeter und Mordio, weil sich die Kirche nicht selbst erdrosseln will. Aus dem Pfarrer Jatho wird ein Heiliger und ein Held, und aus dem Toleranz-Geschrei der Presse eine Revolution des Geistes gemacht. Ach, Herrschaften, Revolutionen sehen anders aus. Revolutionen kennen keine Toleranz. Wir andern, die wir in Wahrheit Feinde der Kirche sind, — und zwar um der Freiheit willen —, wir pfeifen auf Pfarrer, die von der Kirche zur Freiheit Brücken schlagen wollen.

Architektur und Behörde. Ein bayerischer Regierungsbaumeister schreibt mir:

„Die moderne Architektur wird in Bayern von Staatswesen recht bürokratisch behandelt. Das beweist die Prüfungsordnung für

den höheren Staatsdienst, die aus dem Jahre 1872 herrührt und an deren Paragraphen sich die alten Herren Bau„künstler" und Zensoren des Staates heute noch klammern müssen! Da sie selbst kein Urteil und Verständnis für neue Kunstformen haben, so zwängen sie eben die Prüfungsentwürfe der angehenden „Regierungsbaumeister" in eine erbarmungslose Notenskala, die ganz gedankenlos und mechanisch an jeden wie eine Daumenschraube angelegt wird. Junge Leute, die an der Hochschule von Theodor Fischer, von Friedrich v. Thiersch gelernt haben, müssen nun plötzlich einsehen, dass ihr Können, mit den Augen der Herren Ministerialräte gesehen, unbrauchbarer Mist, als staatliche „Kunst" ungenügend ist!

Es ist faule Ironie, wenn man bei Einsicht dieser und anderer Mängel immer wieder zu der Ausrede greift: „das alles „wird" in Zukunft anders"! Damit tröstet man kleine Kinderl Solche Missstände müssen eben jetzt sofort behoben werden. Die Zukunft junger Künstler ist kein Spielzeug für veraltete Bürokraten!

Dass man bei der obersten Baubehörde ein schlechtes Gewissen hat, beweist die Verweigerung der Herausgabe der Prüfungsentwürfe. Man fürchtet das Urteil anerkannter Autoritäten und behält die Arbeiten drei Jahre lang hinter Schloss und Riegel. Die Architektur gehört eben bei der obersten Baubehörde Bayerns nicht zu den freien Künsten, sondern zu den Akten!"

Ich habe geglaubt, der Beschwerde des Briefschreibers Raum geben zu sollen, obwohl ich es allgemein nicht als meine Aufgabe betrachte, innerhalb der total verfahrenen Gesellschaftszustände, in denen wir leben, für Einzelheiten Remedur zu suchen. Da es hier jedoch um eine künstlerische Sache geht, und da der Ton des Briefes die Verbitterung eines in seinem Kulturgewissen Gekränkten verrät, schien mir die Veröffentlichung geboten. Ob freilich eine Reform der Prüfungsordnung viel ändern wird, bezweifle ich. Gesetze und Verordnungen kommen immer nachträglich und sind daher ihrer Naturbeschaffenheit nach notwendig reaktionär, umsomehr, da ja nicht „moderne" Menschen zu verordnen haben, sondern eine Vertretung des durchschnittlichen Geschmacks, und da bei jeder neuen Verfügung den direkt rückwärts strebenden Mächten viel konzessioniert werden muss. Ich werde den Regierungsbeamten kaum davon überzeugen, aber meine Meinung ist, dass auch in der Architektur aller Fortschritt nur gegen Staat und Behörden, nie mit ihnen beginnen kann.

Bekanntmachung. Der Rechtsbeistand des Dichters Stanislaw Przybyszewski, Herr Dr. jur. Gustav Böhm, bittet mich um Veröffentlichung des folgenden:

> „Stanislaw Przybyszewski beabsichtigt eine Neuausgabe einiger seiner Werke, u. a. De profundis, über deren Verlagsrecht zurzeit Unklarheit besteht.
>
> Um Kollisionen zu vermeiden, ersucht Stanislaw Przybyszewski die betr. Verleger — mit Ausnahme des Verlags F. Fontane & Co., Berlin, und Richard Etzold, München — etwaige Ansprüche Herrn Rechtsanwalt Dr. Gustav Böhm in München, Dachauerstrasse 7, bekannt zu geben."

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel. 2355

Abonnement-Bestellungen nimmt nicht der Herausgeber des Kain an, sondern jede Buchhandlung oder die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstrasse la Telefon 2355.

Von jetzt ab kann auch durch die Post abonniert werden.

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. la.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Jahrgang I. No. 6. September 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank "Wedekind. — Bemerkungen.** — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang I. No. 6.

München, September 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Der marokkanische Krieg.

Wie lange soll das öde Gewäsch noch gehen? Wie lange sollen Millionen kräftiger Männer, deren Frauen, Brüder, Freunde, Geliebte, Eltern, Landsleute noch mit dem diplomatischen Zeitungstratsch genarrt werden, in dem um Kanonen und Kartätschen, um Menschenblut und Menschennot geknobelt wird? Wie lange wird sich dieses Volk noch als Blindekuh im Kreise drehen lassen?

Seit sechs Jahren und länger trompeten uns nun die geaichten Patrioten das Wort Marokko in die Ohren, und wir werden aufgefordert, uns für die ideale Forderung zu begeistern, dass der Westfetzen dieses Landes „uns" gehören soll. Uns? Wer sind wir? Wir sind die Herren Mannesmann nebst spekulatorischen Konsorten, und die andern, mit denen wir uns drum balgen sollen, der Feind, der „Erbfeind", das sind die Franzosen — nein, das sind ein paar französische Grossspekulanten, die aus dem Bedarf ihrer Landsleute nach Eisenerzen oder Fetthämmeln persönlichen Millionengewinn schlagen möchten.

Ich verstehe nichts von Kolonialpolitik — zugegeben! — Ich will auch gar nichts von Kolonialpolitik verstehen. Denn, scheint mir Politik selbst schon wahnwitziges Getue, so dünkt mich Kolonialpolitik vollends unmenschliches Verbrechen. Wem gehört Marokko? Den Franzosen? Den Deutschen? Den Spaniern? Allen dreien? Meine Auffassung mag weltfremd sein; ich finde, Marokko gehört den Marokkanern.

Das vaterländische Marokko-Gezeter hat ethisch eins vor anderen Kolonial-Erhitzungen voraus. Die gemeinste Lüge, mit der gewöhnlich gearbeitet wird, hört man diesmal seltener. Die interessierten Herrschaften betonen das rohe Interesse stärker als in andern Fällen, wo aus den Raubzügen sittliche Expeditionen mit kulturträgerischer Mission gemacht wurden. Man landet Kriegsschiffe an den Küsten solcher Länder, deren Bewohner „unkultiviert" leben, und die man „wilde Völker" nennt, weil dort die Menschen in Frieden miteinander arbeiten, keine Ausfuhr noch Einfuhr haben, sondern gut und reichlich mit dem auskommen, was der eigene Boden trägt, keine Not leiden und sich nicht gegenseitig ausbeuten. Diesen Völkern trägt man europäische Kultur ins Land, bestehend in Branntwein, modernen Schusswaffen und geschmacklosen Kleidungsstücken zur Verdeckung dessen, was den Menschen dort bisher natürlich erschienen war. Als Aequivalent für diese guten Gaben brauchen die beglückten „Wilden" nur ihr Land, ihre Arbeitskraft, ihre Leiber, ihre Weiber und Kinder, sämtliche Produkte ihres Bodens, ihre Freiheit, ihre Volksgewohnheiten und ihre naive heidnische Religion herzugeben — weiter nichts. Wer sich widersetzt, wird getötet, wer sich fügt, versklavt. Das sittliche Recht dazu ergibt sich aus der in der wirksamsten modernen Bewaffnung dokumentierten höheren Kultur der Europäer. So sieht die Kolonialpolitik aus, für die sich zu begeistern moralische Pflicht aller europäischen Nationen ist.

Und warum all die Niedertracht und all der Wahnsinn? Weil die rationelle Bewirtschaftung des heimischen Bodens den wenigen, die ihn mit allen Rechten besitzen, nicht soviel Profit brächte wie die absurde Ex- und Import-Schacherei, die die Kapitalverzinsung garantiert. Peter Krapotkin hat in seinem Buche „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk"[1]) (vergl. auch sein grosses Werk „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung"[2]) einwandfrei nachgewiesen, dass jedes Land bei intensiver Bodenbewirtschaftung in der Lage ist, den eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln vollständig zu decken. Heutzutage wird keine intensive Bodenkultur betrieben. In Deutschland liegen ungeheure Landflächen brach. In diesem Lande aber ruhen auf der Einfuhr des Nötigsten hohe Zölle, die Ausfuhr von Getreide und Vieh hingegen wird prämiiert Dabei fehlt es Millionen Deutschen an der Möglichkeit, die dringendsten Bedürfnisse des Lebens voll zu befriedigen, Hunderttausende leiden buchstäblich Not, Tausende verkommen in Elend und Schmutz. Die Inhaber des Landes aber wissen gar nicht, wo sie mit all ihren Schätzen bleiben sollen und suchen an fernen Küsten „Absatzgebiete".

Deshalb nun also der Ruf nach Marokko! Ein halb Dutzend Jobber diesseits, ein halb Dutzend jenseits der Vogesen zanken sich um die schönen Zipfel des Landes, und die nationale Ehre zweier Vaterländer ist soweit engagiert, dass hüben und drüben gefährlich mit der Plempe gefuchtelt wird.

Wer wird schliesslich den armen Mauren das Fell endgiltig über die Ohren ziehen dürfen? Das wird nun in der diplomatischen Giftkammer der beteiligten Regierungen ausgesotten. Kommt dabei kein für beide Teile geniessbares Getränk zustande, so geht's an die ultima ratio — und die nationalen Leidenschaften der Völker werden mit Alkohol und Phrasen in den Zustand des erforderlichen

---

[1]) In der deutschen Uebertragung von Gustav Landauer beim Verlag des Sozialistischen Bundes, Berlin.

[2]) Ebenfalls deutsch von Gustav Landauer bei Thomas, Leipzig.

Blutdurstes versetzt und mit Mordwaffen entsetzlichsten Kalibers gegen einander losgelassen.

Jetzt erhebt sich aber die Frage: wer führt Krieg? Die Fürsten? Die Regierungen? Die Parlamente? Die interessierten Börseaner? Mir scheint: die Soldaten führen Kriege. Und weiter: Was sind das für Menschen, die Soldaten? — Die Söhne der Fürsten? Der Regierenden? Der Parlamentarier? Der interessierten Börseaner? Mir scheint: das Heer Soldaten besteht fast ausschliesslich aus Arbeitern und Bauern, aus solchen Leuten, auf deren Kosten der Preis des möglichen Sieges fruktifiziert werden soll. Diese Leute werden aus den Armen der Nächsten, werden von Werkstätten und Scholle gerissen, mit Flinten und Säbeln beladen, aus der Heimat geschleppt, sie werden in Bataillone und Regimenter gruppiert, ebensolchen Bataillonen und Regimentern, die ebenfalls aus friedlichen Menschen gebildet sind, gegenübergestellt, und ihnen befohlen, auf die fremden Menschen, die doch ihresgleichen sind, zu schiessen und zu schlagen und möglichst viele von ihnen zu töten. Ebenso wird ihnen gesagt, dass es heldenhaft sei, sich von jenen erschiessen und erschlagen zu lassen, und dass sie sich dem Vaterland — wieviele von den Soldaten besitzen davon einen einzigen Quadratmeter? — nützlicher erweisen, wenn sie sich von platzenden Granaten in Fetzen reissen lassen, als wenn sie ihren Kindern und Eltern den Ernährer, ihrer Geliebten den Mann, ihren Gefährten den Kameraden erhalten.

Die Macht, auf die Entschliessungen der Herrschenden einzuwirken, hat die Masse nicht, aus der sich die Armeen rekrutieren. Die Möglichkeit, solche Macht zu erringen durch wirtschaftliche Kämpfe und kräftige Initiative jedes Einzelnen, hat sie — in Deutschland wenigstens — in unfruchtbarer vierzigjähriger parlamentarischer Politikasterei vertan; alle latenten Energien hat sie auf den lachhaften Popanz einer quantitätsprotzenden Wahlpolitik nutzlos vergeudet. So muss sie willenlos zusehen, was bei der ausseröffentlichen Diplomatenhandelei her-

auskommt. — Noch viel weniger ist im Falle des Ausbruches eines Krieges auf den passiven Widerstand der Soldaten zu rechnen. Eine solche Aktion wäre auch gar nicht anzuraten, sie würde den wenigen, die sie vielleicht versuchen möchten, unweigerlich den Kopf kosten.

Ist der Krieg erklärt, dann wird marschiert; da gibt's kein Drehen und Wenden. Anders liegt der Fall, solange die Gefahr des Krieges über den Völkern schwebt. Hat das Volk ein wirksames Prohibitivmittel gegen den organisierten Massenmord des Krieges?

Als im vorigen Jahre in Kopenhagen der internationale Sozialistenkongress tagte, da stellten die Franzosen und Engländer den Antrag, einer drohenden Kriegsgefahr solle in den beteiligten Ländern dadurch begegnet werden, dass für alle Gewerbe der umfassende Generalstreik proklamiert werde. Die Wirkung solcher Aktion ist evident. Einem Lande, in dem auch nur für drei Tage aller Verkehr gehemmt ist, in dem die Zirkulation der Waren unterbunden wird, in dem keine Bahn fährt, kein Licht leuchtet und kein Schlot raucht, in dem die Kranken nicht gepflegt und die Leichen nicht begraben werden, einem Lande, das keine Post erhält und keine versenden kann, und dem obendrein das Gift der Zeitungen entzogen ist — solchem Lande stockt der Atem, und es hat für lange hinaus für seine leistungsfähigen Kräfte bessere Verwendung, als sie an die Landesgrenze vor die Kanonenschlünde zu jagen.

Sahen wir nicht eben erst in England, diesem Wirtschaftslande aus dem Grunde, das noch kaum von sozialdemokratischen Schwätzern marxistischer Observanz verseucht ist, was schon ein partieller Streik zu wirken vermag? Bei den Seeleuten fing es an, griff auf Transportarbeiter, Fuhrleute und schliesslich auf die Eisenbahner über, und die friedfertigste aller Regierungen verlor den Kopf und griff mit dem klobigen Mittel der Militärgewalt in den Kampf ein, der ohne diese Tapsigkeit nicht einen Tropfen Blutes hätte zu kosten brauchen. Die Arbeiter haben ihre

Forderungen, die an sich nicht wichtig waren, durchgedrückt; sie haben die Regierung gezwungen, nach ihrer Pfeife zu tanzen. Und das in England, dem von allen Kapitalisten so laut gerühmten Musterland für wirtschaftliche Organisationen! Ja eben, die rein wirtschaftliche Struktur des Klassenkampfes! Die war es, die plötzlich — ohne sozialdemokratisch-politische Begriffsdeutelei — den wirklich sozialistischen Gedanken hervorbrechen liess und eine Solidaritätsaktion von solcher Kraft, Entschlossenheit und Geradheit wachrief, dass einem das Herz höher schlug. — Stände England jetzt vor einem Krieg — könnte es ihn führen? England wird noch lange zu scharfen haben, bis alles wieder im kapitalistischen Gleise korrekt funktioniert.

Der Antrag der Engländer und Franzosen fiel in Kopenhagen ins Wasser. Er scheiterte an dem Widerspruch der Deutschen, die einen ihrer radikalsten und dazu einen ihrer klügsten und ehrlichsten Vertreter, Herrn Ledebour, erklären liessen, die deutschen Sozialdemokraten müssten den Antrag ablehnen, weil sie sonst ihre politische Stellung unleidlich erschweren würden. Danach in Deutschland zum Generalstreik aufzufordern, wäre sinnlos. Die ihn realisieren müssten, würden dem Rat nicht folgen, weil der Sand, der ihnen jahrzehntelang von der Parteipresse in die Augen gestreut wurde, ihnen jeden Blick für das real Nötige verschleiert hat.

Die wir in Deutschland den Frieden wollen, haben von der deutschen Arbeiterschaft nichts zu hoffen. Deren Demonstrationsversammlungen und hochtrabende Resolutionen schrecken keinen Hund vom grünen Tisch und von den Kassenschränken. Wir müssen unsere Blicke vertrauend nach Frankreich richten. Die Franzosen haben ihre Hervé, Griffelhues, Yvetôt, — radikale Naturen voll Leidenschaft und Volksliebe, Männer, deren Feuer in den Massen zündet und deren Worten sie freudig zustimmend folgen. — In Frankreich ist es soweit, dass die Regierung ihre Arbeiter und Bauern nur mit Zittern zum Kriege rufen

könnte. Dort steht der klare Wille des Volkes stark und gross gegen die verschlagene Klugheit der Advokaten. Dort spricht aber auch ein Umstand mit, dessen wir hierzulande nur mit Scham und wehmütigem Neid gedenken können: dort steht der Geist geeint auf der Seite des Volkes, dort stellt sich der Geist der Dichter und Künstler in den Dienst der Menschheitssache.

Wo lebt uns ein Anatole France? — Die in Deutschland den Geist repräsentieren, schlafen. Deutsche Dichter und Künstler, wollt ihr nicht endlich auch zur Posaune greifen? — Ist es nicht Blut von eurem Blut, das für Marokko fliessen soll? — Wollt ihr nicht endlich erwachen und euch dem Volk einen, das Volk schaffen, ohne, das euer Werk Schatten und Schaum ist? — Geist und Volk gehören zusammen! — Mag der Tag nicht fern sein, da sie auch in Deutschland vereint stehen gegen Junker und Börse, gegen Diplomaten und Pfaffen und gegen die journalistischen Paukenschläger!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

In einer solchen Lage, in der man selbst völlig unübersehbaren Dingen gegenübersteht, und wo einem selbst übel genug zu Mute ist, vergeht einem die Neigung, anderen Trost zuzusprechen. Man orientiert sich einfach über das Schicksal des Nachbars und wendet seine Gedanken alsbald dem eigenen zu. So brachen wir die Unterhaltung kurz ab und ich dachte mir: jetzt wird's bald 3 Uhr sein. Jetzt ungefähr käme ich in Zürich an, und heut oder morgen hätte ich dort liebe Freunde wiedergesehen, die befreundeten Anarchisten aufgesucht, im Cafe Terrasse gesessen und mit Doktor Brupbacher die Probleme Sozialismus, Demokratie, Anarchismus und Individualismus diskutiert und darüber gestritten, ob sich der Enthusiast der Freiheit in seinen praktischen Massnahmen auf den Produzenten- oder auf den Konsumentenstandpunkt zu stellen habe, gestritten über die gleichen Themata und mit der gleichen Hitzigkeit wie vor fünf Jahren, und seitdem, so oft ich durch Zürich kam.

Der arme alte Kerl, der selbst nicht wusste, ob er wusste, was er tat, wurde zurückgebracht, und unser Dompteur führte uns nun die Treppen hinunter über einen Hof und durch den Garten, den ich durch

das vergitterte Fenster gesehen hatte, an eine Tür, über der zu lesen stand: „Eingang zum Gefängnis". Dann kommandierte er uns in ein sonderbares Gelass, schlug die Türe zu und schloss sie mit brutaler Vernehmlichkeit ab. Den waren wir jetzt los. Der Raum, in dem wir unsere weiteren Bestimmungen jetzt erwarteten, war grösser, aber noch unfreundlicher als der, von dessen Fenster wir wenigstens den Garten gesehen hatten. Er war lang und rechteckig, das Fenster war klein und sehr hoch angebracht, sodass die Zelle Halbdunkel war. Ueber die Einrichtung dieses Gemaches gab ein kleines Plakat Aufschluss, das an der Wand hing. Ich glaube, ich bringe die Gegenstände, die darauf verzeichnet waren, noch aus dem Gedächtnis zusammen. Ihre Anzahl war nicht gross genug, um für die Aufzählung einen Mnemotechniker zu erfordern. Die Ueberschrift hiessstolz:„Inventarium". Dann stand sauber untereinander: „1 Nachtgeschirr aus Steingut, 1 Nachtgeschirr-Deckel, 1 Wandbrett, 1 Spucknapf, 1 Wasserkanne, 1 Trinkbecher, 1 Bank. 2 Stühle. 1 Zellenlampe. 1 Leibstuhl." — Unter dem „Leibstuhl" ist ein in eine Ecke gebautes Holzgestell zu verstehen, ein Dreifuss, der aber nur zwei Füsse hat, weil den hinteren die Wandecke vertritt, in die das Gestell eingeschlagen ist. Zwischen diesen Füssen befinden sich in massigem Abstand übereinander zwei nach vorn runde Bretter, auf deren unterem das Steingutnachtgeschirr mit dem Metalldeckel steht, deren oberes aber nur der Rand um ein kreisrundes Loch ist, das so genau um das Geschirr passt, dass man dessen Deckel gerade noch an seinem Knopf herausholen kann, um ein ganz prächtiges, gebrauchsfertiges wasserloses Geruchkloset zu haben. — In dem so beschaffenen Raum sass ich nun zusammen mit dem unbewussten Dieb und dem Zuhälter, dem nichts zu beweisen war, ich selbst ein Staatsverbrecher, der sein Staatsverbrechen noch gar nicht kannte. Denn was half mir die Kenntnis des Wortlautes der Paragraphen, deren Verletzung man mich beschuldigte, wo ich bei angestrengtestem Nachdenken nicht auf die Straftat kam, mit der ich sie verletzt haben sollte? — Man liess uns lange warten, Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun, als dass einer ein Gespräch begonnen hätte. Nur manchmal knurrte, einer von uns dreien: Wie lange sollen wir denn hier noch sitzen? Kümmert sich denn kein Mensch weiter um uns? oder ähnliches.

Endlich kam ein Aufseher, ein gutmütig aussehender Mann in einfacher blauer Uniform mit roten Aufschlägen. „Sind Sie Herr Mühsam?" fragte er, während er auf mich zukam. Dann hiess er mich ihm folgen und führte mich eine hohe Treppe hinauf bis zu einem Absatz, an dem stand: Zweites Stockwerk. Dort übergab er mich einem ebenso gekleideten Beamten, der nicht minder freundlich aussah und mich aufforderte, mich auf einen Stuhl zu setzen, der auf dem Korridor neben einem Tische stand. Ich merkte, dass ich unmit-

telbar vor dem Ziele stand. Denn ich sah mich im Winkel eines hellen, langen Korridors, dessen beide Schenkel von nummerierten, mit schwerem Eisengriff und dicken schwarzem Schlüsselloch versehenen Eisentüren flankiert waren. Dieser Korridor war eine Art Brücke. Denn gegenüber den Zellen war ein richtiges Geländer, über das man nach unten und nach oben sehen konnte, dass das untere und das obere Stockwerk diesem zweiten ganz gleichartig gebaut war. Jenseits des Geländers lag der tiefe, von der nackten Wand begrenzte dröhnende Hausraum, und unten an der Wand sah man gleich einer Raupe das gewellte, rotgestrichene Rohr der Zentralheizung dahinkriechen. In der Höhe des zweiten Stockwerks aber, also in gleicher Höhe, mit mir, hing, eingeklemmt in die Wandecke, wie das Auge des Gesetzes, das zugleich nach mehreren Richtungen sehen möchte, eine grosse, runde, martialisch ernsthafte Uhr mit breitem rotbraunem Rand, auf dem in mächtigen Lettern die Worte standen: „Normalzeit der Sternwarte." — Die Zeiger belehrten mich, dass er kurz nach vier Uhr war. Auf dem Flussboden des Korridors, auf dem ich der Anweisung einer Zelle harrte, lagen, angelehnt an das hohe eiserne Brückengeländer, viele hohe Stapel seltsam zurechtgeschnittenen Papiers. Nach einiger Ueberlegung kam ich dann dahinter,- dass sich so präpariertes Papier ausgezeichnet zum Tütenkleben verwenden lassen müsse. Indem ich mich den Assoziationen hingab, die sich an derlei Wahrnehmungen zu knüpfen pflegen, kam der Aufseher wieder und schloss vor mir die Zelle 42 auf, in die er mich eintreten hiess. Hinter mir schloss er sie wieder ab und ich hatte nun hinlänglich Zeit, mich in meinem neuen Heim umzuschauen. Die Zelle war vielleicht sechs Schritte lang- und so schmal, dass ich die Arme noch nicht ganz auszustrecken brauchte, um an jede Wand eine flache Hand mit der ganzen Innenseite anzulehnen. Die Höhe war nicht gering. Gegenüber der Tür war das Fenster, dessen unterer Rand nahezu zwei Meter über dem Fussboden lag. Das Fenster, wenn man nicht lieber von einer Luke reden will, war horizontal geteilt, und zwar konnte man den oberen Teil halb auf- und zuklappen. Statt eines Fensterkreuzes hatte die Scheibe sich mehrfach schneidende eiserne Stangen, und dahinter sah man auch aussen noch ein eisernes Gitter die Sicherheit der Abschliessung gewährleisten. Die Scheibe war graues, dickes, gewelltes, undurchsichtiges Glas, sodass mir auch ein Klimmzug, mit dem ich mein Auge in die geeignete Höhe hätte bringen können, nichts genützt hätte, um hinauszusehen. Links der Türe, in die Wandecke eingezimmert, befand sich ein „Leibstuhl" von derselben Art, wie ich schon beschrieben habe. Ihm gegenüber ein Spucknapf. An der linken Wand hing, angekettet, eine Schlafpritsche, d. h. ein eisenbeschlagenes Holzgestell, zwischen dem und der Wand eine Strohmatratze

eingeklemmt war. An der Erde darunter lag ein Keilkissen, aus dessen Löchern Strohhalme herausragten. Ich bemerkte, dass unter dem Gestell mit Scharnieren Eisenbeine befestigt waren, die nach dem Losketten das Bett zu tragen hätten. An der rechten Seite des Zimmers hing ein zweifächeriges Holzbord an der Wand, auf- unter und in dem, sauber nach einer daneben hängenden gezeichneten Tabelle geordnet, folgende Gegenstände untergebracht waren: Ein neues Testament, ein Trinkbecher, ein Wasserkrug, eine Schuh- und eine Kleiderbürste, ein Essnapf, ein Löffel, ein Salzfass, eine Waschschüssel, ein Seifennapf, ein Kamm, eine Müllschippe mit Handfeger, ein Handtuch, ein Geschirrtuch und ein Scheuerlappen. Weiterhin war eine Tischplatte mit einem Bein an der Wand befestigt, und meine Versuche ergaben, dass auch dieses Möbel sich hochklappen liess. Das gleiche zeigte sich bei der etwas kürzeren und schmäleren, gleichfalls auf ein Bein gestützten Bank, die sich nicht vor, sondern hinter dem Tisch befand, sodass ich mit Schrecken gewahrte, dass ich, wenn ich schreiben wollte, das Licht immer von hinten bekommen musste, was mir für meine ohnehin nicht luchsnaften Augen kaum vorteilhaft schien. — Damit habe ich, falls ich nichts vergass, alles aufgezählt, was die Einrichtung der Zelle ausmachte. An der rechten Wand zogen sich nicht sehr hoch über dem Fussboden zwei gut geheizte Rohre der Zentralheizung hin. Natürlich vergass ich noch etwas: die gezeichnete Anordnung für den sogenannten „Spind" erwähnte ich schon, aber mit ihr hingen an diesem Spind ein vollzähliges „Inventarium" und ein gedrucktes Heftchen, das sich „Verhaltungsvorschrift" nannte und aus dem ich die Tagesordnung der Anstalt und noch manches Wissenswerte erfahren konnte. Ferner vergass ich ein Plakat, das auf jeder Seite einen frommen Spruch zur Besserung sündiger Menschen enthielt und eine Petroleumlampe, die einen höchst seltsamen Schirm hatte, aus' Blech nämlich, den man wie einen Parapluie über den Zylinder zog. Das war nun aber wirklich wohl das gesamte Inventar, mit dem mich vertraut zu machen ich für die Lebensaufgabe meiner nächsten halben Stunde hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Münchner Zensurbeirat.

München, den 16. August 1911.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Darf ich Sie zur Veröffentlichung folgender Erörterungen um die Gastlichkeit Ihrer Monatsschrift „Kain" bitten. Voraussichtlich erscheint im Laufe dieses Herbstes ein modernes Myste-

rium von mir, dem ich diese Polemik als Vorwort vorauszuschicken denke. Sie würden mich aber, sehr geehrter Herr Mühsam, zu besonderem Dank verbinden, wenn Sie diese Zeilen durch Wiedergabe im „Kain" jetzt schon zur Kenntnis Ihrer Leser gelangen lassen wollten.

Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochschätzung

Ihr ergebener

Frank Wedekind.

Nachdem die Münchner Polizeibehörde wieder einmal die Aufführung eines meiner harmlosesten Theaterstücke „Oaha" verboten hatte, suchten Herr Direktor Stollberg vom Münchner Schau« spielhause und ich um eine Unterredung mit dem Herrn Polizeipräsidenten nach, die uns gütig gewährt wurde. In seiner Begründung des Verbotes berief sich der Polizeipräsident uns gegenüber auf ein Gutachten, das ein Sachverständiger über mein Drama ausgestellt hatte. Das Gutachten, aus dem uns der Polizeipräsident einige Kraftstellen zum besten gab, war meinem Urteil nach ein Produkt absoluter Verständnislosigkeit. Wer es abgefasst hat, das blieb für uns natürlich tiefstes Geheimnis. An eine Zurücknahme des Verbotes war nicht zu denken.

Wenige Wochen vorher hatte ich nun Gelegenheit gehabt, zwei Gutachten von Münchener Autoritäten, auf deren Urteil sich die Polizeibehörde bei ihren Massnahmen zu stützen pflegt, genauer kennen zu lernen. Es handelte sich dabei um meinen Einakter „Totentanz" oder „Tod und Teufel", den ich seit Jahren in München, Wien, Hamburg, Dresden, Prag, Berlin, Budapest, in einigen Städten sogar wiederholt, öffentlich vorgelesen habe und der durch sein Feuer, seine Leidenschaftlichkeit und seine dramatische Steigerung überall das Publikum in gespanntester Aufmerksamkeit hielt. Diese Tatsachen finden in unzähligen über die Vorlesungen erschienenen Kritiken und Besprechungen ihre Bestätigung. Um diesen Einakter nun wenn möglich auch für eine öffentliche Aufführung in München frei zu bekommen, wandte ich mich an Herrn Dr. Franz Muncker, Königl. Professor für deutsche Literatur an der Universität München und an Herrn Dr. Sulger-Gebing, Kgl. Professor für deutsche Literatur an der technischen Hochschule in München. Herr Prof. Sulger-Gebing erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, mir ein Gutachten über meinen Einakter auszustellen, während mir Herr Prof. Muncker in einer längeren kritischen Bewertung meines Einakters schrieb, dass er nicht in der Lage sei, noch einmal ein Gutachten darüber auszustellen, da er das der Polizeibehörde gegenüber schon einmal getan habe. Beide Herren beweisen mir nun, durch die

mir übermittelten Schriftstücke, dass ihnen ganz einfach die Fähigkeit fehlt, meinen Einakter zu lesen, dass sie für dessen künstlerische Qualitäten kurzweg stockblind sind, dass sie vor meiner Arbeit ebenso verständnislos stehen, wie ein Kind, das nie einen Vers gehört hat, vor einem gedruckten Gedicht. Beide Herren beweisen durch ihr abgegebenes Urteil, dass sie auf dem Gebiet, für dessen Pflege sie vom Staate besoldet werden, ganz einfach nicht Bescheid wissen. Für diese Behauptungen, die ich notgedrungen in Wahrung meiner künstlerischen Ehre aufstellen muss, erbiete ich mich, jeden Moment, vor jedem Publikum, auch vor den akademischen Hörem, die die Kollegien der beiden Herren besuchen, den Beleg zu erbringen.

Allerdings sprechen sich beide Begutachter für die öffentliche Aufführung meines Einakters aus, was ich dankbar anerkennen muss. Da sie meiner Arbeit aber keinerlei künstlerische Qualitäten: zuerkennen, sondern im Gegenteil die Möglichkeit einer künstlerischen Wirkung rundweg in Abrede stellen, hat eine konsequente gewissenhafte Behörde nicht die geringste Veranlassung, auf Grund dieser Gutachten eine Zurücknahme des Verbotes in Erwägung zu ziehen, obwohl beide Gutachter dies Verbot für unberechtigt halten. Um so mehr Veranlassung und Berechtigung habe ich als Autor, mich gegen die falsche und ungerechte Beurteilung meiner Arbeit zu verwahren. Ich verzichtete daher auch von vornherein darauf, die beiden Schriftstücke der Polizeibehörde vorzulegen. Ich zog es vor, sie als unumstössliche Beweise für mich zu behalten, in der festen Zuversicht, dass Ihre Beweiskraft von Jahr zu Jahr wachsen wird.

Da nun die Möglichkeit, meiner Kunst öffentliche Geltung zu verschaffen, behördlicherseits von den Kunstanschauungen derartiger Autoritäten und völlig verständnisloser Sachverständiger abhängig gemacht wird, und da die übrigen über meine Arbeiten abgegebenen Gutachten im grossen ganzen vielleicht nicht auf mehr Verständnis beruhen werden, als die beiden in meine Hände gelangten, halte ich mich für berechtigt, diese beiden Zeugnisse literarischer und künstlerischer Verständnislosigkeit, die von jedem Laien mühelos als solche erkannt werden können, zu veröffentlichen.

Herr Prof. Dr. Franz Muncker schreibt u. a.: „Ferner kann man jet wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil Sie theoretisch bleiben) auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen."

Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing schreibt u. a.: „Ein Zensurverbot scheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenigbühnenwirksam . . . Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich

in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen."

Aus der Tatsache, dass die beiden Literaturprofessoren für die Lisiska-Verse in meinem Einakter vollständig unempfindlich sind, lässt sich leider kein so kinderleicht beweisbares Exempel für die Grenzen ihrer Fähigkeit statuieren, wie daraus, dass sie beide den Einakter für undramatisch halten. Es muss genügen, diese Tatsache zur Aufklärung der literaturbeflissenen Schüler der beiden Herren hier festzustellen.

Sollte nun nicht schon allein die Tatsache, dass für die künstlerischen Qualitäten meiner Arbeiten, die sich zu dutzendmalen in den verschiedensten Städten als wirksam erwiesen haben, zwei Münchner Hochschulprofessoren der deutschen Literatur vollständig blind sind, eine genügende literarische Rechtfertigung für die öffentliche Aufführung meines Einakters bedeuten?

Natürlich werden mir die beiden Herren entgegnen, dass an der Wirkung des Einakters aufs Publikum nur meine Vortragsweise schuld sei. Gutl Dann sollen die beiden Herren ihre Kollegien über die deutsche Literatur doch auch einmal so vertragen, dass sie im Publikum den Eindruck von Feuer, Leidenschaftlichkeit und dramatischer Steigerung hervorrufen.

Gutachten

des Herrn Professor Dr. Franz Muncker.

Sehr geehrter Herr Wedekind!

Als ich gestern abend die ersten zwei Seiten Ihres Dramas „Tod und Teufel" gelesen hatte, war ich mir klar, dass ich das Werk schon kannte; nur wegen des nicht scharf bezeichneten Titels hatte ich mich nicht sogleich daran erinnert, als Sie mir das Stück brachten. Ich las das Stück aber dennoch gestern noch einmal langsam zu Ende und las dann auch die mir vorher noch unbekannte „Zensur".

Nun erinnere ich mich auch genau, dass ich selbst unter denen war, die etwa vor einem Jahr „Tod und Teufel" von der Polizeidirektion zur Begutachtung erhielten. Was ich damals geschrieben habe, weiss ich im einzelnen nicht mehr. Ich glaube aber, dass ich mich für Zulassung der Aufführung ausgesprochen habe. Bestimmt weiss ich auch das nicht mehr, und diese Ungewissheit dürfen Sie mir nicht verübeln, denn ich habe gerade im vorigen Jahr mehrere Stücke zu ähnlichem Zweck von der Polizei erhalten, und da verwischt und verwirrt sich die Erinnerung leicht. Ferner kann man **ja** wohl zweifeln, ob Erörterungen über das von Ihnen behandelte! Thema, mögen sie noch so theoretisch bleiben (oder vielleicht eben, weil sie theoretisch bleiben), auf die Bühne gehören, ob sie nicht vielleicht eher zu einem Lesedrama passen. Auch scheint mir Ihre ernste Absicht nicht überall deutlich, so dass kein Missverständnis möglich ist, herauszukommen, und die Erörterungen, die Sie jetzt beilegten, die zur Klärung freiliche viel beitragen, die fehlten eben

damals noch. Aber da dies alles keine Bedenken gegen die Sittlichkeit des Stückes sind, und da wir in der Zensurkommission nur sittliche und nicht ästhetische Bedenken zu würdigen haben, so glaube ich, ich werde mich vor einem Jahr so wenig für ein Verbot Ihres Dramas ausgesprochen haben, wie ich es heute täte. Dann aber ergibt sich die notwendige Folge, dass ich entweder von anderen Mitgliedern der Kommission überstimmt worden bin, oder dass die Polizeidirektion ihr — von Anfang an betontes — Recht gewahrt hat, auf eigene Verantwortung auch einmal gegen die Mehrheit der Zensurkommission zu entscheiden. Jedenfalls aber kennt die Polizeidirektion bereits meine Ansicht über Ihr Stück; ich bin also nicht in der Lage, diese Ansicht noch einmal zur Information der Behörde auszusprechen. Doch könnten vielleicht Sie die erklärenden Bemerkungen über Ihr Stück der Polizei noch vorlegen; freilich bezweifle ich, dass das: zu einer Aenderung ihres Beschlusses führen wird. Oder wollen Sie Dr. Halbe und etwa Prof. Dr. Sulger-Gebing, Prof. Dr. v. Du Moulin, die vermutlich noch nicht von der Polizei gefragt worden sind, zu einem Gutachten veranlassen. Leider kann ich, wie Sie mir gewiss zugestehen werden, in diesem Falle, so wie die Dinge aun einmal liegen, nicht Ihnen zu Diensten sein. Ich lege die beiden gedruckten Exemplare und Ihre handschriftlichen Erörterungen diesen Zeilen wieder bei.

Mit den besten Empfehlungen

Hochachtungsvoll

gez. Muncker.

Gutachten

des Herrn Professor Sulger-Gebing.

Frank Wedekind, Tod und Teufel.

Ein Zensurverbot erscheint mir diesem Einakter gegenüber nicht gerechtfertigt. Ich halte ihn für undramatisch und darum für wenig bühnenwirksam, aber nicht für unzüchtig oder sittenverderblich. Die Personen ergehen sich fast ausschliesslich in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen über die Stellung der Frau zum Mann, Liebesgenuss und käufliche Liebe. Doch sind diese heiklen Fragen mit Ernst und mit einer fast trockenen Sachlichkeit behandelt, und so mancher nicht verbotene französische Schwank bietet dem Publikum weit anfechtbarere, weil durch und durch leichtsinnige Moral, die noch dazu viel verführerischer auftritt. Lässt sich bei Wedekind der Zuschauer von den theoretischen Auseinandersetzungen fesseln, so wird er rein intellektuell beschäftigt und gelangt über die Personen und ihre Anschauungen zu der Auffassung, die der Verfasser in den beigelegten Erläuterungen ausgesprochen hat. Verliert aber der Zuschauer die Geduld, den Reden aufmerksam zu folgen, so ist auf der Bühne nichts gegeben, was die Sinnlichkeit reizt, und er wird sich bloss langweilen. Das einzige anstössige erscheint mir der Ort, wo das ganze sich abspielt, das Bordell. Hier aber hat sich der Verfasser sehr gemässigt — er hat, wie er sich ausdrückt, jede Annäherung an die Wirklichkeit auf das Sorgfältigste und Gewissenhafteste vermieden, — und ich kann deshalb auch darin besonders im Hinblick auf so manche von der Zensur gestattete Schlafzimmer- und Entkleidungsszene in französischen Possen, keinen Grund zu einem Verbot erblicken.

Der Ernst der Behandlung und die Schärfe der Dialekte stellt Wedekinds „Tod und Teufel", insbesondere wenn es zusammen mit dem ebenfalls vorwiegend theoretische Auseinandersetzungen gebenden Einakter „Die Zensur" aufgeführt wird, hoch über so manches, was unbeanstandet über unsere heutige Bühne geht. Ich sehe deshalb keinen Grund ein, warum der Dichter nicht mit diesem Einakter auch auf der Bühne zu Wort kommen sollte.

München, den 3. April 1911.

gez. Prof. Dr. Sulger-Gebing.

Bemerkungen.

Schiesse bei Zeiten! Ihre komische Geste rechtfertigt nicht immer die unernste Beurteilung einer Handlung. Der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft, Herr v. Jagow, hat eine besondere Methode gestartet, da Gelächter hervorzurufen, wo Wut und Empörung entstehen müssten. Man denke einmal an die praktischen Folgen seines Wirkens und zwinge sich, Herrn v. Jagow so ernst zu nehmen, wie er sich selbst nimmt. Dann bekommen seine Massnahmen und Erlasse ein verteufelt gefährliches Gesicht. Er hat es bekanntlich mit der Schneidigkeit, — das wäre unbedenklich, brächte es nicht die Tätigkeit, für die er von seinen Opfern bezahlt wird, mit sich, dass seine Schneidigkeit sich im Benehmen seiner Schussleute zu produzieren hat. Die Sanftesten sind die blauen Moabiteriche ohnehin nicht; seit sie nicht „zu spät" schiessen dürfen, wird man sie aber als konstante öffentliche Bedrohung betrachten müssen. Das Verhältnis zwischen Berliner Einwohner und Berliner Schussmann wird sich jetzt in die Formel fügen lassen: Wer zuerst schiesst, lacht zuletzt. Das sind heitere Zustände und die Berliner Verkehrssicherheit, zu deren Schutz angeblich Jagow und seine Mannen engagiert sind, wird fortan hauptsächlich in der Form von Ruhestörungen aus Browningläufen in die Erscheinung treten. — Jedenfalls stehen auch interessante Prozesse in Aussicht, und die Entscheidungen der Gerichte werden in ihren scharfsinnigen Abstraktionen das beste sein, was Jagows Betriebsamkeit dem Logiker wird zu präsentieren haben. Erschiesst jemand einen Schussmann, der auf ihn zukam, um an ihm vorbeizugehen, — wird der Verteidiger, der auf Putativ-Notwehr plaidiert, recht behalten. Und warum wird er nicht recht behalten, sondern der Schütze wegen Totschlags verurteilt werden? — Wie wird umgekehrt der Freispruch des Schussmanns begründet werden, der die alte Dame niederknallt, die ihn nach dem nächsten Briefkasten hätte fragen wollen? Wir wollen es abwarten und hören, was Herr v. Jagow als Sachverständiger darüber äussern wird.

Unangenehm ist aber doch immer die Irreparabilität der Schäden, die durch hervorragend forsche Leute verursacht werden. Da gab es früher in Berlin zwei bedeutende Juristen, den Landgerichtsdirektor Brausewetter und den Staatsanwalt Benedix, denen man besonders gern politische Delinquenten in die Fänge gab. Die beiden Herren knallten ihren Opfern Freiheitsstrafen auf den Buckel, dass es dampfte. Alle beiden starben in geistiger Umnachtung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ihre Hirne schon krank waren, als sie noch ihre Rechtspraxis ausübten. Denen aber, die von ihnen abgeurteilt waren, nützte die nachträgliche Erkenntnis ihrer Beschaffen-

heit nichts mehr. Sie waren und blieben im Gefängnis, bis ihre Zeit verstrichen war. Wie nun — um hier gleich das tertium comparationis zu nennen, — wenn Herr v. Jagow eines Tages, beispielsweise wegen allgemeiner Unbeliebtheit (ich will nicht bitter werden und etwa sagen: wegen menschlicher Regungen, wo er bloss Zensor sein soll) — wenn er also wegen Mangel an Gegenliebe bei den Berlinern zum Zylinder greifen muss? Dieser Mangel an Gegenliebe hat — daran zweifelt wohl keiner — längst bestanden, und ihm werden zum Teil die Taten zuzuschreiben sein, die seine Schussleute zum „rechtzeitigen" Eingreifen veranlassen. Wer dabei eine Kugel in den Bauch bekommen hat, dem bleibt die Narbe oder die Witwe übrig; daran wird kein Nachfolger Jagows etwas ändern können.

Das beste wäre schon, der Prinzipal der Berliner Schussmannschaft wiche möglichst bald einem Nachfolger. Wie man ihn dazu veranlassen könnte, weiss ich freilich nicht. Aber die linksseitigen Volksbeglücker und Zeilensöldner wissen doch sonst immer so viele gute Mittel, um den ehernen Willen der Massen emphatisch zum Ausdruck zu bringen.

Zweierlei Hasskrüge. Den Münchnern steht eine neue Gaudi bevor. Es wird schon wieder ein Prozess wegen schlechten Einschenkens angekündigt. Ein fiebernder Reporter wusste sogar zu melden, dass es diesmal nicht bloss den Kellnern und Pächtern an den Kragen soll, sondern dass der Staatsanwalt höher hinaufgreifen und auch die Besitzer der Brauereien selbst auf die Anklagebank nötigen wolle. Unmöglich! — Zwar lässt sich die Richtigkeit einer Berechnung schwer anzweifeln, wonach die moralische Triebkraft der Manipulationen, die das Mitglied des Vereins gegen betrügerisches Einschenken in den Zustand der Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft versetzen, beim Profit der Brauer zu suchen ist. Aber wenn ein Reporterchen" dem Redakteur einer Zeitung eine sensationelle Allarmnachricht bringt, die nicht stimmt und zugleich das Objekt der journalistischen Findigkeit und das Lesepublikum, das wahre Begebenheiten erfahren will, schädigt, — geschieht die Veröffentlichung etwa nicht, weil der Verleger davon seinen Profit hat? — Und hat schon jemals ein Staatsanwalt den Besitzer eines Blattes, statt seiner abhängigen Redakteure vors Gericht geladen? — — Das wäre ja noch schöner, wenn plötzlich Knorr und Pschorr mit Krethi und Plethi in einen Rechtstopf geworfen werden sollten!

Walhalla. Ein früherer Musiker, namens Herwarth Waiden, kündigt eine Druckschrift an, die den Titel führen soll: „Goethe, Nietzsche und Kraus". — Gemeint ist Herr Karl Kraus, Herausgeber der „Fackel", Wien, IV. Bezirk.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9,
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. la. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. la. Tel. 2356.

KAIN, Heft 4. Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Für Wedekind. — Tariftreue. — Kentucky und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

KAIN, Heft 5. Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post". — Der heilige Jatho. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

Bitte hier abzutrennen.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

Bücherzettel.

An

Von

Erich Mühsam

erschienen folgende Bücher.

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. No. 7. Oktober 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen.** — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender

für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vorn Herausgeber des „Kain", ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und humoristische Arbeiten in Prosa und Versen: Artikel, Glossen, lyrische und satyrische Gedichte, Aphorismen, Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das Einzel - Exemplar 1 Mark.

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buchhandlungen und der „KAIN-VERLAG", München, Baaderstrasse la.

Jahrgang I
No. 7.

München,
Oktober 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Bebel †

August Bebel ist tot; im Alter von 71 Jahren an Entkräftung und Herzschwäche gestorben. Er lebt? — Er ist tot, sage ich euch, und es ist höchste Zeit, ihm den Nekrolog zu schreiben. In Jena hauchte er, am 14. September 1911, seine revolutionäre Seele aus, umringt von seinen Getreuen, die seine letzten Atemzüge, seine letzten Seufzer auffingen, um in ihrem Geiste weiterzuleben, weiterzukämpfen, weiterzuwursteln.

August Bebel war eine Kämpfernatur, — das soll ihm unbestritten bleiben. Er war ein Draufänger vom alten Schlage, einer der seine Ueberzeugung, sein Ideal und seine Sehnsucht hatte. Leidenschaftliches Temperament hatte er nicht, — das wäre zu viel gesagt. Aber er konnte es haben, wenn er wollte. Er konnte seine prächtige Beredsamkeit zu Ausbrüchen befeuern, dass es eine Lust war, ihn zu hören. Und, während er sprach, war Bebel immer ehrlich. Hatte er sein Temperament angekurbelt und liess es nun haltlos ablaufen, so glaubte er selbst jedes Wort, das ihm der Moment eingab, so hatte!

er keine Ahnung, dass er vorher ganz anders geredet hatte und nachher wieder ganz anders reden würde. Wer August Bebel je für einen überragend intelligenten Kopf gehalten hat, verkannte ihn durchaus. Er war nur ein eminent politischer Kopf. Seine Intelligenz erhob sich nie über das Niveau der durchschnittlichen Klugheit belesener Proletarier. Was ihn vor seinen werktätigen Standesgenossen auszeichnete, war ausschliesslich die Gabe der Beredsamkeit. Aber auch die musste man mit Vorsicht beurteilen. Sie beruhte nämlich keineswegs auf der Fülle einander überjagender Einfälle und Gedanken, auch nicht auf sonderlich geschickter Diktion oder sauberem Stil, sondern durchaus nur auf dem wundervollen hellschallenden Organ des Mannes und auf der lebendigen Beweglichkeit seiner Gesten. Wer ihn hörte, wurde gepackt und oft erschüttert und mitgerissen. Las man nachher aber die Reden auf dem Druckpapier nach, da fand man nicht mehr viel vor von dem Feuer, der Begeisterung, der Ueberzeugungskraft des gesprochenen Wortes. Dann waren es meistens gar nicht besonders geschickt aufgebaute Sätze, aus denen die Rede bestand, aber viel Ausrufungszeichen, Fragezeichen, Schlagworte. Hinter denen stand zumeist: Bravo! Lebhafter Beifall! Stürmischer Beifall! — und man besann sich, dass die schlagkräftigen rhetorischen Wendungen immer am Ende einer Gedankenreihe erfolgten und auf diese Weise auf den nächsten Teil der Rede vorbereiteten. Auch die Aeusserungen, auf die Heiterkeit! und Stürmische Heiterkeit! folgte, erwiesen sich nachträglich bei der Lektüre als recht billige Witzchen und Anrempelungen, die gewiss keinen Humoristen zum Urheber hatten. Las man gar, was er geschrieben und dem Druck übergeben hatte, so stellte sich sein Stil als übeistes Zeitungsdeutsch heraus. Wer in fünfzigjähriger Schreibpraxis so wenig Sprachzucht gelernt hatte, war gewiss kein geistiges Phänomen.

Aber ein Politiker war Bebel. Er hatte stets den richtigen Instinkt dafür, wann er temperamentvolle Fan-

faren zu schmettern und wann er in leidenschaftsloser Sachlichkeit zur Ruhe zu mahnen hatte. Der sächsische Drechslergeselle lebte in ihm bis zum Ende, und als sächsischer Drechslergeselle stand er den Dingen des Lebens, des öffentlichen Geschehens und der Partei gegenüber. Er empfand alle Vorgänge, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, ganz und gar als Proletarier, — das war das Geheimnis seiner unerhörten Popularität. Die Meinung, die er in Versammlungen, im Reichstag, auf den Parteitagen vertrat, war der Ausdruck der wirklichen Grundstimmung der sozialdemokratisch geleiteten Massen. Dieses in seiner Herkunft begründete Mitschwingen seines Geistes mit dem Fühlen und Denken der Millionen Proletarier gab ihm jederzeit die Sicherheit seines Auftretens, das im letzten Dezennium geradezu diktatorische Allüren annahm. In dieser absoluten Sicherheit seines jeweiligen Standpunktes war er sogar seinem vor ihm verstorbenen Genossen Paul Singer voraus, der sich tief in das Wesen der Arbeiterseele hineingearbeitet hatte und Bebel an Intelligenz weit überlegen war.

Was Bebel sagte, konnte man stets als den Ausdruck der jeweiligen Massennansicht annehmen. Er war ein Barometer der Stimmung unter den deutschen Arbeitern, und wenn er von Jahr zu Jahr einen revolutionären Grundsatz nach dem andern preisgab, so reproduzierte sich darin die Wirkung der marxischen Kathederweisheiten auf das Volksgemüt.

Die Aktionsfeindschaft des historischen Materialismus verurteilt den Marxisten zur Realpolitik, d. h. zum grundsatzlosen, zielvergessenen taktischen Manöverieren innerhalb der angefeindeten bestehenden Verhältnisse. Das revolutionäre sozialistische Prinzip musste bei der wachsenden Erkenntnis der von Marx inaugurierten Ideen bei der Masse zur Phrase werden, und wurde somit auch bei Bebel in immer steigendem Masse zur Phrase. Solange die Massen an ein Zukunftsideal glaubten, solange sie noch wähnten, ihre Beteiligung am Kampf der politischen

Parteien müsse binnen kurzem zur Realisierung verschwommener sozialistischer Träume führen, solange war auch August Bebel der Fürsprecher eines radikalen Draufgängertums gewesen. Er konnte, wenn er Temperament einschaltete, geradezu fanatisch werden in seinem Zorn gegen die bürgerliche Gesellschaft und war am sympathischsten, wenn er einmal — ganz der Mann des Volkes und seines Wahns — den Blick für das Wirkliche total verlor und sein unklares Zukunftsstaats-Gebilde schon zum Greifen nahe gerückt sah. Das war der Bebel, der in der Geschichte fortleben wird und um dessen Tod auch wir trauern, die wir seine Wege nie gegangen sind: der für das Jahr 1898 den grossen Kladderadatsch prophezeite, der schwor, bis zum letzten Atemzuge der Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft bleiben zu wollen, der keine Bündnisse und keine Konzessionen wollte, der Draufgänger und couragierte Attackenreiter.

Als seine Haare weiss wurden, wandelte sich Bebel zum wägenden Taktiker. Denn inzwischen hatten die Diplomaten und Advokaten in der Partei Oberwasser bekommen, und die Massen fühlten sich regierungsfähig im kapitalistischen Staat. Bebel hatte so wenig wie das Gros der Arbeiterschaft die Kraft, sich dem Strudel des wohlfeilsten Reformer-Ehrgeizes zu entreissen. Er geriet mitten hinein in die kleinbürgerliche Tagespolitisiererei, die seine Krankheit wurde und seinen Tod herbeiführte.

Von 1867 bis 1911 — welch ein Niedergang! Der hartköpfige Revolutionär, der Verfolgungen, Gefängnisstrafen, Bedrückungen aller Art auf sich nimmt; dann der Wortführer des Volks, wo es um ernste Dinge geht, der drohende Wächter über kümmerliche Rechte; und endlich der General belfernder Gernegrösse, staatlich konzessionierter Umstürzler, allerdevotester Opponenten!

Seit Bebel im Reichstag erklärt hatte, wenn einst die Grenzen des Deutschen Reiches bedroht wären, würde er selbst das Gewehr über seinen alten Buckel laden und mitmarschieren gegen den Feind, war das Ende voraus-

zusehen. Mit der Marokko-Rede in Jena hat der alte Revolutionär ausgeröchelt. Da hat Bebel vor dem Imperialismus glatt kapituliert. Wer sich noch schämen kann, erröte!

Erinnert man sich, wie Bebel in früheren Jahren über alle Kolonialpolitik urteilte? Als es um die Boxer-, um die Hererokämpfe ging, äusserte er Ansichten, die den hier vor einem Monat entwickelten gar nicht sehr unähnlich waren. In Jena aber führte Bebel aus:

„Nun soll gar nicht bestritten werden, dass Marokko zu denjenigen Ländern gehört, die bei vernünftiger Wirtschaft einer grossen Entwicklung fähig sind, dass, wenn in der Tat mit den geeigneten Mitteln, gegen die wir auch, wenn sie die rechten wären, nichts einzuwenden hätten, die Kolonisation Marokkos betrieben würde, der Handelsverkehr gewaltig stiege und damit auch grosse Vorteile für Deutschlands Handel in Aussicht ständen. Das eine glaube ich aber in erster Linie postulieren zu müssen: Wir Sozialdemokraten, die wir der ganzen Marokkopolitik .... feindlich gegenüberstehen, und wie sie jetzt betrieben wird, feindlich gegenüberstehen müssen, wir haben das natürliche Verlangen, dass Deutschlands Handel und Deutschlands industrielle Entwicklung unter den gleichen Bedingungen in Marokko sich vollziehen kann, wie die jedes anderen Staates (lebhafte Zustimmung), dass also alle Staaten unter voller Gleichberechtigung in Marokko ihre Interessen verfechten dürfen, dass keiner dem andern vorgezogen wird, keiner seine Stellung missbraucht, um die andern zurückzudrängen, wie man das ja — und das ist die Hauptursache des Konflikts — der französischen Regierung vorwirft, indem sie die Bestrebungen deutscher Interessenten, in Marokko Fuss zu fassen und dort Ausbeutungsinstitutionen zu schaffen, hintanzuhalten sucht."

Herr Bebel wendet sich also gegen die Art, wie Marokko kolonisiert werden soll. Gegen „geeignete Mit-

tel" zur Kolonisation des Landes, „wenn sie die rechten wären", hat er nichts einzuwenden. Amüsant ist, dass in der gleichen Woche, in der diese Rede gehalten wurde, der auch in Jena wieder von Bebel angerüpelte Maximilian Harden in seine „Zukunft" einen Artikel „Weh dem Sieger!" schrieb, worin Deutschlands Ansprüche in Marokko energisch bestritten werden. Bebels Patriotismus stellt also den des Patrioten Harden in der Marokko-Angelegenheit weit in den Schatten.

Aber die Bebeische Verbeugung vor den alldeutschen Expansionspolitikern war wohl notwendig, um das Bekenntnis vorzubereiten, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht gesonnen sei, wirksame Massnahmen gegen den Ausbruch eines Krieges zu veranstalten. Bebel legte dieses Bekenntnis ab, indem er in sehr aggressiver Weise gegen die Aktion eines Massenstreiks polemisierte. Er machte das so, dass er die Situation eines Landes schilderte, das sich im Kriegszustande befindet, und deduzierte alsdann folgendermassen:

> „Die Preise der Lebensmittel erreichen eine unerschwingliche Höhe, obwohl sie heute schon kaum erschwinglich sind. Dann aber wird das die allgemeine Hungersnot tatsächlich bedeuten. Was glaubt man denn, was aus einer derartigen Situation entsteht? Da fragen die Massen nicht nach Massenstreik. (Lebhafter Beifall.) Da schreien sie nicht nach dem Massenstreik, da schreien sie nach Arbeit und Brot, (stürmische Zustimmung) — so liegen die Dinge —, nach Arbeit und Brot, die mit Ausnahme der Industrien und Gewerbe, die direkt am Kriege interessiert sind, niemand ihnen bieten kann."

Sehr richtig, Herr Bebel! So wird es aussehen, wenn eure lotterhafte Geschäftspolitik den Krieg nicht zu verhindern gewusst hat, wenn ihr in eurer sträflichen Angst vor dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit euch zu keinen kräftigeren Entschlüssen aufraffen könnt, als zu leeren phrasenklingenden Resolutionen, in denen ihr den Krieg

wie weiland Homer „männermordend" nennt, und erwartet, „dass insbesondere die deutsche Arbeiterklasse jedes mögliche Mittel anwendet, um einen Weltkrieg zu verhindern". Von dem einzig möglichen Mittel aber wollt ihr nichts wissen.

Herr Dr. David aus Mainz musste nach der schönen Rede Bebels, die das Entzücken aller liberalen Lesepapiere bewirkte, schleunigst einen Antrag auf Schluss der Debatte einbringen, damit Dr. Liebknecht verhindert wurde, die peinliche Frage zu stellen, was für Aktionen denn nun eigentlich gleich erfolgen sollten. Die „Harmonie" durfte nicht gestört werden. Denn sonst hätte der ganze Zweck der Uebung durchkreuzt werden können.

Welcher Zweck? Sich für die in vier Monaten steigende Reichstagswahl den patriotischen Spiessern freundlichst empfohlen zu halten!

Der sich zu diesem widrigen Manöver hergab, war August Bebel, der alte Bebel, der keine Konzessionen machi" und mit dem Kopf durch die Wand geht.

August Bebel ist tot. Klappt den Sargdeckel zu!

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

So lange dauerte es kaum, als der Aufseher mir zwei grosso Decken und zwei Ueberzüge in die Zelle brachte, mit dem Bemerken, ich möge nun das Bett überziehen. Ich entdeckte jetzt, dass die Kette, mit der das Lager an der Wand befestigt war, nur über einen Haken geschoben war, und indem ich alle Leibeskraft zusammennahm, gelang es mir denn auch, sie davon loszumachen, sodass ich mich nun gegen das schwere Gestell zu stemmen hatte, damit es nicht mit aller Macht mir auf die Kniescheibe falle. Jetzt musste ich etwas sehr Trauriges erleben. Der Tisch und die Bank war nämlich heruntergelassen, und es stellte sich heraus, dass das Bett nicht aufgeschlagen werden konnte, solange das der Fall war, weil es mit dem Tisch karambolierte. Ich hob also das Bett mit grosser Anstrengung wieder empor und bemühte mich, es so lange mit der Hand festzuhalten, bis der Tisch an die gegenüberliegende Wand geklappt war. Etliche Male musste ich

den Versuch erneuern, endlich glückte er, und ich liess das Bett langsam niedergleiten, bis dessen Platte plötzlich auf der Bank festsass. Selbst die schmale Bank hatte zwischen dem schmalen Bett und der Wand keinen Platz mehr. Diesmal genügte aber ein kleiner Anhub, um die karambolierenden Möbel aneinander vorbeizubringen, und dann stellte sich die erfreuliche Erscheinung heraus, dass die Bank zugleich mit dem Bett niedergelassen, gerade auf dem Bettrand lag, also eine natürliche direkte Verbindung vom Bett zur Wand schuf. Ich vergegenwärtigte mir, was für eine sympathische Beschäftigung es sein müsste, wenn ich im Bett läge und von dort aus kleine Steinkugeln, die die Berliner Jungens „Murmeln" nennen und die bei uns in Lübeck „Picker" hiessen, gegen die Wand kollern Hesse. — Es war mir gelungen, das Bett aufzuschlagen, und ich besah jetzt das Material, mit dem ich es ausschmücken sollte. Da war ein kleiner eckiger bräunlicher Linnenüberzug, der, wie mir schien, ganz die Fasson des Keilkissens hatte. Ich experimentierte damit eine Weile, und schliesslich gelang es mir wirklich, das Keilkissen in den Ueberzug hineinzuquetschen, dass es wie angegossen sass. Und dann war da ein mächtigen leinener blaukarrierter Ueberzug, den ich mit einiger Angst betrachtete. Erst meinte ich, dass man damit wohl eine der Decken überziehen müsse, sah aber ein, dass dafür der Bezug viel zu gross sei. So entschloss ich mich denn, die Matratze in das Ding hineinzupferchen. Ich nahm sie vom Bettstell ab und lief bald an das Kopfende, bald an das Fussende, um zu probieren, ob ich sie nicht in den offenen Rachen des blauen Bettbezuges schieben könnte. So ging es nicht. Ich legte nun die Matratze dahin, wohin sie gehörte und zog mit dem Ueberzug gegen sie zu Felde. Es war äussert schwierig. Aber mir kam ein genialer Einfall. Ich drehte das blaue Zeug um und zog es nun der Matratze von unten herauf an den Leib wie man Kindern Strümpfe anzieht. Zwar rutschte die Matratze dabei immer mehr von der Bettstelle ab und schob mich zurück, aber als ich endlich rücklings auf den Deckelknopf des „Leibstuhls" zu sitzen kam, da hatte die Tugend gesiegt und die Matratze war in ein blaukarriertes Kleid gehüllt. Ich schob sie, stolz auf mein geglücktes Werk, an ihren Platz zurück, legte das Keilkissen oben darauf und packte die beiden Decken darüber. Nun mochte kommen, was wollte: mein Nachtlager war in Ordnung. — Der Aufseher kam, fragte, ob ich fertig sei. und ich zeigte ihm, sehr mit mir zufrieden, das Resultat meiner Tätigkeit. Der Mann sah mich von der Seite an, lächelte vergnügt, ging dann zur Tür und rief hinaus: „Giesmann!" — Giesmann kam. Ein blondbärtiger Berliner Arbeiter im Sträflingsanzug. „Machen Sie das mal in Ordnung", wies ihn der Beamte an und verliess die Zelle. Giesmann schmunzelte: „Sie sind sone Arbeeten woll nich jewöhnt?" — Damit schmiss er Decken und Keil-

lassen vom Bett herunter und pellte mit grosser Behendigkeit die Matratze aus dem Ueberzug wieder heraus, in den ich sie eben mit so viel Liebe und Anstrengung hineingezogen hatte. Ich sah recht wehmütig zu. Nackt wie sie gewesen war, legte er die Matratze zurück, prüfte das Keilkissen, das er in seinem Ueberzug anerkannte und legte die beiden Decken sehr sorgfaltig übereinander. Dann kniffte er sie an einer Seite ein und schob mit kaum glaublicher Geschicklichkeit den blauen Ueberzug über beide Decken zugleich. Unterdessen unterhielt es sich sogar noch mit mir, fragte mich, warum ich hier sei und erzählte, dass man ihn wegen verbotenen Drehorgelspielens zu vier Monaten Gefängnis verknackt hätte, die Mitte November abgebüsst seien. Ich wunderte mich über die hohe Strafe wegen des geringfügigen Vergehens. Er erklärte mir aber, dass er zum 36. Male dafür bestraft sei. Es gibt doch konsequente Naturen, dachte ich mir. — Mit diesem Giesmann bin ich inzwischen vertrauter geworden. Er wird im Gefängnis damit beschäftigt, die Korridore und gemeinsamen Räume täglich zu säubern (wofür er pro Tag 15 Pfennige erhält, nicht mehr und nicht weniger). Es hat sich allmählich die stillschweigende Gewohnheit herausgebildet, dass Giesmann auch meine Zelle in Ordnung hält. Seit ich Selbstbeköstigung habe, kriegt er dafür den Kaffeezucker und die Bierreste, und wenn ich einmal rauchen darf, den Zigarrenstummel.

Nachdem Giesmann mein Bett in Ordnung gebracht und mich wieder allein gelassen hatte, die Tür vom Aufseher auch wieder abgeschlossen war, führte ich von neuem meine melancholischen Gedanken spazieren. Jetzt, sagte ich mir, sammeln sich die Getreuen im Cafe Monopol, greifen nach den Abendblättern, die wahrscheinlich voll erstunkener Mordsgeschichten sind, und fragen sich: Ist der Mühsam wirklich beteiligt an der Dynamitgeschichte? — leih kann es mir nicht denken. — Na, ich hab's immer gesagt, dass man ihm mit dem Vorwurf der Harmlosigkeit unrecht tut. — Aber wie konnte er das bloss von hier aus dirigieren? — Oh, nichts leichter als das. Brieflich lässt sich viel machen. — Immerhin, dass er sich in so gefährliche Geschichten einlassen würde— —. Ich bin überzeugt, dass er von allem wusste; aber er wird sich schon geschickt herauslügen. — So, dacht' ich, werden sie wohl über mich sprechen, die, die mir wohlwollen. Und ich sass nun hier einsam in der Gefängniszelle, in der es langsam dämmerig wurde und wusste nicht, wofür. Ich überdachte noch einmal den Sinn der Paragraphen, und da stieg mir eine Kerze auf. Das ist ein Schlag gegen den Sozialistischen Bund! Morax zeichnete als Gruppenwart und sitzt in Neudeck unter dem Verdacht, die Bombensache mitgemacht zu haben. Ich war der erste, der den S. B. in München agitiert hat; ich habe in den Sitzungen der Gruppe Tat fast immer allein das Wort geführt:

„Stifter und Vorsteher!" — Kommt hinzu, dass ich den Versuch machte, die Kunden, das „Lumpenproletariat", den „fünften Stand" für unsere Sache zu gewinnen, — nichts klarer als das: für den Bombenwurf hat der Mühsam in seiner Gruppe Stimmung gemacht: §§ 128, 129! (Fortsetzung folgt.)

Münchner Theater.

Ueber das Grundsätzliche der Volksfestspiele soll im Kain-Kalender gesprochen werden. Hier sei eine Bewertung der Proben versucht, die Reinhardt in diesem Sommer den Münchnern bot. Zunächst will ich unter Vorbehalt vieler Einwände im Einzelnen gegenüber den Angriffen, denen Max Reinhardt gerade jetzt wieder selbst von bisher freundlichen Seiten ausgesetzt ist, bekennen, dass mir seine Experimente in der Musikfesthalle des Ausstellungsparkes überaus wertvoll sind, und dass mir alle Verdächtigungen seines künstlerischen Wollens ungerecht, oberflächlich und kleinlich erscheinen.

Es kommt darauf an, vor grossen Menschenmengen wirksam Theater zu spielen. Dazu reichen die vorhandenen Bühnen nicht aus. Auch die bisher publizierten Projekte für neue Theaterbauten — ich erinnere an das Rohe-Zehe'sche — lösen die Frage nicht, wie das moderne Komödienhaus beschaffen sein muss, um fünftausend Personen genügend Platz und annähernd gleichmässig gute Hör- und Sehmöglichkeit zu bieten. Es gab keinen Ausweg: man musste nach dem Beispiel der Alten das Amphitheater bevorzugen. Da wir hingegen in anderem Klima leben, als die Athener, da sich ferner seit Sophokles und Aeschylos die Nerven des theaterliebenden Publikums auf wesentlich gewandelte Reizungen eingestellt haben, und die durch Schalltrichter gesprochenen Reden der Darsteller nicht mehr künstlerisch, gemessen könnten, so musste man den geschlossenen Raum suchen, der das Agieren zu Füssen der Zuschauer gestattet. In München fand sich die sehr geeignete Musikfesthalle, deren Halbkreis-Form sowohl die Benutzung einer Bühne wie der Arena ermöglicht. Anderswo musste Reinhardt faute de mieux im Zirkus spielen, und nun ging das Geschrei, er sei ein Sensationsmacher, noch lauter los als schon vorher. Wir haben es im vorigen Jahre nach der Aufführung des „König Oedipus" erlebt; wir werden es in diesem Jahre nach der „Orestie" erst recht erleben, obwohl sich doch Herr Ferdinand Bonn um die Verdeutlichung des Unterschiedes zwischen Kunst und Spektakel hinlänglich verdient gemacht hat.

Die Entrüstung der Kulturhüter eifert in Sonderheit gegen das Massenaufgebot der Mitwirkenden. Auch dieser Entrüstung kann der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden. Die Einrichtung des Arena-Theaters bringt es mit sich, dass die Gruppierung

der Zuschauer rund um die Szene zum Bilde der Aufführung erheblich mitwirkt. Es wäre daher ein Stilfehler gröbster Art, wenn sich die Zahl der Darsteller auf das durch die räumliche Begrenztheit der Podium-Bühne bedingte Minimum beschränkte. Die Affichierung der tausend Mitwirkenden an den Münchener Plakatsäulen ging zwar auch mir sehr gegen den Geschmack, auf die Riesenchöre selbst aber hätte ich bei der Umfänglichkeit des Raumes und bei der Umgrenzung der Szene durch die bis zum Dach der Halle gedrängte Zuschauermenge nicht verzichten mögen . . .

Ob die Wahl der „Orestie" zum Volks-Festspiel glücklich war, darüber wird sich streiten lassen. Es lag nahe, bei der szenischen Benutzung des antiken Vorbildes auch im Repertoire an die Antike anzuschliessen. Kommt hinzu, dass im vorigen Jahre der „König Oedipus" des Sophokles — mit grossem Recht — ungeheueren Erfolg hatte. Die Versuchung, danach die „Orestie" zu inszenieren, ist also sehr begreiflich. Aber das Werk des Aeschylos erfüllt die Bedingungen der Massenwirkung auf unsere Zeitgenossen nicht entfernt indem Masse, wie das des Sophokles. Im „König Oedipus" ist einheitliche, gedrungene Handlung von packendster, sich stetig steigender Tragik. Das Volk (also die Chöre) ist in den dramatischen Konflikt engstens verstrickt, denn es büsst die Schuld des Königs durch die Seuche und greift nun anklagend und rettungheischend direkt in die Handlung ein. Da gibt es grosse und für die Wirkung der Tragödie durchaus notwendige Aufgaben für den Regisseur. Die Bewegung der grossen Chöre ist ein wichtiges Erfordernis, um die mächtigste Schicksalstragödie aller Zeiten im Zuschauer lebendig zu machen. Die Wahl dieses Dramas zur Aufführung im „Theater der Fünftausend" war also von selbst gegeben.

Ganz anders ist es bei der aus drei getrennten Stücken bestehenden „Orestie". Das ist eine Aufzeigung der blutrünstigen Ereignisse, die sich im Hause Agamemnons nach seiner Heimkehr aus dem trojanischen Kriege abspielen. Ein Familien- und Ehebruch-Drama, das nicht in die Entladung katastrophischer Spannungen mündet, sondern eigentlich in abstrakte politische und philosophische Erörterungen. Die Auseinandersetzung über die rechte Gestaltung der athenischen Gerichtsbarkeit geht uns heutzutage nur noch recht wenig an, und über die Entschuldigung des Muttermordes, zu der Apollo seine göttliche Kollegin Pallas Athene bemüht, deren Herkunft aus Jupiters Schädel beweise, dass es nur eines Vaters aber keiner Mutter zum Dasein bedürfe, kann man bei allem Respekt vor Aechylos doch bloss lächeln, wenn man ein Mensch unserer um das Mutterrecht kämpfenden Tage ist.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Wesentlichkeit im „König Oedipus" haben die Chöre in der „Orestie" nur teils dekorative, teils symbo-

lisch-allegorische Bedeutung. Weder die Schar um ihre angestammte Dynastie besorgter Greise, noch das mit Agamemnon einziehende Heer haben letzten Endes mehr zu tun, als für den Verlauf der Begebenheiten die Stichworte abzugeben, und die Erinnyen sind, nüchtern betrachtet, doch lediglich die personifizierten Qualen des bösen Gewissens.

Der Versuch, die „Orestie" als Ganzes für unsere Nerven auf dem Theater geniessbar zu machen, musste also missglücken. Was in dauernder Erinnerung haftet, sind Einzelheiten, zum Teil sehr schöne, herrliche Einzelheiten. Prachtvoll war der Einzug Agamemnons im ersten Teil der Trilogie im vierspännigen Streitwagen, schauerlich grossartig im dritten Teil das heuschreckenhafte schleichende Ueberfluten der Szene mit den schwarzverhüllten, geduckten Gestalten der Eumeniden. Hier gab Reinhardt Beispiele von seinem unerhörten Können als Theaterstratege. Andere Szenen misslangen dagegen völlig. Dass Orestes seine Mütter die ganze mächtige Freitreppe hinunterzerrt, sie durch die ganze Arena schleift, rüttelt, zaust, wieder zurück schleppt, die hohe Treppe hinaufpeinigt, um sie dann Schliesslich hinter der Szene umzubringen, muss als unverantwortliche Geschmacklosigkeit bezeichnet werden. Schlimm war auch der Schluss des letzten Teils, wie es überhaupt schien, als ob Reinhardts Energie zum Ende hin erlahmt wäre. Bei der geringen Zahl von Proben dürfte er seine Aufmerksamkeit zu sehr auf den Anfang konzentriert haben, sodass manche Szenen zum Schluss hin salopp ausfielen. Dass bei dem Klagegeschrei der Erinnyen manche Damen allzu häufig mit der Stimme überkippten, mag bei der schwierigen Akustik der grossen Halle entschuldbar sein, — aber der polonnaisehafte Aufmarsch der tausend Mitwirkenden als Endakkord der ganzen Veranstaltung wirkte operettenhaft und lächerlich.

Die Einzeldarsteller der grossen Rollen sind ausser dem Herrn, der den Aegisthos zu gestalten hatte, einem geckenhaften Schreier, durchweg zu loben. Diegelmanns riesige Gestalt unterstützte wirksam die königliche Würde seines Agamemnon. Die Klytemnästra war bei Frau Feldhammer vortrefflich untergebracht. Ihr Organ ist etwas hart, aber ihre Gesten und ihre majestätische Sicherheit, besonders in der Szene, in der sie sich als Mörderin ihres Gatten bekennt und stolz für ihre Tat einsteht, geben ihr Artlagen zur grossen Tragödin. Moissis Orestes war wundervoll. Seine Stimme ist Musik, in der Leidenschaft wie schmetternde Trompete, aber auch im Flüstern noch in den letzten Winkel der gewaltigen Halle hinein hörbar und verständlich. Neben ihm hatte es Johanna Terwin sehr schwer, die Elektra zu spielen. Während ihrer einzigen Szene war das Theater verdunkelt, und um sie herum stand der Frauenchor, sodass man sie nicht sah. Moissi, der einzige den man auch im Finstern versteht war ihr Partner.

Trotzdem gelang es ihr, in Momenten zu fesseln und echte Empfindung mitzuteilen.*) Dass einige kluge Leute ihre Auffassung nicht richtig fanden, war nicht Frl. Terwins Schuld. Die assozierten nämlich an den Namen Elektra die Vorstellung einer Hoffmannsthalschen Hysterikerin; hätten sie sich eine Uebersetzung der „Orestie" durchgelesen, so wüssten sie, dass die Elektra des Aeschylos ein gefühlvolles junges Mädchen ist, und so wurde sie auch gespielt. — Die köstlichste Gabe bot Gertrud Eysoldt als Kassandra. In ihr verkörpert sich für mich alle Schauspielkunst. Hier ist restlose Genialität, innigste Verschmelzung von Sein und Gestaltung. Unbeweglich, den Kopf verborgen, kauerte sie auf des Königs Wagen, richtete sich dann langsam auf, breitete plötzlich die Arme weit auseinander und stiess in gellender Verzweiflung heraus, was ihre verhängnisvolle Sehergabe sie schauen liess. Nie sah ich Angst und Entsetzen so wahr und so ohne Pose im Ausdruck eines Menschen, wie bei dieser unvergleichlichen Schauspielerin. Gesicht, Haltung und Stimme spiegelten das visionäre Erleben in Kassandras Seele. Wie sie dann hinaufschritt zum Hause, dem Tode entgegen, selig und gepeinigt zugleich, da war es wie unirdischer Rhytmus in ihrem Gange und das Wunderbare und Mythische wurde augenscheinliche Lebendigkeit. — Ich glaube nicht, dass es über Gertrud Eysoldt hinaus schauspielerische Möglichkeiten gibt. Wäre ausser ihr an der „Orestie"-Aufführung nichts gewesen, was hätte gelobt worden dürfen, so wäre doch um ihrer Kassandra willen kein Aufwand umsonst vertan. Freuen wir uns, dass das verfehlte Unterfangen, das tote Werk zum Leben zu wecken, uns Gelegenheit gab, so viel lebendige Kunst am Werk zu sehen.

Ein paar Worte zu „Orpheus in der Unterwelt". — Das sollte eine Art Satyrspiel nach der Tragödie sein. Ich habe aber den Verdacht, Offenbachs Operette wäre der „Orestie" auch gefolgt, wenn die Alten nicht nach Sophokles stets dem Aristophanes das Wort gegeben hätten.

Reinhardt hat schon vor fünf Jahren den „Orpheus" im Deutschen Theater in Berlin gegeben. Ich sah ihn auch damals, und — ehrlich gesprochen: er gefiel mir in Berlin besser als in München, obwohl dort die schönen Gesangsstimmen des Fräuleins Jeritza und des Herrn Ritter nicht zur Verfügung standen, und obwohl der Wiener Jupiter des Herrn Pallenberg noch besser, lustiger, erfindungsreicher war als der Berliner Jupiter des verstorbenen Engels.

---

*) Johanna Terwin spielte am 30. September zum letzten Male am Münchener Hoftheater. Es ist in Ordnung, bei dieser Gelegenheit eine kritische Charakteristik der ausgezeichneten jungen Künstlerin zu geben. Der Raum dieses Heftes zwingt mich leider, die Leser damit bis zur nächsten Nummer zu vertrösten.

Aber das Stück mit seinen vielen köstlichen intimen Reizen gehört auf die Bühne und nicht in die Arena. Der grosse Raum verschluckt die besten Wirkungen. Gewiss gelang manches ganz famos. Der Dreietagenbau von Olymp, Erde und Unterwelt war sehr hübsch, besonders prächtig die Inszenierung der Göttergemütlichkeit im Olymp. Auch kam die Musik bei dem geschickt in den Fussboden eingebauten Orchester durchaus zu ihrem Recht, zumal unter Herrn von Zemlinskys Leitung die prachtvollen Melodien ausserordentlich flott herauskamen. Die Auffuhrung selbst war im ganzen recht gut. — Und doch: es war nicht das Rechte. Man hatte das Gefühl, hier geschieht Offenbach Unrecht. Das Kapriziöse, Launige und das Rührende des Werkes kamen zu kurz.

Das Repertoire wird für diese Aufführungen im Grossen noch lange ein Schmerzenskind sein. Wie wäre es mit „Carmen"?

Bemerkungen.

Kiew. Zar Nikolaus hat Gelegenheit gehabt, sich durch Augen- und Ohrenschein persönlich davon zu überzeugen, dass die Revolution, die er im Blute der Rebellen ersoffen wähnte, noch frischen Atem hat. Den getreuen Diener, der zur Leitung der Contrerevolution berufen war und sein Amt nüchtern, korrekt und ohne hemmenden Respekt vor Menschenleben und Volkswillen versah, hat man seiner Majestät in die Theaterloge zu Kiew Allerhöchst zu Füssen gelegt. Die Herren Marxisten haben bereits erklärt, dass sie jeden Gewaltakt durchaus verwerfen und alles der natürlichen Entwicklung der Dinge überlassen möchten. Der Schuss aus Bagrows Revolver mag für sie ein neuer Beweis dafür sein, dass sie mit allen ihren Bremsvorrichtungen an der natürlichen Entwicklung der Dinge nichts zu ändern vermögen. Die russische Revolution ist trotz der Plechanow-Fraktion der Duma nicht beendet, sondern steht noch in den Anfängen. Sie wird dauern, bis der Absolutismus wirklich beseitigt sein wird und auch dann nicht aufhören, ehe nicht die agrarische Feudalherrschaft gestürzt und eine menschenmögliche Einteilung des Ackerbesitzers erreicht ist. Die Hinrichtung Stolypins durch Bagrow und Bagrows durch Stolypins Funktionäre scheint das Signal zu neuem Anmarsch auf dem Wege der Revolution zu sein.

Das Charakterbild Bagrows tritt aus den Zeitungsnachrichten nicht deutlich hervor. Dass er mit der verworfenen Horde, die in Russland unter dem Namen politische Polizei über die Gesinnungsreinheit der Menschen wacht, Verbindung hatte, scheint ja der Fall zu sein. Wie weit er die Verräterei gegen seine Freunde trieb, lässt sich vorläufig nicht übersehen. Da er eben sein Leben für die Sache der Freiheit gelassen hat, mögen psychologische Erörterungen beiseite bleiben. Sicher ist, dass das schwere Werk, das er auf sich nahm und mit erstaunlichem Mut ausführte, nur in heiliger Begeisterung für eine Idee reifen konnte. Bagrow hat sich mit seiner Tat auf das Vernehmlichste aus der Gemeinschaft des Lockspitzel-Gesindels, auf dem die Sicherheit des russischen Staates beruht, losgesagt,

er hat, was er vorher gefehlt haben mag, mit dem' Tode bezahlt, und darum soll sein Name im Gedächtnis freiheitlicher Menschen in Ehren fortleben.

Wien. Es soll mal wieder der Mob, der Janhagel, das Gesindel gewesen sein. Wir kennen das schon: wo ernste Dinge geschehen, werden wegwerfende Ausdrücke herangeholt, um sie verächtlich zu machen. Die Tatsache ist die, dass zugunsten begüterter Spekulanten Steuern, Zölle, Grenzsperrungen dekretiert wurden, die das Volk nicht mehr ertragen konnte. Teuerungcn sind nämlich kein politisches Manöver, sondern höllisch reale Wirtschafts-Erscheinungen. Die daran am eigenen Leibe und an dem ihrer Frauen und ihrer Kinder leiden, gehen eines Tages auf die Strasse und fordern Brot von denen, die es ihnen nahmen. Die jagen uniformierte Söhne der Hungernden mit Flinten und Säbeln zwischen sie, und am Ende gibt es Leichen, Verwundete, Gefangene und Kerkerstrafen bei denen, die es nicht mehr ertragen konnten. Die Fürsprecher und Vertreter des Volkes aber, die zwar den Staat aus Leibeskräften bekämpfen, sich aber mit noch grösserer Inbrunst an seiner Verwaltung beteiligen, fürchten für ihr Prestige bei den ruhebedürftigen Bürgern und somit für ihr Parlamentsmandat und erklären: Dass Fenster eingeschmissen, Steine auf die Soldaten geworfen, geschimpft und gejohlt wurde, dafür kann das Volk nichts; das war der Mob, der Janhagel, das Gesindel. Damit ist dann der Staat, der in die demonstrierende Menge hineinschiessen liess, gerechtfertigt. Die Huren, die alles der Geschichtsentwicklung überlassen wollen, und die so fein zwischen der Ober- und der Unterschicht des „Volkes" zu unterscheiden wissen, haben aus der Geschichte gar nichts gelernt. Sonst wüssten sie, dass die beste Kriegsmannschaft der französischen Revolution die Sansculottes waren. Wer grosse Massen demonstrativ auf die Strassen führt, muss voraussehen, dass sie sich nicht mit mageren Resolutionen abspeisen lassen, und dass Leute unter ihnen sind, deren Elend so gross ist, dass sie gar nichts zu verlieren haben: eben die, die man bei den arrivierten Arbeitern „Gesindel" nennt. Der immer wiederholte Versuch, diesen Allerärmsten um ihres Zornes willen Schuld aufzubürden, muss den auserwählten Leisetretern einmal deutlich als feige Gemeinheit angestrichen werden. Die ungeheure Rohheit, die in Wien Militär gegen notleidende Landsleute ausrücken liess, wird fast noch überboten von der Kläglichkeit der „Volksführer", die aus der Teuerung des Landes politische Geschäfte herausschlagen wollten.

Mainz. Die Luft riecht noch nach dem Katholikentag, und schon füllt sie sich wieder mit dem Odeur betriebsamer Polizei Sittlichkeit. Im Prozess Hirsch sind reizende Dinge zutage getreten. Der Mainzer Polizei kam es eines Tages so vor, als ob manche Männer und manche Mädchen der guten Stadt ohne behördliche Sanktionierung liebevolles Entgegenkommen gegeneinander betätigten. Da musste etwas geschehen, und man überliess die Ausmistung des Augiasstalles dem zarten Takt einer sittenstrengen Dame (für die der ,,Vorwärts" begeisterten Lobessabber ausschleimt). Junge

Mädchen wurden zu ihr aufs Amt befohlen und nach dem Intimsten ihres Lebenswandels befragt. Körperliche Untersuchungen wurden vorgenommen, um festzustellen, ob die behauptete Intaktheit des Hymens überall stimme. Den Damen, die den Trieben ihrer Jugend gefolgt waren, wurde das Kontrollbuch angedroht. Lockspitzel mussten die Charakterfestigkeit allein spazierender Fräuleins auf der Strasse versuchen.. Dienstmädchen wurden ausstaffiert, um Hebammen die Bereitwilligkeit, den Abtreibungsparagraphen zu verletzen, abzulisten. Die Polizeiassistentin war mit einem Idealismus bei der Sache, dass man im Zweifel ist, ob man ihren weiblichen Scharfblick oder ihre Weltfremdheit mehr bewundern soll. Der Staatsanwalt aber erhob gegen den Redakteur, der diese Dinge unschön fand, Anklage und beantragte eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und 8 Monaten. — Ist es nicht hanebüchen, dass der Aberglaube von der ethischen Bedeutung der Virginität immer noch Menschen mit eigenem Verantwortungsgefühl behördlich belästigen darf? Ist es nicht grotesk, dass junge Damen, die mit Männern, die sie lieben, Verhältnisse haben, vor öffentlichem Gericht als minderwertigen Charakters behandelt werden dürfen? Ist es nicht unwahrscheinlich, dass es bei den Menschen heutzutage als unsittlich gilt, wenn liebende Menschen einander Liebes tun? Wird nie die Zeit kommen, wo man einsehen wird, dass die Geschlechtlichkeit der Menschen erst in der Vorstellung Fremder unanständig wird? Es ist arg bestellt mit der Moral der Moralischen.

München. München ist eine wunderschöne Stadt in Mitteleuropa. Das Volk lebt friedlich vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Um 3 Uhr kommt der Schutzmann und schickt es zu Bett. Für Bagrows und Stolypins ist hier kein Boden, und als Teuerung wird es nur empfunden, wenn einmal das Bier im Preise steigt. Dass sich aber die Sittenpolizei um die Erotik der Zeitgenossen kümmert, kommt niemals vor. I bewahre! — — Freundlich lächelt die Kolossalstatue der Bavaria und segnend schwebt die Weisswurst in ihrer Hand über dem festlichen Gewoge der Oktoberwiese.

Korrespondenz.

= = = = = Diesem Hefte liegt ein Flugblatt des „Sozialistischen Bundes" bei. Es geht um Dinge, die für die Gestaltung der Gesellschaft überaus wichtig sind. Die vorläufige Beilegung des Marokko-Handels täusche keinen über die Gespanntheit der Situation. Das italienische Tripolis-Abenteuer ist eine neue Warnung für das arbeitende Volk, auf der Hut zu sein. Dass die Sozialdemokratie nicht die geeignete Macht ist, von der freiheitliche Wandlungen zu erhoffen wären, haben die letzten 40 Jahre evident gezeigt und die letzten Wochen dick unterstrichen. Wer sich unter den Lesern des „Kain" für die Anregung der Gruppe „Arbeit" des Sozialistischen Bundes interessiert, setze sich mit mir in Verbindung.

München, Akademiestrasse 9.

Erich Mühsam.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baadersstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-strasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. No. 8. November 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Der Kausen. — Zeitfragen. — Tripolis und China. — Unser Bittinger.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang I. No. 8. München, November 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt lür das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la

Die Beiträge dieser Zeltschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Justiz.

Und Adam ass von dem Apfel, und seitdem wissen die Menschen, was Gut und Böse ist. Auf dass diese Kenntnis nicht wieder in Vergessenheit gerate, gab Gatt ihnen die zehn Verbote, die von zwei steinernen Gesetzestafeln abzulesen waren. Die Entwicklung eilte mit gewaltigen Schritten weiter, und heute halten wir schon bei 370 Paragraphen, aus denen der rechtliche Deutsche entnehmen kann, was er tun darf und was sich nicht schickt. Wer es trotzdem nicht weiss, wird mit Geldstrafe oder Haft, mit Gefängnis oder Zuchthaus, hie und da auch mit dem Tode bestraft.

Der § 1 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich enthält die furchtbarste Warnung von allen. Er lautet: „Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich tritt im ganzen Umfange des Bundesgebietes mit dem 1. Januar 1872 in Kraft". Der sechste und letzte Abschnitt des § 370 lautet: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft . . . 6) wer Getreide oder andere zur Fütterung des Viehes bestimmte oder geeignete Gegen-

stände wider Willen des Eigentümers wegnimmt, um dessen Vieh damit zu füttern". Was in den dazwischen rangierten Paragraphen steht, wird sich der nachdenkliche Mensch hiernach allein sagen können: Es ordnet die Beziehungen der Staatsbürger zu einander nach strafbaren Handlungen. Wer also von einem undurchdringlichen Schicksal dazu bestimmt wurde, den Dornenweg des Lebens in einem der 26 verbündeten Vaterländer zu gehen, wird somit gut tun, sich jeden Schritt 370 mal zu überlegen: kein Wunder, dass unter diesen Umständen der Fortschritt bei uns so kolossal rasch vorankommt.

Bedenkt man, dass es neben dem Strafgesetzbuch noch ein dickleibiges Bürgerliches Gesetzbuch gibt, ein Vereinsgesetz, ein Gewerbegerichtsgesetz, ein Invalidenversicherungsgesetz, besondere Urheberrechtsgesetze und was weiss ich noch alles, so dürfte wohl die Annahme berechtigt scheinen, dass der Richter, dem ein Sünder gegen einen Paragraphen eines dieser Bücher vorgeführt wird, bloss den Finger nass zu machen braucht, um sofort zu wissen, wie lange er ihn einsperren zu lassen hat. Bei der leidigen Unvollkommenheit des menschlichen Geistes ist das jedoch nicht der Fall. Vielmehr beginnt die Schwierigkeit erst, wenn Polizei, Ermittlungsrichter, Untersuchungsrichter um Staatsanwalt dem Richter längst gesagt haben, was los ist, wenn der Delinquent womöglich schon monatelang als Untersuchungsgefangener auf die Strafe, die seiner vielleicht harrt, trainiert ist, und wenn nun dem armen Richter zugemutet wird, auch noch in die Seele des Angeklagten zu steigen, um das Wieso und Warum und das Drum und Dran seines Tuns herauszukriegen. Diese Bemühung nennt man einen Prozess, und erst dadurch, dass sie Prozesse führt, erhält die Justiz bei den Bürgern und Bürgerinnen des Landes ihre Weihe und die Bestätigung ihrer Notwendigkeit.

Denn Prozesse kommen in die Zeitungen, aus Prozessen lernt man die Unterwäsche der Nebenmenschen taxieren, aus Prozessen erfährt man, mit wem der andere be-

freundet oder verfeindet ist, und was seine Freunde und Feinde für eine Sorte Leute sind.

Welch prächtiger Fall war der Prozess des Grafen Wolf-Metternich! Der Mann hat Schulden gemacht, höhere Schulden, als er in kurzer Zeit hätte zahlen können. Ob das Betrug ist? Kein Mensch konnte es wissen. Das Reichsstrafgesetzbuch, an dessen Auslegung seit 40 Jahren allerorten die rührigsten Richter und in Leipzig mit roten Talaren behangene Reichsrichter arbeiten, weiss auch nichts Gewisses. § 263: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern dadurch beschädigt, dass er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstehung oder Unterdrückung wahrer Tatsachen einen Irrtum erregt oder unterhält, — —": Schwieriger Fall. Man musste feststellen: Konnte der Graf glauben, das Geld zu kriegen, auf das hin er pumpte? Von wem hätte er glauben können, dass er es kriegen würde? Mit wem verkehrte er? Wie verkehrte er, mit wem er verkehrte? Wer verkehrte noch, wo er verkehrte? War es verkehrt, dass er verkehrte, wo er verkehrte? Warum verkehrte er, wo es verkehrt war zu verkehren? Und solcher Fragen mehr gab es zu entscheiden.

Auf diese Weise kam dann alles ans Licht: dass Frau Gertrud Wertheim, eine literarische Schwermillioneuse, einen aristokratischen Schwiegersohn suchte; dass sie zu diesem Behufe unendliche Gelder springen liess, die einige Tausend Warenhaus-Verkäuferinnen erarbeiten mussten; dass Dolly sich gern küssen liess; dass Mama und Tochter nicht immer zärtlich zu einander waren; dass dem Grafen Vetter auf Regimentsbefehl die heisse Liebesglut erlosch, die an Dollys Busen und an Mamas Schatulle geschürt war; dass der Generalmajor v. Pauli diese Würde nur in Honduras besessen hatte, jetzt aber mit Orden, Heiratslustigen und Kriegserinnerungen hausiert; dass Martha Gustke ihr horizontal verdientes Geld dem Dailes-Grafen vertikal in den Rachen warf, und dass es zwischen Him-

mel und Erde, zwischen Berlin W. und Berlin Friedrichsstrasse Dinge gibt, die jeder kennt, und von denen sich die Schulweisheit unserer Journalisten nichts träumen lässt.

Das alles kam an den Tag, und der Familienstank im Hause Wolf-Metternich und der Familienstank im Hause Wolf Wertheim zog, zu lieblichem Sensations-Odeur gemischt, in die Nasen derer, die mit sich und ihrem Wandel zufrieden sein dürfen, solange ihren Nachtgeschirren keine Prozessakten entflattern.

Man verlange von mir keine moralischen Unkenrufe wegen der in dem Berliner Prozess sichtbar gewordenen Korruption. Es fällt mir gar nicht ein, mich darüber zu empören, dass irgend ein degenerierter Graf, der nie arbeiten gelernt hat, dessen Herkunft und Erziehung ihn zu glauben berechtigten, müheloser Genuss sei sein Privileg, mit einem Monatswechsel von 30 Mark nicht auskommen konnte, das Geld hernahm, wo er es kriegen konnte, à tout prix eine reiche Frau anstrebte, und sich inzwischen so undifferenziert, wie es in seiner Klasse üblich ist, amüsierte. Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu empören, dass Madame Wertheim ihre Dolly lieber die Maitresse eines Fürsten sein lassen wollte, als die Ehefrau irgend eines Herrn Maier: Vulgärster Parvenue-Ehrgeiz. Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu empören, dass Herr von Pauli seine patriotische Vergangenheit und seine hohen Beziehungen so lukrativ wie möglich verwertet. Es fällt mir nicht ein, mich darüber zu empören, dass Fräulein Gustke auf Grund ihrer Körperreize Kavaliere wurzt, und mit dem Ertrag ihrer Tätigkeit einen dieser Kavaliere zu Dolly auf Brautschau schickt. Das ist doch alles nichts Neues, nichts Überraschendes, nichts, was jemand, der den Grossstadtbetrieb halbwegs kennt, verwundern könnte.

Fäulniserscheinungen? Gewiss. Aber doch eben nur Erscheinungen, Symptome, Beispiele einer in ihrer tiefsten Wurzel faulen Gesellschaft, die keine Gesellschaft, kein Volk, keine Menschengemeinschaft ist, sondern ein wirres

Nebeneinander und Gegeneinander von adversären Zirkeln und Interessengruppen. Wenn es da, wo sich ein Gesellschaftskreis, in dem blaues Blut fliesst, und einer mit rotem Blut schneiden, Klexe gibt — wen soll denn das verblüffen? Das sieht der wache Mensch doch jeden Tag und überall. Davon lebt doch die Justiz, daraus entnimmt ja das Strafrecht ihre einzige Existenzberechtigung. Klexe auszuradieren, die aus dem verrückten Durcheinandergekritzel mit verschiedenfarbigen Tinten entstehen, das ist doch die ganze Beschäftigung der „Rechtspflege".

Was mir den Prozess des Grafen Wolf-Metternich so interessant macht, das ist die Beobachtung, wie sich in der Aufmerksamkeit der beteiligten Personen und des unbeteiligten Publikums der Gegenstand der Verhandlung nach und nach völlig verschob. Ob der Angeklagte des Betruges schuldig gefunden oder freigesprochen würde, das war ausser ihm selbst und den paar Juristen, deren Rabulistik engagiert war, jedermann egal. Das Tribunal ward zur Szene. Vom Parkett aus applaudierte man dem Sittenstück, in dem die Chargen die dankbarsten Rollen zu spielen hatten.

Warum ist der Graf eigentlich verurteilt worden? Weil der Staatsanwalt bewiesen hat, dass er ein Betrüger war. Aber die Verteidiger hatten uns Laien ebenso überzeugend bewiesen, dass er kein Betrüger war. Es kam nur auf die Auffassung des Gerichts an. Wäre der Mann in Freiheit gesetzt worden, so gäbe es keinen Menschen, der dadurch die Rechtssicherheit des Staates, der Gesellschaft, des Volkes im Allergeringsten gefährdet sähe. Man hätte das Theater mit genau derselben behaglichen Befriedigung verlassen, die ein aufregender Film zurücklässt, wie nach der Verurteilung. Ich hege die stärksten Zweifel daran, ob jemals irgend eine Verurteilung irgend eines noch so verbrecherischen Menschen irgend einer Gesellschaft genützt hätte.

Die Jurisprudenz — einmal als Wissenschaft genommen — hat die Aufgabe, das Recht zu suchen, wie die

Philosophie die Aufgabe hat, die Wahrheit zu suchen. Wir wissen alle, ob wir gottgläubig sind oder nicht, dass das Suchen nach Recht und Wahrheit immer nur eine spekulative Beschäftigung unterschiedlicher Gemüter bleiben muss, und dass weder Recht noch Wahrheit jemals objektive Werte werden können. Die Anwendung der durchaus relativen Ergebnisse des Suchens nach dem Recht auf das praktische Leben, diese Uebung, die sich als direkter Eingriff in Freiheit, Selbstbestimmung und Leben des einzelnen Menschen äussert, muss daher notwendig; zur Gewaltsamkeit, und das heisst nach aller überlieferten Moral zum Unrecht führen. Auch als notwendiges Uebel zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Beziehungen unter den Menschen ist die Justiz nicht anzuerkennen. Strafen wirken — das weiss jeder Jurist — weder bessernd noch abschreckend, und das Strafen als Racheübung der Gesamtheit gegen den Einzelnen widerspricht dem sittlichen Empfinden aller Ethiker.

Da hingegen die Unzuträglichkeiten, die sich aus der Willkür der Einzelnen ergeben, offensichtlich sind, gibt es nur eine Möglichkeit, ohne die Ungerechtigkeit jeglicher Justiz Recht und Ordnung zu schaffen: nämlich eine Ge. Seilschaft zu errichten, in der das Interesse des Einzelnen nicht fortgesetzt mit den Interessen der Gesamtheit kollidiert, in der das Individuum respektiert wird, in der nicht geknechtet und kein Anerkennen verhasster Gesetze erpresst wird, eine Gesellschaft, in der der Zwang der Gesetze durch die Freiwilligkeit des Vertrages abgelöst ist. Diese Gesellschaft wird politisch eine anarchische, wirtschaftlich eine sozialistische sein.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Die Tür wird aufgeschlossen, aufgerissen: „Lampe!" ruft eine heisere, leidende Stimme. Ich sehe mich um. Neben dem Aufseher steht ein Sträfling, mit dunkelm, hängendem Schnurrbart, in der Hand eine brennende dünne Fackel. Ich begriff, ging zur Lampe, um sie

aus ihrem Gestell zu nehmen. Der Gefangene kommt ungeduldig herein und zeigt mir, dass man das ganze Gestell von der Wand nimmt. Er zündet den Docht an, die Tür schliesst sich wieder, ich hänge die brennende Lampe an den Nagel und sinne weiter. Die Idee, die Gruppe Tat, die in jeder Nummer des „Sozialist" annonciert war, sei ein Geheimbund, ist absurd. Darüber, dass ich die Kunden zu uns heranziehe, habe ich vor Monaten schon im „Sozialist" in einem ausführlichen Artikel berichtet. Das Blatt ist den Münchener Behörden keineswegs unbekannt. Wo soll der Verstoss, das Vergehen liegen? Unklar, höchst unklar. Und worauf mag sich der Verdacht stützen? Auf Zeugenaussagen? Auf wessen? Auf was für welche? — Habe ich nicht vielleicht doch mal den Rat erteilt: Schmeisst Bomben!? — Nein! Gewiss nicht! Niemals! Unmöglich! — Es hat mir von jeher widerstrebt, andern etwas zu raten, was ich nicht gegebenen Falles auch selbst täte! — Schon auf der Schule, als Quartaner, als Tertianer: was an dummen Streichen geschah, das war ich gewesen; aber ich war es immer selber gewesen, habe niemals andere vorgeschickt. Das ist eine Anständigkeit in meinem Wesen, deren ich mich vor mir selbst rühmen darf. Und jetzt soll ich plötzlich Anstifter sein und mich selbst drücken? Der Vorwurf ist absurd, lächerlich, kann mich nicht treffen! — Die Freilassung aus diesem Loch kann nicht; ausbleiben. — Und wenn sie doch ausbleibt? Immerhin: wenn's zur Verhandlung kommt, muss, muss, muss ich freigesprochen werden! — Freilich: Und Ziethen? — **— Und Koschemann?** — Und Dreyfuss? — Und die vielen, die Hunderte, die Tausende, die beteuern und versichern, sie wüssten von nichts und werden doch verurteilt!? — Und wer wird zu Gericht sitzen über mich? Gute Bürger, mit korrekter Moral, mit nie schwankendem Wissen von Gut und Böse, mit nur dem einen Antrieb, dem Staat, ihrem Brotgeber und Seelsorger nach bestem Gewissen zu dienen. Und über wen sollen sie zu Gericht sitzen? Ueber einen Bürgerssohn aus guter Familie, der rücksichtslos die beste Erziehung von sich wirft, der sich gemein macht mit Landstreichern und Einbrechern, der mit Zuchthäuslern die Flasche leert, der anarchistische Agitation treibt seit Jahren und sich schon zwei Vorstrafen zugezogen hat bei diesem Tun! — Wenn in unsern Sitzungen Spitzel waren — und dass solche dabei waren, steht mir ausser Zweifel, — kann ich ermessen, wie weit ihre Erfindungsgabe reicht? — Beschwört so ein Hund, ich habe das Bombenwerfen empfohlen, — was dann? — Dann bin ich geliefert.

Wieder ging die Tür auf. „Essnapf!" befahl eine Stimme. Ich nahm ihn vom Spind. Vor der Tür standen zwei Gefangene, die einen mächtigen Bottich mit dampfender Kartoffelsuppe trugen. Dass es zum Abendbrot Kartoffelsuppe geben würde, hatte mir schon Giesmann

verraten. Mit einem riesigen Schöpflöffel füllte man mir den Essnapf, ein Häftling überreichte mir ein kolossales Stück von dem gleichen glitschigen Brot, wie ich es im Polizeigefängnis bekommen hatte, dann überliess man mich der Mahlzeit, über die ich hungrig herfuhr. Ich liess auch nur einen ziemlich kleinen Rest von der Suppe stehen, die mir zu schwer war, ohne dass ich das Gefühl hatte, sie sei das, was meinem Magen fehle. — Kurz nach dem Essen erscholl eine grosse Glocke .... Das Glockenzeichen bedeutete: Schlafengehen! — Es war also 7 Uhr. Ich löste das Bett, das Giesmann sorgfältig wieder an die Wand geklappt hatte, mit Mühe von seinem Haken, zog mich aus und legte mich hinein .... Auch die Lampe löschte ich noch vor dem Hinlegen aus. So begann also die zweite Nacht meiner Gefangenschaft. — Das Lager war wieder entsetzlich hart, und die Bisse und Blasen, die mär die vorige Nacht zugefügt hatte, meldeten sich alle mit schrecklichem Jucken. Ich kratzte mich, wo ich hinlangen konnte, und während es mir vorkam, als kröche eine Armee von Wanzen, Läusen, Milben und allem Ungeziefer auf meinem Leibe herum krochen durch mein Gehirn Schwärme fieberhafter Vorstellungen und Bilder. Erinnerungen und Namen, Gesichter und Laute sammelten sich um mich in wildem Durcheinander. Nahe Und ferne Menschen erschienen, Freunde und Feinde, Zeugen meiner Kindheit und dieser letzten Tage, und während ich einmal aufgeregt und geängstigt von der Pritsche sprang, flüsterte ich wenige Sekunden darauf zärtliche Namen, und Sehnsucht und Furcht, Liebe und Wut, Schmerz und kindliche Ergebung spielten Fangball in meinem Geist, jagten sich herum und warfen immer neue Erinnerungen, Hoffnungen, Zärtlichkeiten und Sehnsüchte in mein Bewusstsein. Alle, alle kamen sie zu mir, die traurigen und fröhlichen Zeugen meines Erlebens, tote und lebende, schmerzliche, liebe und süsse Namen .... Spät, spät in der Nacht erst beruhigte der Schlaf die zerzausten Nerven. Wie spät es war, weiss ich zwar nicht. Denn die Kirchturmuhr im Polizeigefängnis kann man in meiner neuen Klause nicht hören.

Sonnabend, den 6. November 1909.

Es ist schon der dritte Tag, seitdem ich diese Tagebuch Aufzeichnungen begann, und ich komme erst zum dritten Tage meiner Gefangenschaftserlebnisse, bin also immer noch um eine Woche weniger einen Tag hinter mir. Der Abstand wird sich freilich von jetzt ab wohl verringern, denn an Stelle des wilden Durcheinanders und der immer neuen Eindrücke am Abend der Verhaftung und am Tage der Ueberführung vom Polizei- ins Gerichtsgefängnis tritt nun allmählich die Gewöhnung an eine Hausordnung, die trockene Regel-

mässigkeit im Rhythmus der „Normalzeit der Sternwarte", die nur hier und da durch eine kleine zu registrierende Besonderheit unterbrochen wird.

Ich setze meinen Bericht chronologisch fort. Aus dem unruhigen Schlaf auf meinem harten Lager in dieser ersten Nacht, die ich in der Zelle 42 zubringen musste, weckte mich der Lärm derselben Glocke, die mich am Nachmittag vorher belehrt hatte, dass die Tageszeiten im Gefängnis anders eingerichtet sind als in der Freiheit, und dass man hier schlafen gehen muss, wenn man sonst noch kaum an das Programm denkt, mit dem man den Abend hinbringen will. Die Zelle war schon ziemlich hell, denn es war Sonntag, und in der „Verhaltungsvorschrift" hatte ich gelesen, dass an Sonn- und Festtagen erst um 7 Uhr früh aufgestanden wird. Kaum hatte es geläutet, als ich in den Nebenzellen schon geräuschvoll die Pritschen an die Wand klappen hörte. Ich erhob mich also ebenfalls und befestigte das Lager, zog mich an und harrte des Weiteren. — Draussen wurde es lebhalt. Ich hörte Schlüssel klirren, Türen aufreissen, Stimmen. Meine Zelle wurde weit geöffnet, und ich sah etliche Menschen daran vorbeieilen, jeder sein Steingutgeschirr mit Metalldeckel in gestreckten Armen vor sich hertragend.

Fortsetzung folgt.

Münchner Theater.

Johanna Terwin.

Als in München bekannt wurde, dass Johanna Terwin, die ugendliche Charakterspielerin des Residenztheaters, zu Reinhardt nach Berlin gehen solle, bedauerte man ihren Entschluss um des Verlustes willen, der der Münchener Schauspielkunst bevorstand, freute sich aber für die Künstlerin, der nun zum raschen Aufstieg, zu Ruhm und weithallender Anerkennung der Weg offen schien. Bei ihrem Abschiedsauftreten als Nora war die Stimmung eine andere. Wir Freunde ihrer Begabung sahen sie mit einiger Besorgnis durch den Wald von Kränzen und Blumen abgehen, und spürten Dangen Zweifel, ob Nora da draussen das Wunderbare finden werde, zu dem sie Sehnsucht und Ehrgeiz zog.

Es hiesse der Münchener Bühne und dem Münchener Publikum unrecht tun, wollte ich den Vergleich weiter ziehen und das Residenztheater mit dem Hause Helmers in Parallele stellen. Denn keineswegs stand man hier den Bemühungen des jungen starken Talents philiströs und verständnislos gegenüber. Im Gegenteil muss betont werden, dass die bürgerliche Oberschicht Münchens, die das einsichtigere Theaterpublikum stellt, weitaus gerechter, sach-

licher und mit viel weniger Voreingenommenheit Bühneneindrücke aufnimmt, als die aus der Snob-Menagerie ausbrechenden Premierentiger, die sich auf die Berliner Theater zu stürzen pflegen. Auch die zünftigen Kritiker sind in München weniger gefährlich als in Berlin, nicht weil sie intelligenter wären— das Gegenteil ist der Fall —, sondern weil sie nicht wagen, sich mit dem Publikum in Widerspruch zu setzen, und sich mit gleichgültigem Herumschmusen um das Theaterstück und die Darstellung begnügen. In Berlin dagegen fühlt sich jeder Kritiker (und jeder Premierenkommis) als Schicksal, und das Urteil, das meistens eine Verurteilung darstellt, ist nach einem ersten Eindruck fertig und wird, in Witzchen und Aperçues eingewickelt, den höheren Töchtern des Tiergartenviertels zum Frühstück serviert.

Fräulein Terwin hat das, schon ehe sie uns dauernd verliess, schmerzlich erfahren müssen. Bei einem Gastspiel des Neuen Vereins in Berlin spielte sie die Lulu in Wedekinds „Büchse der Pandora", eine Rolle, in der sie hier vor einem Jahre einen Riesenerfolg hatte. Mag sein, dass ihre Leistung in Berlin hinter der Münchener weit zurückstand, dass der fremde Ort, die Anstrengung der Reise, die Empfindung der skeptischen Kühle des Auditoriums ihr die Stimmung verdarb (zum Gelingen oder Misslingen einer Aufführung wirken tausend Imponderabilien mit)) jedenfalls konnten am Tage nach der Aufführung die Berliner in ihren Zeitungen lesen, Jahanna Terwin sei eine minderbegabte Dame, ohne Organ, ohne Eigenart und ohne die Fähigkeiten, die das anspruchsvolle Berlin von den Kräften seiner ersten Theater fordern dürfe. Sie hätte sich damit trösten können, dass mit ihr zugleich auch Steinrücks Schigolch und die übrigen Münchener Gäste verrissen wurden, und dass das ganze Gebaren der Kritik peinlich nach Partikularismus aussah — es ist aber sehr natürlich, dass eine solche Begrüssung, wie sie Frl. Terwin nach ihrer ersten Vorstellung erfuhr, ein junges, vorwärtsstrebendes Talent dekouragiert und lähmt. Ich glaube deshalb recht zu tun, wenn ich Herrn Professor Reinhardt beim Eintritt der jungen Dame in sein Theater-Ensemble warne, eine starke Begabung, der zur Vollendung gewiss noch viel fehlt, die aber eine reiche Zukunft verspricht, mitten in der Entwicklung zu vernachlässigen, und wenn ich ihm sage, wie das beste Theater, publikum, das sich Reinhardt nur wünschen könnte, die Leistungen der Terwin nach zweijähriger Beobachtung einschätzt.

Ihre ganze Wesensart prädestiniert Johanna Terwin zur Darstellung differenzierter Frauencharaktere. Aeusserlich und innerlich hat sie nichts heroinenhaftes: eine nicht grosse, schmächtige Figur, ausdrucksvolles Gesicht (die Terwin hat viel Aehnlichkeit mit Irene Triesch), grosse Geschmeidigkeit und viel natürlicher Charme in

Ausdruck und Bewegung. Die starke Bewusstheit in ihrer Spieltechnik erinnert eher an die Durieux als an die Eysoldt. Die Frauen, die sie zu beleben hat, stellt sie als graziöse, aber sehr durchsichtige und irdische Gestalten auf die Bühne. Diese rationalistische Veranlagung erzieht zu klugem Durchdenken der schauspielerischen Aufgaben und verhindert ein allzufestes Vertrauen auf Eingebung und Instinkt. Andererseits liegt die Gefahr nahe, dass die Leichtigkeit des Spiels und mithin die notwendige Unbefangenheit und Sicherheit des Auftretens unter zu grosser Sorgfalt und Bedenklichkeit leiden mag. Gerade hierin trat bei der Terwin das Anfängerhafte manchmal störend in die Erscheinung. Aber es muss betont werden, dass sich bei ihr, wenn eine fleissige Regie sich um sie bekümmert hatte, alle Unbeholfenheit völlig verlor, und dass sie dann Leistungen bot, die nicht nur technisch einwandfrei, sondern auch durchaus originell und von starker persönlicher Färbung waren.

Ich denke an ihre Milde Wangel: da kam das Andeutende, Symbolhafte der Figur entschieden zu kurz. Aber die Terwin machte die Rolle menschlich liebenswürdig, sie spielte sie als Schwabinger Kunstmädel mit Schnecken vor den Ohren, frisch, stark und lebendig, und so wurde, da Steinrücks Baumeister Solness zugleich eine eminente schauspielerische Leistung war, das unsympathischste aller Ibsen-Dramen zu einer künstlerischen Sensation.

Viel erschöpfender noch holte die Terwin den Charakter der Pauline Piperkarcka in Hauptmanns „Ratten" aus. Diese dumpfe, willenlose, beschränkte polnische Proletarierin war ungeheuer glaubhaft, die Ausbrüche der Verzweiflung, die tierhafte Liebe zu ihrem Kind, das stumpfsinnige Flennen unter den Misshandlungen der John konnten nicht besser getroffen werden. In dieser ganz naturalistischen Rolle zeigte Johanna Terwin ganz grosse Anlagen, die nie und nimmer vernachlässigt werden dürfen.

Ihren stärksten Erfolg hatte sie in Shaws „Caesar und Cleopatra", diesem ironischen Heldendrama, das unter Steinrücks Regie zu einer wirklichen Kunsttat des Residenztheaters wurde. Die Terwin sah entzückend aus als die kleine Königin, die sich vor dem grossen Cäsar zwischen den Vorderbeinen der Sphinx versteckt hält, die mit ihrem kleinen Bruder, dem Gegenkönig, zankt, die mit den Köpfen ihrer Untertanen spielt wie mit Puppen, und die dann, von Cäsar zum Weibe gemacht, zur Katze und Schlange wird — ein halbes Kind noch, aber schon ein ganzes Biest. — Es ist sehr schwer, Shaw zu spielen, so zu spielen, dass man seine Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber nicht merkt. Nimmt man diesen Dramatiker nämlich unter die Lupe, so erkennt man erstaunt einen gereckten Philister, der sich vor die Brust schlägt und ausruft: „Seht mal, was ich für freche Sachen treibet" — In Wahrheit stellt

er sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können. (Dies nebenbei.) Wie gesagt: Die Terwin gab der Cleopatra soviel lebendigen Charme, dass durch sie (und durch Steinrücks prächtigen Cäsar) Shaws keineswegs einwandfreies Stück seht grossen, verdienten und anhaltenden Erfolg hatte.

Es soll hier nicht jede einzelne ihrer Leistungen nachträglich seziert werden, ebensowenig beabsichtige ich, die Künstlerin, die sich selbstverständlich auch in Berlin erst durchsetzen muss, vorzeitig aufdringlich zu plakatieren. Aber ich möchte verhüten helfen, dass die Veränderung ihres Betätigungsfeldes etwa zur Stagnation ihrer Entwicklung, führe. Was Johanna Terwin noch immer sehr not tut, ist Regie, liebevolle, strenge und auf ihre Art eingehende Regie. Hier hatte sie die Herren Steinrück und Basil als Helfer und Lehrer, mag sie sich in der Hoffnung, unter Max Reinhardts persönlicher Obhut zur Höhe ihrer Fähigkeiten zu gelangen, nicht getäuscht sehen. Reinhardt hat damit, dass er die Terwin engagierte, den Münchener Theaterbesuchern gegenüber, die auf sie hoffen, eine Verpflichtung übernommen. Kommt er dieser Verpflichtung nicht nach, so vergeht er sich gegen die ideale Forderung der Kunst, dass dem wirklichen Talent die Wege geebnet werden müssen. Johanna Terwin braucht noch Hilfe, aber sie verdient sie auch. So empfinden hier viele Leute, die im Theater eine Kultureinrichtung erkennen, und dieser Empfindung wollte ich Ausdruck geben.

Bemerkungen.

Der Kausen Es ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen. Es sei ihm heute mitgeteilt, dass ihm hier fortan etwas nachdrücklicher zugesetzt werden soll, als er es bisher gewöhnt war. Dass er gegen mich frech geworden ist, ist nicht der Anlass, ihn zu besehen, nur für dieses Mal der Vorwand. Was zeigt sich bei der Besichtigung? Ein Denunziant. Der Kausen wird diese Bezeichnung nicht sonderlich kränkend empfinden: darauf ist es auch nicht abgesehen. Man stupft einen Pintscher nicht mit der Schnauze in seine Hinterlassenschaft, damit er gekränkt sei, sondern damit er sich es abgewöhne. Ein Denunziant also, ein berufsmässiger, gewohnheitsmässiger und schon ein wenig monomanischer Denunziant, und zwar betreibt er diese Spezies in Sittlichkeit. Das ist ein lohnender Artikel. Gott im Himmel, was kann ein Mensch nicht alles denunzieren, wenn er sittlich ist! Es gibt ja soviel Sauerei auf Erden! — Wir Unsittlichen wissen das garnicht, aber der Kausen sammelt Sauereien, er hat eine wahre Sammelwut darauf. Er schnuppert solange an seinen Mitmenschen

herum, bis er eine Sauerei wittert, die ergreift er, begiesst sie mit Moralsauce und läuft einerseits zur Redaktion seiner „Allgemeinen Rundschau", wo er sie annonciert, andererseits zum Telefon, wo er sie dem Staatsanwalt denunziert. Das Verfluchte ist: es sind wirklich immer Sauereien, die er heranschleppt. Ursprunglich zwar sind es meistens saubere Dinge, die den Nichtdenunzianten erfreuen und erheben, — aber hat der Kausen sie lange genug in seiner Phantasie herumgewälzt, so kann der unmoralischste Mensch ihnen den Charakter des Schweinischen nicht mehr abstreiten. Es ist so: man fühlt sich förmlich schmutzig werden, wenn einen jemand mit recht dreckigen Blicken anglotzt. Man könnte ja so einem Menschen aus dem Wege gehen, aber wenn er fortwährend hinter einem herschreit: „Sie Schwein! Sie Schwein!" — dann wurmt's einen doch schliesslich, man dreht sich nach dem Kerl um, sieht seine öligen Aeugelchen an einem herumzwinkern und kommt sich schon selbst ein bischen vor wie ein Schwein, wie beschmiert von den Blicken des andern. So ähnlich also steht es mit den Denunziations-Objekten, die der Sammelwut des Kausen verfallen sind. (Der Kausen kann auch mal Otto von Erlbach oder W. Thamerus heissen, aber als Begriff sagt man: der Kausen.) Angesichts eines solchen Verfahrens nun gelangt man leicht dazu, seine Höflichkeits-Prinzipien zu revidieren und sich an die Grenze dessen zu begeben, was konventionell ist. Nicht dass ich den Kausen verbauter beschimpfen sollte, das sei ferne von mir. Schlechte Einrichtungen soll man nicht anschreien, man soll sie ausmerzen. Was wäre auch damit erreicht, wenn ich jemanden, der mich einen „Edelanarchisten" nennt, durch den Nachweis strafte, dass eine Zusammenstoppelung des Wortes Esel mit seinem Namen ebenfalls einen Pleonasmus ergäbe? — Oh nein, ich bin viel unkonziliaנter: ich arbeite nach dem Beispiele des Kausen «ind sammle Material. Kein Material über das Privatleben des Kausen. So etwas hat gar kein eigenes Privatleben, so etwas hat nur das Privatleben anderer Leute, — aber das hat es ausgiebig. Ich sammle Material über die denunziatorischen Gepflogenheiten des Kausen, und wenn es da mal so ganz aus Versehen und nebenbei geschieht, dass etwa Wedekinds „Oaha" ein Bordellstück genannt wird, dann frage ich wohl: „Pardon, mein Lieber, sollte Ihnen da nicht gewissermassen eine Fälschung untergelaufen sein?" Aber das kann jawohl beim schnellen Denunzieren vorkommen; wenn man allzu rasch multipliziert, kann ja auch mal ein Fehler passieren. Und noch weiteres Material will ich sammeln, und wenn ich genügend Material gesammelt habe, dann will ich meine Leser einladen und sie fragen: Bitte, hier sehen Sie Rops und Beardsley und de Bayros und Weissgerber und Jagelspacher, hier sehen Sie Zola und Maupassant und Flaubert und Mann und Wedekind und Eulenberg und

Mühsam, — und dort sehen Sie den Kausen. Bitte (werde ich fragen) wer wühlt im Schmutz? wer verunglimpft die Schönheit? wer hat es mit Unzucht und Schweinerei? jene Künstler und Dichter oder dieser Denunziant? — Polemisieren werde ich dabei nicht mit dem Kausen. Das wäre sinnlos. Wenn ein schlecht erzogener Banause ein Gemälde berotzt, so streitet man mit ihm nicht über den Farbfleck, sondern man wischt ihn weg (den Farbfleck natürlich). So also gedenke ich es fortan mit dem Kausen zu halten, und wenn meine „Presse" auch nur ein sich von Nummer zu Nummer „mühsam" fortfristendes Blättchen ist (solcher Gestalt übte sich jüngst die Witzigkeit des Kausen, dessen Organ — ich muss es mit Beschämung als wahrscheinlich zugestehen — in dem einen Punkt der finanziellen Unterlage dem meinigen überlegen sein dürfte), — so werde ich doch nicht unterlassen, Material zu sammeln, um mit meinen bescheidenen Kräften an der Bekämpfung der von dem Kausen besorgten Schmutz- und Schundliteratur teilzunehmen. Zwar ist zu befürchten, dass seine Ausrottung sobald nicht gelingen wird. Immerhin möge er sich vorsehen.

Zeitfragen. Die Wiener „Zeit" versendet eine Rundfrage, um zu erfahren, wie „unter den Intellektuellen aller europäischen Staaten" das kriegerische Vorgehen Italiens gegen die Türkei beurteilt wird. Als eigene Meinung äussert die „Zeit" dieses: „Das Vorgehen Italiens gegenüber der Türkei steht in Widerspruch mit dem Völkerrecht, mit allen Gebräuchen zivilisierter Nationen und jedes modernen, Menschen Rechtsgefühl. Wenn man bedenkt, dass dieses Vorgehen von anderen Staaten gegenüber andern Staaten in Zukunft nachgeahmt werden könnte, so bedeutet der Ueberlall der Türkei durch Italien eine dauernde Gefährdung der Sicherheit aller Staaten, des Friedens der Welt und in Konsequenz davon eine Steigeruug der militärischen Lasten in allen Ländern." Nachher formuliert das Blatt diese Fragen:

1. Billigen Sie die Art des Vorgehens Italiens gegenüber der Türkei?
2. Welche Konsequenzen befürchten Sie von diesem völkerrechtswidrigen Vorgehen für die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten?
3. Welche Massregeln halten Sie für wünschens- und empfehlenswert, iim eine Nachahmung des italienischen Vorgehens seitens anderer Mächte in Zukunft vorzubeugen?
4. Halten Sie es für empfehlenswert und durchführbar, dass die Gebildeten aller Nationen, um ihren Protest gegen Italiens rechtswidriges Vorgehen zu dokumentieren, ein Jahr lang Italienreisen unterlassen?

Da mir die Enquete der „Zeit" von einem der Gefragten zur Verfügung gestellt wird, erlaube ich mir, dem Wiener Blatt meine Meinung über das, was es wissen möchte, hier mitzuteilen. Vielleicht hat es Verwendung dafür. Also:

1. Ich missbillige das Vorgehen Italiens gegen die Türkei. Noch mehr missbillige ich das Vorgehen beider Staaten gegen Tri-

polis. Ueber die Art des Vorgehens Italiens steht mir kein Urteil zu. Ich nehme an, dass die Art dem Interesse der regierenden Klassen Italiens entsprach.

2. Ich hoffe, Italiens Vorgehen wird eine vermehrte Wachsamkeit der Völker Europas auf ihre Regierungen zur Folge haben. Dann befürchte ich von der weiteren Entwicklung der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten keine Konsequenzen mehr.
3. Eine Nachahmung des italienischen Vorgehens „seitens" anderer Mächte sollte nach meiner Meinung vorgebeugt werden durch intensive antimilitaristische Propaganda, durch sozialistische Aufklärung der Völker, durch die Massregel des Generalstreiks in jedem von Kriegsgefahr bedrohten Lande.
4. Durch einen Boykott gegen Italien als Zuflucht für Hochzeitsreisende und Bankdefraudanten würden dieselben armen Leute geschädigt werden, die auch die Kosten des Krieges zu tragen haben. Ausserdem würden höchstens acht Radfahrer der Parole der „Zeit" folgen.

Es tut mir leid, der „Zeit" nicht mit besseren Ratschlägen dienen zu können. Nur eine Anregung noch möchte ich ihrem Enquete-Verfasser nahelegen: sich künftighin ein etwas möglicheres Deutsch anzugewöhnen. Ein Ueberfall der Türkei durch Italien hat z. B. niemals stattgefunden. Es ist auch anzunehmen, dass die Türkei, falls sie es etwa auf Korsika abgesehen hätte, den Ueberfall nicht durch Italien, sondern um Italien herum unternommen hätte. Es handelt sich aber dieses Mal um einen Ueberfall Italiens auf die Türkei.

Tripolis und China. Der italienische Sozialdemokrat Ferri soll in Berlin vom deutschen Reichskanzler freundlich begrüsst worden sein. Vermutlich wird sein Stolz durch diese Ehrung ebenso geschwellt worden sein, wie durch das stärkende Bewusstsein, dem italienischen Vaterlande durch die Zustimmung zu den Kriegsforderungen gedient zu haben, die er neben seinem Genossen Turati im Parlament verübte. Darüber, dass Ferri auch von den Berliner Sozialdemokraten empfangen wurde, las ich nichts, aber nach Jena ist kein Ding unmöglich. — Durch das infame Verhalten dieser Sorte parlamentarischer „Internationaler" ist es den Offiziellen in Italien sehr erleichtert worden, einen total falschen Eindruck von der Stimmung des Volkes gegenüber dem Kriege zu erwecken. Ueberau liest man von begeistertem Jabel, der die abreisenden Soldaten begleitet hätte. Vielleicht interessieren einige Tatsachen, die man zwar nicht aus dem „Corriere della Sera" oder dem „Messagero" erfährt, sondern eher aus der in La Spezia erscheinenden anarchistischen Zeitschrift „il Libertario". Da stand zu lesen, wie die Manöver, die dem Kriege unmittelbar vorangingen, plötzlich abgebrochen wurden, weil aus den Reihen der Soldaten heraus das Pferd des Befehlshabers unter dem Leibe des Reiters eine Kugel bekam. Dort stand auch zu lesen, wie es auf den Bahnhöfen grosser Städte bei der Abfahrt der Krieger herging. Freundlich wohl nirgends. Irgendwo aber riss die wütende Bevölkerung die Schienen auf und verbarrikadierte die Geleise derartig, dass die Züge sich nicht rühren konnten und die Soldaten wieder ausgeladen werden mussten. Es scheint wichtig, diese Tatsachen auch in Deutschland einmal mitzuteilen, damit endlich das dumme Geschwätz von der nationalen Begeisterung authöre, die alle

Volksschichten erfasst haben soll. Schliesslich weiss die italienische Regierung doch wohl auch, warum sie die strenge Telegramm Zensur eingerichtet hat. — Ueber den Verlauf des Krieges selbst weiss man natürlich gar nichts Genaues. Den Telegrammen, die man zu lesen kriegt, riecht man zum grössten Teil den Schwindel von ferne an, zum andern Teil werden sie sechsfach dementiert und wieder bestätigt, so dass sich kein Mensch auskennt. Soviel aber wissen wir sicher, dass hüben und drüben bereits eine Menge rüstiger junger Menschen fürs Vaterland der Reichen gestorben sind, und dass Europas Witzblätter ein Glanzgeschäft damit machen, dass es noch so wenige sind.

Auch über die Vorgänge in China erfährt man nicht übermässig viel. Nur soviel wissen wir, dass dort Millionen Menschen im offenen Aufruhr gegen ihre Staatsregierung stehen, weil sie sich die schamlose Mandschuwirtschaft ihrer Würdenträger nicht mehr gefallen lassen wollen. Dass die Revolutionäre alle Aussicht auf Gelingen ihres entschlossenen Vorgehens haben, kann der zeitunglesende Europäer schon daraus entnehmen, dass die Rebellen nicht mehr wie noch vor vierzehn Tagen der „Pöbel", sondern etwas respektvoller, die Aufständischen genannt werden. Als Pöbel bezeichnen unsere Meinungsmacher nur noch das Volk, das sich auf den Strassen gegen die fremdrassigen Eindringlinge wehrt, die sich in ihre Angelegenheiten einmischen. Wir lernten in der Schule, wie vor vierhundert Jahren die Spanier das neuentdeckte Amerika usurpierten, und unsere Lehrer wussten das Greuelhafte des spanischen Vorgehens nicht stark genug zu verurteilen Wie werden die Kinder nach einigen weiteren Jahrhunderten über das Verhalten der gegenwärtigen zivilisierten Nationen denken lernen, die mit den scheusslichsten Mordwaffen die ältesten Kulturländer der Erde bedrängen? O, dass es eine Scham vor den Zukünftigen gäbe!

Unser Bittinger. Unser Bittinger ist nämlich Polizeidezernent für die politischen, Vereins-, Presse-, Kunst- und Theaterangelegenheiten. Unser Bittinger hat nämlich einen Ruf als Polizeidirektor nach Stuttgart bekommen. Unser Bittinger wird nämlich voraussichtlich diesem Ruf Folge leisten. Wir sehen unseren Bittinger nämlich sehr ungern scheiden. Unser Bittinger macht nämlich in München alles: lässt Anarchisten verhaften, lässt Ausländer ausweisen, lässt uns um 3 Uhr nachts aus allen Lokalen austreiben, lässt in Preussen und anderen Freiheitsorten ungefährliche Stücke hier nicht aufführen, lässt öffentlich angekündigte Zusammenkünfte Geheimbünde sein und lässt allgemein sehr ungern etwas zu. Adjö unser Kulturgewissen, adjö unser Zensor, adjö, unser Verbietinger, adjö, unser Bittinger, — adjö, adjö.

Auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt über M. C. Andres Werke machen wir besonders aufmerksam.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baadetstr. 1 u. la. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. la. Tel.2355.

KAIN, Heft 6. Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Wedekind. — Schiesse bei Zeiten. — Zweierlei Masskrüge. — Walhalla.

KAIN, Heft 7. Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Kiew. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

....

....

....

....

Jahrgang I. No. 9. Dezember 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Gegen die Polizei. — Gedichte. — Die Tat des Dietrich Stobäus. — Eigenes. — Bemerkungen.** — Respekt vor Dichtern. — Heldentaten. — Der politische Kronprinz. — Wählt! Wählt! — Versammlungsbericht.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

In einigen Wochen erscheint im KAIN-VERLAG zum ersten Male der

Kain-Kalender

für das Jahr 1912.

Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber des „Kain", ERICH MÜHSAM.

Der Kalender enthält ernste und humoristische Arbeiten in Prosa und Versen: Artikel, Glossen, lyrische und satyrische Gedichte, Aphorismen, Dramatisches u. s. w., u. s. w.

Dem Kalender wird das Bild des Verfassers beigegeben.

Der Preis beträgt für das Einzel-Exemplar 1 Mark.

Bestellungen nehmen jetzt schon entgegen die Buchhandlungen und der „KAIN-VERLAG", München, Baaderstrasse la.

Jahrgang I.
No. 9.

München,
Dezember 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Gegen die Polizei.

Manchmal aber geht ein Ruck durch die Gemüter der Indifferenten und Faulen, und es ist, als ob plötzlich die Einsicht von revolutionären Notwendigkeiten alle selbstzufriedene Gleichgültigkeit und allen überlegenen Eigendünkel in den Fugen erschüttere. Wenn nämlich der Uebermut der nie bezweifelten Autorität sich überschlägt, wenn die keine Abwehr gewöhnte Faust es müde ist, drohend unter den Nasen friedliebender Leute zu fuchteln und zustösst, dann scheint es manchmal, als ob die verhaltene Wut, der unter das Bewusstsein zurückgestaute Hass emporwolle, und als ob die Freiheitssehnsucht, die irgendwo im Herzen eines jeden Menschen lagert, Atem finde.

Dann werden mit einem Male wir, die wir jahraus jahrein diesen Hass und diese Wut zu schüren bemüht sind, wir Wühler und Aufrührer, Respektspersonen. Dann drücken uns mit kameradschaftlicher Sympathie die Hand, die sonst nur ein ironisches Lächeln haben für unser ohnmächtiges Aufbegehren und für unsere ungestümen

Weckrufe. In uns aber türmt der Zorn sich bergehoch — gegen die neuen Weggenossen, gegen die erwachten Schläfer und zur Rebellion Bekehrten. Denn wir wissen, dass das Lodern ihrer Seelen Strohfeuer ist, dass morgen ihr Grimm verraucht sein wird, dass sie wieder als fromme Bürger die Faust unter der Nase werden fuchteln lassen, sobald nur der lädierte Kiefer von einer liberalen Salbe verschmiert ist, — und übermorgen werden wir wieder die Prediger in der Wüste sein.

Von allen deutschen Städten ist München die der rückständigsten Polizeiwirtschaft. Nirgends ist der Wille des Einzelnen so jammervoll in die Klammern behördlicher Vormundschaft gepresst wie hier. Die Jagow-Stadt Berlin ist ein Eldorado der Freiheit im Vergleich mit München. Filehne und Krotoschin, Crimmitschau und Grafen-Hainichen, Oppeln, Pirna und Ratzeburg sind, an Münchener Verhältnissen gemessen, Hochburgen freiheitlicher Kultur.

Gewiss, in Berlin bedrohen jeden, der das Unglück hat, mit einem Polizisten in Händel zu kommen, die Jagowschen Schiesserlasse an Leib und Leben. Das ist hier nicht der Fall. Dort aber kennt man nicht alle die Schlingen und Fallstricke, in die in München jeder gleitet, der das Recht auf eigenen Geschmack, auf persönliche Gewohnheiten, Neigungen, Bedürfnisse beansprucht. Die Organe der sogenannten öffentlichen Sicherheit verfügen hier über eine Macht, die jedes Eigenleben tötet, jeden Versuch, auf eigene Fasson selig zu werden, erstickt; jede fröhliche Gemeinsamkeit erwürgt, — und sie üben diese Macht in einem Umfange aus, der keinem Fremden glaubhaft scheinen kann.

Von der rigorosen Handhabung der Polizeistunde war hier oft die Rede. Wer seine Stunden anders eingeteilt hat, als es die Diktatur der Weinstrasse für wünschenswert hält, mag sehen, wo er bleibt. Dass jemand zwischen 3 und 4 Uhr nachts einen Kaffee trinken möchte — und

es gibt in dieser Dreiviertelmillionenstadt jede Nacht hunderte, die es möchten—, fügt sich nicht in die Paragraphen-Besessenheit derer, deren Wille uns Befehl zu sein hat Die Sorge, es könnte jemand etwa im Bahnhofrestaurant die Tasse Kaffee, nach der er verlangt, doch linden, geht soweit, dass das Betreten des Bahnhofs nur dem gestattet wird, der mit einem gültigen Fahrtausweis versehen ist. Wünscht jemand seiner Frau ihre Koffer in den Zug zu reichen, so wird er sie schon veranlassen müssen, am Tage zu reisen. Löst er sich aber, um es nachts tun zu können, selbst eine Fahrkarte, die er dann nicht benutzt, so wird er — es liegen rechtskräftige Urteile dieser Art vor — mit Strafbefehlen bedacht.

Das aber ist nur eine geringfügige Gefälligkeit nach der Seite der um das Seelenheil der Münchener Bevölkerung besorgten Frömmlinge. Viel ärger steht es in dieser Kunststadt um die Bestrebungen der vereinigten Pfaffen und Polizisten zur Kujonierung der Kunst. Wer einmal eine Studie über die Grotesk-Akrobatik der Sittlichkeit schreiben will, dem sei in dieser gesegneten Zeit ein kurzer Aufenthalt in München anempfohlen. Er wird sein hellblaues Wunder erleben.

Allerlei sonderbare Fälle von polizeilicher Fürsorge in dieser Richtung habe ich meinen Lesern im Laufe der verflossenen acht Monate schon mitteilen können. Erinnert sei hier nur an die bodenlosen Chikanen, mit denen unter dem aneifernden Gejohle Kausenscher Schreibsöldner, die unumschränkte Zensurbefugnis des Herrn v. d. Heydte und seiner Gehilfen unausgesetzt an der hohen Kunst der Wedekindschen Dichtungen herumzwickt. Die Hälfte dieser Werke ist der öffentlichen Mitteilung von den Bühnen her entzogen, und der geniale „Totentanz" darf nicht einmal vorgelesen werden. Als Rückendeckung für solche Unglaublichkeiten hat sich der Herr Polizeipräsident einen „Zensurbeirat" engagiert, der ihm helfen muss, säuberlich zwischen Moral und Schmutz zu trennen, dessen ethischer Aesthetik das Kunstbedürfnis kultivier-

ter Menschen ausgeliefert ist, und dessen Rat stets berücksichtigt wird, wenn er mit der Ansicht seines Auftraggebers übereinstimmt.

Frank Wedekind hat im „Kain" Dokumente veröffentlicht, aus denen ersichtlich ist, wie gewisse Herren des Zensurbeirats ihre Obliegenheit auffassen. Die Polizei wurde von Aesthetikern, die moralische Urteile abgeben sollten, als Ablagerungsstätte ästhetischer Wertungen benutzt. Man konnte in Wedekinds Dramen moralische Gefahren nicht erkennen, daher dokumentierte man vor der Polizei seine Unfähigkeit von den dichterischen Offenbarungen des Dichters ergriffen zu werden. So, von den zünftigen Aesthetikern selbst zur ästhetischen Jnstanz erhoben, verbot die Polizei die ihr von den Aesthetikern als Ethiker zur Freigabe empfohlene Aufführung und selbst die öffentliche Vorlesung.

Kann man sich da über das geschwollene Selbstbewusstsein der Weinstrasse wundern, wenn sie (vgl. „Kain" Nr. 3 „Die nervenschwache Polizei") behauptet, ihr obliege die Wahrung des guten Geschmacks? Kann man sich wundern, wenn sie sogar ein Stück wie „Oaha" verbietet, in dem selbst der enragierteste Sexualschnüffler kein „unsittliches" Motiv finden wird, das als Vorwand zur gewünschten Unterdrückung denen könnte? Nein, der „gute Geschmack" der Polizei wird bemüht — und jetzt Gnade uns Gott! Ich will hier ein heiliges Gelübde ablegen: Sollte ich je im Leben etwas schreiben, sagen oder denken, was den guten Geschmack der Polizei nicht in Konfiskationsstimmung versetzt, so will ich in meinem Testament verfügen, dass aus meinen Knochen Leim gekocht werden soll, mit dem polizeiliche Aktenmappen geklebt werden mögen!

Die guten Münchener — Künstler, Schriftsteller, Professoren, Bürger und Arbeiter - haben bisher die Moral und den guten Geschmack der Polizei willig über sich ergehen lassen. Wohl haben sich einmal etliche tüchtige Männer zu einem Protest gegen die an Wedekind verübten

Rigorositäten der Münchener Zensur aufgeschwungen und haben Unterschriften dafür gesammelt. Damals schrieb ich („Kain", Heft 4): „Bei der Schlafmützigkeit, die das Verhalten der Geistigkeit gegen das Herumwühlen subalterner Seelen in kulturellen Werten allgemein kennzeichnet, bedeutet der Aufruf für Wedekind einen ersten männlichen Vorstoss. Nur möchte man wünschen, dass die Kundgebung nicht in einer Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert umkomme". — Du arme Seele! Die Warnung war überflüssig. Es ist noch nicht einmal eine Namenstabelle mit lediglich statistischem Wert herausgekommen. Noch immer wird den Programmen für Wedekindsche Aufführungen und Vorlesungen der Aufruf beigelegt, und immer noch sieht man die gleichen Namen wie anfangs darunter, — keinen einzigen mehr. Ob wirklich niemand sonst seine Zustimmung ausgedrückt hat, oder ob zunächst die erste Auflage des Aufrufs weg sein soll, ehe weitere Namen bekannt gegeben werden, erfährt man nicht. Daran, dass sich an den Aufruf einmal eine energische Protestaktion anschliessen könnte, denkt heute kein Pferd mehr. — Wenn man nicht den Willen und nicht die Fähigkeit hat, eine begonnene Tat zu Ende zu führen, dann soll man doch lieber ganz die Finger davon lassen. Sonst macht man sich vor aller Welt lächerlich und ermutigt Pfaffen und Polizei zu umso ungenierterer Betriebsamkeit.....

Durch die stillen Auen der Münchener Kultur weht wieder einmal ein betuliches Säuseln. In der Geisteskinderstube bleibt das Spielzeug liegen. Proteste flakkern auf. Was ist geschehen?

Herr Dr. Robert, der Direktor des Lustspielhauses, hatte sein Theater an die Tänzerin Frl. Adorée Via-Villany verpachtet, die dort an fünf Abenden einem sorgfältig ausgewählten, geladenen Publikum ihre Künste zeigen sollte. Eine Privatveranstaltung also, in die (sollte man denken) kein Mensch, kein Pfaff, kein Kausen, keine Polizei hineinzureden hätte. Aber wir leben in München

und zu dem Programm der Dame gehören Nackttänze. (Pfui!)

Ich habe die Darbietungen des Fräuleins Villany leider nicht gesehen. Daher kann ich mich in der Beurteilung ihrer Kunst nur auf die Zeugnisse solcher Leute berufen, die mir sachverständig scheinen, und auf die Prinzipien, von denen ich meine Stellung zu kulturellen Dingen bestimmen lasse. Das Urteil derer, die die Tänze sahen, geht einmütig dahin, dass nur ein total moralverklebtes Hirn Unzucht und Geilheit in ihnen finden könnte. Alle die Künstler und Aestheten, die gekommen waren, Kunst zu gemessen, erlebten Kunst. Sie alle — und es sind darunter die bedeutendsten Kunstexperten, die München hat — rühmen die dezente Schönheit des Körpers, der sich ihnen zeigte, und die Grazie der Bewegungen und Stellungen der Künstlerin.

Die hohe Polizei war nicht eingeladen; aber sie kam. Am dritten Tage wurde die Aufführung von der beamteten Macht unterbrochen, die Künstlerin von der Bühne weg verhaftet und mit ihrem Impresario und dem Direktor Dr. Robert, zum Polizeipräsidium abgeführt. Gegen alle drei ist ein Verfahren nach § 183 des Strafgesetzbuches eingeleitet und gegen Dr. Robert auch noch eins auf Entziehung der Theaterkonzession. (Natürlich: denn das Lustspielhaus hat sich in der letzten Zeit ganz erheblich künstlerisch gebessert. Es bietet jetzt in der Tat gute Vorstellungen, und hat sich mit den Aufführungen von Tschechows „Möve" und Strindbergs „Vater" wirkliches Verdienst erworben. Seit sich Dr. Robert auch noch — vergeblich — bemüht, Wedekindsche Stücke frei zu bekommen, droht sein Theater im Ernst zu einer Kulturinstitution zu werden).

Zu einer solchen Gewalttat musste es also erst kommen, bis sich endlich, endlich in den Gefühlen der Geistigen etwas wie Trotz regte. Die Polizeiplempe musste ihnen erst über das Gesicht fahren, ehe ihnen die Röte an die Schläfen stieg. Nun regt sich's in Protesten und

Kundgebungen, nun werden Unterschritten gesammelt und wohl auch Reden gehalten. Aber wie lange? Wird die Erregung vorhalten? Wird sie auch nur dauern, bis die verantwortliche Person, die die Polizeiaktion vor der Oeffentlichkeit vertritt, aus dem Amte muss?

Herr v. d. Heydte scheint guten Mutes zu sein. Er publiziert eine Erklärung, worin er die Meinung vertritt, dass derartige Unternehmungen seiner Erlaubnis bedürfen, und worin er beteuert, dass, solange er den Posten des Münchener Polizeipräsidenten bekleide, die Erlaubnis zu ähnlichen Darbietungen verweigert würde. Das zeigt, gegen wen der Kampf gehen muss. Was ich immer und immer betone, woran ich die Künstlerschaft hier wieder und wieder gemahnt habe — wird es jetzt endlich klar? Leuchtet es endlich ein, dass es mit der ewigen Atelier-Turmwächterei nicht weiter geht? Dass der Künstler an den öffentlichen Einrichtungen interessiert ist, wie nur einer? Die Künstlerschaft gehört in den sozialen Kampf! Sie ist bestimmt, die Freiheit des geistigen Lebens zu schützen und zu behüten gegen Polizeibedrohung und Polizeigewalt! Sie gehört auf die Seite der Unzufriedenen und Revolutionäre! — Allein mit Protesten und witzigen Schreibereien, wird sie nichts ausrichten gegen die, die verbündet stehen mit den pfäffischen Hütern der Dummheit und Unkultur. Nur im Bunde mit denen, die die Polizeimacht an anderen Stellen, aber nicht minder schmerzhaft zu spüren bekommen, kann der Geist erreichen, was sein Lebensrecht verlangt. In den Kampf, Künstler! Auf die Tribüne! Auf die Strasse! Tua res agitur!

Der Fall, um den es heute geht, ist nur ein Symptom, immerhin aber ein wertvolles. Vor hunderten von Augen hat sich der Vorgang abgespielt, vor Augen, die meist blind sind für die Wirklichkeiten unseres vortrefflichen Staatsbetriebes. Hunderte von Menschen, die ein Recht haben, auf ihren Menschenwert stolz zu sein, sind von der Staatsgewalt beschimpft worden, indem ihnen

gesagt — nein, indem ihnen eingebläut wurde, dass schmierige Lüsternheit sei, was sie als ihr Kulturbedürfnis ausgeben. Wollt ihr euch das gefallen lassen, Künstler?

Dass schöner Frauentanz die Seele kunstfreudiger Menschen erhebe, wird von der Polizei allenfalls zugestanden. Dass nackte Frauenleiber, in Stein gehauen, von schönheitsdurstigen Menschen bewundert werden, kann sie nicht verbieten. Aber dass leibhaftiges Leben, das Edelste, Wundervollste, was die Natur geschaffen hat, dass ein formschönes nacktes Weib im Rhytmus des Tanzes ihren höchsten Ausdruck sucht, das soll Schweinerei sein, das sollt ihr, ihr Künstler, als Schweinerei anerkennen! Pfaff und Polizei behaupten, es sei Schweinerei, behaupten, ihr seid geile Lüstlinge, weil ihr Freude daran habt! — Habt ihr keine Scham, dass ihr euch nicht empört?

Jedes letzte Naturvolk unterscheidet zwischen Geilheit und Sinnenfreude. Botokuden, Australneger und Zulukaffern freuen sich an den Tänzen ihrer nackten Frauen, und keinem von ihnen fällt es ein, mit anderen Empfindungen als mit denen erhöhter Lebenslust hinzuschauen. Ihr aber, ihr Künstler, ihr westeuropäischen Kulturträger, — ihr sollt die Ferkel sein, die beim Anblick einer entkleideten Tänzerin vor Brunst schwitzen. Steigt euch nicht die Galle hoch, da man euch das vorwirft? Fühlt ihr keinen Ekel, keine Wut, keinen Hass?…

Man kann mir glauben, ich will keinem Menschen sein München verekeln. Ich liebe diese ergreifend schöne Stadt, wie wenn sie meine Heimat wäre, und ich möchte — trotz all des Widerwärtigen, das einem hier die Freude am Dasein vergällen kann — nicht mehr in einer andern deutschen Stadt leben. Aber muss es denn sein, dass diese Stadt, die von Natur und vom Geschmack der Menschen so gut behandelt ist wie wenige, sehr wenige andere, — muss es sein, dass diese Stadt von pfäffischem Geist, von muckerischem Wesen, von polizeilichen Unerträglichkeiten geknebelt und geknechtet wird?

Menschen, Künstler, besinnt euch doch! Das unverhältnismässig starke Kontingent, das die Geistigkeit gerade in München stellt, müsste euch doch Mut machen, stolz auf euern eigenen Willen zu bestehen! Mit Protestieren, mit Artikelschreiben, mit Parlamentswählereien ist es nicht getan. Der gleiche Landtag, der eben aufgelöst ist, vertrat Nürnberg so gut wie München. Und Nürnberg ist bisher noch ohne Polizeizensur ausgekommen. Der neue Landtag mag aussehen, wie er will: durch seine Zusammensetzung wird sich weder in München noch in Nürnberg etwas ändern.

Auch zu Gewalttätigkeiten rate ich keinem Menschen. Damit wäre nichts zu erreichen als Elend und Verzweiflung. Worauf es ankommt, ist starkes Zusammenhalten, klare und laute Betonung des eigenen Werts, Erkennung der feindlichen Mächte und den Willen, sie zu brechen.

Man mache den Versuch. Man fordere so laut, so scharf wie möglich die Beseitigung des Polizeipräsidenten, der den Münchener Künstlern vorgeworfen hat, sie fälschen in Kunst um, was nichts als Unzucht sei. Man mache dem Manne begreiflich, dass er die Autorität, auf die er Anspruch erhebt, bei dem gesamten kulturellen Teil der Münchener Bevölkerung nicht besitzt. So wird er weichen müssen. Hat man das erreicht, so bemühe man sich um die Erkenntnis des ganzen Systems, das man Polizei nennt. Man begreife, dass dieses System die Herrschaft der rohen Gewalt über alle geistigen Mächte bedeutet, — man bekämpfe sie in der Erscheinungsform, die Zensur heisst, und in jeder andern Erscheinungsform.

Ich glaube — lache über diesen Glauben, wer will — dass der Geist stärker ist als der Säbel. Ich glaube, dass wir ohne Polizei friedlicher, gesicherter, nutzbringender leben können als mit ihr, und ich glaube, dass für alle Kultur, für alle Freiheit, für alle Menschenwohlfahrt viel gewonnen ist, wenn aus Künstlerblut endlich Rebellenblut würde, und wenn aus dem öden Tagesschwatz

der Politik die laute Stimme der Geistigkeit heraustönte: Gegen die Knechtung! Gegen den Staat! Gegen die Polizei!

Gedichte.

An ***E.B.***

Du bist nicht schön — und dennoch lieb' ich dich.
Du lügst — und dennoch glaub' ich deinen Worten.
Nie öffnest du mir deiner Gnaden Pforten
Geheiligtes — und dennoch lockst du mich.

Warum verwirrst du, was mein Wesen ist
machst meine Wege strauchelnd und gefährlich —
Weil du mir unergründlich, unerklärlich —
und dennoch aller Rätsel Lösung bist.

An dem kleinen Himmel meiner Liebe
will, mich dünkt, ein neuer Stern erscheinen.
Werden nun die andern Sterne weinen
an dem kleinen Himmel meiner Lieber

Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!
Strahlend steht am Himmel, unverrücklich,
eures jeden Glanz und macht mich glücklich.
Freut euch, meine Sterne, leuchtet heller!

Kommt ein neuer Stern in eure Mitte,
sollt ihr ihn das rechte Leuchten lehren.
Junge Glut wird euer Licht vermehren,
kommt ein neuer Stern in eure Mitte.

An dem kleinen Himmel meiner Liebe
ist ein Funkeln, Glitzern, Leuchten, Sprühen.
Denn ein neuer Stern beginnt zu glühen
an dem kleinen Himmel meiner Liebe.

Bücher.

-

Die Tat des Dietrich Stobäus, Roman von Max Halbe. Verlag Albert Langen, München.

Der knappe Raum dieser Zeitschrift erlaubt keine ausführlichen Inhalts-Rekapitulationen ganzer Bücher. Und das ist gut so. Denn wer eines dichterischen Werkes Inhalt nacherzählen wollte, täte dem Werk und dem Dichter unrecht. Das muss ein schlechter Roman sein, auf den man durch das Ausplaudern seiner Geschehnisse neugierig machen könnte. Max Halbes „Die Tat des Dietrich Stobäus" aber ist eine Geschichte, deren hoher künstlerischer Wert gerade im Rhytmus des dichterischen Berichts, in der sehr persönlichen Sprache des Dichters, in dem merkwürdigen, wirklichkeitentrückten und doch so sehr wahrhaftigen Verlauf der Begebenheiten besteht. Welches die Tat des Dietrich Stobäus ist, das wird gleich im Anfang der Erzählung verraten; Die Ermordung seiner Geliebten, der schönen, interessanten und sinnlichen Carola. Wie sie aber geschieht, wie sie aus der Psyche des Mörders und des Opfers wächst, wie sie vom Fatum und von ausserirdischen Kräften vorbereitet, organisiert und endlich ausgeführt wird, das erfahren wir aus den Aufzeichnungen des Täters selbst. Und ganz zum Schluss wissen wir nicht mehr, was wir das ganze Buch hindurch glaubten, zu wissen, ob Carola wirklich von Dietrich Stobäus ermordet wurde, oder ob das Gespenst seines verschollenen Grossvaters sie ins Meer hinabriss. Wir wissen,, wenn wir das Buch aus der Hand legen, nicht, ob der, der die Tagebuchblätter schrieb, ein Vernünftiger oder ein Verworrener war, ein Verrückter oder ein Hellseher; ob das seltsame Eingreifen des geheimnisvollen Kapitäns auf dem Ahnenbilde Halluzination und visionäre Einbildung war, oder wahrhaftige Erscheinung aus der vierten Dimension. Wir wissen nur, dass alles, was in der Seele und im Erleben des Dietrich Stobäus geschah, unausweichliche Notwendigkeit war, dass der Leichtsinn und die Unbedenklichkeit des Mädchens, ebenso wie ihre Schönheit und das Leiden um sie, dass die Jugendfeindschaft gegen den Schulkameraden und die Zechereien mit dem schwindsüchtigen Ratskellerkumpanen zugleich mit den rätselvollen Zeichen des toten Grossvaters — dass alles das notwendig war, um das Schicksal Carolas durch die Hand ihres Liebhabers zu erfüllen. — Die Ich-Form, in der der Roman erzählt wird, und die Verlegung der Handlung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts rechtfertigen den behäbigen Erzählerton, und der ist wiederum wichtig, um die grossen psychologischen Finessen des

Werks hervortreten zu lassen. In dieser ausserordentlich klugen Psychologie ruht die Spannkraft des Buches, das trotz seiner altmodischen Einkleidung und trotz seiner gewagten inneren Struktur eines der fesselndsten ist, die ich seit langem in der Hand hatte und turmhoch über dem Niveau der üblichen Unterhaltungsromane zu werten ist. — Max Halbe hat sich mit diesem Werke auf ein Gebiet begeben, auf dem wir ihn bisher nicht kannten. Er hat die Probe ausgezeichnet bestanden. Sein dramatisches Temperament und die feine lyrische Betrachtungskunst, die sich in allen seinen Dramen zeigt, tragen zu der packenden Wirkung des Romans viel bei. Es ist zu hoffen und anzunehmen, dass umgekehrt auch das zähe Eindringen in die Psychologie seiner Gestalten, Wie es zur Tat des Dietrich Stöbäus notwendig war, befruchtende Wirkung auf seine künftigen Bühnenwerke zeitigen wird.

Eigenes. Ich glaube, den Lesern wegen der Verzögerung des längst versprochenen Kain-Kalenders eine Erklärung schuldig zu sein. Ich hatte die Arbeit, die zur Zusammenstellung eines solchen Sammelbuches gehört, wesentlich unterschätzt. Dazu kommt, dass die Fülle laufender Berufsarbeiten und die Aufgabe, die Zeitschrift selbst regelmässig rechtzeitig zu liefern, über meine Zeit so ausgiebig verfügen, dass es sehr schwer hält, die Freistunden zu finden, in denen der Kalender entstehen muss. Ich kann jetzt aber versichern, dass meine Arbeiten dazu so gut wie abgeschlossen sind, und dass das kleine Buch in wenigen Tagen in den Händen derer sein wird, die so freundlich sind, sich dafür zu interessieren.

Auf verschiedene Anfragen über meine sonstigen Buch-Publikationen für die nächste Zeit kann ich vorläufig folgendes antworten: In den ersten Monaten des kommenden Jahres erscheint im Dreililienverlag in Karlsruhe eine Auswahl von älteren Aufsätzen von mir unter dem Titel: „Scheinwerfer", Betrachtungen aus der Künstler-Perspektive". Ferner bereite ich ein Gedichtbuch vor, in das ich eine Reihe von Gedichten aus der „Wüste" und dem „Krater" übernehmen will, und das hauptsächlich neue, bisher in Buchform noch nicht gedruckte Verse enthalten soll. Es wird voraussichtlich in einem bekannten Berliner Verlage erscheinen. Wann und wo die beiden Dramen, die noch der Veröffentlichung harren, erscheinen werden, ist noch unbestimmt. **E. M.**

Bemerkungen.

Respekt vor Dichtern! Heinrich Mann, der grösste Stilist der deutschen Sprache, der eigentliche Entdecker der modernen Menschenpsyche und ihr (bis jetzt) einziger Gestalter, hat ein Drama

geschrieben, das „Schauspielerin" heisst. In diesem Drama wird ein Charakter lebendig gemacht, in dem die Welt der Wirklichkeit und die Welt des Theaters miteinander streiten. Die Heldin ist Schauspielerin und ist es so sehr, dass sie alles Erleben wie Bühnenaufgaben nimmt, und ihr Leben genial, reich, bewegt — und doch kalt, überlegt, selbstgefällig, auf den Effekt bedacht bis zur Konsequenz de» Selbstmords — spielt. Ich hatte Gelegenheit, das Stück in Berlin im Theater an der Königgrätzer Strasse zu sehen, wo die Schauspielerin von Frau Durieux mit unerhörter, unvergesslicher, unvergleichlicher Sichtbarkeit und Eindringlichkeit gespielt wurde. Es ist die Tatsache zu vermerken, dass Heinrich Manns Drama von sämtlichen in Frage kommenden Theatern Münchens abgelehnt wurde. Haben die Herren, die darüber zu bestimmen hatten, den dichterischen Wert des Werkes schon nicht erkannt, so wären sie es trotz allem dem Publikum schuldig gewesen, die überaus interessante literarische Erscheinung Manns als Dramatiker vorzustellen. Eine Blamage wäre gar nicht möglich gewesen, selbst wenn das Stück nichts taugte, da der Name des Dichters jeden Theaterdirektor gedeckt hätte. — Ganz unverständlich aber ist es, dass den Herren die Beobachtung entgangen ist, wie ungemein dankbar die grossen Rollen des Stückes sind. Warum gibt das Residenztheater nicht einer so vortrefflichen Darstellerin wie Frau v. Hagen Gelegenheit, eine so lohnende Aufgabe zu bewältigen? Warum darf sich Frau Ida Roland nicht im Lustspielhaus an der Rolle versuchen? — Es ist im höchsten Masse skandalös, dass ein Dichter vom Werte Heinrich Manns in ganz München keine Bühne findet, die es sich zur Ehre anrechnete, ihn von einer neuen Seite zu zeigen. Es bleibt nur noch der Wunsch und die Erwartung übrig, der Neue Verein werde die Schuld gegen den Dichter auslösen und die beruflichen Theaterleiter Münchens beschämen.

Heldentaten. Für wen in dem Kriege, den auf Kosten der Tripolitaner die Italiener gegen die Türken führen, im Moment die Aussichten am günstigsten stehen, weiss man immer noch nicht. Das einzig zuverlässige, was man vom Schauplatz der Massenmörderei erfährt, sind die unsäglichen Grausamkeiten, mit denen Italiens Heldenschar gegen wehrlose Araber wütet. Jeder Berichterstatter weiss scheusslichere Einzelheiten zu melden, und wenn man beispielsweise erfährt, dass die europäischen Soldaten die gefangenen Frauen des Feindes vor die Front stellten, um die menschlicheren „Wilden" von der Gegenwehr abzuschrecken, dann packt einen wohl die Verzweiflung an allem Streben nach Gesittung, Aufklärung und Menschentum. Liest man, wie aus Aeroplanen Bomben geschleudert werden, die zwischen Greisen, Weibern und Kindern krepieren; dann schüttelt einen der Ekel über die Dummheit und den Hochmut aller europäischen Zivilisation, die die Erfindung solches Spielzeugs in einer Zeit als Kulturtat preisen mag, wo nur der organisierte Völkermord praktische Verwendung dafür weiss. — Der Verlauf des nordafrikanischen Krieges legt trübe Gedanken nahe. Ist es so sicher, dass die Soldaten anderer Nationen sich viel anders aufführen würden, als die italienischen, wenn sie gegen einein „Feind" losgelassen werden sollten? Wer in den Krieg geführt wird, nimmt die Weisung mit, zu morden, mit verheerenden Waffen Menschen zu töten, die er nicht kennt, von denen er nichts weiss, die ihm nichts getan haben, und die ihm nie etwas tun möchten,

würden sie nicht ebenfalls zum Morden gezwungen. Soll man sich wirklich gegen die primitiven Mannschaften empören, die nicht lange unterscheiden, die, im Eifer, gezwungenermassen zu tun, was gegen ihr wie gegen jedes Menschen Innerstes und natürlichstes Gefühl geht, über die Grenzen der Befehle hinaus Krüppel und Säuglinge morden, die Weiber derer, die ihnen als „Feinde" denunziert sind, notzüchtigen, brennen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt? Am Ende ist das alles ganz natürlich, wenn von oben herunter Mord befoheln wird und die christliche Religion der Liebe herhalten muss, um von der ausserirdischen Cerechtigkeit den Sieg zu erflehen Man sollte wahrlich anfangen, statt in billiger Entrüstung über fremde Blutschuld zu greinen, den Blick ins eigene Herz zu lenken. Die Voraussetzungen zu solchen Greueln, wie sie die Italiener in Tripolitanien vollführen, sind überall gegeben, wo den Völkern zugemutet wird, das Versehen am Nächsten, Idas aus persönlicher Gekränktheit, aus ehrlichem, von heisser Ueberzeugung gelenktem Groll geboren sein kann, als infames Verbrechen, das sinnlose Wüten gegen recht- und willenlose Völker aber als heldenhafte Tapferkeit anzuerkennen.

Der politische Kronprinz. Der lederne Kanzler hatte schwere Tage im deutschen Reichsparlament. Er musste so tun, als gälte es, sein Marokkowerk gegen die patriotischen Volksboten konservativer, klerikaler, liberaler und sozialdemokratischer Observanz zu retten, nachdem er diesen Herren bereits bewiesen hatte, dass sie gar nicht dreinzureden hätten. Der lederne Kanzler wurde heftig bedrängt. Konservative, Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten bewiesen ihm, dass sein Werk schlecht sei, und dass das Deutsche Reich bei seinem Handel mit Marokkanern und Kongonegern ein viel besseres Geschäft hätte machen können. Da griff sich der lederne Kanzler den konservativen Heerführer heraus und vermöbelte ihn zum Gaudium seiner klerikalen, liberalen und sozialdemokratischen Parteigegner. So wurde der Kanzlerstuhl, der schon wackeln wollte, geleimt, und Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten freuen sich am jungen Glänze seines Leders und lobpreisen den Mann, der also tat. — Ach so! Ich wollte ja von dem politischen Kronprinzen sprechen. Der glaubte — mit Recht, wie mir scheint — er sei im Theater, als er den ledernen Kanzler und den konservativen Heerführer in hellem Zorn Wahlparolen schmettern hörte. Wenn es recht schön war, nickte er, klatschte in die Hände und schlug mit der Hand auf die Logenbrüstung. War es weniger schön, schüttelte er den Kopf und lachte hohnvoll. Wie Maximilian Harden in einem Vortrag in Berlin seinen Hörern erzählte, soll die sozialdemokratische Fraktion erwogen haben, ob man nicht den Präsidenten des Reichstags veranlassen sollte, den auffälligen Offizier aus der Hofloge hinauszuweisen. Der alte Bebel aber (dessen posthumes Gebaren immer possierlicher wird), habe das verhindert. Das Ende war, dass der temperamenthafte Herr zusammen mit dem ledernen Kanzler bei Kaisers soupieren musste. Die Patrioten aber fanden sein Benehmen ungemein herzig. Marokko und der Kongo, der lederne Kanzler, der konservative Heerführer, die Klerikalen, die Liberalen, die Sozialdemokraten und die Wahlparole — was gilt das alles gegen die erfreuliche Tatsache, dass wir wieder einen politischen Kronprinzen haben!

Wählt! Wählt! Himmelherrgott, haben die armen Sozialdemokraten zu tun! Die Gemeindewahl ist glücklich überwunden. Wie zu erwarten war: Brandroter Sieg! Wie man hört, werden die Erwählten dafür sorgen, dass in Zukunft die Münchener Briefträger und Schutzleute statt blauer rote Uniformen bekommen, ferner aollen von jetzt ab die Hundefänger, die die öffentlichen Lokale nach Vierfüsslern absuchen, durch Volksabstimmung gewählt werden. — Dannn kommen die Reichstagswahlen. Dass die Sozi als stärkste Mannschaft ins Wallotbräu einkehren werden, steht ausser Frage. „Unser das Reich — unser die Welt!" jubelte der „Vorwärts" schon 1903. Jetzt werden sie zeigen, was sie können. Ludwig Frank wird Reichskanzler und Wilhelm II. .nuss seine Ordres fortab aus der Kreuzbergstrasse beziehen. Alle bürgerlichen Parteien werden in die sozialdemokratische sozusagen eingemeindet, alle Anarchisten dagegen durch Reichsdekret als Spitzel erklärt; über ihr sexuelles Vorleben werden amtliche Erhebungen veranstaltet, und das Resultat bestimmt jeweilig, ob der einzelne im Zuchthaus oder im Irrenhaus zu internieren ist. Nachher kommen noch die bayerischen Landtagswahlen. Auch da ist der rote Sieg so gut wie gesichert. Bayern wird alsdann zur Republik gemacht — Präsident: Schuster Knieriem (der Mann heisst wirklich so.) Vor dem Münchener Kindlkeller wird ein Galgen aufgestellt. Wer in Bayern den Versuch macht, von einer angekündigten freien Diskussion Gebrauch zu machen, wird daran aufgeknüpft. Herrn v. Vollmars Geburtstag wird zum nationalen Feiertag erhoben. Alle Militärkapellen spielen an diesem Tage auf öffentlichen Plätzen das Lied: „Das freie Wahlrecht ist das Zeichen" — Wer sich im Besitz einer Ausweiskarte des Verbandes echt sozialdemokratischer Leute befindet, darf mitsingen.

Wahlberechtigte, wählt rot! Herrliche neue Zeiten sind im Anmarsch!

Versammlungsbericht Am 30. November hielt im Namen der Gruppe „Tat" des Sozialistischen Bundes der Herausgeber dieser Hefte in der Schwabinger Brauerei einen öffentlichen Vortrag über „Staat, Kirche. Polizei und Abhilfe". Der etwa 1000 Personen fassende Saal war überfüllt. Was der Redner sagte, wird sich der Leser des „Kains" ungefähr vorstellen können, wenn er gebeten wird, sich den Inhalt des Eingangsartikels dieser Nummer als Leitmotiv zu denken. Die Versammlung setzte sich aus Künstlern, Schriftstellern, Anarchisten, Bürgern, sehr vielen Studenten und dem Chefredakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten" zusammen. Der Redner fand grossen Beifall; auch wurde auf Hausschlüsseln gepfiffen. An der Diskussion beteiligten sich mehrere Akademiker und ein revolutionärer Arbeiter. Im Schlusswort fertigte der Referent die Lausbuben ab, die den Ort, wo erwachsene Menschen über sehr ernste Dinge verhandelten, als Stätte ihres geistlosen Bierulks benutzten, bedauerte die Herzenskälte derer, die angesichts der Widerwärtigkeiten der behördlichen Bevormundungen mit logischen Gründen den Appell an das revolutionäre Gewissen freiheitlicher Menschen widerlegen wollten und forderte noch einmal zum Zusammenschluss derer auf, denen das Leben unter den bestehenden Verhältnissen zum Ekel und unerträglich geworden sei.

Es schien angemessen, an dieser Stelle einen Bericht über die Versammlung zu bringen, damit auch Leute etwas von ihrem Verlauf erfahren, die persönlich nicht anwesend waren. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hatte die „Münchener Neuesten Nachrichten" und die „Münchener Zeitung" gebeten, die Tatsache dass er einen Vortrag halten wolle, vorher mitzuteilen. Zugleich hatte er beide Zeitungen eingeladen, Vertreter hinzuschicken. Der klerikalen Presse wollte er aus im Thema begründeten Bedenken nicht zumuten, eine ihr so unbequeme Notiz zu bringen. Die sozialdemokratische „Münchener Post" um eine Gefälligkeit zu ersuchen, wollte er sich selbst nicht zumuten. Die liberalen Blätter brachten aber in stillschweigender (oder telephonischer?) Uebereinstimmung die Ankündigung auch nicht. Sie müssen wohl gedacht haben, dass jetzt kein Mensch etwas erfahren könnte.

Sie brachten auch nachher keine Silbe über die Versammlung. Mich kränken sie damit nicht. Das Publikum muss aber einmal gefragt werden, warum es eigentlich diese Art Zeitungen liest. Vermutlich doch, um zu erfahren, was in der Oeffentlichkeit vorgeht. Verschweigt ihm die Münchener Presse eine Veranstaltung, an der über tausend Personen (und ein Chefredakteur) teilnehmen, so ist das Publikum um eine Tatsache, für deren Mitteilung es sein Abonnementgeld bezahlt, betrogen. Psychologisch erklärt sich die Diskretion der Blätter so: Die alldeutsch-nationalliberal-demokratische Presse hat eine Heidenangst vor allem, was nach Charakter und Wahrheit riecht. Sie traute ihren Reportern die Fähigkeit nicht zu, den Bericht über den Vortrag soweit zu fälschen, dass nicht doch, Gott behüte, ein einleuchtender Gedanke stehen geblieben wäre. Schweigend lügt sich noch leichter als referierend. Ich persönlich aber fühle mich, je töter ich geschwiegen werde, desto lebendiger.

Wegen Platzmangels musste das Tagebuch aus dem Gefängnis in dieser Nummer ausfallen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach,München, Baaderstr. 1u.1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. **No. 10.** **Januar 1912·**

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Der Humbng der Wahlen. — Bemerkungen. — Oaha. — Die Speisung der Armen. —** Der Lustmörder.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang I
No. 10.

München,
Januar 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt Mir das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes), Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Der Humbug der Wahlen.

Wir lesen täglich in den Zeitungen, Flugschriften und Wahlaufrufen der Liberalen und Sozialdemokraten, dass die Klerikalen finstere Gäuche, scheinheilige Jesuiten, Verdummungsapostel und den gemeingefährlichen Junkern treu verbrüderte Feinde jeglichen Fortschritts, jeglicher Entwicklung seien. Die Werbeschriften der Klerikalen aber behaupten, dass die Liberalen flachköpfige Interessenpolitik treiben, Tröpfe und hohle Schreier, die Sozialdemokraten hingegen rohe Demagogen sind und gewissenlose Spekulanten auf die Leichtgläubigkeit der werktätigen Massen. Dass der Gegner Lügner, Verleumder und geschworener Volksfeind sei, beweist einer dem andern mit den bündigsten Belegen. — Seien wir höfliche Menschen, und glauben wir, dass in der Beurteilung ihrer Feinde jede Partei die Wahrheit spricht. So haben wir denn nichts weiter zu tun, als auszusuchen, in wessen Gefolgschaft wir uns begeben, welcher dieser Gruppen wir für die nächsten fünf Jahre die Wahrung unserer Interessen anvertrauen wollen.

Bekanntlich wird durch den Ausfall der Wahlen vom 12. Januar das Schicksal des Deutschen Reiches besiegelt werden. Es soll sich nämlich herausstellen, ob unter einer konservativ-klerikalen oder unter einer liberal-sozialdemokratischen Reichstagsmehrheit alles beim Alten bleibt Es soll sich entscheiden, ob wir weiterhin blauschwarze Tinte saufen müssen, oder ob wir uns an einer rötlichgelben Melange den Magen verderben dürfen. Kurz und gut: Es geht um die letzten Dinge.

Wahltag — Zahltag. Das deutsche Volk wird aufgerufen, das eigene Glück zu schmieden. Gleiches Recht für alle. Jede Stimme zählt. Jede Stimme ist wichtig. Wer der Wahlurne fern bleibt, schneidet sich ins eigene Fleisch. Wer nicht wählen will, muss fühlen. Wer keinen wählt, wählt seine Feinde. Wer im Reichstag nicht vertreten sein will, hat sich alles Unheil selbst zuzuschreiben. Auf gegen die Reaktion! Auf gegen die Verdummung und Verpfaffung! Auf gegen den roten Umsturz! Auf gegen den Freihandel! Auf gegen die Schutzzölle! Auf gegen die Lebensmittelverteuerung! Auf gegen die Feinde der Landbevölkerung! Auf für Freiheit, Wahrheit und Recht! Auf für die Erhaltung guter deutscher Sitte! Das Vaterland muss grösser sein! Wir halten fest und treu zusammen! Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Es gilt also wieder einmal, das einzige Recht auszuüben, das der Deutsche hat. Wie denn: das einzige Recht? Seit 42 Jahren immer noch das einzige Recht? Da doch seine Ausübung den Zweck verfolgt, den Deutschen Rechte zu schaffen? Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!

Es ist in der Tat wahr: Das einzige Recht des deutschen Mannes besteht darin, dass er im Laufe von fünf Jahren einmal in eine verschwiegene Zelle treten und einen Zettel in ein verschwiegenes Gefäss werfen darf, worauf er einen (ihm gewöhnlich unbekannten) Mitmenschen zum Fürsprecher seiner Ueberzeugungen bestimmt hat. Bekommt ein anderer Kandidat mehr Stimmen, so

tritt der Wähler betrübt in den Hintergrund, bleibt für die nächsten fünf Jahre mit seinen Ueberzeugungen unvertreten und tröstet sich mit dem erhebenden Gefühl, dass er jedenfalls von seinem einzigen heiligen Recht Gebrauch gemacht und gezeigt hat, dass er auch mitreden kann.

Aber warum so pessimistisch sein? Es ist ja möglich, dass zwei andere Kandidaten mit einander in Stichwahl kommen, und der überstimmte Staatsbürger hat nun die Entscheidung in der Hand: welcher ist der Würdigere? Wer wird meine Interessen besser vertreten? Wem kann ich mich soweit anvertrauen, dass ich ihn mit Generalvollmacht ins Parlament schicken darf? Seine Parteileitung sagt's ihm — und er wählt und bewirkt mit seiner Stimme das Resultat. So kann also doch die an die Wand gedrückte Minorität immer noch den stärksten Einfluss haben auf die Konstellation der Parteivertretungen? Kann sie auch. Hier ist ein Beispiel aus der Praxis:

Man erinnere sich an die Vorgänge, die den Reichskanzler Fürsten Bülow veranlassten, den vorletzten Reichstag aufzulösen. Dem Manne war seine Position unsicher geworden, und er benutzte eine oppositionelle Regung des Zentrums, das ihm von einer Kolonialforderung einen geringfügigen Abstrich machte, dazu, die Volksboten heimzuschicken und das Volk unter dem Schlachtruf: Gegen die Schwarzen und gegen die Roten! an die Urne zu trommeln. Die Regierung kittete den famosen Block der Konservativen und Liberalen, und die Ultramontanen und Sozialdemokraten revanchierten sich mit der Verständigung zu einer Stichwahlversicherung auf Gegenseitigkeit Die kaiserliche Regierung hatte geschickt gearbeitet, uud so ergaben die Hauptwahlen einen starken Erfolg ihrer Blocktruppen zum Schaden der Sozialdemokraten. Vor der Stichwahl sah man nun in München Plakate an den Tafeln kleben, auf denen etwa folgendes zu lesen war: „Wir danken der aufopfernden Hilfe der Sozialdemo-

kraten in verschiedenen Wahlbezirken Bayerns mehr als ein Dutzend Mandate. Zeigen wir uns erkenntlich! Treten wir bei den Stichwahlen in München Mann für Mann für die sozialdemokratischen Kandidaten ein! Das Zentrums-Wahlkomitee." Dass zur rechten Zeit der Herr Erzbischof eingriff, die Parole des Komitees für unkirchlich erklärte und damit die Wahl des liberalen Kandidaten in dem einen zweifelhaften Wahlkreis Münchens sicherte, ist in diesem Zusammenhange unbeträchtlich. Die Kirche hat nie geheuchelt, dass sie andere Nützlichkeiten als solche für sich selbst suche. Lehrreich aber ist die Feststellung, dass eine grosse Anzahl von Reichstagssitzen nur mit sozialdemokratischen Stimmen für das Zentrum gerettet werden konnte. — Nun besinne man sich auf das Walten des letzten, jetzt verabschiedeter« Reichstags. Seine bedeutsamste Tat war die Annahme jener Steuergesetze, durch die die notwendigsten und populärsten Bedarfsmittel in ganz massloser Weise verteuert wurden, und die die Lebenshaltung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volks in beängstigendem Masse verschlechterten. Diese Gesetze hätten ohne ein starkes Zentrum nicht zustande kommen können. Das starke Zentrum aber wäre — nach eigenem Geständnis — nicht vorhanden gewesen ohne die nachdrückliche Unterstützung der Sozialdemokraten, die ihre Stimmen bedingungslos den jetzt so gelästerten Volksfeinden zur Verfügung gestellt hatten. Jede ungezwungene Logik wird gestehen müssen, dass somit die unerträgliche Belastung des Volks durch die neuen Steuern auf die parteioffiziöse Leitung vieler tausender sozialdemokratischer Wähler zurückzuführen ist. — Die zähnefletschende Wut der sozialdemokratischen Agitation, wie sie jetzt gegen die Klerikalen anknurrt, wird man also nicht allzu feierlich zu nehmen brauchen. Vielleicht gehen die Roten das nächste Mal mit den Blauen. Wundern soll man sich über gar nichts.

Freilich sind die armen Sozi bei den Wahlen besonders übel daran. Sympathisch sind sie mit ihrer unproduktiven Betulichkeit, mit ihrer anschmeisserischen Opposition und ihrer phrasenschwulstigen Alleswisserei niemandem, ausser den Kinderstuben-Politikern des „Berliner Tageblatts". Man lässt sich schliesslich, wenn das Geschäft lohnend aussieht, von ihnen unter die Arme greifen. Nachher gibt man ihnen den Tritt. Während sich aber die soeben derart emporgehobenen bürgerlichen Gegner von der peinlichen Berührung den Rock abputzen, schreien die Sozialdemokraten schon durchs Land, dass sie die Starken seien, die auf die eigene Kraft angewiesen sind.

Nein, die Rolle, die die roten Herren im politischen Leben spielen, ist nicht beneidenswert. In der Theorie müssen sie immer noch so tun, als seien sie Sozialisten, Revolutionäre, denen die kapitalistische Gesellschaftsordnung ein Greuel ist, und deren Kampf ein konsequentes Sturmlaufen gegen Monarchie, Heer, Kapital und jegliche Ungleichheit und Unfreiheit darstellt. In der Praxis aber posaunen sie lauter als irgendwer andres das Recht auf die Wahlstimme, das Recht, sich in der bescheidenen Form, die (zumal der deutsche) Parlamentarismus erlaubt, an der Verwaltung des so arg befehdeten Staatswesens zu beteiligen. In der Praxis gilt ihnen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht als letztes Ziel ihres revolutionären Strebens, und sie merken nicht, wie lächerlich sie selbst im Gesichtsfelde eines bürgerlichen Betrachters aussehen, da sie heute als höchste Sehnsucht eine Forderung aufstellen, die unter den Forderungen der nationalliberalen Revolutionäre von 1843 die untergeordnete Komponente eines grossen Programms war.

Die Teilnahme am Parlamentarismus war nicht immer der Inhalt aller sozialdemokratischer Aktion. Solange die Partei sozialistisch fühlte und in Wahrheit den Umsturz wollte, lehnte sie die Wählerei als Konzession an die kapitalistischen Staatseinrichtungen ab. Im Jahre 1860

warnte Wilhelm Liebknecht eindringlich vor diesem Schritt ins Lager der Feinde. Damals hob er auch die Konsequenzen hervor, die das Beharren auf den revolutionären Grundsätzen im parlamentarischen Leben zeitigen müsste. Damals kündigte er die Kompagnie Soldaten an, die eine unbequeme Parlamentsmehrheit zum Tempel hinausjagen würde: 40 Jahre, bevor Herr v. Oldenburg-Januschau den Leutnant und die zehn Mann an die kahle Wand des Reichstagssaales malte. — Marx und Engels sprachen vom „parlamentarischen Kretinismus", und erst 1890 entschloss sich die Partei, die „Jungen", die immer noch nicht unters Stimmjoch wollten, aus ihren Reihen zu weisen.

Und gibt nicht die Entwicklung der Sozialdemokratie in diesen 42 Jahren parlamentarischer Betriebsamkeit den skeptischsten Befürchtungen recht? Was hat sie im Laufe dieser langen Jahrzehnte Positives erreicht, was einer Wandlung von kapitalistischem zu sozialistischem Gesellschaftsgefüge entfernt ähnlich sähe? Man muss beschämt gestehen: garnichts.

Und fragt man weiter, was infolge der sozialdemokratischen Parlamentstätigkeit auch nur innerhalb der geltenden Ordnung zugunsten des arbeitenden Volks Nennenswertes geschehen ist, so fällt die Antwort leider nicht viel günstiger aus. Die Herren selbst weisen ja bei so unangenehmen Erinnerungen gewöhnlich auf die herrliche Arbeiterschutzgesetzgebung hin. Aber es muss zu ihrer Ehre gesagt werden, dass sie damals noch, als diese Verhöhnung des Arbeiter-Elends ans Licht des Tages trat, dagegen stimmten, und wenn sie später, in heller Angst, bourgeoise Sympathieen zu verlieren, ihren Standpunkt revidierten, so verrieten sie damit den letzten Rest ihrer sozialistischen Gesinnung. Ich habe das im Anschluss an Gustav Landauers „Aufruf zum Sozialismus" in diesen Blättern ausführlich expliziert (vgl. „Kain" Heft 3.)

In der positiven Arbeit hat also der ganze mit ungeheurer Mühe, ungeheuren Kosten, ungeheurer Energie und ungeheurer Ausdauer konstruierte Apparat der proletarischen Parlamentspolitik versagt. Angeblich soll er sich aber sehr bewährt haben, wenn es galt, reaktionäre Beschlüsse der übrigen Parteien zu verhindern. Auch auf diese Behauptung darf man vernehmlich fragen: Was habt ihr verhindert? Wo habt ihr etwas verhindert? Wie habt ihr es verhindert?

Die grösste Mandatzahl hatten die Sozialdemokraten in der Legislaturperiode von 1903—1907. Sie verfügten damals zeitweilig über mehr als achtzig Sitze. In jener Zeit aber wurde Deutschland mit der Wiedereinführung hoher Schutzzölle beglückt, gegen die wütende Opposition, ja Obstruktion der 80 Revolutionäre, die übrigens ohne Mitwirkung der Liberalen (damals: Liberale Vereinigung) garnicht gewagt hätten zu obstruieren. Die Sozialdemokraten haben es mit all ihrem Krakehl nicht zu verhindern vermocht, dass Herr v. Tirpitz uns ein Flottengesetz nach dem andern bescherte. Das bürgerliche Gesetzbuch, das Vereinsgesetz, sämtliche Kolonialgesetze mit all ihren militärischen Folgerungen sind trotz ihres Widerspruchs in ihrer Anwesenheit beschlossen worden.

Man rede nicht von den paar Gesetzentwürfen, die von der Regierung eingebracht und vom Reichstage abgelehnt wurden. Die „Zuchthausvorlage", das „Umsturzgesetz" waren Totgeburten, weil die geschäftskundigen Bürger, die im Reichstage sitzen, viel zu intelligent sind, um sich nach den Erfahrungen mit dem Sozialistengesetz noch in solche Wespenneste zu setzen. Hätten die bürgerlichen Mittelparteien diese Gesetze gewollt, dann hätten die Sozi sich auf den Kopf stellen und mit den Beinen strampeln können — sie hätten sie gekriegt.

Im Parlament geht es eben demokratisch zu: die Mehrheit hat recht, die Minderheit hat unrecht. Die Sozialdemokraten sollten die Letzten sein, die das bemän-

gelten. Sie verkünden ja dies Prinzip als unübertreffliche Gerechtigkeit. Ihr ganzes Streben bei den Wahlen selbst geht ja dahin, durch eine zuverlässige Geometrie der Wahlkreise die absolute Majorität wirklich auszumitteln, um die Minderheit damit knebeln zu können. Gewiss ist das Streben nach gleicher Wahlkreiseinteilung berechtigt, wenn man überhaupt das parlamentarische Prinzip will. Aber dieses parlamentarische Prinzip selbst, scheint mir, ist eine Absurdität, ein Humbug, ein Prinzip der Ungerechtigkeit.

Zunächst: die übergrosse Mehrheit der Menschen ist vom Wählen eo ipso ausgeschlossen. Die gesamte Hälfte der Menschheit, die nicht Hosen sondern Röcke trägt, gilt in unsern erfreulichen Zeitläuften als geistig unterbegabt. Jeder Dorfküster hat infolgedessen grössere Rechte als etwa einer Madame Curie, einer Duse oder Ebner-Eschenbach zugebilligt werden könnten. Es ist zu dumm, als dass man es tragisch nehmen sollte. — Aber gleichzeitig sind hunderttausend Soldaten, und alle die vielen ausgeschlossen, die grade in Gefängnissen und Zuchthäusern sitzen, und sogar alle solche, die dem Staate als Arme „zur Last fallen". Gewiss: hier möchten die Sozialdemokraten manches ändern (die Liberalen übrigens auch). Aber sie können es nicht ändern, und änderten sie es, so wäre auch weiter nichts erreicht, als dass dem Parlamentarismus eine Spur von dem sittlich Widerwärtigen genommen würde, das ihm anhaftet.

Die Ungerechtigkeit bleibt auch bei Zulassung der Frauen, Soldaten, Armen und Gefangenen und selbst bei Einführung des konsequentesten Proportionalwahlsystems bestehen, dass sich unter die Mehrheitsbeschlüsse eines Parlaments jede Minderheit zu beugen hat, die sich dadurch vergewaltigt fühlt. Die Ungerechtigkeit vor allem ist unerträglich, dass von eine; Zentralstelle aus durch Schacher und Kompromisse aller Art Gesetze ausgebrütet werden, die zugleich für alle Menschen eines grossen

Landes Geltung haben, deren Bedürfnisse und Ansprüche auf ganz verschiedenen geographischen und Charakter-Grundlagen beruhen. Ein Parlament kann nur dann nützlich wirken, wenn es ausschliesslich ein Institut zur Aussprache und Verständigung im Einzelfalle gleichmässig interessierter Menschen wird, ein Institut also, zu dem jede Meinung ihre Vertreter mit imperativem Mandat entsenden und an dem jeder Einzelne auch persönlich mitwirken kann. Es ist klar, dass solche gemeinsamen Interessen immer nur zwischen Menschen bestehen können, die entweder durch eine sittliche Idee oder aber durch praktische, sich aus räumlicher Narbarschaft ergebende Notwendigkeiten mit einander verbunden sind. Entstaatlichung der Gesellschaft, Dezentralisation ist also anzustreben, um einen Zustand zu erhalten, in dem die Menschen Beratungen pflegen können, ohne einander die Luft abzuschnüren zu brauchen.

Es mag noch ein Einwand erledigt werden, mit dem man die Beteiligung am Parlamentarismus häufig verteidigen hört. Das ist das Bedürfnis prominenter Persönlichkeiten, sich von Tribünen mit weiter Akustik reden zu hören. Nun zeigt aber ein Blick in die Sitzungssäle deutscher Parlamente, dass die Redepulte dieser Anstalten gemeinhin von allen eher als von überragenden Persönlichkeiten bestiegen werden. Das liegt zum einen Teil an der Einflusslosigkeit des Parlaments auf die Geschicke der Völker, zum andern Teil am Reinlichkeitsbedürfnis beträchtlicher Leute, die wissen, dass sie Einfluss nur gewinnen können, wenn sie sowohl ihren Charakter wie ihre Intelligenz zu Konzessionen bereit halten. In Wirklichkeit ist aber auch garnicht einzusehen, wieso denn ein Reichstagsabgeordneter etwa freier aus sich herausreden könnte als ein Volksredner oder Publizist, der ehrliche eigene Ansichten zu vertreten hat. Wer gehört werden will, der wird sich auf die Dauer Gehör verschaffen, und wenn selbst der willenlosen Menge von ihren

journalistischen Seelsorgern das dickste Totschweigewachs in die Ohren geträufelt wird.

Das Wort aber, das ans Volk direkt gerichtet wird, hat allemal stärkere Wirkungen auf die Ereignisse als das, das unter taktischen Verschnörkelungen auf dem Umweg über Parlamentsstenogramme zu ihm gelangt. Denn der Bürger hat sich ja mit der Wahl eines Vertreters der eigenen Aktionsbereitschaft begeben und verzichtet von vornherein darauf, aus dem, was er aus dem Sitzungssaal vernimmt, andere Schlüsse zu ziehen, als solche, die sich auf die Auswahl des in fünf Jahren zu entsendenden Vertreters erstrecken. Der Appell ans Volk selbst aber kann unmittelbares Eingreifen in die Geschichte eines Landes bewirken. Noch ein Beispiel aus der Praxis der Sozialdemokratie.

In den romanischen Ländern hat man mit der Anwendung umfassender Streikaktionen sehr gute Erfahrungen gemacht, wenn man damit politischen Unzuträglichkeiten begegnen wollte. In Deutschland wurde dieses Mittel der direkten Massenaktionen von den Anarchisten und Syndikalisten solange propagiert, bis es in Arbeiterkreisen Anklang fand und die sozialdemokratische Partei sich um den peinlichen Gegenstand nicht länger herumdrücken konnte. Vor einigen Jahren kam die Sache auf einem Parteitage zur Sprache und man entschloss sich, den politischen Massenstreik als Kampfmittel in das Waffenarsenal der Arbeiterschaft einzustellen. Um aber nicht den alten Aberglauben von der allein seligmachenden Wählerei zu erschüttern, erklärte man, der politische Massenstreik solle nur angewandt werden, wenn es gelte, ein gefährdetes Wahlrecht zu verteidigen oder in Ländern mit unfreiem Wahlrecht ein freieres zu erzwingen. Man gab also zu, dass das Volk selbst, wenn es Forderungen durchsetzen wolle, die mit dem Parlamentarismus nicht zu erzwingen sind, über das stärkere Mitte! verfüge. Man reservierte aber das stärkere Mittel zu dem ein-

zigen Zweck, das schwächere Mittel zu schützen. Wie konsequent die Herren Sozialdemokraten diesen Standpunkt wahren, beweist ihr Verhalten den Anregungen gegenüber, einer Kriegsgefahr mit dem Massenstreik zu begegnen. Sie könnten sich dadurch — das haben sie selbst zugegeben — ihre Position im parlamentarischen Schachergeschäft erschweren.

Man überlege einmal: Wenn alle die unzähligen Millionen, die im Laufe von vier Jahrzehnten für die Agitation zu den Wahlen verausgabt wurden, benutzt wären, um revolutionäre Genossenschaften zu beleben, wenn alle zum Stimmenfang verbrauchte Arbeitskraft in produktiver Arbeit tätig gewesen wäre, um den eigenen Unterhält unabhängig von der kapitalistischen Ausbeutung zu beschaffen, wenn also alle Propaganda der Vorbereitung des Volkes zur Uebernahme der Produktionsmittel in eigene Regie gedient hätte — zweifelt jemand, dass unser gesellschaftliches Sein ein sehr anderes, ein sehr viel erfreulicheres Bild böte als heute? Aber die Masse wird von ihren streberischen Führern geflissentlich in Untätigkeit gehalten. Ueberall wird ihr der Wille der „Vertreter" aufoktroyiert, und mit dem Humbug der Wählerei wird ihr vorgespiegelt, dass sie selbst die Herrin ihrer Geschicke sei.

Ob und wen alle diejenigen wählen, die im Prinzip mit der geltenden Staatsordnung einverstanden sind, scheint mir sehr wenig belangvoll. Jedes Parlament, ob seine Mehrheit links oder rechts vom Präsidenten sitzt, ist seiner Natur nach konservativ. Denn es muss den bestehenden Staat wollen — oder abtreten. Es kann nichts beschliessen, was den Bestand der heutigen Gesellschaft gefährdet, also auch nichts, was denen, die unter der geltenden Ordnung leiden, nützt Die Entscheidung für diesen oder für jenen Kandidaten ist nicht die Frage des Stichwahltages. Die Frage heisst: Soll ich überhaupt wählen oder tue ich besser, zu Hause zu

bleiben? Ueberlege jeder, dass er mit jedem Schritte, den er zum Wahllokal lenkt, sich öffentlich zur Erhaltung des kapitalistischen Staatssystems bekennt. Frage er sich vorher, ob er das tun will. Wer aber denen glaubt, die vorgeben, durch Ansammlung von möglichst vielen Stimmen, mögen sie gehören, wem sie wollen, die Fähigkeit zu erlangen, in parlamentarischer Diskussion sozialistische Ansprüche zu ertrotzen, dem sei erklärt: solche Behauptung ist blanker Schwindel.

Bemerkungen.

Oaha. Frank Wedekinds „Oaha", das früher schlicht „Schauspiel" hiess, führt jetzt den Untertitel ,,Satire der Satire". Der Ausdruck ist nicht besonders glücklich. Man wünscht nicht, schon in der Ueberschrift eines Werkes den Kommentar des Dichters zu finden. Die auch sprachlich misslungene Wendung („Satire auf die Satire" wäre besser gewesen) wird aber als kulturhistorisches Zeugnis zeitgenössischen Banausengeistes die Kümmerlichkeit derer überdauern, die Wedekind zu der Konzession an den guten Geschmack der Polizei genötigt haben. „Oaha" ist keineswegs, wie das Kausen[1]) log, ein „Bordellstück", sondern es behandelt in sehr amüsanter Weise die Entthronung eines Witzblattverlegers durch seine Satiriker. Der Dichter benutzt zum Teil gewisse allgemein bekannte Tatsachen, die sich vor einigen Jahren in den Redaktionsräumen des bekanntesten, schärfsten und künstlerisch feinsten satirischen Blattes zutrugen. Nun kann man der Ansicht sein, dass die tatsächlichen Unterlagen einer Dichtung keinen Menschen etwas angehen (man lese, was Thomas Mann in seiner ausgezeichneten Broschüre „Bilse und ich" über diesen Gegenstand geschrieben hat). Die Münchener Polizei ist jedoch nicht dieser Ansicht, Mit dem ihr eigenen Scharfsinn fand sie heraus, dass mit den Personen des Wedekindschen Schauspiels bestimmte Personen gemeint sein müssten, deren Namen mit jener

[1]) Ich bin nach meinem Artikel „Der Kausen" von sehr vielen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, dass der Herausgeber der Zotenanthologie „Die allgemeine Rundschau" schon von dem verstorbenen Begründer des „Bayerischen Vaterlands", Dr. Sigl, konsequent „das Kausen" genannt wurde. Da durch den sächlichen Artikel die Eigenschaft des Mannes als sittliche Einrichtung deutlicher zur Geltung kommt, als durch den männlichen, soll hier fortan die Siglsche Tradition zu Ehren kommen. Dr. Armin Kausen und Otto v. Erlbach (der Thamerus behauptete neulich eine besondere Identität zu haben) werden hier also von jetzt ab „das Kausen" heissen.

satirischen Zeitschrift in Zusammenhang zu bringen sind, und da ihr Scharfsinn zu der Erkenntnis nicht ausreichte, dass die Figur in einem Kunstwerk immer eine andere ist, als das lebendige Modell, so erklärte sie „Oaha" für ein „Schlüsselstück" und verbot es. Die Mitarbeiter des aggressivsten deutschen Witzblattes, das die Polizei schon oft sehr empfindlich geärgert hat, und an dem sich die Polizei durch zahllose Konfiskationen rächte, befinden sich jetzt also in der peinlichen Lage, durchaus gegen ihren Willen von einer betriebsamen Polizeibehörde gegen angebliche Verhöhnungen beschützt zu werden. Die Henne, die aus Angst, es könnte ein Blitz dreinschlagen, mit schirmenden Fittichen um einen Fuchsbau gackert: dieses Bild bietet gegenwärtig die von einem nachgerade berüchtigten Zensurbeirat bediente Münchener Polizei.

Der liebe Zensurbeirat. Das ist eine verflucht gescheite Einrichtung. Lauter von der Polizei ausgesuchte Herren, die unter absoluter Sicherung des Beichtgeheimnisses, dem Polizeiassessor (der neuerdings Roth heisst) Winke geben, wie der Geist mit dem Säbel bevormundet werden kann. Die Polizei war sehr sorgfältig bei der Auswahl der Herren. Sie hat dafür gesorgt, dass sie stets eine Majorität hat, mit der sich im Geiste der Weinstrasse arbeiten lässt. Hat sie diese Majorität aber einmal nicht, so hat sie sich immerhin vorbehalten, auch selbständig und unter Ausschaltung des Zensurbeirats zu entscheiden. Ein paar freiheitlichere Renommier-Zensoren hat sie sich weislich ebenfalls engagiert. Da kein Mensch erfährt, welches Urteil der Einzelne abgegeben hat, sieht ein geachteter Name in der Liste der Zensurbeiräte immer hübsch aus.

Einer von ihnen hat jetzt endlich der Polizei sein Ehrenamt hingeschmissen: Dr. Max Halbe, dessen prinzipielle Abneigung gegen Polizeieinmischungen in geistige Angelegenheiten schon lange bekannt war. Er hat wohl eingesehen, dass in Gemeinschaft mit der Polizei in freiheitlichem Sinne nicht zu wirken ist, und dass sein guter Name nur als Aushängeschild für die Loyalität der Behörde dienen sollte. Dass Halbes Beispiel bisher ohne Nachahmung geblieben ist, lässt in die Psychen der übrigen Zensurbeiräte tief hineinblicken. Einer von ihnen heisst Dr. Georg Kerschensteiner und ist Stadtschulrat und Reichstagskandidat der liberalen Partei Münchens. In dem Wahlaufruf, in dem der liberale Herr so freundlich war, um meine Stimme zu werben, versichert er, dass er sich der „sorgenvollen Erwägung" nicht entziehe, „dass das Deutsche Reich als Weltmacht nur kraftvoll und in eiserner Wehr zu Wasser und zu Lande seine . . . Interessen als nationaler Machtfaktor wahren kann." Bravo, Herr Dr. Kerschensteiner ! Das nenne ich mir ein liberales Mannes, wort. Nun aber gestatten Sie mir, da ich ja doch wahlberechtigter Anwohner Ihres Wahlkreises bin, die Anfrage: Erkennen Sie der

Polizei das Recht zu, dichterische Werke durch ihren Machtspruch der öffentlichen Wirkung zu entziehen? Haben Sie als liberales Mitglied des Zensurbeirates jemals für die Unterdrückung eines Theaterstücks gestimmt? Waren Sie für oder gegen die Zulassung der annoch von der Zensur verbotenen Werke Frank Wedekinds? Von welchen Gesichtspunkten lassen Sie sich bei Ihrem Urteil über künstlerische Dinge leiten? Da Sie verkünden: München soll eine liberale Stadt sein und bleiben! werden Sie gewiss bereit sein, diese Fragen in liberaler Weise zu beantworten. Der „Kain" stellt Ihren Darlegungen den Raum gern zur Verfügung.

Die Speisung der Armen. Die Fürsorge für die Armen und Elenden, wie sie in unseren Zeiten zutage tritt, wird leider von denen, für die sie geübt wird, gar nicht genügend anerkannt. Der Hungernde findet immer noch zum Amtsvorstand, der ihm eine Suppenmarke gibt, für den Frierenden sammelt man in Krippen die abgelegte Kleidung der Reicheren, und selbst den Obdachlosen nimmt mit Frau und Kind ein staatlich unterhaltenes warmes Asyl auf. Zu Tausenden hocken sie da beieinander und harren der Suppe, die ihnen am Abend aufgetragen wird, und der Stunde, wo sie sich — hundert Personen in einem Saal — zur Ruhe niederlegen dürfen. Das Traurige aber ist, dass diese Leute begehrlich sind und noch immer nicht zufrieden mit all den Wohltaten, die ihnen erwiesen werden. Nicht einmal sparsam sind sie. Haben sie wirklich ein paar erbettelte oder gestohlene Kupferpfennige in der Tasche, so heben sie das Geld nicht etwa auf, bis es genug ist, um damit zur Sparkasse zu gehen. Nein, — sie kaufen sich dafür Schnaps, saufen sich daran voll und wundern sich nachher, dass sie in Schmutz und Jammer leben. Sogar an der guten Suppe haben sie nicht genug. Sie wollen noch etwas Besonderes und überfressen sich an allerlei Esswaren, die spekulative Geister in den Asylen feilhalten. Es ist schon arg: alle Mühe geben sich edeldenkende Menschen mit diesem Gesindel — und zum Dank für alle Aufopferung schlingen die Leute fauliges und giftiges Zeug in sich hinein und krepieren scharenweise, wie zur Verhöhnung derer, die es gut mit ihnen meinten. Die aber haben Böses mit Gutem vergolten. Sie haben am Massengrabe der leichtfertigen Vergifteten nicht danach gefragt, ob die Fleppe des Toten den Namen eines oft bestraften Diebes oder Zuhälters aufwies; sie haben sich gesagt; im Tode sind alle Menschen gleich, und haben den Zylinder in der Hand gedreht und das Bedauern der gesamten Oeffentlichkeit in die Falten ihrer Mienen gelegt. Strafen und um ihrer Verkommenheit willen verabscheuen kann man die Ueberlebenden. Den Eingegangenen tropft eine christliche Träne nach.

In der Reichshauptstadt war man sehr eifrig, um festzustellen, von welchem Gift das Weihnachtsmahl der Asylisten in der Fröbelstrasse gewürzt war. Die Aerzte meinten, es müssten verfaulte Bücklinge gewesen sein; die Polizei stellte fest, dass es statt Schnaps Methylalkohol gegeben habe. Da die Aerzteschaft um der Unfehlbarkeit ihrer Wissenschaft willen, die Polizei wegen der Autorität nicht nachgeben konnte, einigte man sich dahin, dass sowohl ver.

faulte Bücklinge als auch Methylalkohol als Todesursache anzusehen seien, und es wird dafür gesorgt werden, dass allzu billige Speisen und Getränke fürderhin keinen Eingang mehr in die Herbergen der Obdachlosen finden sollen. Denen, die bisher wählen konnten, ob sie an Hunger oder an Gift sterben wollen, soll die zweite Möglichkeit fortan aus sozialen und hygienischen Gründen verwehrt werden.

Die „Münchener Post", sozialdemokratisches Spezialorgan für Entlarvung nichtsozialdemokratischer Geschlechtlichkeit, besitzt die bodenlose Unverfrorenheit, bei der vorgeschriebenen Beweinung der Opfer der Fröbelstrasse „die Aermsten und Elendesten" mit sozialgefühltem Schmalz zu beträufeln. Seht doch die biederen Ratgeber auf dem Kleinkapitalsmarkt ! Seht doch die sauberen Buchmacher auf dem Rennplatz der TarifmeierI Seht die Heuchler und Pharisäer! Sie entdecken ihr frommes Herz — vierzehn Tage vor den Reichstagswahlen. Wartet, Burschen! Ich möchte euerm Gedächtnis aufhelfen, damit nicht ihr noch sonst jemand denke, euer menschenfreundliches Gegreine sei Natur, damit vor allen die „Aermsten uhd Elendesten", die ihr jetzt für eure Parteipläne braucht, wissen, was für Freunde sie an euch haben.

Es ist etwas über ein Jahr her, da hielt der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank im Münchener Kindlkeller einen öffentlichen Vortrag über die politische Lage in Deutschland. Ich beschloss, in der Diskussion zu sprechen und schrieb an Herrn Dr. Frank, den ich seit Jahren persönlich kenne, einen Brief, in dem ich ihn bat, er möchte dafür sorgen, dass ich diesesmal von dem Recht der freien Meinungsäusserung ungefährdet Gebrauch machen könnte. Ich hatte es nämlich schon mehrfach er ebt, dass die demokratischen Herren, wenn ich reden wollte, ihre folgsame Herde unter den schamlosesten Verleumdungen auf mich gehetzt hatten, und es gibt in München Tausende Personen, die gesehen haben, wie ich unter der Anstachelung durch die „Führer" in sozialdemokratischen Versammlungen tätlich insultiert wurde und buchstäblich in Lebensgefahr geriet. Warum? Weil ich es unternahm, mich vor diesen „Sozialisten" für die gleichen „Aermsten und Elendesten" einzusetzen, die jetzt der treuen Fürsorge und Sympathie der Münchener Post" versichert werden. In jener Frank-Versammlung gab der Vorsitzende, der hier schon erwähnte Schuster Knieriem, das mit der plumpsten Ehrlichkeit zu. Als ich mich nämlich zum Wort gemeldet hatte — es war vorher erklärt worden, dass nach alter demokratischer Gepflogenheit jeder Gegner frei heraus sprechen dürfe — verkündete der Herr: „Zum Wort gemeldet hat sich nur der Ihnen ja sattsam bekannte Schriftsteller Mühsam. Das ist der Hauptbeteiligte aus dem Sollerprozess. Ich glaube, in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich einem solchen Menschen das Wort verweigere." — Der „Sollerprozess" war gegen mich und einige meiner Freunde geführt worden, weil wir uns der Gäste, die in der Münchener Elenden-Kneipe, dem „Soller", verkehrten, angenommen hatten und bemüht waren, ihnen durch Zuführung sozialistischer Ideen ihr klägliches Los erträglicher zu machen. Wir wurden von den bürgerlichen Richtern, die über uns judizierten, freigesprochen, die Münchener Sozialdemokraten aber erkannten uns wegen der Beteiligung an diesem politischen Prozess die politischen Ehrenrechte ab, und

Herr Abgeordneter Dr. Frank, seit langen Jahren mein persönlicher Bekannter, hörte das mit an und schien einverstanden.

Die „Münchener Post" ist nur eine bescheidene Beule am Pestkörper der sozialdemokratischen Partei. Sie hat aber den Vorzug, öfter als irgend ein anderes Geschwür ihre heuchlerische Verlogenheit zu demonstrieren. — Die „Aermsten und Elendesten" haben den Eiter schon wiederholt fliessen sehen. Sie halten ihn schon lange nicht mehr für Tränen der Nächstenliebe. Sie spucken aus und gehen ihrer Wege.

Der Lustmörder. Der Zimmermaler Anton Speckner ist in Bayerischzell verhaftet worden und hat eingestanden, die elfjährige Frieda Pracher im sexuellen Rausch umgebracht zu haben. Er will der Kleinen, um sie am Schreien zu verhindern, den Mund zugehalten haben, wobei sie erstickt sei. In der Tat wurde ja als Todesursache Erstickung festgestellt. Es handelt sich also strafrechtlich, wie es scheint, um Verführung eines Kindes in idealer Konkurrenz mit fahrlässiger Tötung. Das sei in aller Nüchternheit vermerkt, ehe das Rachegezeter der Presse gegen den „Lustmörder" diejenigen suggeriert, die als Geschworene über Speckner zu Gericht zu sitzen haben.

Man beruhige sich. Ich finde die Tat des Mannes keineswegs schön. Ich will diese Tat auch nicht verteidigen, wohl aber den Mann, der sie beging. Speckner hatte vor wenigen Wochen das Zuchthaus verlassen, in dem er vier Jahre zugebracht hat. Er ist 25 Jahre alt. Männiglich weiss, dass der Strafvollzug in Gefängnissen und Zuchthäusern gänzliche Geschlechtsenthaltsamkeit in sich schliesst. Speckner war also vom 21ten bis zum 25ten Lebensjahr zwangsweise von jedem Verkehr mit Frauen abgesperrt. Dass eine derartige Tortur die Geschlechtsnerven in fürchterlicher Weise martern muss, liegt auf der Hand, und es ist sehr begreiflich, dass ein nach langer Zeit aus der Gefangenschaft befreiter Mensch hemmungs- und willenlos seinen entfesselten Trieben folgt. Es sei dem Verteidiger des unglücklichen Mörders dringend nahe .gelegt, den Geschworenen aufzuzeigen, wie leicht die Sittlichkeit, die in den Gefängnissen die Naturbedürfnisse der Menschen hungern lässt, allein verantwortlich wird für kriminelle Unsittlichkeiten. Die Verweigerung der Geschlechtsbetätigung in den Strafanstalten gehört zu den brutalsten Begleiterscheinungen des herrschenden Systems. Anton Speckner ist ein Opfer dieser unsinnigen Grausamkeit. Er ist unseres Mitleids nicht weniger wert als die arme kleine Frieda Pracher.

Wegen Raummangel musste das Tagebuch aus dem Gefängnis auch in dieser Nummer ausfallen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

Notizen.

Ich werde um Abdruck folgender Mitteilung ersucht:

Ein Fachschriftsteller-Kongress findet am 17. und 18. Mai in Berlin statt. Derselbe wird von dem soeben gegründeten Fachschriftsteller-Verbände veranstaltet. Mitgliederverzeichnisse, Bedingungen usw. versendet der Allgemeine Schriftstellerverein, Berlin W. Goltzstr. 23, unentgeltlich.

Der „Kain" wird in Zukunft nicht mehr an einem bestimmten Tage erscheinen, da es dem Herausgeber lieber ist, seine Zeit nach Stimmung und Bequemlichkeit einzurichten. Da.s Blatt soll nach Möglichkeit in der ersten Hälfte jedes Monats fertiggestellt werden. Die Abonnenten werden aber gebeten, bei kurzen Verzögerungen nicht ungeduldig zu werden. E. M.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang I. No. 11. Februar 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: **Fasching-. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. —** Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Wiederholt machen wir auf den im Kain-Verlag erschienenen

Kain-Kalender

:: für das Jahr 1912 ::

herausgegeben von ERICH MÜHSAM

aufmerksam.

Die in Wien erscheinende Zeitschrift „Wohlstand für Alle" schreibt: Ein wunderhübsches Neujahrsgeschenk bereitet uns der Dichter, unser Kamerad Mühsam, mit diesem Kalender eines Geächteten, der das Kainszeichen einer freien, edlen Gesinnung trägt.

Der Gediegene Inhalt umfasst ein Kalendarium, Aufsätze und Gedichte über Tolstois Tod, Anarchie, Schwüle Nacht, Die Freivermählten, Fleischeslust, Thekla, Volksfestspiele, Versuch einer Reformation der Sprichwörter, Golgatha, Carmen; mit dem schneidenden Gedicht „Im Bruch" findet das reichhaltige Büchlein sein Ende,

Ein Bildnis des Dichters schmückt das Bändchen und macht es dadurch vielen Geistesfreunden seiner Poesie umso wertvoller.

Der Preis von K 1.20 (M 1.—) ist so gering! für den poetischen Inhalt und die gediegene Ausstattung des Werkchens, dass wir dessen Anschaffung allen Kämpfern für freie Geisteskultur wärmstens empfehlen können.

Jahrgang I München,
No. 11. Februar 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.**

Fasching.

Die Menschen sind die merkwürdigsten Leute unter der Sonne. Sie turnen in ungeheurer Geschäftigkeit umeinander her, weil einer dem andern das bischen Futter nicht gönnt, und weil jeder glaubt, sein Lebensglück hänge davon ab, ob er das Sechsfache statt nur das Doppelte von dem besitzt, was er zum Dasein braucht. Man drängt und schubst sich ja nicht, um einen Platz am gewaltigen Futternapf der Natur zu erwischen — Malthusianer gibt es seit langer Zeit nur noch unter den Professoren der zünftigen Nationalökonomie und in den Redaktionen liberaler Börsenblätter —, denn wenn man nur in friedlicher Ordnung heranträte, könnten alle weit mehr als sie begehren aus dem Vorrat bekommen, nein: ein Klüngel Begnadeter mit robustem Stammbaum tanzt wie besessen um den Futternapf herum, stösst sich mit den Ellenbogen gegenseitig in die Rippen und schleudert Fäuste und Füsse jedem gegen den Leib, der auch für sich und seine Kinder etwas abhaben möchte. Wollte eine gesittete und in vernünftiger Gemeinschaft wirkende Gesellschaft eine groteske Karnevalsmaskerade aufführen, sie

brauchte nur einen Staat mit den Ausdrucksformen peiner Klasseneinteilung in verständlichen Symbolen darzustellen. Die Bewohner Utopiens würden sich schieflachen.

Dass es Gegenwart gibt, dass der Tag und die Stunde ein Recht auf Fröhlichkeit, Unbesorgtheit, Versunkenheit hat, haben die Meisten in der rasenden Balgerei um ein Phantom, das ihnen zukünftiges Heil scheint, vergessen. Sie wollen sammeln und häufen, und was sie sammeln und häufen sind dürftige Tagewerte, sind Papiere, Geld, Besitztum, die ein Brand, ein Erdbeben, ein Krieg, eine Revolution von heute auf morgen zerstören können. An die Verwertung seiner Schätze zur eigenen Freude denkt keiner mehr, keiner schürft auch nur zusammen, um die Macht, die der Besitz verleiht, von Person zu Person auszuüben, — das Raffen und Türmen, das Spekulieren und Hasten ist Selbstzweck geworden, und die Menschen wüten gegeneinander in einem blinden Taumel, in dem keiner mehr sich auf sich selbst besinnt.

Alles Persönliche, Eigene, Individuelle erstickt im Qualm trüber Geschäftserwägungen, jedes besondere Bedürfnis nach wesensadäquater Betätigung, nach Betonung singulärer Eigenschaften wird unter der Zwangsvorstellung praktischer Notwendigkeiten erwürgt, und der Verkehr der Menschen untereinander, ihre Verständigung und Geselligkeit wird in einem Masse diszipliniert, paragraphiert und uniformiert, dass keine Unterscheidung des Sinns und der Art mehr möglich bleibt.

Ein Hexensabbath der Unvernunft, ein satanischer Fasching abstruser Verworrenheit — das ist die Zivilisation der Gegenwart, und am Satanischsten, weil jeder sich müht, die gleiche Maske zu tragen, wie der Nachbar, sein manisches Irresein depressiv scheinen zu lassen, und weil deshalb die Tollheit und der Wahn nicht einmal bunt und aufgeregt aussieht, sondern trostlos eintönig und langweilig.

Ein einziges Mal im Jahre nur, wenige kurze Wochen hindurch, kommen die Menschen da, wo sich noch etwas vorlutherischer Geist erhalten hat, zur Besinnung und Freude. Es ist, als ob im Karneval die Einsicht über sie käme, dass all ihr alltägliches Gehaben grauenvoll alberner Mummenschanz ist, und als ob das verschüttete Gefühl der selbständigen Wesenheit jedes Einzelnen einmal wenigstens sich emporwühlen müsse, um tief Atem zu holen und dann wieder, am Aschermittwoch, zurückzusinken in den Alpdruckschlaf der unwahrscheinlichen Wirklichkeit.

Dieselben Leute, die sonst nicht weit genug abrücken können von denen, die in Kleidung, Haartracht oder Benehmen von den üblichen Konventionen abweichen, oder sich gar zu einer Weltanschauung bekennen, die von den. demokratischen Vorschriften im Kern unterschieden ist, — diese selben Leute kleiden sich plötzlich in bunte Lappen, putzen sich so originell zurecht wie es ihnen nur möglich ist, und bewegen sich ungezwungen, lebendig, herzlich unter den gleichfalls verkleideten Nebenmenschen. Sie empfinden mit einem Male, dass sie, je singulärer ihre Erscheinung in der Menge wirkt, den übrigen Larven umso enger verbunden sind, und sie finden die ihnen im gewöhnlichen Leben ganz fremde Freiheit, übermütig zu sein, die Zwangsformen der Geschäftlichkeit beiseite zu schieben und öffentlich vor aller Augen menschliche Regungen einzugestehen.

Die Behörden selbst müssen die überall aufgepflanzten Verbotspfähle zurückstecken, um der Ausgelassenheit freiere Bahn zu schaffen, und wo sie es nicht tun, wo verknöcherter Beamteneifer mit Polizeistunden und Sittlichkeitsverordnungen auch noch im Getriebe der Faschingsfröhlichkeit herumfuhrwerkt, da hört man von den bravsten Bürgern kräftige Verwünschungen und erfrischende Bekenntnisse zu anarchischen Lebensformen. Sie vergessen, dass sie das ganze Jahr vor dem Fasching die

Beaufsichtigung durch den Schutzmann selbst gewünscht haben, dass sie sie das ganze Jahr nach dem Fasching wieder wünschen werden, und dass sie willig Steuern gezahlt haben für die Besoldung der Nüchternheit, die, verkörpert in Paragraphendrechslern, die vielleicht selbst ganz gern mit den andern trinken, tanzen und küssen möchten, auch in dem kurzen Zeitraum der pflichtentbundenen Freude mechanisch weiterfunktioniert.

Es ist verzweifelt schade, dass von dem Geiste des Karnevals, der recht eigentlich der Geist der Rebellion ist, so gar keine Spur über den Faschingdienstag hinaus gerettet werden kann. Nachher wird die Rechnerei und Schacherei und all das verrückte Getue wieder losgehen. Aber dass es überhaupt eine Zeit gibt, in der die Vernunft der Lust stärker ist als der Unverstand der Pein, das ist Grund genug für den, der neue Unterlagen einer menschlichen Gemeinschaft sucht, beglückt zu sein und mitzutun. Nichtig ist alles Leben, und eitel sind seine Freuden, sagen die Kirchenväter. Schön, aber trotzdem und gerade darum lasst uns ja! sagen zu diesen Freuden und zu aller Farbe und zu aller Glut!

Demaskiert euer besseres Selbst, indem ihr euch in Masken und Narrenkleider hüllt! Seid keine moralischen Asketen, sondern unbefangene Geniesser! Knausert nicht mit eurem Geld, sondern schmeisst einmal mit vollen Händen hinaus von dem, was übrig ist! — Früh genug müsst ihr die Larven von den Gesichtern nehmen und wieder vor euere Seelen binden. Ein ganzes Jahr Aschermittwoch steht wieder vor der Tür, da werdet ihr weisen Harlekine wieder stumpfe Bürger, und unter der Musik misstönigen Maschinengerassels beginnt von neuem die Trauermaskerade des Alltags.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich zog auch mein Geschirr aus dem „Leibstuhl", wobei ich wahrnahm, dass bei dieser Einrichtung alles so sinnreich ineinandergefügt war, dass man nicht nur bequem den Deckel oben durch das Sitzloch heben, sondern auch unten das Gefäss mitsamt dem Deckel unter dem Sitzbrett wegziehen konnte, was zwei Knöpfe an den Seiten des Troges sehr erleichterten. Ich folgte also mit meinem Kübel den Schritten der übrigen. Gleich um die Ecke herum war das Ziel, ein grosser Raum, nicht unähnlich einer Waschküche, nur dass an Stelle des Herdes, auf dem die Waschfrauen ihr heisses Laugenwasser präparieren, ein gewaltiger Lokus stand, eine „latrina", ebenso umfänglich und ebenso nur zum Sichdraufstellen geeignet, wie die in Italien üblichen derartigen Anstalten. In den offenen Rachen dieser Baulichkeit goss einer nach dem andern das. was aus den ewigen Suppen, die hier als Nahrung dienen, geworden war. Der entleerte Steintopf wurde alsdann in das riesige schwärzliche Bassin einer Wasserleitung gestellt und mit einer schmierigen Klosetbürste unter dem Strom des nach allen Seiten spritzenden Leitungswassers von den Resten, die an seine Bestimmung gemahnten, gesäubert. Ich unterzog mich der Aufgabe dieser Reinigung mutig und gefasst, war aber doch froh, als alles wieder an Ort und Stelle stand. Die Waschschüssel, als deren Gestell der Klapptisch hatte dienen müssen, und den Trinkbecher, aus dem ich mir den Mund gespült hatte, goss ich gleich rechts neben meiner Zelle in eine Wasserleitung aus, wie ich es von den andern sah, und versäumte nicht, mir bei dieser Gelegenheit noch einmal gründlich die Hände zu waschen. Aber ich beging den Fehler, auch den steifgewordenen Rest meiner Kartoffelsuppe in die Wasserleitung zu giessen, was das Ablaufen des Wassers sehr erschwerte. Ein junger Gefangener, der meine Nachbarzelle bewohnte und wegen Unterschlagung seiner Aburteilung entgegensieht, orientierte mich darüber, dass man Speisereste ins Nachtgeschirr giesse, was ich dankend zur Kenntnis nahm. — Als ich kaum wieder eingeschlossen war, ging die Tür von neuem auf: „Essnapf"! Wieder standen die zwei Sträflinge da mit einem grossen Kübel weissen Kaffees. Ich zog vor, ihnen nur den Trinkbecher hinzuhalten, einmal, weil ich dem Getränk Misstrauen entgegenbrachte, dann auch, weil ich der Sorgfalt nicht traute, mit der ich den Essnapf von der Kartoffelsuppe gereinigt hatte. Wieder erhielt ich eine Riesenportion Brot. Weisser Kaffee ist mir ein Greuel, zum Teil schon deswegen, weil ich immer Haut darin befürchte, die mir Brechreiz erregt. Der Kaffee war nach eingehender Prüfung zuver-

lässig hautfrei, auch dampfte er angenehm, und ich bekam ihn, ganz wie am Tage vorher im Polizeigefängnis, ohne Widerwillen hinunter.

Nach dem Frühstück war ich wieder meinen Gedanken und mir selbst überlassen. Was jetzt? Die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben hatte ich, aber keine Bücher ausser dem Testament und der Verhaltungsvorschrift und weder Papier noch Bleistift, weder Tinte noch Feder. Was ist ein Dichter ohne Schreibmaterial? Ein photographischer Apparat ohne Linse, ein Revolver ohne Patronen, ein Liebhaber ohne Mädchen. Ich klopfte energisch an die Tür. Der Aufseher fragte nach meinem Begehr. „Bitte holen Sie mir doch von meinen Sachen Papier und Bleistift herauf." — „Vor der Kirche kann ich Ihnen nichts besorgen." Bums — die Tür war wieder im Schloss. Ich nahm mir also die Bibel vor und begann die Apostelgeschichte zu lesen. Immerhin keine schlechte Lektüre, und in meiner Situation nicht ohne interessante Parallelen. Lauter Männer, die ihrer Ueberzeugung lebten und für sie litten, und als Gegenspieler die aufs Wort versessenen Konservativen, die sie verfolgten und einsperrten und vor nichts grössere Angst hatten als vor dem Wirksamwerden neuer Ideen, dem Lebengewinnen neuer Einsichten. Während ich las, ertönte plötzlich Gesang. „Ein' feste Burg ist unser Gott", von einem kräftigen Chor von Männern und Trauen einstimmig gesungen. Auf mich macht kein Gesang grösseren Eindruck, als der, der auf alle Hilfsmittel wie zweite und dritte Stimme, auf die sorgfältige Scheidung zwischen Bass, Bariton, Tenor, Alt und Sopran verzichtet, und der einfach durch die schlichte Melodie wirkt, die aus hundert ganz verschiedenen Kehlen strömt. Mag ruhig mal ein besonders Begeisterter alle übersingend im Ton vorbeihauen, — ich glaube nicht, dass der „musikalisch Gebildete", dem erst kontrapunktische Finessen einen Ohrengenuss ermöglichen, wirklich feiner benervt sei als ich, dem, wenn Landschaft, Menschen, Gefühle und Beschäftigung nur einheitlich zusammenstimmen, schon eine Handharmonika die Tränen in die Augen treiben kann. — Ich hörte das prachtvolle Luthersche Lied mit grosser Freude an und folgte aufmerksam einer inbrünstigen Sopranstimme, die immer wieder leidenschaftlich und süss über den ganzen Chor hinausdrang. Ich hätte etwas drum geben mögen, um die Frau zu sehen, die so sang. Aber sie stand zwei Stockwerke unter mir in der grossen Halle, wo das rote Heizungsrohr wie eine dicke Raupe an der Wand entlang kroch, — und ich war eingesperrt. Ich glaube, dass sie sehr schön war.

Aber kaum war der Choral verklungen, als die schrecklich geschraubte, saccharinsüsse Stimme eines Predigers in den hallenden Raum gellte. Auf das, was er sagte, mochte ich nicht hinhören,

nur manchmal drang ein Wort an mein Ohr, etwa „Gott", — und der Mann brachte es fertig, selbst in dies starke harte Wort noch einen f-Laut hineinzuhauchen, wahrscheinlich, um damit die Milde und Güte dessen zu bezeichnen, als dessen Stellvertreter er im Charlottenburger Gerichtsgefängnis engagiert war. Wäre ich an seinen Platz gestellt gewesen, ich hätte doch gerade diesem Auditorium Gott lieber als die kalte Faust der rächenden Gewalt geschildert, die den Sündern eben im Nacken sass. Aber sie, die nicht herauskönnen aus ihrer Gefangenschaft, die bei jedem Atemzug die Luft einatmen, die von der Geissei schwingt, mit der sich armselige Machthaber auf Gottes Gerechtigkeit berufen, sie mussten an diesem Ort das Salböl des Friedens- und Liebespredigers in ihre geketteten Seelen triefen lassen, der wahrscheinlich mit ausgebreiteten Armen unter der pedantischen runden Uhr stand mit der Aufschrift: „Normalzeit der Sternwarte". — Ich vertiefte mich wieder in die Apostelgeschichte, und wenn die sanften Laute des Nachfolgers dieser wundervollen Menschen in dem Buche in meine Zelle drangen, dann dachte ich verwundert darüber nach, was politische Geister aus reiner schönen Idealen machen können, und wurde um Sozialismus und Anarchismus ehrlich besorgt.

Die Andacht ging zu Ende, und kurz nachher brachte mir der Wärter ein Buch aus der Gefängnis-Bibliothek. Ich beschwor ihn, mir Papier und Bleistift zu bringen. Dann sah ich mir die Lektüre an: „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam. Das Weihnachtslied. Die Ostereier. Drei Erzählungen für die Jugend von Christoph von Schmid". — Ich kam mir wirklich wie der Teufel vor, den die Not zum Fliegenfressen bewegt. Ich tauschte also die Apostelgeschichte, die ich ja schon einigermassen kenne, gegen die frommen Geschichten des würdigen Herrn vor Schmid um, und las geduldig und immerhin amüsiert, wie höchst wunderbar der kleine Heinrich von Eichenfels von bösen Räubern entführt wird und ohne jemals das Sonnenlicht zu sehen zu kriegen, bis zu seinem achten Jahre in einer Höhle aufwächst, dann zufällig ins Freie gerät, natürlich zu einem Einsiedler kommt, der ihm alle Fragen, wer die schönen Blumen, das Wasser, die grosse Lampe am Himmel und was noch alles gemacht hat, zufriedenstellend beantwortet, und ihn mit Zuhilfenahme etlicher Zufälligkeiten und wunderbarer Begegnungen in die Arme der überglücklichen Eltern zurückführt; die bösen Räuber aber werden von Papa Eichenfels blutig gestraft. Diese Caspar Hauser-Geschichte ist gar nicht ungeschickt erzählt. Wenn ich mir aber vorstelle, dass solche Naivetäten — und erst die Geschichte vom Weihnachtslied, darin es der frommen Begegnungen und Wunder gar kein Ende nimmt — den erwachsenen Menschen im Gefängnis

vorgesetzt werden, um sie damit zu erbauen und zur rechten Ueberzeugung van Gottes Barmherzigkeit und Allmächtigkeit zu bringen, dann empört sich etwas in mir, — dann ist's mir, als dekouvriere sich hier etwas im letzten Grunde Erbärmliches und Verlogenes. — Von der Ostereier-Begebenheit brauchte ich zum Glück keine Kenntnis mehr zu nehmen, sintemalen mir im Laufe des Nachmittags Gelegenheit zu erfreulicherer Beschäftigung ward.

Fortsetzung folgt.

Münchner Theater.

Mehrere Monate hindurch habe ich notgedrungen darauf verziehten müssen, meinen Lesern über die Kultur-Bemühungen der Münchener Bühnen zu berichten. Der Versuch, auch nur die wesentlichen Theaterereignisse nachträglich in gedrängter Form, aber doch so instruktiv zu behandeln, dass ein sichtbareres Bild entstehe, als es die „Kritiken" der Münchener Tagespresse bieten, würde mich den Raum eines ganzen „Kain"-Heftes kosten. So mag man es hinnehmen, dass ich ein paar Worte nur über Regisseure und Schauspieler sage, wobei ich zur Illustration mich ausschliesslich auf ihre Wirksamkeit in den allerletzten Darbietungen beschränke.

An meinem im ersten Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochenen Urteil, dass die Münchener Theaterkunst, im Ganzen betrachtet, hinter den Anforderungen eines kultivierten Geschmacks sehr erheblich zurückbleibt, finde ich leider immer noch wenig zu ändern, und der Wunsch, es möchte hier eines Tages ein grosses, modernes Theater entstehen unter einheitlicher, fähiger Leitung, mit literarisch möglichem Repertoire und erlesenen schauspielerischen Kräften ist nicht eine weltfremde Caprice meiner privaten Sehnsucht, sondern wird von vielen, die nach jedem Theaterbesuch üble Laune zeigen inbrünstig geteilt.

Gegen das Repertoire der grossen Bühnen sind noch am wenigsten Einwände zu erheben. Es ist auch misslich, einem Theaterdirektor, der das berechtigte Verlangen hat, mit seiner Tätigkeit Geld zu verdienen, aus der Idealisten-Perspektive raten zu wollen was er spielen lassen soll. Er muss ja wissen, was sein Publikum verlangt. Deshalb mag hier über die Kunstbeflissenheit des Volkstheaters etwa mit der resignierten Anerkennung hinweggegangen werden, dass das Parkett dieser Anstalt wahrscheinlich das unbezähmbare Verlangen nach minderwertigen Volksstücken im Busen trägt Auch die Operette am Gärtnerplatz interessiert nicht. Sie ist in ihren Aufführungen genau so schlecht wie die unsäglichen Operetten der Wiener und der Budapester Autoren es gebieten. Und schliess-

lich braucht man auch darüber nicht zu verzweifeln, dass am Schauspielhause und am Residenztheater zwischen wertvollen oder mindestens anspruchsvollen Stücken immer wieder abgedroschene Possen auf dem Spielplan erscheinen. Das Publikum wird es wohl verlangen.

Das einzige Theater, das sich nachhaltig bestrebt zeigt, anständiges Niveau in der Auswahl seiner Stücke zu halten, ist das Lustspielhaus. Ich habe dies Theater bei meinem ersten Ueberblick recht übel behandelt. Das tut mir garnicht leid. Das Etablissement führte sich schlimm genug ein, und den Fanfaren der Zeitungsreferenten, deren Urteilsunfähigkeit an jedem besseren Kneiptiscn ein beliebter Unterhaltungsstoff ist, war der Dämpfer dringend nötig. Die Herren (und die Dame) haben sich allmählich beruhigt, sie haben die Leistungen des Lustspielhauses nach und nach in das nüchterne Ragout hineingepantscht, aus dem sie das Münchener Publikum mit ihren vorsichtigen, nachsichtigen und kurzsichtigen Meinungen füttern, und jetzt scheint es mir Zeit zu dem Bekenntnis, dass mir das Theater im ungekehrten Verhältnis zum Ausklingen der journalistischen Trompetenstösse von Monat zu Monat künstlerischer und lobenswerter geworden scheint.

Herr Dr. Robert hat im Laufe des letzten Jahres sehr viel gelernt, vor allem: anständige Regieführung. Erweckte früher jede Vorstellung den Anschein, als ob die Schauspieler mit den Kenntnissen der ersten Leseprobe auf die Szene losgelassen wären, so erlebt man jetzt in immer steigendem Masse die Freude, ein wechselseitiges Eingehen auf die Art des andern und somit ein glückliches Zusammenspielen zu beobachten. Auch ist es dem Direktor gelungen, die hilflosen Debütanten, die anfangs jedes Dichterwerk zerfetzten, durch erprobte und teilweise recht gute Schauspieler zu ersetzen, sodass oft saubere Aufführungen entstehen, die man im Einzelnen wohl scharf kritisieren kann, die aber niemals mehr im Ganzen den Eindruck absoluter Trostlosigkeit hinterlassen.

Aus dem ersten Ensemble ist Frau Ida Roland dem Theater treu geblieben. Die grosse Begabung dieser Schauspielerin und die grossen Möglichkeiten ihrer Ausdruckskunst bedürfen keines neuen Kommentars. Sie ist nicht besser geworden als ehedem, aber wirksamer, weil sie inziwschen bessere Partner fand. Was ich an Frau Roland heute wie früher aussetze, ist ihre zu grosse Routiniertheit, die in ihr die gefährliche Neigung stärkt, ins Publikum hineinzuspielen und damit das Bild des Gesamtspiels zu zerreissen. Ich sehe die Künstlerin deshalb lieber in ernsten Rollen — in Heinrich Manns „die Unschuldige" und in Tschechows „die Möve" war sie am besten —, als in lustigen, wie in Bahrs „Josephine". Das deutsche Publikum will (und hat darin Recht) während einer

Vorstellung keine Verständigung mit dem einzelnen Darsteller, und Starallüren gehören nicht in eine künstlerische Darbietung. Kann sich die Dame von solchen Angewohnheiten frei machen, so wird ihr ausserordentlich starkes Talent unendlich viel an Schätzbarkeit gewinnen. — Unter den männlichen Kräften des Lustspielhauses steht Carl Götz bei weitem obenan. Es gibt sehr wenige Schauspieler auf deutschen Bühnen, die mit so feinen Nerven Charaktere durchdringen und gestalten können. In Strindbergs „Vater", als Talma in „Josephine", als der rührend-komische „vazierende Hausknecht" in Nestroys „Einen Jux will er sich machen" gab Götz Kabinettstücke subtiler Charakteristik. Herr Dr. Robert darf sich ehrlich gratulieren, über diesen Mann zu verfügen. Er sollte ihn (und den köstlichen Alexander Ekert) soviel wie irgend möglich herausstellen. Lässt er sich, wie in Nestroys Posse, auch in wichtigeren Stücken von Max Reinhardts Regiekunst inspirieren, so hat das Lustspielhaus in der Tat Anwartschaft, das zu werden, was kritiklose Kritiker schon vor einem Jahr daraus machen wollten.

Die Hoffnung, am Residenztheater werde Steinrücks Einfluss die Einflüsse der Hofeklektiker bezwingen, war leider trügerisch. Es ist immer noch das alte Leid: heute das gute Werk eines modernen Dichters, von kluger künstlerischer Energie geleitet und — wenigstens in einigen Rollen — mit kräftigen Individualitäten besetzt, morgen ein beliebiger Schwankschmarrn, in Aufmachung und Darstellung die Leistung des Stadttheaters von Kyritz an der Knatter, übermorgen eine Klassiker-Vorstellung, von einem Oberlehrer inszeniert und mit einer Leidenschaftlichkeit vorgetragen, die sich aus wildrollenden R-Lauten und weitausholenden Hantelbewegungen zusammensetzt. Der zünftige Referent weiss von dem Unterschied nichts. Er sagt sich vielleicht: Variatio delectat und kompensiert die Abwechslungen, die ihn ergötzen, durch die ewig gleichgestimmte Bekundung einer künstlerischen Erfreutheit. Für zwei Drittel der Aufführungen an der Hofbühne genügten als Kritik tatsächlich Reproduktionen der Referate aus dem glorreichen Jahre 1871, als — na ja: hurrah!! — Am Repertoire hat sich da seitdem nichts, an agierenden Kräften wenig geändert. Das übrige Drittel sollte man aber doch wohl ernsthafter behandeln. Es gab unter Steinrücks und unter Basils Regie Aufführungen, die ohne Rückhalt gelobt werden dürfen, und die Ueberzeugung, dass das Münchener Hoftheater in Steinrück einen Regisseur sowohl wie einen Darsteller besitzt, der in die allererste Linie der lebenden Bühnenkünstler gehört, bekam in der letzten Zeit wiederholt Gelegenheit, sich zu bestätigen Ich erinnere an Schnitzlers Drama „Das weite Land", an Adolf Pauls „Die Sprache der Vögel", vor allem aber an Strindbergs „Totentanz". Als die beste Darstellerin am Residenztheater wird

man Frau v. Hagen betrachten müssen, die leider lange nicht genug in modernen Rollen beschäftigt wird. Diese noble, feine Schauspielerin zeigte am Schönsten in Max Halbes Spiel „Der Ring des Gauklers", wie gross ihre Sicherheit und wie echt ihre Darstellung ist. Das Zusammenspiel zwischen ihr und Steinrück im „Ring des Gauklers" war für den, der vornehme Kunst von effektvoller Klobigkeit zu unterscheiden weiss, ein erlesener Genuss. — Leider ist es dem Hoftheater nicht gelungen, für Johanna Terwin einen vergleichbaren Ersatz zu finden. Ich will der jungen Dame, die sich jetzt um die Ausfüllung des jugendlichen Charakterfaches müht, gewiss nicht wehtun. Ich will auch ihr Talent nicht in Frage stellen. Aber wir waren durch die Terwin verwöhnt und die Intendanz sollte sich die Frage vorlegen, ob es vorteilhaft sein kann, dass man nach jeder Premiere die Köpfe schüttelt und die fortgegangene Künstlerin zurückwünscht. Der Mangel an hervorragenden Kräften an unserm ersten Theater wird immer peinlicher fühlbar, und die Schwierigkeit, grosse Dramen, die sorgfältige Regiebehandlung verlangen, ihrem Anspruch entsprechend zu besetzen, ist dem Renommee Münchens als Theaterstadt kaum förderlich. Es gibt nämlich auch Leute, die ihr Urteil über das Münchener Kunstleben nicht allein auf die Notizen zur Förderung des Fremdenverkehrs in den „Münchener Neuesten Nachrichten", sondern auf eigene Studien gründen.

Bleibt noch das Münchener Schauspielhaus. Auch über dieses Institut ist bedauerlich wenig Erfreuliches zu melden. Das Theater hat leidliche Schauspieler aber eine gewöhnlich unleidliche Regie. Da unterzog sich kürzlich die Direktion der überaus verdienstlichen Aufgabe, Eulenbergs „Alles um Geld" herauszubringen. Herbert Eulenberg ist ganz und gar Romantiker. Sein Drama, eines der wertvollsten und zukunftsträchtigsten Bühnenwerke, die seit dem Entstehen einer modernen Kultur geschaffen worden sind, erfordert das vorsichtigste Eingehen auf unwirkliche, symbolhafte Geschehnisse. Alles geht wie hinter Schleiern vor sich. Die Regie des Schauspielhauses aber griff völlig daneben. Aus dem schwärmerischen Träumen einer „Kreatur Gottes" wurde das legere Sichabfinden eines fidelen Pechvogels. Was von einem Regisseur zuallererst verlangt werden muss, ist die Erkennung dessen, worauf es in einem Drama ankommt. Ferner gehört zu seinen Obliegenheiten eine gewisse Instruktion der Schauspieler, wie sie sich auf der Bühne zu benehmen haben. Wenn, wie häufig im Schauspielhause, jeder seinen eigenen Intentionen überlassen bleibt, so geschieht dem Stück unrecht, dem Publikum und auch den Schauspielern selbst, deren Leistungsfähigkeit infolge fortwährender Fehlleistungen natürlich unterschätzt wird. Das Schauspielhaus hat ein Darstellerpersonal, mit dem es viel bessere Wirkungen erzielen kann, als gemeinhin erzielt werden.

Die Damen Lina Woiwode und Consuela Nicoletti fanden in „Alles um Geld" selbst heraus, was der Dichter von ihnen wollte, ebenso Frau Glümer. In Rösslers reizendem Lustspiel „Die fünf Frankfurter" boten Frau Glümer und Frl. Woiwode ebenfalls ausgezeichnete Leistungen. Gute Schauspieler sind Herr Dumke, Herr Hans Raabe, Herr Steiner, — aber sie haben alle nicht die Anleitung, die not täte, und der einzige Darsteller, der dem Theater Licht, Wärme, Wohligkeit gibt, der unersetzliche Gustav Waldau, ist die längste Zeit am Schauspielhause gewesen. Herr Direktor Stolberg sollte sich daran erinnern, dass das Schauspielhaus einen guten Ruf zu wahren hat. Er sollte das Theater in Acht nehmen, dass dieser gute Ruf nicht zum Teufel geht. An seinen Schauspielern läge es nicht, es läge an ihm selbst.

Das Bild, das ich da vom Münchener Theaterzustand zeichnen musste, sieht nicht sonderlich erhebend aus. Das Hoftheater ein Schartekenarsenal, das Lustspielhaus ein unzulänglicher Bau in entlegener Gegend, das Schauspielhaus im Begriff, zu verwahrlosen. Wie soll das enden? Ob wir einmal ein äusserlich und innerlich ausreichendes Theater nach München bekommen werden? Oder bleibt alles wie es ist, und die Fachkollegen von der Tagespresse sorgen auch fürderhin dafür, dass sich das Kulturstreben dieser Stadt im Spiegel der Kritik blank und hübsch ausnimmt? Lasst uns die Fahne des Fortschritts unentwegt hochhalten und fröhlich weiterwursteln!

Bemerkungen.

Georg Heym. Aus den nächsten Freundeskreisen des jungen Dichters geht mir dieser Brief zu:

„Sehr geehrter Herr Mühsami . . . Am 16. Januar ist Georg Heym, 24 Jahre alt, im Wannsee ertrunken. Man wird später die verschiedenen Entwicklungs-Stufen dieses Dichters analysieren müssen; denn die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen, die er für seine Erlebnisse fand, ist — bei der Kürze seiner Schaffens-Zeit — überraschend. Er veröffentlichte, wie Ihnen wol bekannt ist, einen Band Verse: „Der ewige Tag" (Rowohlt 1911) und eine Reihe einzelner Gedichte in der „Aktion" und im „Pan". An diesen Werken fiel zunächst die Schärfe und die Wucht seines Sehens auf, mit der er seine Umwelt (die grossen Städte), Ueberliefertes (die französische Revolution) und durch seine Fantasie Gegebenes (die Reiche der Toten) erfasste und in sich zog. — Wesentlich erscheint nun, dass er — und je später, je mehr — nicht ein festes plastisches Bild hinzustellen suchte, sondern den

Strom der Bilder, wie sie ihm auftauchten, den pulsenden Bilder-Strom einfing, ohne sonderlich auf die reale Verknüpfung zu achten, (Besonders ist dies erkennbar in den „Schwarzen Visionen", dem zuletzt entstandenen Gedicht seines Buches). Bei der — hoffentlich bald erfolgenden — Herausgabe des Nachlasses wird sich zeigen, wie er so die starre Grausigkeit, die an seinen älteren Versen Fremde erschreckte und auch wol abstiess, in klingende Farbigkeit auflöste. —

Vielleicht gelingt es dieser kurzen Notiz, für deren Abdruck ich Ihnen sehr danken würde, bei einigen Lesern Ihrer Zeitschrift, Interesse für Georg Heym hervorzurufen. Ich verbleibe, sehr geehrter Herr Mühsam,

Ihr ganz ergebener

München, 3. 2. 1911. Robert Jentzsch.

Herr Jentzsch stellt mir gleichzeitig aus dem ungedruckten Nachlass Heyms ein im Spätherbst 1911 entstandenes Gedicht zur Verfügung, das hier folgt:

Fröhlichkeit.

Es rauscht und saust von manchen Karussellen
wie Sonnen flammend in den Nackmittagen,
und viele Leute sehen mit Behagen,
wie sich Kamele drehn und Rosse schnelle.

Die starren Schwäne und die Elefanzen,
der eine hebt vor Freude schon das Bein
und grunzt im hohlen Bauche wie ein Schwein,
und alle Tiere fangen an zu tanzen.

Doch nebenan, im Sonnenlicht, dem hellen,
gehen die Maurer, schwarz, wie Läuse klein,
hoch im Gerüst, ein feuriger Verein,
und schlagen Takt mit ihren Maurer-Kellen.

An diesem Gedicht gibt es viel auszusetzen: gewiss. Man soll nicht um eines Reimes willen Witze machen (dazu hat bislang nur Christian Morgenstern die Berechtigung erwiesen), man soll auch den Rhytmus nicht so salopp behandeln, wie es hier geschehen ist. — Aber wodurch mir dieses Gedicht, wie alle, die ich von Georg Heym gelesen habe, vor den Versen fast aller seiner Altersgenossen ausgezeichnet scheint, das ist die Lebendigkeit seiner Em-

pfindung. Man kann sagen: ein schlechtes Gedicht^ ein nachlassiges Gedicht, ein schluderiges Gedicht, — aber nie kann man sagen: ein belangloses Gedicht. Die Hoffnungen auf die Entwicklung der HeymBchen! Kunst setzten, taten es, weil sie in seinen Versen innere Notwendigkeit erkannten. Er schrieb seine Gedichte, weil er ein Dichter war, nicht weil er die Absicht hatte, Gedichte zu machen.

Hermann Bahr hat einmal das hübsche Wort gefunden: Es ist der Trost der alternden Generation, dass es immer wieder Zwanzigjährige gibt. Ist es Hermann Bahr schon einmal aufgefallen, dass heute wir, die wir zwischen dreissig und vierzig stehen, eigentlich die Jüngsten sind? Seit in Wien das Versemachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreiben! — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel. Unsere Zwanzigjährigen sind senil. Hoffentlich werden die Nobel-Preisrichter bald auf sie aufmerksam.

Georg Heym war anders als seine Altersgefährten. In seiner Kunst war Leben, Fühlen, Schwingen, Sehen, Wollen, Werden. Der Trost, den wir Dreissigjährigen der Generation Bahr gegeben haben, ist uns versagt. Eine dünne Stelle auf dem Wannsee-Eis, — und wir bleiben die Jünersten.

Vom politischen Kasperltheater. Im Reiche und in Bayern haben wir den erhebenden Anblick genossen, wie Links geschlossen gegen Rechts, wie der Fortschritt gegen die Reaktion marschierte, und wie die Macht des „schwarzblauen Blocks" ein für allemale gebrochen wurde. — Die Sozialdemokraten haben vier und eine viertel Million Stimmen gesammelt und einhundertundzehn Abgeordnete in den Reichstag entsandt. Nun muss sich alles, alles wenden.

Der liebe Gott hat die Welt ungemein sinnvoll eingerichtet. Die Dinge, die zu einander gehören, hat er wie im Museum überall zu einander gestellt. Deutschland hat die stärkste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Republikaner: nirgends in der Welt steht die Monarchie auf sichererem Grund als in Deutschland. Deutschland hat die tüchtigste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Antikapitalisten: eine Kapitalsanlage in deutschen Unternehmungen gilt überall als die solideste Vorsicht. Deutschland hat die erfolgreichste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million internationaler Revolutionäre, vertreten durch einhundertundzehn zähnefletschende Mandatare: Der deutsche Soldat ist der verlässlichste, den es gibt, in seine Seele ist noch kein zweifelnder Gedanke eingezogen, wenn der Kaiser eines Tages den

beliebten „Ernstfall" erlebt, dann kann er sich auf vier und eine viertel Million sozialdemokraitscher Wahler, repräsentiert durch einhundertundzehn Abgeordnete, verlassen,

Auch im engeren Vaterlande sind heisse Schlachten geschlagen worden. Die „vereinigten Zentrumsgegner", Liberale, Sozialdemokraten und Bauernbündler, zogen mit gemeinsamen Kandidatenlisten ins Feld, um die schwarze Majorität des Landtags zu besiegen Fast ein Dutzend Sitze verloren die Ultramontanen in diesem Gemetzel, und wenn sie zusammen mit den Konservativen auch noch über eine Stimmenzahl von einigen neunzig verfügen, wogegen der „Linksblock" bloss 69 Vertreter hat, sagen uns doch die Zeitungen der vereinigten staatserhaltenden und staatsstürzlerischen Zentrumsgegner täglich, dass die Differenz das nächste Mal noch kleiner sein wird, wenn man inzwischen nur fleissig zusammenhält. Das nächste Mal — das ist nach sechs Jahren. Und nach aber und aber sechs Jahren wird die Zentrumsmajorität vielleicht gebrochen sein, und dann bekommt Bayern eine neue Wahlkreiseinteilung und jede freiheitliche Sehnsucht erfüllt sich. Nur Geduld muss man haben.

Vorerst wurde der bisherige Fraktionsvorsitzende des Zentrums im Reichstage, Freiherr von Hertling, bayerischer Ministerpräsident. Der soeben konstuierte freiheitliche Reichstag aber erwählte zu seinem Präsidenten den ultramontanen Dr. Spahn.

Ein süsser Trost ist uns geblieben: München ist in Reichs- und Landtag ausschliesslich sozialdemokratisch und liberal vertreten. München verfügt auch über eine liberale Stadt- und Polizeiverwaltung, und die liberalen und sozialdemokratischen Stadtväter haben einwandfrei bewiesen, dass sie für die Erhaltung von Tugend und Sittlichkeit in dieser Stadt imstande sind, unabhängig von schwarzen Einflüssen, ihre Mucker selbst zu stellen.

Abel. „Abel, Zeitschrift für Sklaverei" nennt sich eine Faschingszeitschrift, die im Verlage von Hans Goltz in München erschienen und von Grafen Paul von Keyserling jr. herausgegeben ist. Der „Kain" wird schon in der Aufmachung des Heftes sehr niedlich parodiert, und ich persönlich muss mir allerlei Frozzeleien gefallen lassen Ich bin nicht sehr empfindlich. Vor allem verschliesse ich mich keineswegs der geschäftlichen Erwägung, dass meinem Blatte da eine, vielleicht ungewollte, jedenfalls aber sehr schätzbare Reklame gemacht wird. Ich revanchiere mich, indem ich meine Leser unter Vermeidung jeglicher Kritik des Heftchens auf sein Erscheinen hinweise. Es kostet fünfzig Pfennige.

München-Schilda. Da es gerade Faschingszeit ist, mag hier eine kleine Geschichte von neuem erzählt werden, die zwar schon zwei Jahre zurückliegt, aber den Vorzug hat, wahr zu sein. Aeltere Einwohner Münchens erinnern sich noch des Jahres 1909. Das war das Jahr der Freiheit und der ungebundenen Lebensfreude für Bayerns Hauptstadt. Damals gab es dicht beim Bahnhof ein Caféhaus, das die ganze Nacht geöffnet war: das Café Imperial. Für unsereinen, der die polizeiwidrige Gewohnheit hat, manchmal bis in späte Nachtstunden zu arbeiten, und der dann das Bedürfnis spürt, auszugehen, eine Tasse Bouillon oder einen Schnaps zu sich zu nehmen oder gar noch mit Bekannten Gespräche zu führen, war das Café Imperial

in diesem Jahre sehr oft das Ziel nächtlicher Wanderungen. Schach, Karten oder Billard spielen durfte man nach drei Uhr zwar nicht mehr in dem Lokal, auch Zeitungen wurden, wenn ich mich recht erinnere, den Gästen nicht mehr zu lesen gegeben — denn die Polizei wusste wohl Mass zu halten mit ihrer Freigiebigkeit. Aber man wusste doch, wo man bleiben konnte, falls man noch einen freien Platz im Café Imperial fand. Denn von allen Gegenden Münchens strömten jede Nacht ungeheure Menschenmassen zu dem einzigen Etablissement, das nach 3 Uhr Gäste empfing. Das Jahr 1909 ging herum. Man hatte sich daran gewöhnt, München für eine freiheitliche Stadt zu halten. Aber die Polizei war bei Erteilung der Nachtkonzession an den Wirt des Cafés Imperial vorsichtig gewesen. Sie hatte sie ihm nur versuchsweise für ein Jahr zugebilligt. Als das Jahr zu Ende ging, und der Mann um Verlängerung seiner Vergünstigung nachsuchte, wurde sie ihm verweigert. Mit dieser Begründung: Es habe sich gezeigt, dass die Lokalitäten des Cafés Imperial nicht imstande seien, dem Andrang der unterkunftheischenden Nachtbesucher gerecht zu werden. Dieses Caféhaus sei deshalb wie alle andern wieder von 3 Uhr ab zu schliessen.

Als dieser Bescheid an den Wirt des Cafés Imperial erging, lagen der Münchener Polizei noch einige dreissig Gesuche um Bewilligung des Nachtbetriebes vor. Aber heute noch wird an 355 Tagen des Jahres — zehn Redoutentage während des Karnevals sind ausgenommen — die Bedürfnisfrage nach einem Münchener Nachtlokal von der liberalen Stadtverwaltung verneint, und der Dorfbüttel Münchens quält sich Nacht für Nacht unter den vielen hundert Personen Ordnung zu halten, die nach 3 Uhr planlos durch die Strassen der Residenz ziehen und Unterkunft suchen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel. 2355

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

*) Nicht gewünschtes bitte zu durch streichen.

Jahrgang I. No. 12. März 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N." — Bemerkungen. — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang I. No. 12. München, März 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag". München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Dieses Heft schliesst den ersten Jahrgang des „Kain" ab. Die Abonnenten werden gebeten, den Abonnementspreis für das nächste Jahr an die Geschäftsstelle einzusenden. Von denen, die das Blatt weder neu- noch abbestellen, wird das Jahresabonnement, ihr Einverständnis vorausgesetzt, bei Zusendung des Aprilheftes durch Postnachnahme einkassiert werden. Dem Aprilheft wird Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum ersten Jahrgang beigelegt werden, damit sich die Leser den „Kain" nach Jahrgängen binden lassen können.

KAIN-VERLAG.

Die Bergarbeiter.

Abgesperrt von jeglichem Sonnenlicht, klaftertief unter dem Erdreich, in jedem Moment der Gefahr schlagender Wetter ausgesetzt, verrichten die Kohlenarbeiter ihr schweres Werk. Giftiger Staub setzt sich in ihre Lungen fest und zerstört ihre Lebenskraft vor der Zeit, — ihre Aufseher aber, die Stellvertreter ihrer Arbeitgeber, prüfen, messen und wägen, ob jeder einzelne auch genug Kohlen zutage fördert, und feilschen, um ihren Auftraggebern ge-

fällig zu sein, dem armen Arbeiter von seiner kärglichen Besoldung immer noch ein Weniges ab. Akkordarbeit nennt man das System, nach dem sich die Entlohnung nicht um die Zeit einer Anstrengung, sondern um die Quantität des Geleisteten kümmert. In jeder vernünftig eingerichteten Gesellschaft wäre es selbstverständlich, dass das Resultat einer Leistung den Nutzen bestimmte, den der Arbeiter von seiner Mühe hätte. In der kapitalistischen Gesellschaft hingegen ist diese Methode die denkbar ungerechteste, und der Hinweis der Kapitalisten auf das moralische Prinzip, dass sich der Lohn einer Arbeit nach dem Ausmass ihres Ertrages richten müsse, ist tückisch und verlogen.

Diejenigen, die mit dem Risiko ihrer Gesundheit und ihres Lebens die Arbeitsgerätschaften fremder Menschen handhaben und dem Besitze einer privilegierten Minderheit seine Nutzbarkeit verschaffen, haben an der Verwertung ihrer Produktion nicht das geringste Interesse. Ihr Arbeitstrieb wird von keinem ethischen Gefühl, von keiner Gegenseitigkeitsverpflichtung gespornt, sondern ausschliesslich von dem Zwang, für sich und ihre Familien den notwendigsten Unterhalt herauszuschlagen. Die Unternehmer dagegen, die als einziges Risiko ihr spekulatorisches Interesse einsetzen, fordern die höchste Anspannung der manuellen Leistungskraft der Arbeiter, weil ihnen bei der Ueberzahl arbeitsfähiger Menschen am Leben des einzelnen gar nichts, an der Ergiebigkeit der Arbeit möglichst Weniger alles liegt. Um dieses Höchstmass der Anstrengung zu erzielen, werfen sie die Aussicht auf bessere Lebensführung ausserhalb der Grube den Arbeitern als Köder hin und bewirken dadurch bei allen Arbeitern eine Ueberspannung der Leistungskraft, mithin frühzeitige Abwirtschaftung der Organe und verkürzte Arbeitsfähigkeit, die nur dem Arbeiter zum Schaden gereicht, weil der Unternehmer ja jederzeit jungen unerschöpften Ersatz findet, Untergrabung des kameradschaftlichen Ge-

fühls und bei den Beamten und Aufsehern Herausforderung chikanöser Willkür und Grossmannssucht

Die englischen Grubenarbeiter fordern angesichts dieser Verhältnisse die Festsetzung von Mindestlöhnen, um dadurch der unumschränkten Despotie der Bergwerksbesitzer entgegenzuwirken. Der Wille derer, deren Arbeitskraft das Kapital ausbeutet, um Kapital sein zu können, hat nur einen Weg, sich Geltung zu verschaffen: die Verweigerung der Arbeitskraft, den organisierten, solidarischen, konsequenzbereiten Streik. Diesen Weg hat die englische Bergarbeiterschaft beschritten, und wir sehen gegenwärtig einer der grossartigsten Kraftproben zwischen Arm und Reich zu, die die Geschichte der Arbeiterbewegung bisher geboten hat.

Der Umfang des Kampfes (und noch weniger die Forderungen der Streikenden) ist das Wichtigste nicht, was bei der Beobachtung des Vorgangs den sozial bewegten Zeitgenossen in Atem hält. Es ist vielmehr das Land, in dem die Aktion geführt wird, und der Vergleich mit parallelen Streikerscheinungen, was hier so ungeheuer interessant und aufregend ist. England ist — daran ändert die monarchische Verfassung gar nichts — eines der demokratischsten Länder der Erde. Radikal-demokratische Oppositionsparteien haben dort infolgedessen mangels grosser und umwälzender Programmforderungen sehr wenig Aussicht auf starke Popularität. Auf wirtschaftlichem Gebiet haben die Trades-Unions so ausgiebig auf eine relative Friedlichkeit zwischen Kapital und Arbeit hingearbeitet, dass England vielen als ein Beispiel für die Lehre galt, die eine natürliche eruptionslose Entwicklung von kapitalistischem zu sozialistischem Gesellschaftgefüge behauptet. Man traute den grossbritannischen Arbeitern die Entschlossenheit zu radikaler Selbsthilfe umsoweniger zu, als eine politische Parlaments-Vertretung der Proletarier in den drei Königreichen so gut wie gar nicht existiert.

Da traten vor einem halben Jahre plötzlich die Seeleute in den Streik. Mit einer Bewusstheit, mit einer in sich selbst gegründeten Disziplin wurde der Kampf begonnen und mit Hilfe der verwandten Gewerke zum Erfolg geführt, die auf dem ganzen europäischen Festland verblüffte, und die plötzlich zeigte, dass gerade England Vielleicht den bestgedüngten Boden für radikale sozialistische Wandlungen hat.

Zumal in Deutschland, dessen Arbeiterschaft sich nirgends laut genug ihrer straffen Gewerkschaftsorganisationen rühmen kann, konnte ein grosser Streik, der die. Besserung der Lebenslage einer das ganze Reich umspannenden Arbeitergruppe zum Ziele hatte, noch nie durchgeführt werden, obwohl doch gerade hier die Verfassung der Arbeiterorganisationen eine durchaus zentralistische ist, und obwohl doch hier die Meinung allgemeine Gültigkeit hat, dass ein zentrales Kommando allein geeignet ist, eine grosse gemeinsame Aktion zu dirigieren. Ueberschauen wir aber nach rückwärts die grossen Arbeiterkämpfe der letzten Jahre in Deutschland, so stösst die Erinnerung immer nur auf partielle Lohnbewegungen. Handelte es sich einmal um Kämpfe, die gleichzeitig in verschiedenen Distrikten geführt werden mussten, so hörten wir stets von den Arbeitern die bittere Anklage, ihnen sei der Kampf von den Arbeitgebern aufgezwungen, sie hätten keinen Streik begonnen, sondern seien ausgesperrt worden. Die reichste, diszipliniertesten und an Zahl mächtigste organisierte Arbeiterschaft der Welt lässt sich also immer wieder in die Defensive drängen und findet auf keinem Gebiet den Mut zu einer entschlossenen Aggressivität.

Man erinnere sich an den grossen Textilarbeiterstreik in Crimmitschau im Jahre 1902. Die Kasse der Gewerkschaft war bis zum Rande voll. Täglich liefen aus allen Teilen des Landes und des Auslandes tausende und abertausende Mark für die Ausständigen ein, die sich bei der Kläglichkeit ihrer Lage aller Sympathien erfreuten. Der

„Vorwärts" berichtete triumphierend, der Streik sei mit den vorhandenen Mitteln noch monatelang zu halten. Am Tage nach dieser Mitteilung aber brachte derselbe „Vorwärts" die Nachricht, die Arbeit sei von den Streikenden bedingungslos wieder aufgenommen worden, und als Grund wurde angegeben, bei längerer Arbeitsstockung wäre die ganze Industrie zugrunde gegangen, diese Verantwortung habe die Streikleitung nicht tragen wollen Einmal angenommen, diese Begründung sei aus ehrlichem Herzen gekommen (in Wahrheit wurde der Streik natürlich von der sozialdemokratischen Partei inhibiert, die fürchtete, durch den fortwährenden Zustrom von Arbeitergroschen in die Streikkasse werde der Reichstagswahlfonds für 1903 Schaden leiden), — also die Aufrichtigkeit der Entschuldigung für die Niederlage einmal vorausgesetzt, erheben sich diese Fragen: Ist es Sache der Arbeiter, sich um den Bestand einer Industrie zu sorgen, für die zu schaffen so unerträglich ist, dass selbst sächsische Weber gegen sie in den Streik treten mussten? Weiter: Treibt eine Industrie ihre Unerbittlichkeit gegen Streikforderungen bis zum eigenen Zusammenbruch, da doch das Bedürfnis nach Leinenproduktion angeblich nach wie vor bestand, ist dann nicht die Zeit gekommen, wo die Arbeiter mit Hilfe der grossen für den Streik gesammelten Kapitalien die Fabriken in eigene Regie nehmen und die sozialistische Tat der Begründung einer Produktivgenossenschaft unternehmen sollten? Drittens aber: Wäre nicht die selbstverständliche Folge der Bedenken der Streikleitung die gewesen, in sämtlichen Textilfabriken Deutschlands den Solidaritätsstreik zu proklamieren, um dadurch der Konkurrenz den Profit aus dem Streik abzuschneiden und gleichzeitig die Arbeiter der anderen Gegenden von der Verantwortung streikbrecherischer Verräterei zu entlasten? Die zentralgewaltigen Dratzieher aber dachten anders, bliesen zum Rückzug und

bängten den armen Webern das alte Elend wieder auf den Buckel.

Noch widerlicher war das Verhalten der politischen Klassenkämpfer bei dem Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet im Jahre 1905. Die Aussichten standen für die Arbeiter glänzend. Sehr gegen den Willen der Zentralleitung griff die Bewegung immer weiter um sich, alles Bremsen half nichts, die Ausständigen begriffen den Vorteil ihrer Situation und beschlossen über die Köpfe der Herren Sachse und Huë hinweg, den Streik weiterzuführen und auszudehnen. Französische und belgische Gruben erklärten sich mit den Deutschen solidarisch, sodass in einem sehr umfänglichen Bezirk die Bergarbeit ruhte. Inzwischen hatte sich die preussische Regierung ins Mittel gelegt und mit den parlamentarischen Streikführern unterhandelt. Der Handelsminister Möller versprach ein Bergarbeitergesetz, und obgleich er keinerlei Garantien gab, was darin verfügt werden sollte, und obendrein noch im preussischen Abgeordnetenhaus eine Rede hielt, in der er unverhohlen seine Sympathie für die Bergwerksbesitzer aussprach, ging jetzt in der Parteipresse, in den Knappschaftszeitungen und in den Reden der sogenannten Vertrauensleute ein aufgeregtes Gegacker an, die Bergarbeiter dürften der Legislatur nicht vorgreifen, sie müssten ihrem Führern folgen, sie vergingen sich gegen die Disziplin, und wenn sie nicht aufhörten zu streiken, seien alle Bande frommer Scheu gelockert. Natürlich liessen sich die Streikenden nicht stören und verweigerten den Leitern den Gehorsam, die das unglaubliche Ansinnen an sie stellten, ihre Position im günstigsten Moment aufzugeben. Selbst die Drohung, die Streikzuschüsse würden gesperrt werden, verfing nicht. Da griff man endlich zu einem ganz infamen Mittel. Man verbreitete — das alles ist erweislich wahr — in wichtigen Streikorten Flugblätter mit der Behauptung, anderwärts sei die Arbeit wieder aufgenommen worden. Diese Lüge brachte natürlich Ver-

wirrung in den Kampf. Wurde erst wieder in einigen Zechen gearbeitet, so hatte der Streik in den andern keinen Sinn mehr. Der Streik ging also verloren und es trat der beispiellose Fall ein, dass die deutschen Arbeiter an ihren belgischen Kollegen, die für sie in den Solidaritätsstreik getreten waren, zu Streikbrechern wurden. Dass bei ihren Bemühungen, die Arbeiter zur „Vernunft" zu bringen, die Herren Huë und Sachse von ihren eigenen Pfleglingen Prügel bekamen, ist das Erfreulichste, was die deutsche Bergarbeiterbewegung von 1905 der Nachwelt hinterlassen hat. Das von Herrn Möller angekündigte preussische Bergarbeitergesetz kam wirklich. Es sah so aus, dass sämtliche sozialdemokratische Zeitungen in wütender Entrüstung erklärten, jetzt seien die Bergarbeiter noch übler daran als vorher. Natürlich ist die Aussicht, einen neuen Streik erfolgreich durchzuführen, seither beträchtlich gesunken.

Welcher Unterschied zwischen den deutschen Streikern und den englischen! — Von heute auf morgen legen auf der ganzen Insel eine Million Arbeiter das Werkzeug nieder, ohne Zentralleitung, ohne jahrzehntelange Schulung durch Diplomaten und Advokaten, ohne ängstliches Fragen: dürfen wir auch? — Jeder kennt sein Interesse, jeder hat eigene Initiative, jeder beschliesst nach eigenem Willen. Aber gerade darum ist Einigkeit in der Menge, gerade darum Solidarität und Entschlossenheit. Schon schliessen sich andere Organisationen an. Die Eisenbahner weigern sich, Kohlen zu befördern, die belgischen und französischen Seeleute weigern sich, Kohlen, die für England bestimmt sind und — natürlich! — aus Deutschland kommen, zu verladen und übers Meer zu fahren. Im ganzen Land steigen die Kohlenpreise ins Unerschwingliche, und die Arbeiter werden ihre Ansprüche durchsetzen, weil sie sich nicht auf gefüllte Kassen verlassen, sondern auf ihre wohlangewandte Energie, und weil sie

sich nicht von besoldeten Führern kommandieren lassen, sondern den eigenen Verstand nach dem Rechten fragen.

Mit Geld kann nie ein Streik gewonnen werden, weil auf der andern Seite stets mehr Geld ist. Von einer Zentralmacht kann nie ein Streik dirigiert werden, weil die, die mit ihrem eigenen Leibe für ihre eigene Sache kämpfen, keine Tatkraft haben können, wenn sie nicht selbst beschliessen dürfen was not tut. Wehe der Arbeiterbewegung, die Politikern in die Klauen gerät, denn die kümmert nicht die Arbeiterbewegung, sondern die Politik. Werden die deutschen Arbeiter von den englischen lernen? — Sie werden nicht. Sie werden wählen und wieder wählen und immer wählen. Die Gewählten aber haben keine Zeit, sich um Arbeiterfragen zu kümmern. Sie müssen streiten und schachern, wer bei ihren Beratungen das Präsidium führen soll, und sie müssen untereinander darum raufen, ob ein Sozialist den Hofknix machen darf oder nicht.

Seit der Niederschrift der vorigen Betrachtung kommen aus Dortmund und Essen täglich Nachrichten, die es wahrscheinlich machen, dass beim Erscheinen dieses Heftes die Bergarbeiter des Ruhrreviers von neuem im Streik stehen werden. Das jämmerliche Verhalten der dem „alten Verbande" eng verbündeten „christlichen" Gewerkschaften zeigt, dass die Initiative auch diesmal wieder von den Arbeitern ausgeht, die, durch die Erfahrungen von 1905 gewitzigt, hoffentlich den eigenen Entschlüssen mehr vertrauen werden als den diplomatischen Kunststücken der Zentralverbands-Leiter. Die föderalistisch organisierten Syndikalisten, die zumeist radikalsozialistische und anarchistische Tendenzen verfolgen, haben im Streikbezirk erfreulich starken Einfluss. Ihre zweckbewusste Beratung wird voraussichtlich ein zu frühes Paktieren mit den Zechenbesitzern und ein Eingehen auf Vermittlungsvorschläge der zur Aufrechthaltung der kapitalistischen Einrichtungen erkorenen Regierang zu verhindern wissen. Die gleichzeitige Ruhe der Bergwerke in England und Deutschland muss in kürzester Frist den Kohlenmangel in ganz Europa so nachdrücklich fühlbar machen, dass der Lebenswille der gesamten Bevölkerung einen Vergleich nach dem Diktat der Arbeiter erzwingen wird. Die Streikenden können nicht laut genug

vor den Vertröstungen ihrer Führer auf eine gelegenere Zeit gewarnt werden. Mag das englische Beispiel anfeuernd auf sie wirken, damit wir endlich einmal auch in Deutschland einen energisch durchgeführten Wirtschaftskampf erleben. Die Engländer haben die Vergleichsvorschläge ihrer Regierung abgelehnt und sich damit das Missfallen der liberalen Zeitungen zugezogen. Denen, die nach der Sympathie des Bürgertums schielen, sei gesagt, dass sie immer nur solange dauert, wie das Interesse der Grubenaktionäre nicht gefährdet ist. Sobald eine Einschränkung der Ausbeutungsmöglichkeit der Arbeitskräfte akut zu werden droht, ist die ganze arbeiterfreundliche Bourgeosie nicht nur mit der Zusammenziehung zahlreicher Gendarmerie im Streikgebiet einverstanden, sondern zetert auch noch nach Maschinengewehren und Standrecht. Die Arbeitet; des Ruhrreviers sind als mutige Kämpfer bewährt. Sie warten nicht, bis die Unternehmer sie bei entsprechender Konjunktur aussperren, und müssen daher nicht, wie vor zwei Jahren die Bauarbeiter und jetzt wieder die Schneider, notwendig die Schwächeren bleiben. Es ist zu hoffen, dass durch ihre entschlossene Offensive die durch die schlappe Betulichkeit der parlamentarischen Klugschnacker arg misskreditierte deutsche Gewerkschaftsbewegung neue Kraft und Festigkeit gewinne.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Mittags wurde mir eine Graupensuppe gebracht, in der hier und da Rindfleischfetzen schwammen. Mir grauste allmählich vor den Suppen, und ich fragte, wie es denn eigentlich mit meiner Selbstbeköstigung bestellt sei. Der Aufseher erklärte mir, dass ich das eher hätte sagen müssen, und dass er mir jetzt nichts holen könne. So zwang ich also wieder meine Suppe herunter und ass das klitschige Brot dazu. Aber nachmittags, als ich fast am Ende der zweiten Schmidschen Erzählung war, kam ein uniformierter Herr in meine Zelle, der mir mein Briefpapier nebst Bleistift brachte (nachdem kurz vorher schon auf mein energisches Bitten der Wärter zwei Bogen Schreibpapier nebst Tinte und Feder gebracht hatte), und fragte nach meinen übrigen Wünschen. Ich hielt den Herrn zuerst für einen Oberaufseher, nachdem ich ihn aber mehrfach so betitelt hatte, nahm er vor einigen Tagen eine Gelegenheit wahr, um mich darüber aufzuklären, dass er der Inspektor sei und das ganze Gefängnis unter sich habe. Ich kann sagen, dass ich an diesem Inspektor hier meinen besten Freund, meine zuverlässigste Stütze habe. Der Mann erleichtert mir das Leben, soviel er irgend kann und

hat mir tatsächlich schon soviel geholfen und genützt, dass ich ihm aus dieser unangenehmen Zeit ein sehr gutes Andenken bewahren werde. Zunächst orientierte er mich über die Methode, zu der genehmigten Selbstbeköstigung zu gelangen, indem er mir eine Speisekarte des Restaurateurs Fahrland überbrachte, mit dem die Gefängnisverwaltung das dort Bezeichnete mit angegebenen Preisen vereinbart habe. Ich solle nur täglich aufschreiben, was ich haben wolle und morgens den Zettel für den ganzen Tag abgeben. Zum Essen erlaubte er mir, täglich zwei Flaschen Bier zu trinken, Charlottenburger Schlossbräu, dessen Qualität er mir sehr pries. Ich bestellte noch für den gleichen Abend ein Schnitzel mit Kompott nebst zwei Flaschen Bier und für den nächsten Morgen schwarzen Kaffee mit zwei geschmierten Brötchen. Dann bat ich den Inspektor inbrünstig, mir das Rauchen zu gestatten. Ich hatte dieses Anliegen schon dem Assessor B. vorgetragen, der hatte mich aber damit an den Arzt verwiesen, einen Herrn, den ich bis zum heutigen Tage noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Ich setzte dem Inspektor auseinander^ dass ich gewöhnt sei, täglich 10, 12 bis 15 schwere Zigarren zu rauchen, und dass mich die zwei Tage, die ich das Rauchen jetzt entbehren musste, schon ganz schwermütig gemacht hätten. In der Tat glaube ich, dass ziemlich arges Kopfweh und viele sehr quälende Gedanken, die mich hier bedrücken, bei hinlänglichem Zigarrengenuss vermieden werden könnten. Ich bat also, mir von den neun Zigarren, die ich auf der Reise nach Zürich rauchen wollte, jeden Tag wenigstens zwei zu bewilligen. Der Inspektor versicherte mir, dass er mir ohne ausdrückliche Genehmigung keine geben dürfe, als ich ihm aber begreiflich machte, dass meine Gesundheit bei weiterer Nikotinenthaltsamkeit nach meinem Gefühl Schaden leiden müsse, erklärte er endlich, dass er mir zwei Zigarren heraufschicken wolle und die Bewilligung dazu nachholen werde. Ich gestehe, dass ich dem Manne sehr dankbar war und bin.

Nachdem er mich allein gelassen hatte, schrieb ich zuerst auf das Gefängnispapier, das so geknifft war, dass der Briefbogen gleichzeitig das Kuvert darstellte, zwei Briefe: an Landauer und an Caro, worin ich eine Reihe von Wünschen über Massnahmen äusserte, die mir füi meine Verteidigung wichtig schienen. Vor allem bat ich Landauer, meinen Artikel „Neue Freunde"[1]), in dem ich über meine Absichten mit den „Vagabunden" berichtete und seine Auseinandersetzung über die rechtliche Beziehung des Sozialistischen Bundes zum Vereinsgesetz an Caro und an Bernstein zu schicken, und Caro bat ich, mir Lektüre zu bc„jrgen. Ob alle Briefe, die ich von hier absende, ihr Ziel erreichen, weiss ich nicht. Auf eine

---

[1]) „Sozialist" vom 1. August 1909 (Jahrg. I. Nr. 12).

ganze Fülle von Briefen, die ich schrieb, ist gar keine Antwort gekommen. Von Wohl erhielt ich am dritten November ein Telegramm, das am ersten abgesandt war und in dem er versprach, er werde „noch heute" schreiben. Ein Brief von ihm ist aber bis jetzt nicht in meine Hände gelangt. Ausser diesem Telegramm brachte mir die Post in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes hier nur eine Postkarte und eine Nummer der „Schaubühne" . . . Ob nun in der Regel meine Briefe nicht befördert werden, oder ob die Briefe an mich nicht abgeliefert werden, entzieht sich meiner Beurteilung. Vielleicht kommt vieles, was irgend etwas an Wünschen, Meinungen und dergleichen enthält, was sich auf meine „Straftat" bezieht, einfach zu den Gerichtsakten. Dass seit einer vollen Woche kein Brief an mich geschrieben sein sollte, halte ich für ausgeschlossen. Jedenfalls wirkt diese Unsicherheit im Verkehr mit der Aussenwelt auf mich äusserst deprimierend.

Fortsetzung folgt.

„M. N. N."

Nördlich von Augsburg wohnen die Preussen, östlich von Rosenheim die Schlawiner. Der von diesen beiden Völkerschaften flankierte Winkel begrenzt den Wirkungsbezirk der „Münchener Neuesten Nachrichten".

Man könnte meinen: Zeitung ist Zeitung, Schmock ist Schmock, die „M. N. N." aber sind eine lokale Münchener Angelegenheit, die 'jenseits von Augsburg und Rosenheim keine Seele interessiert. Mich dünkt jedoch die Aufgabe lohnend, einmal an einem Musterbeispiel aufzuzeigen, welche Jämmerlichkeit in den Bergen Lesepapiers gespeichert ist, aus der der deutsche Bürger beim Frühstück, beim Abendbrot und bei der Verdauung seine geistige Nahrung zieht.

Um meine Ansicht über das Münchener Zentral-Intelligenz-Organ vorweg in einem Satze zusammenzufassen: Die „Münchener Neuesten Nachrichten" schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord. Diese Meinung spreche ich unter ausdrücklicher Wahrung meiner sehr geringschätzigen Beurteilung sämtlicher übrigen in München oder sonstwo erscheinenden Tagesblätter aus. — Und ich gehe noch weiter und behaupte: Die Kümmerlichkeit und Indolenz der „Münchener Neuesten Nachrichten" trägt als wesentliches Moment zur Stagnation im Münchener Geistesleben bei.

Vom Ochsen kann man bekanntlich nicht mehr verlangen als Rindfleisch, von einer liberalen Zeitung also nicht mehr als schwankenden Charakter. Von einer einigermassen intelligenten Redaktion

sollte man aber erwarten dürfen, dass schneller Wechsel in der Beurteilung dieser oder jener Angelegenheit durch allmähliche Uebergänge wenigstens notdürftig verdeckt wird. Hat z. B. das „Berliner Tageblatt" einmal eine Weile in orgiastischer Arbeiterfreundlichkeit geschwelgt, und es entsteht in irgendeinem Gewerbe ein Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, so geschieht die von der Rücksicht auf die kapitalkräftigen Abonnenten gebotene Schwenkung so vorsichtig und geschickt, dass später an der Börse kein Mensch mehr Weiss, wie eng das gesinnungstüchtige Blatt noch vor kurzem den begehrlichen Massen verbündet war. Auf der Redaktion der „M. N. N." aber wird mit der rechten Hand schon ein konservativer Artikel geschrieben, wenn die linke noch von roter Tinte klebt.

Heute alldeutsch, morgen kosmopolitisch; heute Preussen in Deutschland voran, morgen bayerisch-partikularistisch; heute anglophil, morgen Krieg mit England; heute droht der temperamentvolle Dr. Hirth mit der Revision der monarchischen Gefühle, morgen wird gedampft, besänftigt, gebremst und eine Devotion vor der Dynastie an den Tag gelegt, dass sich einem der Magen umdreht. Hält irgend ein Freidenker und Hornachäffer in München atheistische Sonntagspredigten, so ist man stramm gottlos; spricht im Kindlkeller ein abgesetzter protest-protestantischer Pfarrer, so beschimpft man mit ihm vom christlichen Standpunkt her die protestantische Kirche; geht's gegen den Katholizismus, wird der evangelische Glaube als einzig seligmachend empfohlen, und am Fronleichnamstag trieft man über von katholischer Frömmigkeit. Nicht anders wird's mit der Sittlichkeit gehalten: wo sich Autoritäten für freie Kunstübungen einsetzen, kann es gar nicht nackt genug hergehen, tagt aber gerade ein Kongress zur Bekämpfung von „Schmutz und Schund in Wort und Bild", dann verdreht man die Augen und das Kausen vollführt seine moralischen Grotesktänze unter der Cimbelbegleitung liberaler Tugendwächter. Vermutlich ängstigt man sich vor der Möglichkeit, der Kongress könnte bei seiner Jagd nach dem „Schund in Wort" einer Nummer der „M. N. N." habhaft werden. Dass die moralische Entrüstung über Prostitution und Kuppelei im redaktionellen Teil des Blattes mit gewissen Anzeigen im Inseratenteil oft in amüsantem Gegensatz steht, braucht nicht aufzuregen. Das ist fast überall so, und in Wien gibt es zum Nachweis solcher Diskrepanzen seit vierzehn Jahren ein Spezialorgan.

Am wüstesten sieht es im Feuilleton aus. Die Langweiligkeit der Abhandlungen in allen Ehren. Das Publikum soll wohl darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Essays lediglich dem Zweck der Raumausfüllung zu genügen haben. Dass die Romane unter dem Strich minderer Durchschnitt sind, mag auch hingehen. Gute Romane, noch dazu Erstdrucke, kosten viel Geld, und das spart

man am besten da, wo Kulturbedürfnisse berücksichtigt werden müssen. Aber man überwinde sich einmal und sehe sich an, in welcher Weise die Kunststadt München von ihrer grössten Zeitung über die aktuellen Vorgänge im künstlerischen Leben orientiert wird. Den einzelnen Kritikern soll gar kein Vorwurf gemacht werden. Man hat oft den Eindruck, als ob sie es viel besser wüssten, als sie es aussprechen dürfen. In den Berichten über Theater, Musik und bildende Künste werden Eiertänze aufgeführt, die jeden Variété Jongleur beschämen können. Niemals ein freies, kräftiges Wort für etwas Neues, Unerhörtes, Besonderes, niemals ein männliches Eintreten für einen Verkannten, niemals eine Derbheit gegen ein überschätztes Werk gegen einen Chlarlatan und Bluffer. Was der Geschmack der Masse gebilligt hat, ist sakrosankt, was er ablehnt, ist Tabu. Kultiviertere Nerven empfangen aus den Ausschleimungen solcher Kritiken nichts als Ekel und Wut.

Häufig liest man in den Zeitungen die geschwollene Selbstanpreisung, dass aus ihren Urteilen der Geschmack der Menge geläutert und gebildet werde. Das Gegenteil trifft zu. Die Meinung der Käsehändler wird aufgefangen, mit einer gebildeten Sauce Übergossen und splchen, die lernen möchten, die unsicher sind in ihren künstlerischen Urteilen, als letzte Wahrheit serviert.

Dass es aber bei den „Münchener Neuesten Nachrichten" Absicht ist, nur dem untergeordneten Geschmack zu schmeicheln, dafür kann der Beweis erbracht werden. Ueber das, was auf dem Gebiete der Kunst in München vorgeht, kann sich hier jemand, der in die Berichte seines Leiborgans Zweifel setzt, zur Not auch selbst unterrichten und dann lächelnd gestehen, dass der Kritiker, den er nachprüfen wollte, aufgesessen ist oder aber seine Aufgabe sehr oberflächlich genommen hat. Man wünscht aber auch zu wissen^ wie die Dinge in Berlin stehen.

Der Berliner Korrespondent der „Münchener Neuesten Nachrichten" heisst Richard Nordhausen. Der Herr braucht hier kaum charakterisiert zu werden. Er ist Redakteur einer der reaktionärsten Zeitungen, die je auf dem Sumpfe deutscher Volksaufklärung erblüht sind. Das weiss man in der Sendlingerstrasse genau so gut wie ich es weiss. Herr Nordhausen (auch unter dem Namen Caliban peinlich bekannt), ist preussisch-konservativ, antisemitisch und jedem Fortschritt, jeder Entwicklung im Grunde seines Herzens abgeneigt. Dieser Herr versorgt München mit Mitteilungen über das Berliner Kulturleben, wobei er konsequent das Gute, Förderliche, Neue beschimpft und in den Dreck zieht, die überlebte Mittelmässigkeit aber streichelt und preist. Aber er schreibt ja nur fürs Feuilleton, er ist ja nur Plauderer unterm Strich: die Männer, deren kräftige Konstitution die Verantwortung für die „M. N. N." aushält, scheinen

nicht zu wissen, dass alle Gemeinschaft unter den Menschen in ihren äusseren Formungen abhängig ist von den kulturellen Grundlagen ihrer Gesittung. Wird diese Gesittung — unter Hinzuziehung des Herrn Nordhausen — künstlich gebogen, so kann eine liberale Gestaltung (das malträtierte Wort „liberal" hat ursprünglich eine sehr gute Bedeutung), der öffentlichen Dinge nicht erwartet werden. — Den „Münchener Neuesten Nachrichten" kann also bloss der Rat erteilt werden, ihren Liberalismus entweder oder sich selbst aufzugeben (von ihrem „Geiste" möchte ich doch lieber nicht reden). — Dass München ohne sein Intelligenzblatt ohne Nachrichten über die Vorgänge bei den Preussen und Schlawinern bliebe, wäre nicht zu befürchten. Auch heute schon hat man die Mitteilungen, die die „M. N. N." im Morgenblatt bringen, meistens am Abend vorher bereits in einer Berliner Zeitung vom vergangenen Tage gelesen. Daher ja der Name: „Neueste Nachrichten".

Bemerkungen.

Die Stimmrechts-Amazonen. Es scheint am Platze, dem törichten Hohn gegenüber, mit dem allgemein die Bemühungen der englischen Wahlrechtskämpferinnen betrachtet werden, das Streben dieser Frauen und die Versuche, ihr Ziel zu erreichen, in respektvoller Form zu kritisieren. Schon dass wirklich von Kämpferinnen gesprochen werden darf, und dass ehrliche Leidenschaft ihr für Frauen sehr ungewöhnliches Vorgehen leitet, zwingt zu Achtung und Gruss. Zehntausende am Leben der Gesamtheit beteiligte Frauen sind zu der Erkenntnis gekommen, dass sie neben den Pflichten, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, auch Rechte zu beanspruchen haben, und da ihre Pflichten gegen den Staat die gleichen sind wie die der Männer, so verlangen sie auch die gleichen Rechte, zu allernächst das Recht, an der Legislative aktiv teilzunehmen. Ihre Schriften, Petitionen, Resolutionen hat man ignoriert, man hat geglaubt, über die Wünsche der Frauen mit einem Achselzucken hinweggehen zu dürfen. Dieses Verhalten hat die natürliche Antwort provoziert: fand die Diskussion kein Gehör, so musste man die Ohren der Männer durch Lärm willig machen. Man musste die Bewegung inszenieren, die die ganze Oeffentlichkeit als Zeugin reklamierte, um der Missachtung der massgebenden Männer wirksam zu begegnen. Wenn eine so grosse Zahl Frauen, wie sich in London an den Strassendemonstrationen zur Erringung des Frauenwahlrechts beteiligt, den Entschluss fassen kann, in rebellischer Haltung durch die Strassen zu ziehen, Fenster einzuwerfen und die kleinen Fäuste drohend und kampfbereit gegen die von starken Männermuskeln bediente Staatsgewalt zu erheben, dann gehört schon die ganze stupide Arroganz einer auf dem Vorurteil von der Ueberlegenheit des Mannes aufgebauten Kultur dazu, um den Ernst des Wollens dieser Frauen zu bezweifeln. Es ist beschämend für das sittliche Niveau der Männer, dass ihnen erst gesagt werden muss, dass es keine Pose sein kann, wenn sich Frauen scharenweise unter den Dächern ihrer Gatten und Kinder

weg um einer Idee willen ins Gefängnis setzen lassen.

Was die Forderung der weiblichen Demonstranten selbst angeht, so wissen meine Leser, wie weit ich davon entfernt bin, die Einführung des Frauenwahlrechts für einen kulturellen Fortschritt zu halten. Dass die Frauen nicht wählen dürfen, ist gewiss albern und ungerecht, da nun einmal der Parlamentarismus als eine freiheitliche Errungenschaft gilt. Aber man möchte wünschen, dass so entschlossene Vertreterinnen ihres Geschlechts sich für wichtigere Dinge aufopferten, als für Männerrechte, die keine Rechte sind Die Verweigerung der politischen Mitwirkung ist unter den Misshandlungen, denen die Frauen in allen Ländern ausgesetzt sind, die gleichgültigste. Ist es ihnen um freieren Atem zu tun, so sollten sie ihre Anstrengungen zunächst auf eine würdigere Einschätzung ihrer persönlichen Lebensbedürfnisse richten. Solange das private Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht, solange die geschlechtliche Unerfahrenheit des Mädchens von der Gesellschaft als Wertmass der Tugend Geltung hat, solange das sexuelle Leben der Frauen ausserhalb der staatlich gestempelten Ehe als verächtlich und unsittlich angesehen wird, solange wird das weibliche Geschlecht in der Tat dem männlichen untenan sein, und solange sollten die Frauen nicht nach äusserlichen Gleichberechtigungs-Titeln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Aemter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung geforden werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, mögen sie in ihren persönlichen EntSchliessungen den eigenen Willen statt des Urteils der Mitmenschen bestimmen lassen, dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben wird, — zumal in England.

Die Geheimnisse von Czenstochau. Die Berichte über die Vorgänge im Kloster von Czenstochau lesen sich wie eine romantische Erzählung aus der Renaissance-Zeit: Kirchenraub, sexuelle Orgien, Ehebruch, Mord — alles mit abenteuerlichen Finessen garniert, alles von den patentierten Hütern christlicher Demut und Frömmigkeit exekutiert. Bruder Macoch wird ja wohl von den sibirischen Bergwerken nicht zurückkehren, und der ums Heil der Kirche besorgten Menschheit bleibt die Zuversicht, dass soviel klösterliche Niedertracht nie wieder an der Rampe des öffentlichen Theaters erscheinen wird. Ueberaus beruhigend muss auch die Versicherung des Anklagevertreters wirken, der zu Beginn seines Plaidoyers die Erklärung abgab, die Mutter Gottes von Czenstochau werde trotz der bedauerlichen Entgleisungen ihrer priesterlichen Anbeter ihre wundertätige Wirksamkeit keineswegs einstellen. Der ermordete Waclof drehte sich bei diesen Worten des Staatsanwalts im Sofa um.

Ein Opfer seines Berufs. In Berlin wurde ein Herr arretiert, der sich bei jüngeren Strassenpassanten männlichen Geschlechts dadurch unbeliebt gemacht hatte, dass er ihnen, ohne seinerseits sinnliche Begierden zu erregen, zärtliche Anträge stellte. Et legitimierte sich der Polizei als Pastor a. D. und ist identisch mit einem eifrigen

im Evangelischen Bunde an bevorzugter Stelle tätigen Bekämpfer der Unsittlichkeit. Nun wird er sich vor dem Strafgericht verantworten müssen. Es kann ja aber auch nicht ausbleiben, dass die ständige Sorge um die Moral der lieben Nächsten und mithin die unausgesetzte Beschäftigung mit sexuellen Dingen die Geschlechtsnerven scheusslich strapazieren muss, und so strauchelt denn der sittliche Mensch viel leichter als der unsittliche. Dass aber die jungen Leute dem Herrn Pastor samt und sonders einen Korb gegeben haben, muss das Missgeschick unseres Tugendpredigers besonders beklagenswert erscheinen lassen. Hätte er wenigstens etwas von seinen Bemühungen gehabt !

Bittingers Fehltritt. In allem muss es die Münchener Polizei der Berliner nachtun. Schutzmanns-Helmspitzen, Zensur-Verbote, Schliessung der Bordelle, Anarchistenprozesse — eins nach dem andern hat man den preussischen Brüdern abgekuckt, und nachdem Herr v. Jagow eine moralische Affaire gehabt hat, durfte natürlich in München ein „Fall Bittinger" nicht ausbleiben. Eine ungeschickte Hand hat die Münchener Polizei in all ihren Unternehmungen gezeigt, und so ist auch der bisherige Leiter der Kausen-Filiale in der Weinstrasse nur recht bescheiden fehlgetreten. Um sich über sein Pech amüsieren zu können, muss man zunächst schon den Ekel gegen die Sensationskulis hinunterschlucken, die nach drei Jahren die von der Polizeihand getätschelten Mädchenhöschen ins Licht gehängt haben. Man wird von mir schwerlich erwarten, dass ich mich in sittlichen Entrüstungskrämpfen winden sollte, weil der Chef der Münchener Sittenpolizei in der Sektlaune beim Bal paré einer jungen Dame an die Beine gelangt hat. Ich werde mich hüten, eine Handlung zu verurteilen, zu der ich jederzeit selbst kapabel wäre. Immerhin möchte ich aber eine gelinde Schadenfreude nicht verhehlen, die mir von der Betrachtung erweckt wird, dass die — an sich recht schäbige — öffentliche Breitwälzung einer solchen Angelegenheit ausgerechnet einen Mann angeht, dem Gott das Amt gab, den Lebenswandel seiner Mitmenschen zu überwachen, einen Mann obendrein, der sich um mich persönlich sehr ausgiebig bemüht hat. Er hat mir nieine Koffer durchwühlen lassen, er hat mich eingesperrt, und er hat bei seiner verdienstvollen Vorarbeit zur Inszenierung des Sollerprozesses den redlichsten Eifer gezeigt, mir in meiner Verbindung mit den Münchener Strizzi und Lustknaben (die allesamt keine Florentiner oder Capueser sind) innigere als nur kameradschaftliche Beziehungen nachzuweisen. Nun wissen wir also, dass auch in dieser keuschen Brust menschliche Gefühle wohnen. Ich meine, man kann über die Tatsache ruhig zur Tagesordnung übergehen, dass der derzeitige Stuttgarter Polizeidirektor einmal seiner Tischnachbarin unter die Röcke gegriffen hat, zumal er ja, nach seiner eigenen Gerichtsaussage, nichts dabei fand.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

KAIN, Heft 10. Inhalt: Der Humbug der Wahlen. — Oaha. — Die Speisung der Armen. — Der Lustmörder.

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II. No. 1. April 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Anarchistisches Bekenntnis.** — **Münchner Theater.** — **Intrlguen.** — **Bemerkungen.** — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post". — Die Tugend hat gesiegt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II
No. 1.

München,
April 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Anarchistisches Bekenntnis.

Ein rundes Jahr ist abgelaufen, seit ich zum ersten Male die Freude hatte, mit dieser Bekenntnis-Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der „Kain" hat sich seitdem gute Freunde geworben, zwar noch nicht genug, um aus eigener Kraft leben zu könnet aber doch so viele, dass begründete Aussicht besteht, ihn in kurzer Zeit ohne weitere persönliche Opfer wirken zu sehen. Es entspricht nicht meinem Geschmack, das Schallrohr an den Mund zu setzen und mit marktschreierischer Anpreisung der eigenen Leistung neue Abonnenten anzulocken. Ich muss es denen, die an meiner Art, über die Dinge der Welt zu urteilen, Gefallen gefunden haben, überlassen, ihre Lektüre weiterzuempfehlen, ich persönlich beschränke mich auf das Versprechen, auch den neuen Jahrgang und alle, die ihm hoffentlich folgen werden, in der Ehrlichkeit und in dem Bemühen um Gerechtigkeit und menschlichen Anstand entstehen zu lassen, die dem „Kain" bisher nützlich gewesen sind.

Ueberschaue ich heute das sittliche Resultat der bisher im „Kain" akkumulierten Arbeit, so glaube ich mich zu

einem Erfolge froh beglückwünschen zu dürfen: ich, habe bewirkt, dass eine beträchtliche Anzahl vor sich selbst aufrichtiger Menschen zu einer Revision ihrer Ansichten über anarchistische Tendenzen gelangt ist. Sowenig mir prinzipiell an einer Festlegung meiner Sinnesart in einen programmatischen Begriff liegt, so wichtig ist mir doch das Bekenntnis grade zum Anarchismus, weil dieses Wort von intriganten Politikern geflissentlich in seiner Bedeutung verwirrt wurde und, wenigstens in Deutschland, im Urteil der Meisten als die verbrecherische Konfession zügelloser Naturen aufgefasst wird. Grade jetzt aber ist mir die Betonung meiner Eigenschaft als Anarchist umso wichtiger, als die Schüsse aus dem Revolver des Italieners Dalba den Giftmischern neuen Anlass gegeben haben, diesen Aberglauben zu stärken.

Das Wort Anarchismus bezeichnet ethymologisch etwas Negatives, die Abwesenheit von Zwang und Knechtung, genau wie das Wort Freiheit eine Negation bedeutet, da es erst mit Beziehung auf die Frage: wovon? einen Sinn erhält. Aber ebenso wie Freiheit ist Anarchismus ein Begriff voll positiver jauchzender Bejahung. Denn der Gedanke an die Erlösung von Gewalt, Gesetz und Staat kann nur entstehen in der Verbindung mit einer grossen heiligen Sehnsucht nach neuen schönen Lebensformen.

Diese Sehnsucht ist es, die um Freiheit ringende Menschen zu anarchistischen Verbindungen vereinigt, der Glaube an die Möglichkeit einer Wandlung und der Wille, die neue Gesellschaft vorzubereiten. Bestimmte Mittel zur Aenderung oder Beseitigung waltender Zustände können wohl unter Anarchisten verabredet werden, wenn aber eine sozialethische Idee mit einer von einzelnen ihrer Anhänger gelegentlich angewandten Kampfmethode identifiziert wird, so kann man, um höflich zu bleiben, eine solche Dummheit nur mit bösartiger Absicht entschuldigen. Das Christentum ist nicht falsch, weil zu seiner Etablierung unendlich viel Blut vergossen wurde, aber die

Christen, die um ihrer Ueberzeugung willen mordeten, handelten falsch, weil ihr Tun unchristlich war. Dasselbe gilt für den Anarchismus: wer in der Meinung, damit seiner Sache dienen zu können, die Waffe gegen einen widerstrebenden Nebenmenschen erhebt, verletzt die Grundidee des Anarchismus, die Gewaltlosigkeit, und handelt also unanarchistisch. Deshalb lehne ich den politischen Mord als anarchistisches Kampfmittel ab. Mit diesem Argument wäre ich auch dem jungen Dalba begegnet, hätte ich Einfluss auf seine Entschliessungen gehabt.

Leider konnte ich mit dem tapferen jungen Italiener nicht polemisieren, — und so will ich mich jetzt, da er getan hat, was sein Temperament gebot, schützend vor ihn stellen und ihn verteidigen gegen das journalistische Geschmeiss, das ihn begeifert. Hände weg! Diesen Mann reklamiere ich als meinen Kameraden!

Wohl, was Dalba tat, widersprach dem anarchistischen Grundprinzip. Aber es geschah aus reinem begeistertem Herzen, und fern liegt es mir wie jedem Anarchisten, solchem Kämpfer den kameradschaftlichen Gruss zu verweigern. Kaiser Karl, den man den Grossen nennt, mordete Tausende, um dem Christentum die Bahn zu ebnen. Sein Kampf war unchristlich, da die christliche Lehre den Mord verbietet. Aber kein Christ wird dem Bekehrungs-Kaiser die Eigenschaft als Christ bestreiten, der aus reinem überzeugtem Herzen tat, was er seinem Glauben zu schulden meinte. Damals führte man nämlich noch Kriege um sittlicher Ideen willen, — die Christen von heute morden für realere Nützlichkeiten.

In Tripolis stehen viele Tausende italienischer Männer unter Waffen. Sie haben die Aufgabe, das Land den Türken, die es bisher ausbeuteten, wegzunehmen, und die Einwohner den Italienern hörig zu machen. Die mit diesem Auftrage die Heimstätten der Araber verwüsten, ungezählte fremde Menschen töten, ohne Weiber, Greise und Kinder der Araber zu schonen, und die dabei ihr

eigenes Leben den Kugeln der Feinde aussetzen, haben von ihrem unsinnigen Tun selbst nicht den kleinsten Nutzen. Sie entziehen ihre Arbeitskraft ihren Familien und ihrem Volke, nur um denen, die schon über ihre Arbeitsleistung verfügen, neue Ausbeutungsmöglichkeiten zu schaffen. Viele von ihnen werden nicht heimkehren, viele von diesen kräftigsten Männern, über die Italien verfügt, liegen schon seit Monaten in tripolitanischer Erde gebettet, viele werden als Krüppel und arbeitsunfähig die Heimat wiedersehen. — Aber obgleich sie ihr Leben jeden Tag für das Vaterland der Reichen bereit halten müssen, obgleich ihnen zugemutet wird, gegen fremde Menschen barbarisch zu wüten, sind sie marschiert. Sie mussten marschieren, und wer sich geweigert hätte, wäre füsiliert worden. Ihr König hat die Entscheidung über Krieg oder Frieden, — er hat den Krieg bestimmt. Die Soldaten müssen gehorchen.

Man kann sagen, Victor Emanuel habe den Krieg nicht gewollt, die Verhältnisse, das Interesse seines Landes, wie er es versteht, haben ihn gedrängt, er hätte seinen Thron gefährdet, wenn er sich nicht für den Krieg entschieden hätte. Das ist alles möglich. Es ist auch möglich, dass Victor Emanuel ein guter, liebenswürdiger, gefühlvoller Mensch ist. Aber er ist König, er ist Repräsentant alles dessen, was in seinem Lande von Staatswegen geschieht. Er trägt — er allein — die letzte Verantwortung für den grauenvollen tripolitanischen Krieg. Wollte er sich dieser Verantwortung entziehen, so hätte er abdanken können. Er hat in seinem Namen den Krieg sanktioniert, in seinem, und nur in seinem Namen fliesst das Blut der Araber und der Italiener.

Ganz Italien scheint seit dem Ausbruch des Krieges in einen wahren Blutrausch geraten zu sein. Jeder kleine lächerliche Scheinsieg, der über die Türken errungen wird, löst orgiastischen Jubel aus, der König, seine Generale und Minister und die italienische Armee sind populärer

als je. — Nur in den Unterschichten des Volkes gärt es. Die, die im Elend leben, weil ihnen die Männer, die Söhne, die Brüder, die Freunde im Feuer stehen, die wissen nichts von Kriegsbegeisterung, die kennen nur ein Gefühl: Hass und Wut. Einer aber, ein junger fanatischer Mensch, den sein Freiheitswille ins anarchistische Lager getrieben hat und der dort die Zusammenhänge der Dinge erfuhr, lädt seinen Revolver, stellt sich unter den Haufen, der dem Könige zujubelt, und schiesst. Schiesst, obwohl er weiss, dass es ihn das Leben kostet, obwohl er weiss, dass seine Tat von denen, die sie ansehen, nicht verstanden wird, dass das erste Echo seiner Schüsse Abscheu und Rachedurst sein wird. Schiesst, weil sein Zorn und seine Leidenschaft sich entladen müssen, komme, was kommen mag. Schiesst einmal, zweimal, dreimal auf den König, der ohne Rechenschaft zum Kriege gerufen hat, in dessen Namen Dalbas Landsleute schiessen und erschossen werden. Schiesst, bis man ihn packt, ihm die Waffe abnimmt, ihn schlägt und in den Kerker wirft, aus dem er nicht lebend wieder ans Licht kommen wird.

Feiger Mörder! Fluchwürdiges Verbrechen! gellt es durch die Zeitungen. Feige? Ich bewundere wahrlich den Mut des Gesindels, das hinterm sichern Pult die selbstmörderische Tat eines Begeisterten feige zu nennen wagt. Fluchwürdig? Ich nehme die Schmockphrase auf, säubere das Wort von seiner journalistischen Klebrigkeit und wende es gegen die, die es stereotyp und stumpsinnig bei jedem Attentat bemühen.

Fluchwürdig ist die Oberflächlichkeit der Zeitungsschmierer, die alles Ernste, Leidenschaftliche, Feierliche in ihre alberne Perspektive zerren, um es verkleinern und abplatten zu können. Fluchwürdig ist ihre Nüchternheit, die alles Begeisterte an Zweckmässigkeiten wägt. Fluchwürdig ist ihre Verlogenheit, die alles Wahrhafte und Aufrichtige mit scheelen Blicken beäugt, die jede ehrliche Gesinnung verdächtigt und alles Mutige und Starke ver-

höhnt und lästert. Dreimal fluchwürdig aber ist die Sinne kälte, die sich überlegen dünkt, weil sie nicht versteht, was heisse Herzen wollen.

Die sozialdemokratischen Blätter haben, soweit ich sie kontrollieren konnte, in ihrer Beurteilung des Dalbaschen Anschlags den gehässigen Ton vermieden. Sie haben sich auf die Feststellung beschränkt, dass ihre Partei individualistische Gewaltakte grundsätzlich ablehnt, weil sie sich davon keinen Vorteil für freiheitliche Ziele verspreche. Ich kann dies Argument nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, dass, rein praktisch gewertet, schon manches Attentat, mancher politische Mord in einem Grade propagandistisch gewirkt hat, dass revolutionäre Triebe eines Volkes dadurch geweckt und freiheitliche Erhebungen beschleunigt wurden: ich erinnere nur an Lissabon, wo die Verschwörung Weniger, die den König Carlos beseitigten, die Revolution und die Umgestaltung der Staatsordnung zur Folge hatten. — Aber ich wehre mich dagegen, dass taktische Momente das Verhalten der Menschen überhaupt bestimmen^ sollten. Mord ist Mord. Ich lehne dieses Kampfmittel ab, gleichviel wer der Mörder, wer das Opfer ist. Das hindert mich nicht, im einzelnen Falle mit dem zu sympathisieren, der solche furchtbare Tat auf sich nimmt, ihn vor aller Welt meinen Genossen zu nennen, und selbst mich zu freuen, wenn sein Vorhaben gelingt und sein Blut nicht nutzlos der Rache der Feinde anheimfällt. Raten würde ich niemals zu einem Gewaltakt — es sei denn während einer Revolution —, im Gegenteil: vernehmlich und eindringlich warnen würde ich jeden, der ihn beschlösse. Die geschehene unabänderliche Tat aber beurteile ich nicht nach ihrem Erfolg, sondern nach dem Antrieb des Täters. Wer aus eigenem Entschluss, von unwiderstehlichem Eifer getrieben, unter Aufopferung des eigenen Lebens die Waffe gegen den, den er schuldig sieht, erhoben hat, der trägt allein die Verantwortung für sein Tun, und es steht den andern, die untätig waren, übel

an, ihm nachträglich Rügen zu erteilen. Ein Kamerad, der um seines, um meines Ideals willen stirbt — ich entblösse den Kopf.

Natürlich konnte man in den Zeitungen auch dieses Mal wieder die Forderung nach internationalen Anarchistengesetzen finden, und natürlich wurde diese Forderung am lautesten in deutschen Blättern gestellt Begründet wird das Verlangen immer wieder mit der kindlichen Einbildung, Anarchisten seien Leute, die in jeder Hosentasche eine Bombe und in jeder Westentasche einem Revolver tragen und jeden Moment ihres Lebens darauf lauern, wann sie diese Werkzeuge in mörderische Tätigkeit setzen können. Seit es bei mir und einigen anderen Anarchisten evident geworden ist, dass wir gewöhnlich nicht mit solchen Utensilien ausgestattet sind und sogar bis zu einem gewissen Grade anständige Motive haben für unsere Tendenzen, hat man zur Kennzeichnung unserer ethischen Verblödung für uns die Bezeichnung „Edel-Anarchisten" erfunden. Den Kafferp gegenüber, die da glauben, mir einen Gefallen zu tun, wenn sie mich mit einer schmockigen Wendung in Gegensatz zu meinen Genossen setzen, möchte ich folgendes bemerken: Ich bin Anarchist ohne Einschränkung, d. h. einer, der in der Einrichtung des Staats mit allen seinen Zwangs- und Gewaltvollmachten das Grundübel des menschlichen Zusammenlebens erblickt Ich fühle mich als Anarchist solidarisch mit allen, die derselben Ueberzeugung leben, und die, je nach Temperament und Veranlagung, für diese Ueberzeugung mit ihrer Person eintreten, also auch mit denen, die geglaubt haben, mit Dynamit der anarchistischen Sache dienen zu können. Ich verbitte mir jeden Versuch mich von der Gemeinschaft dieser Idealisten abzusondern. Dass ich — aus ähnlichen Gründen wie der Anarchist Tolstoj — die aggressive Gewalt im Prinzip verwerfe, berechtigt niemanden, meinen Charakter als Anarchisten in irgend einer Form anzuzweifeln, umsoweniger als meine Ablehnung der Gewalt

engstens in meiner anarchistischen Gesinnung begründet ist und von der grossen Mehrheit meiner anarchistischen Genossen durchaus gutgeheissen wird.

Wie soll so ein internationales Anarchisten-Gesetz wohl aussehen? Will man jeden, der bestimmte philosophische und soziale Tendenzen verfolgt, unter einen Ausnahmezustand bringen? Oder sollen sich die geplanten Rigorositäten auf solche Anarchisten beschränken, die nichlt den Frieden bringen sondern das Schwert? Woran aber will man die Terroristen von den Pazifisten unterscheiden? — Und wenn jemand aus andern als anarchistischen Motiven einen Potentaten umbringt? Kommt er dann mit unters Anarchistengesetz? Oder sollen sich die Verfügungen nur gegen Ansichten richten, nicht aber gegen Handlungen? Es scheint ja nicht allgemein bekannt zu sein, dass der Terrorismus keineswegs eine anarchistische Spezialität ist. Alle Parteien, am öftesten Konservative und Klerikale haben das Mittel des politischen Mordes zu allen Zeiten und in allen Ländern ausgiebig anzuwenden gewusst. Die Konservativen und Klerikalen unserer Zeit aber haben vergessen, dass das Kampfmittel unterdrückter Minderheiten noch alleweil die Gewalt war.

Wir Anarchisten haben von Ausnahmegesetzen sehr wenig zu fürchten. Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, dass man lebensstarken Ideeen mit Polizeichikanen schaden könne. Die Sozialdemokratie in Deutschland dankte ihr Erstarken wesentlich dem Sozialistengesetz, ihre Versumpfung und Verflachung dagegen ist auf ihre sich überall vollziehende Einordnung in den Staatsbetrieb zurückzuführen. Deutschland ist das Land, in dem Gesinnung ächtet. Seit die Sozialdemokraten ihre sozialistische Gesinnung preisgegeben haben, werden sie als gleichwertige Menschen in allen Bürgerschichten anerkannt Der Anarchist dagegen, der an den Institutionen der Gesellschaft eine Kritik übt, die die Bequemlichkeit des selbstzufriedenen Seins gefährdet, wird gesellschaftlich und wirt-

schaftlich an die Wand gedrückt. In Frankreich ist es anders. Anatole France verficht anarchistische Grundsätze, Octave Mirbeau war Begründer anarchistisch-agitatorischer Zeitschriften; dort lässt man jede Meinung gelten, die von ehrlichen Männern ausgesprochen wird. Und Frankreich kennt den anarchistischen Terror wie kein anderes Land. Die Deutschen aber, die seit Reinsdorffs Tod niemals durch anarchistische Gewaltspläne erschreckt wurden, zeigen einander den Menschen, der mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nicht einverstanden ist, wie ein feuerfurzendes Fabeltier, und aus lauter Angst vor der Vokabel Anarchismus fällt ihnen bei ihrer Erwähnung eine Bombe in die Hose.

Am seltsamsten berührt es, wenn sich selbst Künstler von dieser Vokabelfurcht ergriffen zeigen. Ihnen muss gesagt werden, dass alle Kunst notwendig anarchisch ist, und dass ein Mensch zuerst Anarchist sein muss, um Künstler sein zu können. Denn alles künstlerische Schaffen entspricht der Sehnsucht nach Befreiung von Zwang und ist im Wesen frei von Autorität und äusserlichem Gesetz. Die innere Bindung und Ordnung der Kunst aber hängt tief zusammen mit den Beziehungen des einzelnen freiheitlichen Individuums zum ganzen Organismus der Gesellschaft. Diese Beziehungen zwischen Mensch und Menschheit, die in der Kunst ihren höchsten Ausdruck hat und die in der Paragraphenmühle des Staats zermalmt wurde und verloren ging, wieder herzustellen, das ist der Sinn unserer, der Anarchisten, Werbearbeit, und diesem Streben, um dessentwillen wir geächtet und gelästert werden, wird der „Kain" auf seine Art nach wie vor seine Kräfte widmen.

Das „Tagebuch aus dem Gefängnis" musste wegen Raummangel in diesem Hefte fortgelassen werden.

Münchener Theater.

Intriguen.

Die Sippe, die alle christliche Demut, Nächstenliebe und Gottergebung in Erbpacht hat, schwimmt gegenwärtig in Gnaden und in weltlicher Macht. Das hat die frommen Seelen benommen, und was nie in ihnen vorging, wird jetzt Ereignis: sie besinnen sich auf ihre Liebe zur Kunst. Sie wollen die Münchener Kunst reformieren, — beim Theater geht es los.

Der äussere Anlass zu der überraschenden Kulturbeflissenheit der Kirchenvogte war sehr gering. Ein Stück des Herrn Sternheini, „Die Kassette" wurde vom Premierenpublikum des Residenztheaters unter Spektakel abgelehnt. Ich war nicht dabei, kenne auch das verhängnisvolle Elaborat nicht und finde es unendlich wenig belangvoll, ob diejenigen Recht haben, die es als miserable Sudelei bezeichnen, oder die andern, unter denen sich Leute von bewährtem Urteil befinden, die dem Stück erhebliche literarische Qualitäten zusprechen. Bei der Annahme eines Theaterstückes, bei der Einstudierung, bei den Proben und im Moment, wo der Vorhang aufgeht, hat noch nie ein Direktor, ein Regisseur oder ein Darsteller gewusst, ob die Premiere einen Kanonenerfolg oder ein fürchterliches Débacle bringen wird. Der persönliche Geschmack literarisch geschulter und in Theaterdingen erfahrener Menschen muss wählen, und es ist unter anständigen Kritikern bisher nirgends üblich gewesen, einen Bühnenleiter zu schmähen, wenn der Geschmack des Publikums schliesslich anders entschied als er.

Exzellenz Freiherr von Speidel, der Generalintendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters, war, ehe er das schwere Amt eines in Kunstdingen Verantwortlichen übernahm, General der bayerischen Armee. Die Gepflogenheit, Dilettanten an die Spitze künstlerischer Unternehmungen zu stellen, soll hier nicht kritisiert werden. Es soll an die Tatsache selbst die Frage geknüpft werden: Was hat ein solcher Dilettant als pflichtbewusster Mann zu tun, um die seinem Einfluss unterstellte Anstalt auf ernster künstlerischer Höhe zu halten? — Die Antwort ergibt sich von selbst: Er hat Berater um sich zu sammeln, die keine Dilettanten sind, im Fach bewährte Persönlichkeiten, denen der Chef Liebe, Hingebung und Verständnis für ihre Aufgaben zutraut.

Als Herr von Speidel die Leitung der Hofbühne übernahm, fand er die Oper vortrefflich vor, das Schauspiel aber verstaubt, rückständig und im Hinblick auf Repertoire und Darstellerpersonal völlig ungenügend ausgerüstet. Speidel beliess vieles beim alten, zu vieles, wie manchen dünkt. Aber er erkannte seine Pflicht, in einer Stadt von

der kulturellen Vorgeschrittenheit Münchens den modernen Ansprüchen an dramatische Darbietungen Konzessionen zu machen, und engagierte neben die Zopfträger Possartscher Observanz für Regie und Schauspiel Kräfte allererster Ordnung.

Der Erfolg der Speidelschen Reorganisationstätigkeit ist der, dass das Residenztheater — wenn ich mein Urteil auf die Leistungen der von Speidel neu herangezogenen Kräfte beschränke — unter allen deutschen Hofbühnen künstlerisch an erster Stelle steht, unter allen Münchener Theatern das beste ist und bei der Einordnung in die deutschen Bühnen überhaupt mit nur wenigen andern in der vordersten Reihe rangiert. Die überaus erfreuliche Erscheinung der unter dem derzeitigen Intendanten bewirkten Wandlung des Hoftheaters von einer provinzlerischen Dutzendbühne zu einem wertvollen, kulturförderlichen Institut ist engstens verknüpft mit dem Namen Albert Steinrück.

Der Name Steinrück darf, seit er in München sein Können entfaltete, unbedenklich neben den Namen Bassermann, Sauer, Moissi, Wegener, neben denen der allerstärksten Bühnentalente ausgesprochen werden. Seinen schauspielerischen Leistungen ebenbürtig sind seine Leistungen als Regisseur. Es ist traurig, in München daran erinnern zu müssen, welche glänzenden Taten die Inszenierungen von Shaws ,.Cäsar und Cleopatra", von Ibsens „Baumeister Solness", von Adolf Pauls (schwachem) Schauspiel „Die Sprache der Vögel" waren. Aber es ist nötig, mit allem Nachdruck daran zu erinnern, mit lauter Stimme immer wieder zu fordern, dass den Fähigkeiten dieses Mannes mehr Aufgaben gestellt werden als bisher.

Sternheims „Kassette" war von Steinrück inszeniert worden, Steinrück hatte die Hauptrolle in dem Stück, Steinrück hatte, wie nachher bekannt wurde, Herrn von Speidei die Annahme der Arbeit empfohlen. Das war für die Schwarzalben ein gefundener Frass, — und für einige noch, die heimlich an derselben Strippe ziehen. Die „Münchener Zeitung", die sich vom Tage des Ministerwechsels an bestrebt zeigte, ihren Liberalismus dem neuen Regime loyal einzuordnen, fand bei ihrem Beschnuppern des Theaterskandals, dass es bedenklich sei, einem Manne beratende Stimme bei der Auswahl aufzuführender Stücke zu geben, der dabei gern für sich eine Bombenrolle herausschinden möchte. Also eine aufgelegte Verdächtigung der künstlerischen Reinlichkeit des Charakters Steinrücks. Auf einen Verteidigungsbrief Steinrücks, der sich energisch gegen die Unterstellungen des Blattes wehrte, folgte eine Wiederholung der Niederträchtigkeit.

Jetzt griff der „Bayerische Kurier" zum Horn und brachte einen Artikel voll der giftigsten, gemeinsten, schäbigsten Angriffe gegen Steinrücks Tätigkeit weniger als gegen seine Person, und hinter diesen

Angriffen voller tückischer Anrempelungen des Intendanten. Es war klar, dass man es in diesen Kreisen, deren klerikal-politischen Interessen jedes Aufleuchten geistiger Werte gefährlich scheint, auf den Sturz Speidels absieht. Tagtäglich erscheinen jetzt in dem lichtscheuen Zeitungswisch neue Perfidieen gegen die verdienstvollen Männer des Hoftheaters. Auch das Kausen hat sich der Sache schon angenommen, und es scheint, als ob das Kesseltreiben durchaus bis zur Vernichtung des Wildes fortgesetzt werden soll.

Die Behauptung, ein Schauspieler und Regisseur dürfe keine Vorschläge machen, welche Stücke gespielt werden sollen, ist unglaublich dumm. Natürlich kann auch er sich in der Prognose für den Publikumserfolg völlig irren, aber jedenfalls wird er seltener vorbeihauen, als ein Dramaturg, der rein literarisch wertet und alle die kleinen Imponderabilien, in der technischen Gestaltung des Bühnenwerks übersieht, für die der, der mit dem ganzen Sein mit der Bühne verwachsen ist, den Instinkt hat. Aber wozu mit Gründen gegen Leute polemisieren, denen es garnicht um die künstlerische Sache, sondern um dunkle politische Pläne geht ?

Herr v. Speidel soll gestürzt werden und Steinrück droht, angesichts der verbitternden Machenschaften der klerikalen Horde München zu verlassen. — Das darf nicht geschehen 1

Soll das Hoftheater wieder zur alten Trostlosigkeit versimpeln ? Soll die Residenzbühne wieder zur Domäne der Schönthan, Blumenthal, Wichert, Birch-Pfeiffer und Kotzebue werden? Die sich in München an anständiges Schauspiel gewöhnt haben, die das anständige Schauspiel nicht mehr missen wollen — und das sind nahezu alle, die überhaupt Theaterbesucher sind — sollten den pfäffischen Intriguen die Macht ihrer überlegenen Intelligenz, ihres höheren Kulturstandes entgegenstellen. Es muss denen, die endlich über die Besetzung des Intendantenpostens zu entscheiden haben, auf das Allervernehmlichste deutlich gemacht werden, dass Herr v. Speidel sich durch sein Bestreben, unter Hinzuziehung ausserordentlich wertvoller Hilfskräfte, das Hoftheater auf das Niveau einer erfreulichen künstlerischen Leistungskraft zu heben, das Vertrauen aller Kunstfreunde erworben hat, und dass sein Ausscheiden, das Steinrücks Abgang vom Hoftheat^r sehr leicht nach sich ziehen kann, als ein Affront gegen das ganze geistige Leben in München betrachtet werden würde. Ein solcher Affornt aber müsste mit dem konsequenten Boykott gegen das Hoftheater-Schauspiel beantwortet werden.

Ueber wesentliche Theaterereignisse an den Bühnen Münchens ist wenig zu berichten. Nur an einem, vom „Neuen Verein" veranstalteten Abend möchte ich nicht stillschweigend vorübergehen. (Ich be-

halte mir übrigens vor, über die Wirksamkeit des „Neuen Vereins" demnächst in einem besonderen Artikel zu referieren.) Man spielte im Schauspielhaus „Psyches Erwachen", ein Schauspiel von Wilhelm Weigand. Das Stück ist nicht so beträchtlich, dass ich es einer kritischen Wertung an dieser Stelle überhaupt unterziehen möchte. Ich schätze Weigand hoch als Essayisten; Dramatiker ist er durchaus nicht, und die Art, wie er das alte Kandaules-Problem zu modernisieren versucht, ist banal und ohne künstlerische Bedeutung. — Aber zur Gestaltung der Hauptrolle war ein Gast von Berlin gekommen, dessen Name schon das Drama weiht, in dem er wirkt: Lina Lossen. Die Kunst dieser Frau ist erschütternd herrlich, und wie sie in Weigands Stück der Hedwig Krell Leben gab, echtes warmes Leben, das dies konstruierte Geschöpf völlig der Theatersphäre entrückte, das sollte in München unvergessen bleiben. Bei Lina Lossen ist jeder Laut natürlich, jede Bewegung wahr und schön, jedes Wort überzeugt und überzeugend. Seit sie vom Hoftheater schied, war sie jetzt die erste, die soviel weibliche Schönheit, soviel künstlerische Tiefe wieder auf eine Münchener Bühne stellte.

Lina Lossen hat bei den Zeitungskritikern mit ihrer Leistung keinen Anklang gefunden. In schöner Uebereinstimmung fand man in den „Münchener Neuesten Nachrichten", in der „Münchener Zeitung" und in der „Münchener Post" konstatiert, dass die Künstlerin, seit sie von uns ging, an Ausdruckskraft verloren habe. Merkwürdig. Man fragt sich immer wieder erstaunt, woran es bloss liegen kann, dass eine Leistung, wie wir sie hier in Jahr und Tag nicht erleben, gerade an den zur Kritik bestellten Herrschaften so spurlos vorübergehen kann. Manchmal scheint mir, ständig in München wirkende Schauspieler darf oder mag man nicht verreissen — Gott, man trifft sich mal persönlich irgendwo —, so lässt man eben das Temperament an Gästen aus, die gleich wieder abreisen. Das käme aber einer Irreführung des Publikums und einer Kränkung des Gastes gleich, die ihn schwer abschrecken könnte, sich je wieder vor solchen Meinungsmachern zu produzieren. Bliebe als Erklärung also nur die völlige Urteilsunfähigkeit der Rezensenten übrig, und damit der Vorwurf, dass sie die Sachverständigen in Dingen spielen, zu denen ihnen jede kritische Fühlung fehlt. — Oder sollte etwa bei dem empörenden Fehlurteil über die Leistung Lina Lossens persönliche Politik im Spiele sein, und ich wäre berechtigt, den Untertitel dieser Betrachtung auch auf den zweiten Teil meiner Ausführungen zu beziehen?

Bemerkungen.

Karl May. Es tut mir leid, dass Karl May diese Zeilen nicht mehr lesen wird. Ich hätte sie auch geschrieben, wenn, er nicht in diesen

Tagen gestorben wäre. Jetzt bin ich in der üblen Lage, zu gleicher Zeit über den Verfasser von „Old Shatterhand" freundliche Worte sagen zu müssen, wo sich „angesichts der Majestät des Todes" allerlei Schornalisten ebenfalls dazu gedrängt fühlen, die vorgestern noch ganze Fässer voll Jauche über den Mann ausgössen. Vor ein paar Wochen hatte der „Akademische Verband für Literatur und Musik" in Wien Karl May zu einer Vorlesung eingeladen. Darob grosses Entrüstungsgeheul bei den patentierten Kulturhütern Es hatte sich nämlich in einem Beleidigungsprozess, den May nolens volens gegen den gelben Lebius anstrengen musste, herausgestellt, dass der alte Mann in seinen Jugendjahren recht abenteuerlichen Ulk getrieben hat und dafür sogar (bedecke deinen Himmel, Zeus!) im Gefängnis sitzen musste. Es war klar, dass so ein Kerl ein literarischer Charlatan war, dessen Produkte nicht den geringsten Wert haben konnten, umsoweniger, als ihm philologisch gerichtete Spürgeister nachwiesen, dass er die Gegenden des wilden Westens und des dunkeln Afrikas, die er so lebendig zu schildern wusste, niemals mit eigenen Augen gesehen hat. Dabei sind alle seine Erzählungen in der Ich-Form abgefasst — ein frivoler Lügner also, ein Hochstapler und kalter Schurke.

Es mögen wohl zwanzig Jahre her sein, seit ich zuletzt im „Guten Kameraden" Maysche Erzählungen las. Ich kann mich also nicht mehr erinnern, ob sein Stil zu Einwendungen grossen Anlass gab. Ich nehme an, dass er nicht miserabler war als der der frommen und patriotischen Geschichten der Schullesebücher. Aber ich will eine Kanaille heissen, wenn ich je leugnen sollte, dass mich, als ich Quartaner war, „Winnetou", „Die Sklavenkarawane" und ,,Der blaurote Methusalem" verdammt mehr begeistert haben, als alle Heldenstudien des Cornelius Nepos zusammengenommen. Wenn es wahr ist, dass Karl May als junger Mensch Räuberbanden organisiert hat, so beweist das garnichts gegen seine schriftstellerischen Fähigkeiten, erklärt aber viel von seiner phantastischen Erfindungskunst und erweist all sein in den Büchern behauptetes Erleben als innerlich wahr. Sein Abenteurertum — meinetwegen nennts seinen verbrecherischen Instinkt — hat sich eben in späteren Jahren vergeistigt, sein Tatendrang hat sich in Phantasie umgesetzt, und wir Jungen hatten den Vorteil froher Erregungen und kühner Vorstellungsbilder davon, die unsere bestellten Pädagogen mit der Durchkäuung klassischer Dramen nur unter Schweissverlust wieder eliminieren konnten.

Was mögen sich die Leute wohl unter dichterischem Schaffen vorstellen, die May vorwerfen, er sei garnicht in den Ländern gewesen, die er beschrieben hat? Dass das nicht aus der Lektüre seiner Werke hervorgeht, sondern erst durch Nachschnüffelung konstatiert werden muss, sollte, meine ich, jedes Gebelfer gegen sein Talent zum Schweigen bringen. Als wir „Wilhelm Tell" lasen, wurde uns als besonderes Verdienst Schillers gepriesen, dass er nie in der Schweiz war und nur aus der Phantasie seine Kulissen-Landschaften schuf. Schreibt aber heute jemand eine Unterhaltungsgeschichte, deren Helden Sudanesen sind, so hat er vor strengen Richtern zu erweisen, dass er wirklich selber im Sudan gelebt hat. Was alles seine Angreifer gegen May vorbringen, spricht für ihn, und es ist schändliche Undankbarkeit derer, die ihre besten Jungenstunden seinen Mordsgeschichten verdanken, dem Manne, der das Prädikat eines Dichters

ohne Einschränkung verdient, nachträglich seine Verdienste zu schmälern.

Ich fühle mich nicht zum Tugendwächter geschaffen, und wenn ich heute vor die Wahl gestellt würde, entweder Mays Erzählungen oder die Entrüstungsartikel gegen Karl May zu lesen, bei Gott! zu den Zeitungsblättern griffe ich nicht.

Die Pleite im Ruhrrevier. So jammervoll kläglich, wie es jetzt gekommen ist, haben sich die ärgsten Pessimisten den Ausgang der Beigarbeiter-Aktion im Ruhrgebiet nicht vorgestellt. Nachdem die Bergwerksbesitzer die angehäuften Kohlenvorräte vom Vorjahr mit erheblicher Preiserhöhung und unter Ersparung der Arbeitslöhne abgesetzt hatten, nahmen die zweihunderttausend Streiker die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder auf, grenzenlos geschwächt an Kampfmitteln und Kampflust. Ich habe hier vor einem Monat die Hoffnung ausgesprochen, diesmal werde Zielklarheit, Entschlossenheit und rücksichtsloser Wille am Werk sein — ich gebe zu, dass ich mich mit dieser Erwartung schwer blamiert habe. Nach dieser Pleite der deutschen Gewerkschafts-Unternehmungen kann man getrost zugeben, dass unsere Arbeiter schon am richtigsten handeln, wenn sie alle soizalistischen Allüren unterlassen und sich mit Haut und Haaren den parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen verschreiben.

Mit 50 000 christlichen Streikbrechern im Rücken — so hiess es — kann ein Ausstand nicht zu Ende geführt werden. Pardon: Dass die Christlichen nicht mittun würden, hatten sie von vornherein angekündigt. War man der Meinung, ein Streik sei bei Beteiligung von nur 75 % der Arbeiter nicht zu gewinnen, so hätte man ihn nicht erst proklamieren dürfen. Aber, was die Herren Praktiker nicht einsehen und in all ihrer Praxis nicht lernen wollen: das bischen .Streikarbeit, das die in Pfaffenhänden murksenden „Christlichen" verrichten, spielt gar keine Rolle gegenüber der Streikarbeit, die in den vom Streik nicht betroffenen deutschen Gruben geleistet wird von Arbeitern, die der gleichen Zentralleitung unterstehen wie die Ausständigen. Man wünscht, um die Gewerkschaftskassen zu schonen, in Deutschland keine Solidaritäts- und Sympathiestreike und lässt lieber die Absicht einer Streikaktion, durch Aushungerung des Marktes Forderungen zu erzwingen, illusorisch werden, als dass man sich zur Inszenierung durchgreifender Massnahmen entschlösse. — Herr Sachse hat die Behauptung konservativer und ultramontaner Reichstagskollegen, es handle sich im Ruhrrevier um einen Sympathiestreik für die englischen Grubenarbeiter, empört zurückgewiesen. Er war tief beleidigt, dass man deutschen Arbeitern so etwas wie eine Sympathiehandlung für ausländische Kameraden zutraute, — und so hat ihr eigener Zentralleiter den Arbeitern auch noch die sittliche Gloriole ihrer Niederlage genommen und ihnen die Möglichkeit abgeschnitten, ihr kurzes Auftrotzen als Freundschaftsdemonstration für die Engländer zu deuten. Auf dem nächsten internationalen Gewerkschaftskongress werden die Herren Sachse und Huë den englischen Streikführern gute Lehren erteilen, wie man Ausstände schnell zu Ende führt. Sie haben ein neues Meisterstück in dieser Branche geliefert.

Mottl und die „Münchener Post"- Im Augustheft des „Kain" habe ich im Anschluss an Vorgänge, die mit dem Tode Felix Mottls

in Verbindung standen, schwere Vorwürfe gegen die „Münchener Post" erhoben. Ich sehe mich aus Gründen publizistischer Reinlichkeit veranlasst, (unaufgefordert; folgendes zu erklären:

Von einer Persönlichkeit, deren Ehrlichkeit ich vertraue, und die orientiert sein muss, ist mir glaubhaft mitgeteilt worden, dass der Artikel der „Münchener Post", der sich mit Mottls Aufgebots-Anzeige befasste, ohne Kenntnis der privaten Personalien des Dirigenten geschrieben wurde, und dass ein blosser Zufall das, was darin prinzipiell behandelt wurde, als persönliche Anrempelung erscheinen liess. Ich nehme also das, was in meiner Bemerkung „Mottl, ein Opfer der Münchener Post" gesagt ist, soweit zurück, wie es sich auf den besonderen Fall Mottl bezieht.

Die Schlusssätze der Notiz halte ich im vollen Umfange aufrecht. Ich habe nach wie vor keine Ursache, ein Blatt mit Samthandschuhen anzufassen, das mich seinen Lesern hintereinander als Agenten der liberalen Partei, als Lockspitzel, als Irrsinnigen und als Päderasten denunziert hat, das trotz der bündigsten Widerlegung aller dieser Verleumdungen niemals ein Wort davon revoziert hat, und das, im Vertrauen darauf, dass ich als Anarchist keine bürgerlichen Richter bemühen werde, um andere als bürgerlich-geschäftliche Ansprüche zu ertrotzen, meinem Anwalt gegenüber erklären liess, § 11-Berichtigungen des Herrn Mühsam fänden in der „Münchener Post" keine Aufnahme. Solche Erfahrungen, die ja nicht ich allein gemacht habe, werden es auch verständlich scheinen lassen, dass mir bei jener Mottl-Notiz gar kein Zweifel aufstieg, dass auch hier persönliche Gehässigkeit und Sensationsmacherei im Spiele sei. Sollte die „Münchener Post" einmal beginnen, in manierlicher Form mit Menschen zu diskutieren, die anders denken als ihre Abonnenten, so wird man auch ihr respektvoll gegenübertreten und sich nicht langer befugt halten, hinter jeder Bosheit gegen eine Behörde eine Gemeinheit gegen eine Privatperson zu vermuten.

Die Tugend hat gesiegt. Die Münchener Polizei hat nun endlich doch das Verdienst auf sich geladen, das Land Bayern endgültig von der Gegenwart der Nackttänzerin Via-Villany gesäubert zu haben. Das Gericht hatte die Dame von der Anklage, sich gegen den Strafgesetzbuch-Paragraphen, der den Exhibitionismus bedroht, vergangen zu haben, freigesprochen. Wo der Weg der Justiz nicht genügt, um auf den Berg der Gerechtigkeit zu gelangen, hat man Stufen gemeisselt: die nennt man den Verordnungsweg. Diese Stufen führen zwar nicht geradeaus in die Höhe, sondern winden sich hinten herum, und auf dem Verordnungswege fand man die gewünschte Methode, die Nackttänzerin reglementmässig kaltzustellen. Man erkannte in ihr plötzlich eine lästige Ausländerin und verwies sie des schönen Bayerlandes. Nicht weil sie nackt getanzt hat, war Frl. Villany lästig — keineswegs. Nur weil sie sich über ihre Nationalität nicht ausweisen konnte. Sie behauptete, Französin zu sein, aber in der Weinstrasse glaubte man es ihr nicht, und weil die Streitenden nicht zu einer Einigung kommen konnten, und man die Polizei, so lästig sie sich immer mache, nicht hinausschmeissen kann, musste die Tänzerin der Behörde glauben, dass sie keine Französin sei und deshalb nicht in Bayern wohnen dürfe. Wer sich nicht ausweisen kann, wird ausgewiesen. Meine Damen, merken Sie sich das, — oder bleiben Sie bekleidet!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München. Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. -- Abel. — München-Schilda.

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N." — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 8 Pfennig zu frankieren.

An

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1912 (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: ....

Name: ....

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II. No. 2. Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Politisches Varlété. — Aus dem „Krater". — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Bemerkung-en. — Der rührige Zensor. — „Titanic". — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II. München,
No. 2. Mai 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Politisches Variété.

Politik ist die Kunst, Staatsgeschäfte zu besorgen. Kunst nicht im Sinne der werteschaffenden Kultur, sondern im Sinne der Artistik: denn in der Politik handelt es sich um Jonglieren, Balanzieren, Seiltanzen, Sprüngemachen. Politik also ist das Kunststück, Staatsgeschäfte zu besorgen.

Die Berufsartisten dieser Spezies der Leichtathletik nennt man Diplomaten. Ihre Fertigkeit ist Begriffsverrenkung, Rechtsverdrehung, Verschwindenlassen offenkundiger Tatsachen und Herbeizaubern von Irrealitäten. Wer es im Durcheinanderwerfen scheinlogischer Seifenblasen zu besonderer Geschicklichkeit gebracht hat, wird von den Staatsbürgern als Staatsmann hoch gepriesen und erhält von seiner Direktion edelsteingeschmückte Orden.

Die Stars der Diplomatie scheinen seit geraumer Zeit ausgestorben zu sein. Die das Handwerk heutzutage betreiben, beweisen in ihren Vorführungen soviel Ungeschick, dass das zahlende Publikum ihnen nachgerade hinter die Schliche kommt. Man fängt an, die Hexerei zu bezweifeln, da den Hexenmeistern die Geschwindigkeit

abhanden gekommen ist. Dilettanten drängen sich an den Zauberkasten, den Zuschauern gefällt die Gaukelei nicht mehr, sie wollen mitspielen und zeigen, wie man die Sache besser machen kann. Der geheimnisvolle Staatskarren hat die Gardinen zu weit zurückgeschoben. Die Zauberutensilien sind erkannt worden. Hinz und Kunz wollen selber zu jonglieren versuchen. Man musste den Wagen rot lackieren und aufs Firmenschild „Demokratie" malen.

Hinz und Kunz haben ihren Willen erreicht. Die Staatskunst ist auf die Dörfer gegangen. Die Markte und Flecken wählen ihre Faxenmacher selbst und sehen befriedigt zu, wie die Auserwählten ihre teueren Porzellanteller auf der Nase balanzieren, fallen lassen und entzweischmeissen. Hinter der Bühne ist man bemüht, die Scherben zu kitten, damit das Variete weiter spielen kann.

Ein wenig Kritik hat das p. t. zahlende Publikum allmählich gelernt. Darauf ist es aber noch nicht gekommen, dass die Teller und Glaskugeln, mit denen im politischen Bumstheater gearbeitet wird, seine Rechte und Interessen sind, dass der Gaul, auf dem die Diplomatie hohe Schule reitet, sein Buckel, und das Seil, auf dem Politik getanzt wird, sein Lebensnerv ist. Es schaut gemächlich zu, wie die Staatsartisten der verschiedenen Länder um seine Knochen würfeln und findet gar nichts dabei, dass zur Austragung ihrer Katzbalgereien sein Blut gezapft wird.

Der politische Hokuspokus ist ein verdammt gefährliches Handwerk, nicht für die, die es treiben, sondern für die, mit denen es getrieben wird: und das Objekt der Politik sind die Völker, sind die Nationen im Rahmen der von den Diplomaten gezogenen Landesgrenzen. Alle politische Aktion gilt der Uebertölpelung, Ueberschreiung, Uebervorteilung des nationalen Konkurrenz-Varietes.

Treten Sie ein, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen der zweiundvierzig Jahre alte Wundervogel Deutschland! Das Fabelhafteste in seiner Art 1 Reicht mit ausgespannten Fittichen von der Maass bis an die Memel, und vom Kopf zu den Krallen von der Etsch bis an den Belt! Noch nicht

dagewesen! Schlägt jede Konkurrenz! Balanziert in einer Klaue das stärkste aller stehenden Heere, mit Reservisten und Landwehr vier Millionen Mann! Dazu eine Riesen-Schlachtflotte: Panzer, Kreuzer, Torpedos und alles Zubehör! Kolossal! — In der andern Ihre Steuern, meine Verehrten! Ihre Abgaben an Nahrungs- und Genussmitteln, an Beleuchtung, Heizung, Kleidung, Vergnügung und einen kolossalen Bruchteil aller Ihrer Einnahmen! Schwingt gleichzeitig im Schnabel eine noch nie gesehene enorme neue Wehrvorlage nebst eben erfundener Steuerdeckung! Kommen Sie näher, meine Herrschaften! Einzig dastehend ! Kinder und Militär ohne Charge zahlen die Hälfte!

Und nebenan:

Kikeriki! Entrez 'sieurs-dames! Hier ist zu sehen der berühmte, konkurrenzlose, wunderbare gallische Hahn! Der, wo die Franzosen das Fliegen gelehrt hat! Er verfügt über die stärkste Luftflotte der Welt! Er beherrscht die ruhmreiche, unbesiegbare gewaltige grrrrande armee! Er wird fliegen vor Ihren Augen à Berlin! Er wird anführen la grrrande Nation und wird zerstören von oben herunter mit Bomben und Granaten die Konkurrenz prussienne! Vive la république française! Entrez 'sieurs-dames! Kikeriki!

Das p. t. Publikum östlich und westlich der Vogesen sperrt Mäuler und Ohren auf, schreit bravo! und zahlt. Zahlt, dass ihm das Blut aus den Poren schwitzt, zahlt, dass es über dem Geldklimpern nicht hört, wie sich hinter den Kulissen der politischen Variétés östlich und westlich der Vogesen die Artisten unter einander prügeln.

In jeder Bude haben sich Parteien gebildet. Die wissen schon kaum mehr, dass sie das Dach des Nachbars in Brand stecken wollen, die möchten nur noch, jeder dem andern, die Kosten aufladen. Und die Harlekine und Clowns, die Akrobaten und Salonhumoristen überbrüllen einander und schreien ins Publikum hinein: Wählt! Ich bin der wahre Jakob! Wer mich wählt, soll garnichts zahlen! Ich will nicht dich besteuern, lieber Wähler, son-

dem deinen Freund, deinen Nächsten, deinen Gutsherrn, deinen Taglöhner, deine Waschfrau, deinen Gastwirt, aber beileibe nicht dich! Und der Wähler hörts, ist ergriffen von der Weisheit seines Kandidaten und macht von seinem Rechte Gebrauch — östlich der Vogesen und westlich.

Möchtet ihr nicht die politischen Gauklerbuden abbrechen, liebe Mitmenschen? Möchtet ihr nicht einsehen, dass euer Land da ist, wo ihr lebt und gedeiht, und nicht da, wo Bismarck Grenzlatten gebaut hat? Möchtet ihr nicht versuchen, für den Ertrag eurer Arbeit zu leben, statt damit Armeen zu füttern? Möchtet ihr nicht Verständigung anstreben zwischen euch und friedliche Gemeinschaft, statt für Kampf und Krieg Marktschreier zu dingen? Möchtet ihr nicht, liebe Mitmenschen, westlich und östlich der Vogesen, diesseits und jenseits der Meere, euch gegenseitig anschauen und euch fragen, ob ihr dazu Menschen seid, um allezeit als Statisten in einem Affentheater zu wirken? Möchtet ihr nicht, jeder bei sich selbst, einmal Umschau halten, ob denn im eigenen Lande alles im Rechten ist, statt euch gegenseitig anzufletschen und Böses zu tun?

Weit, weit im asiatischen Osten haben sich, fast unbemerkt im Getöse des politischen Variété-Krakehls seltsame Wandlungen vollzogen. Ueber Nacht, möchte man sagen, hat die mächtige Mandschu-Dynastie aufgehört zu sein. Ein Riesenvolk hat Ordnung geschafft im eigenen Lande. Die Aufteilung Chinas, die unsere Lehrer uns mit prophetischem Blick vorausgesagt haben, vollzieht sich: nur anders, als unsere Lehrer sie sich vorstellten. China wird aufgeteilt unter den Chinesen. — Aber das ist weit, weit von hier, im asiatischen Osten. Wir werden ins Kino-Variete gehen und uns den Film aufrollen lassen.

Aus dem „Krater".

Der im Jahre 1909 im Berliner Morgen-Verlage erschienene Gedichtband „Der Krater", von Erich Mühsam, ist in den Kain-Verlag übergegangen. Da der Verfasser dieses Buch für sein bis jetzt wertvollstes hält, wird er im Ausnahmefalle einmal von der Gepflogenheit absehen dürfen, im „Kain" nur Ungedrucktes zu veröffentlichen. Die folgenden Gedichte sind sämtlich im „Krater" enthalten.

Aus dem I. Teil: „Lyrik".

Die Kirchenuhr schlägt Mitternacht.
Da unten schäumt der Fluss und keucht.
Die Eisenbrücke ächzt und kracht,
und meine Stirn ist kalt und feucht.
Und meine Finger stehn gespreizt,
es zittert im Gelenk das Knie,
und hinter meinen Augen heizt
der Mondschein brandige Phantasie.
Was will das lüsterne Gestirn? — —
Ein Baum greift aus. Ein Vogel krächzt.
Ein Peitschenschlag durchreisst mein Hirn . . .
Es keucht der Eluss. — Die Brücke ächzt.

Ein kleines gelbes Haus, plump überdeckt
von einem flachen Dach aus schwarzem Schiefert
in dem ein klobig roter Schornstein steckt.
Unförmig klimmt aus dieses Schornsteins Bauch
ein dumpfer Lichtschein, eingepackt in Rauch,
der in der Luft verkriecht wie Ungeziefer. —
Ein Vogel macht sich aus dem Lichtschein los,
wächst rot zum Himmel, wächst— wird weltengross,
durchzuckt die Nacht in grausiger Geberde —
und blutet schwere, rote Angst zur Erde.

Nun, armes Herz, nun half es aus,
was tückisch ein Geschick verhängt.
Nicht jeder wohnt in einem Haus,
wo Freude sich auf Freude drängt.

Und wer da wandert, Fuss vor Fuss
den wehen Weg durch Leid und Pein,
der schreibe lachend einen Gruss
dem Nächsten auf den Meilenstein.

Und geht er dann ein andres Mal
den Weg des Leids — er wird ihn gehnl —
dann bleibt er wohl in seiner 2ual
an jenem Meilensteine stehn.

Er liest den Gruss, den er dereinst
für einen fremden Nächsten schrieb,
und denkt sich: Herze, wenn du weinst,
nimm mit dem eignen Trost fürlieb.

Hinter den Häusern heult ein Hund.
Denn die Schatten der Nacht sind bleich und lang;
und des Meeres Herz ist vom Weinen wund; —
und der Mond wühlt lüstern im Tang.

Durch Morgennebel streicht hastig ein Boot,
die Segel schwarz, wie vom Tod geküsst.
Die Flut faucht salzig näher und droht . . .
Dang knarrt der Seele morsches Gerüst.

Aus dem II. (satirischen) Teil.

Frühlingserwachen.

Wieder hat sich die Natur verjüngt,
wieder sich mit frischem Stoff gedüngt,
und dem Moder wie den jungen Keimen
hat die Kunst zu malen und zu reimen.
Die Gebeine harren der Bestattung,
währenddem die Früchte der Begattung
fröhlich ins Bereich des Lebens ziehn, —
insoferne sie soweit gediehn.
Viech- und Menschern heben sich die Busen;
in den Bäumen quillt's und den Gemüsen.
Tief im Kern der Fr de hats gekracht:
Ja, der Früh-, der Frühling ist erwacht.

Der tote Kater.

Warum schleicht der Bube Peter
mit gesenktem Kopf herum ?
Warum feixt er? Warum geht er
nicht in das Gymnasium ?
Was geschah mit ihm? Was tat er ?
Seht, von einer Wäscheleine
schlenkert ein gewesener Kater,
senkrecht ausgestreckt die Beine. —
Schlenkert schon seit sieben Tagen;
Peters Blicke aber schleichen,
wo die Tat sich zugetragen,
wo es stinkt nach alten Leichen . . .
Was der Bube sich wohl dachte,
als er dieses scheu vollbrachte? —
Wollt er nur die Luft verstänkern?
Oder freut er sich am Schlenkern?

Der Revoluzzer.

Der deutschen Sozialdemokratie gewidmet.

*War einmal ein Revoluzzer,
im Zivilstand Lampenputzer;
ging im Revoluzzerschritt
mit den Revoluzzern mit.*

*Und er schrie: „Ich revolüzze!"
Und die Revoluzzermütze
schob er auf das linke Ohr,
kam sich höchst gefährlich vor.*

*Doch die Revoluzzer schritten
mitten in der Strassen Mitten,
wo er sonsten unverdrutzt
alle Gaslaternen putzt.*

*Sie vom Boden zu entfernen,
rupfte man die Gaslaternen
aus dem Strassenpflaster aus,
zwecks des Barrikadenbaus.*

*Aber unser Revoluzzer
schrie: „Ich bin der Lampenputzer
dieses guten Leuchtelichts.
Bitte, bitte, tut ihm nichts!*

*Wenn wir ihn' das Licht ausdrehen,
kann kein Bürger nichts mehr sehen,
Lasst die Lampen stehn, ich bittl
Denn sonst spiel' ich nicht mehr mit!"*

*Doch die Revoluzzer lachten,
und die Gaslaternen krachten,
und der Lampenputzer schlich
fort und weinte bitterlich.*

*Dann ist er zuhaus geblieben
und hat dort ein Buch geschrieben:
nämlich, wie man revoluzzt
und dabei doch Lampen putzt.*

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich schrieb also an Caro und Landauer, und währenddem kam der Aufseher mit zwei Zigarren. Ich liess mir gleich von ihm Feuer geben und sog nun den warmen Qualm mit einer Gier in meinen, Schlund, als ob ein liebendes Mädchen seinen Herzensschatz nach jahrelanger Trennung wiederfände und abküsste. Diese erste Zigarre, bei der ich meine Briefe zu Ende schrieb, war ein wahrhafter Genuss, den ich mir noch damit erhöhte, dass ich gelegentlich aufsprang und die paar Schritte, die die Zelle dazu Raum liess, paffend auf- und abspazierte. Ganz glücklich stimmte mich auch die Aussicht, dass ich zum Abendbrot endlich etwas Kompaktes in den Leib bekommen sollte. Denn, wenn ich zusammenrechnete, was ich seit meiner Verhaftung an Nahrung zu mir genommen hatte, so ergab sich diese Zusammenstellung: Freitag abend: Milchreissuppe; Sonnabend früh: Weisser Kaffee; Sonnabend mittag: Graupensuppe; Sonnabend abend: Kartoffelsuppe; Sonntag früh: Weisser Kaffee; Sonntag mittag: Graupensuppe mit Fleischfasern. Dazu immer das feuchte Brot, das schmeckte, als hätte man aufgeweichtes Papier mit Kartoffelmehl verknetet. Abgesehen davon, dass solche Kost einem auch nur kümmerlich verwöhnten Gaumen sehr bald recht unsympathisch wird, bewirkte sie bei mir auch eine übertriebene Frequentierung des „Leibstuhls", was wiederum auf die Atmosphäre in meiner Zelle keineswegs erfrischend einwirkte.

Nachdem meine Lampe angezündet war, setzte ich daran die zweite Zigarre in Brand. Sie genoss ich mit etwas ruhigerem, abgeklärterem Vergnügen. Ich liess ihren Dampf langsam von der Zunge gleiten und trieb ihn dann ruckweise durch runde Lippen aus dem Mund, sodass der blaue Rauch in Ringen und Blasen, in Tüten und allerlei zierlichen Arabesken vor meinen Augen umherfloss. Diese Art zu rauchen ist nach alter Erfahrung das beste Aphrodisiacum für meine Muse. So geriet ich auch jetzt in die Stimmung, meine Gefangenschaft von einer lyrischen Seite her zu betrachten, und diese Stimmung setzte sich in folgende Verse um:

Auf dem Meere tanzt die Welle
nach der Freiheit Windmusik.
Raum zum Tanz hat meine Zelle
sechzehn Meter im Kubik.
Aus den blauen Himmeln zittert
Sehnsucht, die die Herzen stillt.
Meine Luke ist vergittert
und ihr dickes Glas gerillt.
Liebe tupft mit weichen leisen
Fingern an ein Bett ihr Mal.

Meine Pforte ist aus Eisen,
meine Pritsche hart und schmal.
Tausend Rätsel, tausend Fragen
machen manchen Menschen dumm.
Ich hab eine nur zu tragen:
Warum sitz ich hier? Warum?
Hinterm Auge wohnt die Träne
und sie weint zu ihrer Zeit.
Eingesperrt sind meine Pläne
namens der Gerechtigkeit.
Wie ein Flaggstock sind Entwürfe,
den ein Wind vom Dache warf.
Denn man meint oft, dass man dürfe,
was man schliesslich doch nicht darf.

Bevor ich weiter berichte, will ich mir eine Aufregung von der Seele zu schreiben suchen, die mir im Augenblick mehr gilt als korrekte Buchführung. Eben war Caro hier. Dieser Besuch, der eine häufige erfreuliche Abwechslung ist in der Eintönigkeit meiner Tage, bringt mich aus der Zelle hinaus und ins Büro, wo ich stets den Inspektor antreffe. Ich bitte schon, seit ich hier bin, um die Auslieferung meines kleinen Notizbuches mit den Versen, die seit dem Erscheinen den „Kraters" entstanden sind. Gestern wollte mir der Inspektor das Buch endlich schicken, ich erhielt aber statt dessen nur meine Brieftasche. Nun benutzte ich eben die Gelegen, heit, ihn auf den vermeintlichen Irrtum aufmerksam zu machen, und da stellt sich heraus, dass das Notizbuch überhaupt nicht unter den Sachen ist, die die Polizei notiert und mitgegeben hat. Ich bin völlig verzweifelt. Niemals habe ich das Buch aus der Hand gelegt, nie es aus der Tasche gelassen. Dass es zuhause in der . . . . Strasse geblieben sein sollte, halte ich für ganz undenkbar, auch glaube ich mich bestimmt zu erinnern, dass ich es im Polizei, büro in Charlottenburg mit aus der Tasche gekramt habe. Von der Berliner Polizei erhielt ich es nach der Haussuchung zurück. Das weiss ich ganz sicher. Denn als ich auf dem Zettel, der bei den zurückgelieferten Papieren lag, las: 11 Schriftstücke, ein leeres Kuvert und ein Notizbuch, da war das erste, dass ich mich orientierte, welches Notizbuch sie behalten hätten, und ich war seelenfroh, als ich konstatierte, dass mein kleines Versbüchelchen da war und nur das dicke Buch mit den aktuellen Gedichten, den Adressen und den üblichen Gelegenheitsnotizen fehlte, obwohl auch darin mancherlei steht, was ich nur sehr ungern vermisse. Und nun soll das kleine Wachstuchbuch verloren sein! Der lyrische Ertrag eines ganzen Jahres! Mit so vielen kleinen, feinen, zarten Versen an F., von denen ich keine Abschrift habe. Wie nervös wurde ich schon, wenn irgend ein naher Bekannter aus irgendeiner Veranlassung das

Buch eine Viertelminute lang in der Hand hielt! Und nun fahren mir rohe Polizeifäuste in die Taschen und es soll weg sein! Wäre doch alles andere zum Satan gegangen, was ich bei rnir hatte! Das Geld meinetwegen. Die 171 Mark wäre immer noch zu ersetzen gewesen, diese Verse sind es niemals. Wer bin ich denn, dass man so mit meinem geistigen, meinem seelischen Gut verfahren darf ?! Aber die Polizei ist eine Institution, die das Privileg hat — —[1])
Ich habe Caro gebeten, sofort alles zu tun, um das Notizbuch zu retten, für alle Fälle bei der Wirtin suchen zu lassen und vor allem die Charlottenburger Polizei anzufragen. Natürlich wird alles ohne Erfolg sein. Ich müsste nicht der alte Pechvogel sein, der ich bin, um das, was einmal verloren ist, wiederzubekommen. Ich werde mich vorerst bemühen, die Angst, den Schmerz, den Chok zu unterdrücken, der mich schwerer trifft, als die Verhaftung mit allen ihren Einzelheiten, schwerer fast, als mich der Tod eines lieben Menschen treffen könnte.[2])

Nachdem ich also an jenem ersten Sonntag das Gedicht gemacht hatte, wurde es Zeit zum Abendessen. Ich hörte, wie den Nachbarn ihre Suppe gebracht wurde, und nicht lange darauf kam Giesmann mit meinem Schnitzel und dem Bier. Ich bin jetzt nicht in der Verfassung, den Genuss, den mir dieses Abendbrot bereitete — es lag auch ein richtiges frisches Berliner Brötchen bei — in der behaglichen Breite nachzuerzählen, wie ich das bei den Zigarren tat. Ich stelle nur fest, dass ich das Schnitzel mit ehrlichem Vergnügen ass, das Bier dazu in langen, geniesserischen Zügen aus der Flasche trank und nur bedauerte, so bald mit den Herrlichkeiten fertig zu sein und dann gleich ins Bett zu müssen, da ich vorher sehr gern noch ein bischen frische Luft und Bewegung gehabt hätte. Es half mir nichts. Es klingelte, und die harte Pritsche musste aufgeschlagen werden. Der Schlaf liess auch diese Nacht viel zu wünschen übrig, wie ich denn, seit ich hier bin, noch keine einzige Nacht so geschlafen habe, wie ich es dringend nötig hätte.

Am nächsten Morgen musste ich schon aus dem Bett, als es noch ganz dunkel war, und die Geschäftigkeit in allen Zellen und an allen Latrinen begann schon zur Wochentagszeit, d. h. gleich nach 6 Uhr. Natürlich war ich zur Aufstehenszeit am müdesten, denn, mag man mich immerhin zwingen, mich um 7 Uhr nachmittags hinzulegen, das Einschlafen bin ich nun mal erst zwischen 2 und 5 Uhr nachts gewöhnt, und diese Gewohnheit lege ich anscheinend sehr

---

[1])Den Nachsatz möchte ich mit Rücksicht auf die hohe Staatsautorität der Drucklegung vorenthalten.

[2]) Ich erhielt das Notizbuch nach meiner Haftentlassung zurück. Es war aus Versehen dem Untersuchungsrichter in München geschickt worden, der es mir auf Antrag wieder zustellen liess.

schwer ab. Ich war infolgedessen auch nach dem Anziehen noch recht schläfrig, und als der Kaffee in dem grossen Bottich herumgetragen wurde und die düstere Sträflingsstimme „Essnapf!" rief, da hielt ich ganz mechanisch meinen Essnapf unter den Schöpflöffel und kriegte ihn fast ganz voll mit warmem weissem Kaffee. Auch das Mordsstück Brot wurde mir wieder ausgehändigt. Ich goss den Kaffee, soweit es mir gelingen wollte, in meinen Hals, den Rest in das Geschirr, das ich kurz vorher gereinigt hatte. Von dem Brot ass ich nur wenig, das übrige nahm mir Giesmann nachher mit Vergnügen ab.

An diesem Morgen lernte ich wieder etwas Neues kennen, nämlich den gemeinsamen „Spaziergang" im Freien. Um ½8 Uhr in der Frühe wurde die Zelle aufgemacht, der Aufseher machte mich darauf aufmerksam, dass man gleich ins Freie gehe und ersuchte mich, meinen Hut zu nehmen. Ich glaubte, jetzt werde ich wohl in einen schmucken Garten geführt werden, wo ich mich gemächlich zwischen herbstlichen Bäumen — es war immerhin schon der erste November — ergehen dürfte. Diesen Glauben dämpfte ich dann freilich ein wenig, als auf dem Korridor ein Beamter auf mich zutrat — ich hielt ihn immer für einen der drei bis vier Aufseher, weiss aber jetzt, dass er der Oberaufseher ist — und mich fragte, ob ich auch mit hinunter wolle. Zu einer anderen Zeit könne er mich leider nicht hinauslassen, aber ich brauchte nicht mit den andern in einer Reihe zu gehen, sondern möge nur immer in der Mitte des Hofes allein bleiben. Darauf legte er die Hände um den Mund, stemmte sich mit aller Kraft gegen das Brückengeländer und rief lautschallend: „Austreten!" — Aus allen Zellen kamen sie jetzt hervor, die Untersuchungsgefangenen, die Zivilgefangenen und die Strafgefangenen, jeder mit dem Hut in der Hand, und liefen die Treppen hinunter zum untersten Korridor. Dort stellten sie pich Mann für Mann nebeneinander auf. Mich schickte der Oberaufseher ans äusserste Ende, und dann setzte sich der Zug in Bewegung, ein paar weitere Stufen hinunter zum Gefängnishof. Diesen Hof umschliesst nach drei Seiten das Gefängnis selbst, nach der vierten eine hohe Mauer, über die hinweg man die Rückwand eines Charlottenburger Miethauses mit vielen Winkeln und allerlei von dürftigen Gardinen verhängten Küchen- und Treppenfenstern sieht. Der Hof hat, das habe ich wiederholt gezählt, 90 Schritte im Umfang und eignet sich, da die ihn umgebenden Hausmauern mindestens 25 Meter hoch sein dürften, und da auf die Steine, mit denen er gepflastert ist, fortwährend dicker, kranker Auswurf gespuckt wird, zu einem Luftkurort so gut wie Timbuktu zum Seebad. Um diesen Hof marschierten also die Gefangenen herum, immer im Gänsemarsch, und als ich mich dem Zuge anschliessen wollte, legte mir der Oberaufseher nahe, doch allein quer über den Hof zu spazieren. Das tat

ich denn auch, — aber nur das eine Mal. Es ist mir unangenehm, in den Blicken der armen Menschen die Frage zu lesen: Warum soll der nicht mit uns in einem Zuge gehen? Weil er einen besseren Anzug trägt? — Ich bin vom nächsten Tage ab immer mit im Gänsemarsch gegangen.

Fortsetzung folgt.

Bemerkungen.

Der rührige Zensor. Ein in seiner Eigenschaft als Dramatiker trotz jahrzehntelanger Bemühungen bisher unbekannter Autor entschliesst sich, das Elaborat seiner Seele von öffentlicher Tribüne herunter vorzulesen. Das ist sein gutes Recht, wie es das gute Recht seiner Zuhörer gewesen wäre, ihren Beifall oder ihr Missvergnügen zur Orientierung des Dichters verlauten zu lassen. Aus der Vorlesung wird nichts, weil die Polizei sie verbietet. Der Autor schlägt Lärm. Auch das ist sein gutes Recht, ebenso dass er einen Protest verfasse, in dem er sich in miserablem Deutsch seine Qualität als dichterisches Genie bestätigt, und dass er mit diesem Protest hausieren geht, um Unterschriften zu sammeln. Den Mann trifft gar kein Vorwurf, wohl aber die Leute, die ihre guten, wertvollen Namen dazu hergeben, dass einem Minderbürtigen das Zeugnis als Ebenbürtiger ausgestellt wird, bloss weil die Polizei sein Werk nicht für die Vorlesung freigeben will. Das Zensurverbot bestätigt einer Arbeit weder ihren Unwert noch ihren Wert. Ein Zensurverbot wird dadurch, dass Männer wie Wedekind, Thoma, Meyrink usw. das betroffene Drama vor aller Welt preisen, nicht mehr ins Unrecht gestellt, als wenn sie sich mit der Erklärung begnügt hätten: „Die Polizei ist keine aesthetische Instanz. Wir protestieren dagegen, dass sie sich als solche aufspielt." — Eine solche Erklärung hätte ich, auch wenn ich das Werk und seinen Verfasser durchaus niedrig einschätze, unbedenklich und überzeugt mit unterzeichnet. Damit, dass die Protestierenden zugleich ein Werturteil abgeben, erreichen sie erstens, dass die Polizei sagen kann: Die Herren begründen ja ihren Protest mit der überragenden Qualität des Stückes. Sie geben damit zu, dass wir schlechte Stücke von der öffentlichen Vorlesung ausschliessen sollen. Was aber gute und schlechte Stücke sind, darin gehen die Meinungen auseinander, und wir haben den Zensurbeirat [1]) und die Macht, also gilt vorerst unsere Meinung. Zweitens bewirken die Herren, dass sich jeder Dilettant nach einem polizeilichen Vor-

[1]) Zu allgemeinem Befremden ist neuerdings Herr Thomas Mann In den Münchener Zensurbeirat eingetreten. Ich bezweifle natürlich nicht, dass sein Entschluss in der Hoffnung wurzelte, als Mitzensor Talenten gegen die Polizeimacht zu helfen. Die Erfahrungen, die Max Halbe zur Niederlegung seines Ehrenamts veranlasst haben, hätten aber doch Herrn Mann warnen sollen, geinen ausgezeichneten Namen für die Zensurtaten des Herrn v. d. Heydte mitverantwortlich zu machen. Jedes Verbot bleibt an allen Zensoren hängen. Denn wie jeweils dieser oder jener Beirat gestimmt hat, und ob ihm ein verbotenes Werk überhaupt vorgelegen hat, bleibt durchaus Geheimnis der Weinstrasse. Thomas Mann sollte sich wirklich für eine solche Strohpuppen-Rolle zu schade sein und schleunigst dem Beispiel Max Halbes folgen.

lesungsverbot sehnen wird, da er ja dadurch kostenlos von den Besten der deutschen Literatur die Bestätigung als Dichter erhalten kann. Wenn schon die Polizei dein Unterschied zwischen Wedekind, Thoma, Bahr auf der einen Seite und irgendeinem Stümper auf der anderen Seite nicht machen kann, die Herren Frank Wedekind und Ludwig Thoma, meine ich, sollten ihn machen.

Notabene: Ich habe stark Zweifel, ob sich die Polizei beim Verbieten öffentlicher Vorlesungen überhaupt in berechtigter Ausübung ihrer Amtsvollmacht befindet. Ich beabsichtige, bei passender Gelegenheit die Probe aufs Exempel zu machen und, ohne die hohe Genehmigung einzuholen, das vorzutragen was mir passt. Die Bestimmungen, die für öffentliche Aufführungen gelten, gelten nach meiner Auffassung der Dinge keineswegs für öffentliche Vorlesungen eines Einzelnen. Ich fordere niemanden auf, irgend etwas gegen die Anordnungen der Polizei zu unternehmen, aber ich teile meinen Lesem mit, dass ich es tun wurde.

„Titanic." Nachdem der Zeitungsleser die Familiennachrichten studiert und festgestellt hat, dass keiner seiner Freunde, Feinde und Anverwandten geboren, gestorben oder in den Ehestand getreten ist, wendet er sich der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen" zu. Ueber Gattenmorde, Liebestragödien, Rabenmütter und Eifersuchtsdramen gelangt er zu den Automobilapachen, empört sich über die verbrecherische Kaltblütigkeit der Räuber, die ihm gleichwohl in verborgenen Seelenfalten imponiert, und ist schliesslich in hohem Masse befriedigt, dass die rächende Staatsgewalt der Banditen doch habhaft geworden ist, und dass Bonnot nicht ohne sehr ungewöhnliche und gruselerregende Begleitumstände ums Leben kam. Es folgt die Lektüre der Eisenbahnentgleisungen, Schiffszusammenstösse, Erdbeben, Schlagenden Wetter, Fabrikexplosionen und Warenhausbrände, bei denen in der Regel nur eine grosse Anzahl von Leichen dem Bedürfnis nach sensationellem Kitzel einigermassen genügt. Hat er die Spitzmarke „Schreckliches Unglück auf den Fidji-lnseln" gelesen, so fragt der Leser nur: Wieviel Tote? und: Wer hat Schuld? Das Interesse an Bedauerlichkeiten erlahmt im Quadrat der Entfernung und im umgekehrten Verhältnis zu Besitz und Einkommen der Betroffenen.

Seit langer Zeit hat kein Unglücksfall das öffentliche Gemüt in solchem Masse erhitzt, wie die ,,Titanic"-Katastrophe. Der wahre Grund dieser Erhitzung liegt bestimmt nicht im puren Mitgefühl mit den 1600 im Ozean begrabenen Menschen. Man hat Minenexplosionen erlebt, die doppelt und dreifach soviel Opfer verlangt haben, und der Gang der Geschäfte blieb ungestört. Das Mitgefühl gedieh höchstens bis zur Neugier, wen die Untersuchung schuldig finden würde. Das Entsetzen über den Untergang der „Titanic" gilt nur einem Zehntel der Toten. Die Riesenzahl derer, die zugleich starben, ißt nichts als eine wirksame Folie bei der Beweinung der Minderheit, deren Millionen sich gegenüber der Kraft eines schwimmenden Eisbergs als unwirksam erwiesen haben.

Gewiss ist es unendlich traurig, zu denken, dass Menschen in der Gewohnheit, ihren Launen jedes Vergnügen zu gönnen, ein neues unerhört prächtiges Schiff besteigen, dessen Name schon die Bezwingung jeder Naturmacht verspricht, und inmitten der Freude, als erste eine Siegesfahrt an Schnelligkeit, Sicherheit und Luxus über das Weltmeer zu machen, vom eiskalten, unsäglich schauderhaften

Tode überrascht werden. Aber der Gedanke dämpft das Mitleid mit diesen reichen Leuten, dass bei den Rettungsversuchen die Armen, die nicht um des Vergnügens, sondern um ernster Lebensnotwendigkeiten willen die Reise mitmachten, ganz vernachlässigt wurden, ja, dass man, um den Reichen das Vergnügen der Seereise zu er. höhen, die selbstverständlichen Vorsichtsmassregeln schon vor der Abfahrt versäumt hatte.

Jetzt, wo das Unglück geschehen ist, klagt man die White Star Linie und ihre Direktoren an, dass nicht genug Rettungsboote an Bond waren. Die die Anklage erheben, sollten sich fragen, ob sie, hätten sie als Vergnügungsreisende die Fahrt mitgemacht, nicht ganz einverstanden gewesen wären, dass da, wo für die Zwischendeck-Passagiere Boote hätten untergebracht werden können, lieber Tennisplätze geschaffen wären und Bannen, die ihre Damen auf Kamelen abreiten dürften. Man schimpft, dass die Gesellschaft den Schnelligkeitsrekord schlagen wollte und vergisst, dass das zu den Sensationen gehörte, die man dem verwöhnten Luxuspublikum bieten musste.

Die Forderung, die angesichts des Untergangs der „Titanic" erhoben werden müsste, sollte so lauten: Wer sich für sein Geld in, Gefahren begeben will, dem soll man die Möglichkeit dazu mit allem nur erdenklichen Luxus schaffen. Man soll aber die Armen, die nur übers Meer wollen, und denen weder an Tennisplätzen nach an Sportserfolgen liegt, auf sicheren Schiffen und mit aller Vorsicht gesondert befördern. Um hundert Menschen eine Fahrt angenehm zu machen, soll man nicht tausend in Gefahr bringen, die von den Annehmlichkeiten ohnehin nichts haben.

Endlich möge man die Anklagen gegen die Gesellschaft solange zurückstellen, bis man sich nicht geprüft hat, ob man nicht selbst Dreck am Stecken hat. Kein Aktionär irgend eines Bergwerks sollte gegen die White Star Linie den Mund auftun, sondern bedenken, dass er, was oft schrecklich zu Tage trat, seine Dividenden der Ersparung von Sicherheitsmassregeln für die arbeitenden Bergleute dankt. Dem gefühlvollen Zeitungsleser aber sei nahegelegt, seine Tränendrüsen zu schonen. Seine Trauer um die 1600 Toten kann so gross nicht sein, da er jeden Tag bereit ist, für die „Ehre der Nation" einem Krieg zuzustimmen, der, was er vorher ausrechnen kann, das Hundertfache an Menschenleben kosten kann.

Werfen wir der Natur nicht ihre Eisberge vor, solange wir Menschen ihr mit unsern Mordwaffen den Rang ablaufen.

Die Jesuiten. Es herrscht grosser Schrecken im Lande Bayern. Die Liberalen und Sozialdemokraten haben seit Jahr und Tag dem Zentrum geholfen, die Aufhebung des Jesuitengesetzes herbeizuführen. Ungezählte Male hat der Reichstag (der bekannte Willensausdruck des deutschen Volkes) denn auch die Aufhebung des Jesuitengesetzes beschlossen. Aber der Bundesrat, die Exekutive der Regierungen, wollte nicht. So blieb das Ausnahmegesetz in Kraft. Nun hat plötzlich Bayern eine neue Regierung gekriegt, die — ein erster Schritt zu dem von Liberalen und Sozialdemokraten inbrünstig herbeigesehnten parlamentarischen Regime — der Mehrheit des Parlaments entsprechend zusammengesetzt ist. Diese Regierung hat das Mittel gefunden, dem im Reichstag so oft bekundeten Willen des deutschen Volkes Geltung zu verschaffen. Sie hat mit einer geschickten Interpretation das von Liberalen und Sozialdemokraten immer wieder

abgelehnte Jesuitengesetz für Bayern so ziemlich unwirksam gemacht. Eine echt demokratische, echt volkstümliche Regierung — wie? Ja, Husten I Die Liberalen und Sozialdemokraten haben sich anders besonnen. Sie schreien Zeter und Mordio, weil die Reichsgesetze voa der bayerischen Regierung nicht respektiert werden. Sie schreien im deutschen Reichstag und sie schreien im bayerischen Landtag, nur während sie sonst den Bundesrat anklagen, dass er die Beschlüsse des deutschen Volkes nicht vollziehe, klagen sie ihn jetzt an. dass er die Interpretation eines Gesetzes im Sinne der Beschlüsse des deutschen Volkes nicht hindere. Und eine Angst vor den Jesuiten kommt dabei zum Vorschein, dass man sich die Nase zuhält vor soviel vollen Hosen! Ach, liberale und sozialdemokratische Freiheitskämpen, lasst sie ruhig ins Land, die bösen Jesowiter! Mit Staatsgesetzen macht man unbequeme Bewegungen doch nicht tot, und euch gegenüber werden die Leutchen ohnehin nichts zu tun finden. Um mit euch Kroppzeug fertig zu werden, bedarf es wirklich keiner Jesuitenkünste.

Vom Geistesmarkt. Die „Meggendorfer Blätter", Zeitschrift für Humor und Kunst, bringen in ihrer Nr. 1114 vom 30. April 1912, auf Seite 99 folgenden Witz:

„Moderner Haushalt.
Firau: „Ich habe zwei Zentner Kohlen bestellt!"
Mann: „Warum denn gleich zwei?""

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München. Baaderstr. 1a. Tel. 2355

KAIN, Heft 12. Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — „M. N. N." — Die Stimmrechts-Amazonen. — Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. — Bittingers Fehltritt.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchner Post". — Die Tugend hat gesiegt.



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
8 Pfennig
zu
frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: .... **Name:** ....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II. No. 3. Juni 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Strindberg. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen.** — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Der Krater.

Von Erich Mühsam.

Kain-Verlag München. Preis Mk. 2.—

Mühsams starke Lyrik gehört zu der Kunst, in der der Autor eine seltsame Verschmelzung von Produkt und Produktivität darstellt. Unsere Zeit ist schon so, dass in ihr meistens nicht die Shakespeares dichten, die Produktiven, sondern die Hamlets, die Produkte; nicht die Prägenden, sondern die Geprägten. Auch Mühsam ist ein Geprägter; nur hat ihm nicht die Literaturübung und die Mode den Stempel aufgedrückt, sondern das Leben und die Zustände unserer Zeit. Man hat den Eindruck: die Leiden, die er in bitteren und scharfen Tönen, manchmal fast mit einem feixendenExhibitionismus hinausschreit, sind nicht nur erfahrene, geistig und seelisch erlebte, die von einem Individuum empfangen werden, sondern diese Schmerzen sind er selbst; sie sitzen nicht nur als Begegnungen in seinem Geist, sondern sie sind von Geburt wegen mit ihm verbunden; sie sind sein ganzer Mensch und sein Körper. Was er darum dichtet, ist nicht nur politische oder soziale oder sozialistische Lyrik; nicht nur leidende Liebe und Sehnsucht und Geilheit und Galgenhumor; aus ihm dichtet die Unbeherrschheit, der Jammer, die Wut und manchmal geradezu die Degeneration und Neurasthenie. Das Alles aber natürlich verbunden wiederum mit geistiger Beherrschtheit mit viel Wissen um seinen Zustand, mit Witz und Ueberlegenheit und mit einer grossen Güte, die aus reichlicher Bosheit immer wieder hervorbricht. Da nun Mühsam dazu eine sehr starke formale Begabung hat, eine grosse Kraft des Rhythmus, die oft bezwingend ist, die Kunst des Abrundens und Gestaltens, die Macht des anschaulichen Bildes bis zur Grellheit und der stark betonten Rede bis zur Beschwingtheit und obendrein eine erstaunliche Schlagkraft des Reims (die er nur nie verstandesmässig-witzig in den Ausbruch des Gefühls hineinplumpsen lassen dürfte), so ergeben sich in dem Bande viele Gedichte, die uns in die Qual, die Brunst, die Wildheit und den Aberwitz tief hineinzwingen. Wir erleben jn einem Mitfühlen, gegen das nur der Kaltsinn eine Wehr hat, das „Lebensfeuer, dessen Knecht" er ist, dieser. Verbannte, dieser „Trunkenbold des Leides". Und manchmal kommt darüber hinaus ein Ton der Schönheit und der Weihe und der Selbstsicherheit, dass wir uns sagen: Wenn er, der diese Jugend der Qualen und des Tobens hat, einmal doch noch ein Reifer werden sollte, dann wird er ein Grösserer sein, als dic vielen Scheinreifen, die schon fertig auf die Welt gekommen sind. Und vielleicht ist er auch heute schon ein Grösserer?

(Gustav Landauer in der „Zukunft".)



Jahrgang II. München,
No. 3. Juni 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Strindberg.

Das Lebenswerk August Strindbergs ist abgeschlossen. Die Welt ist um eine Elementarkraft ärmer geworden. — Ich gestehe, dass diese Feststellung vorerst alles enthält, was mir am frischen Grabe des Toten auszusprechen Bedürfnis ist. In aller Eile die äusseren Daten seines Lebens aus Literaturkalendern und Konversationslexiken herauszustöbern oder gar alles Erreichbare an Strindbergschen Büchern zusammenzuraffen, um aus flüchtiger Durchsicht ein Charakterbild zu fixieren, käme mir wie Leichenschändung vor. Ein zuverlässiges Portrait dieses Genies ist solange noch gar nicht möglich, wie der Nachlass, der wahrscheinlich sein Persönlichstes enthält, nicht vorliegt, und wie nicht eine abklärende Distanz zwischen der Zeit seines Schaffens und der einer objektiven Bewertung entstanden ist. Die Spannweite der Strindbergschen Produktion ist so gross, dass das kritische Urteil zunächst dem Gefühl allein vorbehalten bleiben muss. Mein subjektives Gefühl ist voll Bewunderung für die ungeheure dichterische Dynamik, die in Strindbergs Werken Gestaltung fand, und voll Ablehnung gegen das abgründlich hässliche Weltbild, das

sich in allen seinen Leidenschaften spiegelt. Nichts schien diesem Riesengeist göttlich, alles sah er durch die Brille einer qualvollen Teufelsgläubigkeit. Die Konsequenz der Satanskonfession Strindbergs war der Gang nach Damaskus, war die Flucht ins Christentum. Aber Strindberg blieb als Christ, was er als Heide gewesen war: ein mystischer Nörgler, ein fluchender Titan. Und er hatte den Mut zu seiner Skepsis. Nichts galt ihm sicher, nichts erklärt. Die Wissenschaft hat in Strindberg ihren gefährlichsten Feind verloren. Das Räderwerk ruht, in dem ihre „Erkenntnisse" zerstückelt wurden. Auch zu seinen Feigheiten hatte Strindberg den Mut. Er zitterte vor dem Weibe, das für ihn das starke Geschlecht repräsentierte, dem er sich hörig fühlte und das er dafür hasste mit der ganzen Inbrunst seiner gigantischen Künstlerschaft. Unsagbar hässlich war die Welt, die Strindbergs Augen sahen, unsagbar grossartig aber ist das Bild, das er von dieser Welt gemalt hat. Mit Strindberg verblich die andere der Gestalten, die die letzten fünfzig Jahre überragten: Leo Tolstoj ging vor ihm, den Nachfahren aber wird es überlassen bleiben, ob sie sich zu Tolstojs himmlischer Welt oder zu Strindbergs höllischer entschliessen wollen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Während ich nun so allein mitten über den Hof ging, hin und zurück, immer hin und zurück, und die andern in langem Zuge — es waren 25 Mann (es wird in mehreren Abteilungen marschiert) — immer um den Hof herum, immer herum trotteten, sah ich mir die einzelnen Gestalten an. In Sträflingsanzügen waren nur ganz wenige, nur solche, die, wie es in den Verhaltungsvorschriften hiess, ohne reinliche und schickliche Kleidung ins Gefängnis eingeliefert waren. Die meisten trugen einfache Arbeiteranzüge mit Schirmmützen und an den Füssen Anstaltslatschen. Nur vielleicht fünf oder sechs ausser mir hatten eigenes Schuhzeug an. Auch das Alter war nicht so unterschiedlich, wie man vermuten könnte. Mein Wagengefährte, der Mann, der selbst an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifelte und den ich in steifer Haltung im Zuge schreiten sah, dürfte der älteste Insasse des Gefängnisses sein, sofern nicht in Abteilungen, die mir

unsichtbar bleiben, noch ältere Leute stecken. Blass, kränklich und wenig intellegent sahen fast alle aus, wenige robuste Kerle nur, und fast gar keine geistig beträchtlichen Physiognomieen.

Ich will einige hervortretende Typen hier festzuhalten suchen Einer war da, in Gang und Haltung wie ein Vikar, in schwarzem Gehrock, mit rundem schwarzen Hut, Oberhemd und schwarzer Kravatte, der bei weitem eleganteste der Häftlinge. Aber das Gesicht von ganz minderweitigem Ausdruck, blöde, reuig, interesselos. Grosse, schlappe aus den Manschetten hängende Hände. Wahrscheinlich ein unzuverlässiger Geschäftsangestellter, der seinen Skatverlust durch Unterschlagung einer Postanweisung decken wollte. Dann ist da ein gesunder, rundlicher, netter junger Kerl in blauem Sträflingskittel. Er scheint immer lustig zu sein. Jedenfalls hat er etwas Sonniges, Lachendes an sich. Er führt den kläglichen Zug an und scheint, wie ich an den folgenden Tagen beobachten konnte, an dieser Würde besonderes Gefallen zu finden. Man wird ihn mal geärgert haben, und daraus mag eine Sachbeschädigung oder ein Hausfriedensbruch geworden sein. Einer ist da, ein Mensch von vielleicht 27 Jahren, der geht mit steif nach hinten gebogenem Körper, die Hände in die Taschen seiner gelben Jacke vergraben, die schwarzbärtige Oberlippe zusammengekniffen, einher, ohne nach links oder rechts einen Blick zu werfen. Er sieht ziemlich verschlagen aus und man könnte ihn für einen Heiratsschwindler halten. Zwei besser gekleidete Leute sind erst im Laufe der Woche dazugekommen. Einer, der zwei Zellen neben mir wohnt (neben meiner neuen Behausung nämlich, von der noch zu reden sein wird), hat das intelligenteste Gesicht von allen meinen Mitgefangenen. Etwa 36 Jahre alt, blonden, dichten an den Seiten beschnittenen, nach unten gefranzten Schnurrbart, kluge braune Augen, sicheren, beinahe weltmännischen Gang. Heute kam er während einer der Geschirrreinigung gewidmeten Zellenöffnung zu mir, mit einem Plätteisen in der Hand, und bat mich um Lektüre für den Sonntag. Ich gab ihm die Aphorismen von Peter Hille, die Droop unter dem Titel „Aus dem Heiligtum der Schönheit" bei Reclam herausgegeben hat. Ob er viel Genuss an diesen Herrlichkeiten haben wird, weiss ich nicht. Ich trau ihm aber zu, dass er wenigstens das biographische Vorwort mit Interesse lesen wird. Ich hätte ihm gern was anderes mitgegeben, hatte aber garnichts geeignetes, weil ich die Bücher, die Caro mir kürzlich brachte, ihm heute zurückgegeben habe. Da der Mann meinen Namen nicht kennt, der in dem Vorwort mehrfach genannt wird, kann er ja auch nicht auf die Vermutung kommen, dass ich ihm die Schrift etwa aus Eitelkeit überlassen habe. Was mag er begangen haben? Vielleicht eine Urkundenfälschung oder ein ähnliches Delikt, zu dem die Geschäftsusancen in unserer wunderlichen Gesell-

Schaftsordnung ja reichlich Gelegenheit bieten. Der andere Mann, von dem ich sprach, mag im gleichen Alter stehen. Er hat ein gelbliches Gesicht, kurz geschnittenen schwarzen Schnurrbart, verkniffene Züge und graumeliertes Haar. Ein Mensch, der nicht im mindesten skrupelhaft aussieht und dem ich schon eine grosszügige Betrügerei zutrauen könnte.

Die auffälligste Erscheinung unter den Sträflingen ist ein jüngerer Mensch im Arbeiteranzug. Er ist wohl das hässlichste und abschreckendste Menschenexemplar, das ich je gesehen habe. Die ganze obere Gesichtshälfte ist von einem riesigen Muttermal überdeckt, das in allen Farben eines Pavianhintern schimmert. Das Kinn, das ganz ohne Form ist, liegt darum, wie eine weissgetünchte Schuppenkette, Die graugelben Augen haben einen bösen, stechenden Blick. Der Körper ist gedrungen, der Rücken zum Nacken hinaufgezogen, die Glieder sind plump und doch hat der Gang etwas schleichendes, heimtückisches. Der vollendete Typ eines psychopathischen Schwerverbrechers, unsäglich roh in Bewegungen und Gebahren. Der Mensch wendet seine viehische Fratze frech nach allen Seiten, als ob er damit kokettieren wolle, spuckt unter lautem Rülpsen vor sich weg, grinst fortwährend, stampft seine klobigen Fäuste nach unten, furzt, indem er stehen bleibt und sein Bein aufhebt und führt Selbstgespräche in den verdorbensten und gemeinsten Ausdrücken. Ich sehe weg, sobald er an mir vorbeikommt, aber er scheint es bemerkt zu haben und feixt mich von unten herauf schief, frech und schäbig an. Jeder Gewalttat, glaubeich und jeder Schurkerei ist dieses Scheusal fähig. Aber ein Schulbeispiel scheint mir dieser Mann zu sein dafür, dass alle Schlechtigkeit Unglück, dass alle Schuld Schicksal ist (und von der Akademieformel gewisser Psychoanalytiker, dass alles Schicksal selbstgewollt sei, halte ich nicht allzuviel). Richard III. ins Proletarische übersetzt. Kann dieser Mensch gut sein, edel, menschenliebend, den die Natur so infam hässlich gemacht hat? Niemals werden zärtliche Lippen seine entsetzliche Larve geküsst haben. Muss da nicht der Neid aufsteigen und die Wut und die Bosheit und alle Niedrigkeit? — Und nun ist wohl die Lust über ihn gekommen, Böse» zu tun — ohne Ahnung von seinen eigenen Gründen Rache zu nehmen an den Menschen für das schmähliche Verbrechen, das die Natur an ihm beging. Und er schlägt jemandem das Auge ein oder vergewaltigt ein Kind oder zündet seinem Nachbarn das Haus an, oder raubt einem behäbigen Rentier den Geldbeutel; denn bitterarm ist er obendrein Doch. Aber was mordete doch der bleiche Verbrecher? Er mordete nicht um zu rauben, sondern er raubte um zu morden. Nietzsche hat die Menschen gekannt. Die Häscher aber greifen nach der unseligen Missgeburt, und die Richter verbünden sich, ihn zu strafen für

all sein Leid, für all sein bitteres Unglück. Und nun haben sie ihn ins Gefängnis gesetzt, dass ihm seine Enterbung um so deutlicher bewusst werde. Statt dass man alles täte, was in schwachen Menschenkräften steht, um soviel Unheil erträglicher zu machen! Guten Wein sollte man ihm geben und weiche Betten, auf Gummi sollte er fahren dürfen und flinke Hände jedem seiner Wünsche bereit finden! — So, nur so könnte man die Gesellschaft schützen vor seiner Rache, vor seinem, doch wohl gerechten Zorn. So, nur so könnten wir uns selbst schützen vor den Vorwürfen, die wir uns bei seinem Anblick zu machen haben.

Gleich wird die Glocke zum Schlafengehen läuten. Ich muss für morgen aufheben, was über den Montag noch zu sagen ist, und muss mich vorbereiten, lange wachend im Dunkeln zu liegen und viele schmerzliche Gedanken passieren zu lassen, die heute wohl meist meinem lieben, vermissten schwarzen Notizbuch gelten werden.

Sonntag, den 7. November 1909.

Wo stand ich doch? Bei dem ersten Morgenspaziergang auf dem Gefängnishof. Täglich früh um ½8 Uhr müssen wir hinaus (heute am Sonntag, blieb es uns erspart) und einer hinter dem anderen hermarschieren, gegen 30 mal herum um den dumpfigen Hof. Zweimal habe ich die Rundgänge gezählt und einmal 29, einmal 32 festgestellt, und der ganze Umkreis ist bezeichnet von dem dicken, gelben, schleimigen Auswurf der armen Menschen, die man fortwährend röchelnd ausspucken hört. Ich habe ein Grausen vor dem wurmartigen Schleim, der an meinem Wege liegt, und hebe den Kopf hoch, um ihn nicht sehen zu müssen, denn immer fürchte ich, es könnten sich Tuberkeln daraus befreien und den Weg in meinen Hals finden. Zwanzig Minuten dauert der Rundmarsch. Zwanzig Minuten Gefängnishof im dicken grauen Morgennebel, das ist die einzige Zeit, wo wir hier „frische Luft" atmen dürfen.

Den Montag-Vormittag benutzte ich dann zum Briefschreiben: an C, an S., an die Freunde im Cafe des Westens, an F., der der einzige ist, von dem ich Antwort bekam. Aber gestern erfuhr ich durch den Inspektor, dass diese Postkarte und ein Heft der „Schaubühne" von ihm direkt zu mir hinaufgeschickt worden seien, weil er gleich sah, dass das ohne Belang war, dass aber alle anderen an mich eingetroffenen Postsachen, und es seien schon etliche angekommen — an den Richter weitergeführt seien. Gesehen habe ich davon noch garnichts. Auch eine Titelzeichnung für ein neues Buch, über das ich am Tage vor meiner Verhaftung mit F. gesprochen hatte, entwarf ich, musste aber bei allen diesen Beschäftigungen häufige Pausen eintreten lassen, weil das von hinten fallende Licht meinen Schatten vor mich auf das Papier warf, und das Schreiben und Zeichnen daher meine Augen ausserordentlich anstrengte.

Mittags wurde ich ins Büro hinuntergerufen, wo Caro mich erwartete. Wir berieten über das, was zunächst geschehen müsse, und er erzählte mir, dass meine Verhaftung von allen Bekannten mit grosser Teilnahme aufgenommen wurde, und dass sich auch die Presse, abgesehen wieder von einigen liberalen Organen, deren Schmöcke mich in meiner „Harmlosigkeit" als nicht ernst zu nehmen beschimpften, sympathisch benähme. So las er mir eine Notiz aus der „Welt am Montag" vor, die entschieden für mich Partei nahm.[1]) . . . . Ich trug Caro noch einige Wünsche auf, vor allen Dingen bat ich ihn, für Lektüre zu sorgen und für Decken, die die Härte meines Lagers weniger empfindlich machten. Er versprach alles und ging. Ich Hess mich wieder in meine Zelle sperren......[2])

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Theater.

„Circe." — „Jedermann."

Calderons „Circe" aufzuführen ist ein interessantes Experiment, und das Künstlertheater hatte den Mut, bei der Eröffnung der Bayrischen Gewerbeschau das Experiment zu machen. Herr Georg Fuchs hat das phantastische Festspiel nachgedichtet, Herr Eduard Künneke hat eine Musik dazu geschrieben, Herr Alfred Halm inszenierte die Aufführung und Herr Professor Hierl-Deronco entwarf Dekorationen und Kostüme. Bewährte Schauspieler suchten zum Ge lingen beizutragen: Tilla Durieux, Max Pallenberg, Waldemar Stägemann, Ludwig Hartau.

Das Experiment — das sei vornweg bemerkt — misslang. Ich möchte niemandem Schuld aufbürden. Es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Nicht dass ich die Künstler untauglich schelten sollte. Ihren Bemühungen dankten wir wundervolle Einzelheiten. Es sei hier aber einmal ausgesprochen : Das Künstlertheater selbst, das uns als Normal- und Reformbühne gepriesen wurde, ist eine für festliche Regie durchaus ungeeignete Anstalt. Um üppige Szenen wirksam zur Geltung zu bringen, dazu braucht man zunächst Platz. Um phantastische Szenen phantastisch

[1]) Als ich aus dem Gefängnis herauskam, konnte ich allerdings feststellen, dass auch nur entfernt menschenmögliche Glossen über die Verhaftung in sehr wenigen Blättern erschienen waren. Im übrigen hatten die Organe aller Parteien (die „Münchner Post" allen voran) mich persönlich in der Zeit, wo ich wehrlos eingesperrt war, so gemein beschimpft, dass ich mich veranlasst sah, im „Vorwärts" gegen dies perfide Verhalten öffentlich Verwahrung einzulegen.

[2]) Längere Betrachtungen rein privater Natur lasse ich hier fort.

wirken zu lassen, dazu braucht man bestimmte Requisiten, über die das Künstlertheater dank seiner unzweckmässigen Anlage nicht ver. fügt. Um Zauberstückchen zu machen, Gegenstände oder Menschen erscheinen und verschwinden zu lassen, dazu braucht man eine Versenkung. Hat man, wie im Künstlertheater, keine Versenkung, weil der Platz dazu um des Prinzips der Reformbühne willen fehlt, so muss man darauf verzichten, phantastisch-romantische Festspiele aufzuführen. Man hatte seinerzeit die Möglichkeit, das Künstlertheater so zu bauen, dass technische Unzuträglichkeiten vermieden werden konnten. Jetzt rächt es sich, dass man den Theoretikern nachgab, statt auf die Praktiker zu hören. Die grundsätzliche Vereinfachung der Szene ist Unsinn, solange man nicht auch die grundsätzliche Vereinfachung des Theaterspiels überhaupt hat. Kein verständiger Mensch wird im Zeitalter der Benzinknipser zum Feuerstein zurückgreifen, sofern nicht etwa ein sozialer Gedanke ihn und seine Nächsten veranlasst, eine Uebergangszeit hindurch primitive Lebensformen zu pflegen.

Um mit den unzulänglichen Raumverhältnissen des Künstlertheaters fertig zu werden, bedurfte es eines Regisseurs wie Max Reinhardt, der da draussen mit den „Räubern", dem „Sommernachtstraum", und der „schönen Helena" ja in der Tat ausgezeichnete Leistungen bot. Wieviel Schweiss und Flüche es ihn gekostet hat, möchte ich aber nicht zählen. Wie er sich mit „Circe" abgefunden hätte, lässt sich schwer ermessen. Ob er aber den Wunderschrank, der plötzlich zu erscheinen hat, durch zwei Diener auf die Bühne hätte rollen lassen, um ihn dann durch zwei Diener wieder abholen zu lassen, kann füglich bezweifelt werden.

Herr Halm ist gewiss ein tüchtiger Regisseur. Wollte er jedoch an der Stätte, wo bisher Reinhardt gewirkt hat, eine von Reinhardts Art deutlich unterschiedene Kunst zeigen, so hätte er in den Tänzen und Gruppierungen weniger eng an Reinhardt anschliessen sollen, um nicht einen für ihn sehr ungünstigen Vergleich zu provozieren- Das Herantanzen der Nymphen im ersten Akt wirkte nicht natürlich wie die Elfenaufzüge in Reinhardts „Sommernachtstraum", sondern einstudiert und balleteusenhaft.

Die Szene selbst sah manchmal arg aus. Es geht doch nicht, dass man hinter einem dichten Wald, der ins Grenzenlose gehen muss, die Pappwand sieht, die die Bühne abschliesst. Im zweiten Akt geht der Vorhang auf und man erblickt den verführerischen Garten durch drei blaue Kachelkamine hindurch, in denen goldbronzierte Götzenbilder stehen. Darüber wölbt sich ein karmoisinroter Himmel. Das sind Unmöglichkeiten.

Sehr hübsch wirkte dagegen das einfache Bühnenbild am Meeresufer, die Felsblockkette, hinter der der Riese Brutamonte vor dem

erschrockenen Clarin auftaucht. Am besten das Schlussbild, der rauchende Kraterschlund, in dem Circe zu den Göttern entschwindet.

Es war eine ausgezeichnete Idee, im ersten Akt Circe und ihre Begleiterinnen in den grandiosen spanischen Kostümen der Velasquez. Zeit erscheinen zu lassen. Der Kontrast zu den gepanzerten Griechen war sehr wirksam und schön. Warum sich aber die Damen im weiteren Verlauf der Begebenheiten plötzlich in griechischen Gewändern zeigen mussten, bleibt unerfindlich.

Die Schauspieler hatten eine undankbare Aufgabe zu lösen. Denn so interessant der Versuch immer sein mag, das Festspiel Calderons zu beleben und so geschickt sich Georg Fuchs immer mit dem schwierigen Problem abgefunden hat, ein Übelstand bleibt für den verwöhnten Geschmack der Zeitgenossen doch bestehen: Die ganze Art, wie sich die Vorgänge entwickeln, selbst die erotischen Szenen und die Wunderhaftigkeiten sind ohne dichterischen Schmiss, wirken nüchtern und reizen zum Gähnen. Daran ändern reizende kleinere Einzelheiten, wie die Dialoge zwischen Clarin und Leporell, oder die Szene mit dem Zwerg und der Duenna nichts, dass man mit dem Gefühl das Theater verlässt: es war langweilig.

Frau Durieux, die (mit roten Haaren) pompös aussah, nahm die Rolle als Circe so, wie sie nach der Calderons-Fuchs'schen Vorlage genommen werden musste: Kühl und majestätisch. Sie sprach ihre Rolle mehr als sie sie spielte und vergrösserte dadurch die Gestalt der Circe in der richtigen Erkenntnis, dass sie keine Verinnerlichung zulässt. Tilla Durieux ist vielleicht die bedeutendste Sprecherin der deutschen Bühne, und so gab ihre Leistung dem Abend den besten Teil an Schönheit und Wirkung. Der Ulysses des Dr. Staegemann vom Berliner königlichen Schauspielhause war mir etwas zu weich, zu tenorhaft, hatte aber, besonders in der Liebesszene des letzten Aktes, sehr schöne Momente.

Max Pallenberg nannte ich hier schon vor einem Jahre einen Komiker, dessen gleichen es nicht zum zweiten Male gibt. Sein Clarin bestätigte die hohe Meinung, die er hier vom Menelaus und von Jupiter her hinterlassen hat. Das ist ein prachtvoller Kerl, voll bizarrer Einfälle und dabei voll Grösse und Innerlichkeit in seiner Komik. Im Äusseren und in der Sprache wirkt er wie eine Karrikatur auf Moissi Manchmal ärgert man sich über ihn, wenn er in seinem wienerischen Dialekt einen gar zu blöden Witz macht. Man denkt sich: Zum Teufel! Das gehört doch in die Budapester Orpheum Gesellschaft ! Dann aber schlägt er plötzlich um und sagt mit tottrauriger Stimme einen Satz, dass man nicht weiss, ob man vor Lachen platzen oder laut aufschluchzen soll. Es wird mir unvergesslich sein, wie er, aus einem Affen in seine Menschengestalt zurückverwandelt, im weissen Harlekinskostüm vor den roten Vorhang

tritt, sich halb in dessen Falten versteckt, melancholisch ins Publikum hineinschaut und mit unendlicher Wahrheit sagt: „Ich schäme mich zu Tode". — Er und die Durieux konnten mit dem ganzen Abend versöhnen.

Die übrigen Darsteller entsprachen ihren Anforderungen. Ludwig Hartaus Prinz von Trinacrien wäre vielleicht besonderer Erwähnung wert.

Das Gute der „Circe"-Aufführung ist somit den Schauspielern zu danken. Es wäre sehr zu wünschen, dass das Künstlertheater sich entschlösse, ihnen Aufgaben zu stellen, die weniger nach Experiment riechen wie Calderon-Ausgrabungen. Es gibt moderne Stücke genug, aus denen eine kundige Regie mit so hervorragenden Darstellern, wie sie draussen zu Gebote stehen, Brillantes machen könnte, Stücke sogar, die ohne grosse Schwierigkeiten auch auf der Normal- und Reformbühne gespielt werden könnten. Ich erlaube mir zunächst zwei Vorschläge: Wedekinds „So ist das Leben" und Ger hart Hauptmanns „Und Pippa tanzt". Beide Dramen sind in München noch nicht zu der Aufführung gelangt, die ihnen gebührt. In beiden Dramen ist für Regie, Ausstattung und Darstellung die Möglichkeit zu grossen und schönen Leistungen enthalten.[1])

Wer noch zweifelt, ob zur Inszenierung wirklich theatermässiger Spiele grosse, tiefreichende und auf jede technische Forderung vorbereitete Bühnen mehr leisten können als ein reformiertes Relieftheater, der sehe sich im Hoftheater „Das alte Spiel von Jedermann" an, eine Aufführung, die in der Geschichte des deutschen Theaterspiels bemerkenswert bleiben wird.

Das Mysterienspiel selbst, das Hugo von Hofmannsthal einer alten englischen Moralität nachgedichtet hat, ist ganz naiv. Jedermann wird jedermann in persona vorgeführt, in all seiner Härte, seinem Unverstand, seinem Geiz, seiner Selbstsucht, seiner Oberflächlichkeit, seiner Verbuhltheit, seiner Schwäche und seinem gottvergessenen Wandel. Gottvater schickt den Tod aus, Jedermann vor seinen Thron zu laden. Während eines festlichen Gelages überrascht ihn der Tod, vor dessen schauerlichem Anblick alle ausreissen, Jedermanns Buhlschaft zuerst, dann Jedermanns guter Gesell, sein

[1]) Die Sommerbühne im Ausstellungspark hat inzwischen ein zweites Stück herausgebracht. Es heisst „Kismet" und ist ein Bayerisches Gewerbeschauspiel. „Kismet" hat das Verdienst, einen neuen dramatischen Typus zu kreieren: Man engagiert aus einem besseren Variete eine Schlangentänzerin und baut ein ,.Traumspiel aus 1001 Nacht" um sie herum. Das Publikum bekam sehr wertvolle orientalische Tücher zu sehen.

dicker Vetter und sein dünner Vetter und die ganze Tischgesellschaft. Jedermann fleht alle an, ihn doch zu dem schweren Gang zu begleiten und befiehlt endlich seinen Knechten, seinen Goldschatz zu bringen. Den will er mit sich nehmen. Aber der Deckel der Truhe hebt sich und Mammon wird sichtbar, höhnend klärt er Jedermann auf, dass er nur auf Erden zu tun habe, und so weiss Jedermann gar keine Begleitung mehr. Da rufen ihn mit schwacher Stimme seine guten Werke an, in einer Frauengestalt verkörpert, die sich vor Entkräftung garnicht vom Boden erheben kann. Er solle sie mitnehmen, sie werde ihm in den Tod folgen. Der Glaube erscheint, stärkt Jedermanns Seele, sodass auch seine guten Werke sich erheben können und ihn unter Engelsgesang, verklärt, gereinigt und geläutert in die himmlischen Sphären hinübergeleiten. Der Teufel aber, der Jedermann schon sicher zu haben glaubte, hat voll Ärger das Nachsehen.

Diese fromme Symbolisierung eines kindlichen Katholizismus hat Hofmannsthal in sehr anmutige Knittelverse gekleidet (bei denen mich nur manchmal die altertümliche Form störte, das „nit", das nicht ganz frei schien von wienerischem Schmalz). Das muss dem Dichter auf jeden Fall zugestanden werden, dass es ihm gelungen ist, durch eine raffinierte Szenenführung, die die Handlung ohne Unterbrechung abwickelt, das Werk dem modernen Geschmack geniessbar zu machen, wobei er, in richtiger Erkenntnis, dass hier alles auf Sinnenwirkung ankommt, dem Regisseur die Hauptaufgabe überliess.

Die Regie führte Albert Steinrück. Dieser Mann ist aus Reinhardts Schule hervorgegangen. Er schliesst mit Wissen und Willen an Reinhardts Regiekunst an, und ihm ist es in „Jedermann" als Erstem gelungen, eine Inszenierung zu bewerkstelligen, die über Reinhardts stärkste Leistungen hinaus die vollendetste Theaterkunst die bisher gezeigt wurde, zustande brachte. Steinrücks „Jedermann"-Einrichtung ist ein kaum mehr überbietbares Meisterstück theatralischer Regie. Theaterkunst ist nämlich, was manchen Leuten noch gesagt werden muss, keine Reproduktion von Wirklichkeiten, sondern sinnfällige Gestaltung dichterischer Phantasie-Produkte. „Theater" auf der Bühne ist also kein Vorwurf, sondern, sofern es von Geschmack bedient ist, Aufgabe der Szenenkunst.

Der Vorteil, über den Steinrück im Voraus verfügte, bestand in den riesigen Dimensionen der Bühne des grossen Hoftheaters und in der technischen Vollkommenheit ihrer Requisiten. Sein Verdienst besteht in der fabelhaft kühnen, erfindungsreichen Ausnutzung dieser Vorteile, und an dem Verdienst partizipiert der Hofrat Klein, dessen szenische Dekorationen jedem Theatermaler als Muster empfohlen werden sollten.

Die Bühne war in drei Teile geteilt, die in Etagen hintereinander aufstiegen. Durch Ueberdeckung des Orchesters war die Vergrosserung der Szene bis unmittelbar vor die Reihen der Zuschauer erzielt und die Möglichkeit, handelnde Personen nach Belieben von unten herauf die Bühne betreten zu lassen. Für den Wechsel der Stimmungen sorgte die Beleuchtung, die zum Teil durch Scheinwerfer bewirkt wurde und stets nur einen Teil der Bühne, oft nur die Personen sichtbar werden liess.

Als der Vorhang hochging, sah man einen leuchtenden Sternenhimmel und im Hintergrund der Bühne einen kathedralen Bau in drei Spitzbögen, der während des ganzen Spiels das Szenenbild beherrschte. Die ganz irdischen Szenen spielten sich im unteren Teil der Bühne ab und die mystischen Vorgänge im Mittelbau. Ganz besonders eindrucksvoll war das Festmahl Jedermanns, das mit prachtvoll gelungenen Reigenaufzügen begann, bis plötzlich unter der Gruppe der auseinandertretenden Güste die lange gedeckte Tafel stand, die weiss durch das Dunkel des Raumes leuchtete, während jede Person, einzeln belichtet, sich wirksam vom schwarzen Hintergrund abhob.

Die Erscheinung des Todes während des Mahles war überwältigend schaurig. In grünem Licht, wie phosphoreszierend stand er da mit sichtbaren Rippen, und wenn er den Mund auftat, glaubte man seine Zähne klappern zu hören. Wie Herr von Jacobi diesen Effekt hervorbrachte, muss ihm als eine Glanzleistung künstlerischer Maskierung angemerkt werden.

Auch die Schlussszene war märchenhaft schön. In den schwarzen Spitzbogen der Kathedrale die Gestalten des Glaubens und der guten Werke, und zwischen ihnen einfache und lichte Engel. Die Gefahr, bei diesem Auftritt ins Kitschig-öldruckhafte zu entgleisen, würde erfreulicherweise durchaus vermieden. Etwas störend empfand ich das auf den Stufen zum Oberbau knieend gesprochene Vaterunser Jedermanns, das sentimental anmutete. Sonst trübte nicht eine einzige Banalität die künstlerische Reinheit des volkstümlichen naiven Spiels.

Das dankbare uneingeschränkte Lob, das dem Regisseur gebührt, könnte nicht so aus vollem Herzen kommen, wäre sein Werk nicht durch eine glänzende Aufführung zur vollen Geltung gekommen. Abgesehen von dem Prolog, der zum Glück nur wenige Verse zu sprechen hatte, trat kein einziger Schauspieler störend in die Erscheinung. Die Hauptrollen aber waren so ausgezeichnet besetzt, dass die Zuschauer ununterbrochen fast zwei Stunden vor dem offenem Vorhang sitzen konnten, ohne die Empfindung eines erlesenen künstlerischen Genusses zu verlieren.

Allen voraus ist Herrn Lützenkirchens Jedermann zu rühmen. Er war so, wie das Volk, das Jedermanns Märchen erträumt hat, ihm sich vorgestellt haben mag: der protzige, selbsgefällige, aufs Aeusserliche gerichtete Mann mit der gelinden Bonhomie und irgendwo im tiefsten Innern dem braven Herzen. Am besten gelang ihm die Verzweiflung des reichen verwöhnten Menschen darüber, dass plötzlich in seinem Unglück alle von ihm abrücken. Auch zuletzt als Büsser zeigte er starkes Gefühl und gute Haltung.

Von Herrn von Jacobi als Tod war schon die Rede. Seine Maske war ausserordentlich und sein Spiel sehr gut. Es tat wohl, dass er auf gekünstelte Schauerlichkeit der Sprache, auf den dumpfen Gespensterton verzichtete. Er sprach klar, hart und eindringlich und tat damit seiner Rolle den besten Dienst.

Frau von Hagen gab Jedermanns Buhlschaft einen dezenten liebenswürdigen Charakter, Herr Ulmer als Jedermanns guter Gesell wirkte besonders in der Szene, wo er ihm die Gefolgschaft kündigt, sympathisch. Den Teufel spielte Herr Schwanneke sehr lustig, den Mammon Herr Graumann kräftig und gut. Als Schuldknecht fesselte der junge Herr Alten ungemein. Hier scheint sich ein starkes Talent zu entfalten. Dasselbe gilt von dem offenbar sehr begabten Fräulein Hohorst, das die guten Werke Jedermanns mit grosser Innerlichkeit und Wärme verkörperte. Ganz besonders möchte ich auch Frau Conrad-Ramlo hervorheben. Das war Jedermanns Mutter, so ergreifend, so wahr und voll stiller Güte, wie sie in Jedermanns Gemüt lebt.

Es macht grosse Freude, mit solcher Begeisterung über eine Theater-Aufführung referieren zu können. Die Münchner Bühnenleiter mögen dafür sorgen, dass öfter als bisher Grund zur Freude gegeben sei.

Bemerkungen.

Bonnot, Garnier und Co. „Alles verstehen heisst alles verzeihen", sagt der Banause, wenn er grosszügige Weltanschauung markieren will. Der Satz: „Alles verzeihen heisst nichts verstehen" dürfte zutreffender sein. Das schicke ich meiner Meinungsäusserung über die merkwürdigen Pariser Vorgänge voraus, um dem Verdacht zu entgehen, ich möchte die Taten der sogenannten Automobilapachen dem Verständnis guter Bürger naherücken, um sie ihrer Verzeihung zu empfehlen. Der moralische Abscheu, mit dem der Ordnungsmann jegliche Entschuldigung jener Verbrecher, Mörder und Banditen von sich abwehrt, ist völlig in der Ordnung. Gehe ein jeder seinem Tagewerk nach, zahle seine Steuern, verdamme die Uebeltäter und freue sich, dass Gott ihn anders und nach bestem Wunsche geschaffen hat.

Mir als dem Anwalt der Verstossenen mit dem Kainsmal an der Stirn wird man freundlichst eine abweichende Meinung über die

Taten Bonnots, Garniers und Co. zubilligen müssen. Gewiss wünsche auch ich nicht, dass die bewaffnete Bankräuberei, werde sie auch von gestohlenen Automobilen aus und mit viel romantischem Beiwerk ausgeübt, zur geltenden Umgangsform im Leben der Nationen auswachse. Aber mir scheint die Befürchtung übertrieben, dass eine Sympathieäusserung für die, die dergleichen einmal unternommen haben, zur Nacheiferung anstacheln könnte. Was in mir für die Pariser Räuber Sympathieregungen weckt, ist gerade das Bewusstsein, dass ihr Auftreten, ihr Vorgehen, ihr Ende vereinzelt bleiben muss, weil nur in vereinzelten Ausnahmemenschen die Verzweiflung an allem menschlichen Gehaben zu so phantastischer Entschlossenheit, zu einem solchen Grade kühner Selbstentäusserung reifen kann.

Der Staatsanwalt, der da aufgesprungen ist, möge sich wieder setzen. Ich denke nicht daran, zur Nachahmung von Taten aufzureizen, die niemals aus einer Anstachelung von aussen her geboren sein können. Genau so unsinnig wäre die Annahme, warnendes Abraten hätte die Bonnot, Garnier, Vallet und ihre Gefährten je hindern können, zu unternehmen was sie taten. Das waren Erledigte, die das Bewusstsein hatten, wie fertig sie waren. Am Wahnwitz der gesellschaftlichen Organisation Zertrümmerte, die ihr Aufgehen im Nichts explosiv gestalten wollten. Und auf ihre Art waren es Helden: geschlagene Soldaten, die noch einmal in den Kampf gingen, in den Feind hineinhieben und ihrer Uebermacht sterbend erlagen. Keiner von ihnen hat sich ergeben, keiner ist der Polizei, dem Militär, der Justiz lebend in die Hände gefallen, — sie alle haben sich gewehrt bis zum Ende.

Vom Idealisten zum Desperado ist nur ein kleiner Schritt. Bonnot, Garnier und Co. waren Idealisten, bis sie Enttäuschte waren, bis sie — die Einzelnen — der ganzen Gesellschaft und ihrer waffenstarrenden Organisation, dem Staat, den Krieg erklärten, der nur mit dem Tode endigen konnte. Sie, die Verbrecher, die Räuber, die Banditen haben den Krieg gegen den frommen, braven Bruder, gegen die gesittete Gesellschaft, tapfer geführt.

Schlagt euer altes Testament auf und lest die ewige Legende nach von Kain und Abel. Hier habt ihr sie in moderner Auflage.

Der Kampf mit dem Drachen. Der Parlamentarismus wäre eine sehr hübsche Einrichtung, wenn es keine Oppositionsparteien gäbe. Man käme zusammen, nickköppte und der Staatskarren liefe, wohin die Regierung ihn schöbe. Manche Leute lassen sich aber immer noch in die Parlamente wählen, um nicht regelmässig zu nickköppen. Da kann natürlich die Wohlfahrt nicht gedeihen. Die arbeitswilligen Majoritäten müssen im Interesse der erspriesslichen Gesetzgeberei die grosse Schnauze durch die gepanzerte Faust ergänzen. Als letztes Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist ihr der Schutzmann gegeben. Er hat erst in Berlin und dann in Budapest gezeigt, dass seine Körperkraft das Serum ist, das die ewige Krankheit, als welche sich Gesetz und Recht forterben, zu kurieren weiss. Auch in Strassburg, wo sogar die Majorität nicht will, was sie wollen soll, kann es eines Tages Scherben geben. Elsass-Lothringen wird preussische Provinz, und die Widerspänstigkeit der reichsländischen Parlamentarier wird dem Berliner Schutzmann unterstellt. Auf diese Weise muss ja endlich Ordnung und gute Sitte das Land regieren.

Die Wähler sind nicht einverstanden? Sie fühlen sich in ihr Staatsbürger-Rechten beeinträchtigt? Nicht doch! Ihnen bleibt ja die Freiheit, soviel Massenversammlungen einzuberufen, wie sie immer wollen Ihr Tatendrang darf sich in Protestresolutionen ausleben. Der Zahl ihrer Entrüstungsschreie wird von keiner Macht der Welt eine Grenze gesetzt.

Die entsprechende Sühne. München veranstaltet zur Hebung des Fremdenverkehrs jedes Jahr riesige Ausstellungen, Festspiele, Preiskegelscheiben und ähnliche Anstrengungen. Um die Fremden möglichst rasch wieder los zu werden, schikaniert er sie mit der Polizeistunde, schmeisst sie um drei Uhr aus allen öffentlichen Lokalen heraus uud bewirkt in der Tat damit, dass die verärgerten Besucher die im irrtümlichen Glauben hergekommen waren. München sei eine Grosstadt, das ungastliche Dreiviertelmillionen-Dorf in Massen wieder verlassen. Will jemand die Flüchtlinge sehen, so begebe er sich von ½4 Uhr früh an zum Bahnhofrestaurant I. und II. Klasse. Er sei aber selbst Reisender, also mit einem gültigen Fahrtausweis ausgerüstet und in ehrlichem Gemüte willens, von seiner Fahrkarte Gebrauch zu machen. Ausserdem wird sein Uebermut die entsprechende Sühne finden.

Am 29. Februar „vormittags" gegen 3 Uhr fasste eine Gesellschaft von vier Herren und einer Dame den Entschluss, ein nettes Beisammensein, das durch die Polizeistunde gestört wurde, noch auszudehnen. Ich gehörte zu dieser Gesellschaft. (Du lieber Himmel, am 29. Februar wird man doch auch mir mal eine unsolide Anwandlung verzeihen.) Da wir alle keine heiligere Pflicht kannten, als die, uns loyal in die behördlichen Anordnungen zu schicken, da wir ferner wussten, dass die einzige Möglichkeit, noch irgendwo zu bleiben, das Restaurant des Hauptbahnhofes bot und da wir auch die Bestimmung kannten, dass nur die ernsthafte Absicht, zu reisen, den Zutritt zu diesem Etablissement zu einer rechtlich unbeanstandbaren Handlung erhob, kamen wir überein, eine Reise zu unternehmen. Der Bahnschalter für fernere Ziele war noch geschlossen und wir kauften Billete nach dem Südbahnhof zum Preise von zehn Pfennigen. Als wir, ohne Böses zu trachten, vor unserer Tasse Kaffee sassen, erschien ein Beamter, teilte uns mit, dass der Zug zum Südbahnhof soeben abgefahren sei, nahm uns die bei der provisorischen Sperre vor den Restaurationsräumen durchlochten Fahrkarten ab und hiess uns das Lokal verlassen. Eiligen Schrittes verliessen wir es und ersinnen einen neuen Reiseplan. Für je 20 Pfennige erstanden wir Billete nach Obermenzing und waren nicht unzufrieden, als uns der Schalterbeamte daraufhinwies, dass wir den Zug, der 4^{35} iuhr, nicht mehr erreichen könnten und dass der nächste Zug erst 5^{46} abgehe, da der Dachauer von 4^{52} nicht in Obermenzing halte So hatten wir eine gute Stunde Zeit, uns der Vorfreude hinzugeben, einen Spaziergang zu planen, der uns über die Pasinger Landstrasse an Neulustheim vorbei, wo mir persönlich immer sentimentale Betrachtungen rege werden, durch den Nymphenburger Park zur Linie 1 der Münchener Elektrischen geführt hätte und inzwischen noch eine Tasse Kaffee zu trinken — Die Sache ging übel aus. Einige Wochen später hatten wir Strafbefehle und sollten je acht Mark zahlen wegen Vergehens gegen die Eisenbahnbetriebsordnung. Hier sind einige Sätze aus dem Schöffengerichtsurteil, das wir im

Bewusstsein unserer Unschuld auf dem Berufungswege herbeiführten. Sie werden dem Leser den Verlauf der Tragödie sinnfälliger vergegenwärtigen, als ich es in meinem Schriftsteller-Dialekt zuwege brächte:

„Die Angeklagten fuhren aber mit dem um 4 Uhr 25 Min. nach Obermenzing abgehenden Zug nicht fort" (weil wir, wie gesagt, die Billete erst lösten, als der Zug schon unterwegs war) „und wurden nach Abgang des Zuges um 4 Uhr 52 Min " (der wie gesagt in Obermenzing nicht anhält) „noch im Wartezahl zechend" (Kaffee zechend) „angetroffen. Es wurde deshalb von Seite der Schutzmannschaft mit Anzeigeerstattung gegen die Angeklagten vorgegangen."

„Reisender" im Sinne dieser Bekanntmachung ist nur derjenige, welcher im Besitze einer giltigen Fahrkarte sich befindet und zugleich auch den Willen und die Absicht hat" (beides ist notwendig!) wirklich wegzufahren." (Die Absicht nach Obermenzing zu reisen, glaubte uns das Gericht, die, auch den Südbahnhof zu besuchen, nicht.)

„Die unhaltbaren Zustände im hiesigen Hauptbahnhofe, mit denen sich die Gerichte wie die Presse schon seit Jahren beschäftigten" (der Satz wäre vielleicht noch besser zu stilisieren gewesen) „führten im Interesse der Erhaltung des Ansehens einer Fremdenstadt zu der obigen auf den ersten Anschein vielleicht zu hart erscheinenden Massnahme, da es sonst nicht möglich war, lichtscheues Gesindel und betrunkene Kneiper vom Hauptbahnhofe fern zu halten" (Die Idee, andere Lokale zu öffnen, liegt allerdings ganz fern.)

„Die Rechtswidrigkeit des Zutritts zum Wartesaal könnte nur dann mit Erfolg in Zweifel gezogen werden, wenn die Angeklagten heute behauptet hätten, sie würden erst nach Betreten des Wartesaals **den** anfänglich ernstgefassten Gedanken, nach dem Südbahnhof zu fahren, wieder aufgegeben haben." (Eine dankenswerte Anregung.)

„ . . . einer oberpolizeilichen Vorschrift über Aufrechterhaltung der **Ordnung in den** Bahnhöfen zuwidergehandelt zu haben " „..erscheint unter Berücksichtigung der Vermögens- und Einkommensverhältnisse **eine** Geldstrafe **von je drei** Mark als entsprechende Sühne". („Im Falle **der** Uneinbringlichkeit" werden wir statt dessen einen Tag in Stadelheim zubringen dürfen.)

Schade um **den** Taler. Jedenfalls wissen wir aber **jetzt,** warum man **in** München zwischen 3 **und** 6 Uhr nachts keinen Raum findet, wo **man** gesellig sitzen **und** etwas gemessen kann: „Im Interesse der Erhaltung **des** Ansehens einer Fremdenstadt."

Geburtstag8grüsse. Allmählich kommen die, die einst „das jüngste Deutschland" hiessen, zu grauen Haaren. Manche von ihnen liegen längst unter der Erde: Hermann Conradi, Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Hart, Liliencron und Peter Hille (dessen gewaltige dichterische Potenz die Welt noch einmal einsehen wird). Andere sind weit über die fünfzig hinaus und nicht alle von ihnen haben sich so jung erhalten, wie der tapfere M. G. Conrad. Die meisten wurden in den Jahren 1862—65 geboren und jetzt werden wir viele fünfzigste Geburtstage zu feiern bekommen und den Gefeierten wünschen, dass sie mit diesem Tage noch nicht in die Schar der Jubiläumsgreise eintreten mögen.

Im Mai war Artur Schnitzler an der Reihe, unter den Oesterreichern die erfreulichste Erscheinung. Ein feiner, kluger Geist, sehr differenziert, sehr empfindsam, sehr geschmackvoll. Das ist das

Wertvollste an Schnitzler, dass er sichtbar immer noch im Aufsteigen ist. Sein letztes Drama „Das weite Land" gehört zu den stärksten Bühnenwerken, die in den letzten Jahren überhaupt geschrieben wurden. Man muss sich der Gelegenheit freuen, solchen Mann grüssen zu dürfen.

In diesen Tagen wird Johannes Schlaf fünfzig, einer der Wegmacher der „Modernen". Auch der ist noch im Werden und das mag der Grund sein, weshalb man ihn seit geraumer Zeit lange nicht mehr genügend schätzt. Der deutsche Literaturphilologe ist gewöhnt, jeden, der ihm in die Fänge gerät, auf eine Note festzulegen. Er nimmt es persönlich übel, wenn sich einer nicht mehr in die Schablone schicken will Schlaf hat seine naturalistische Programmrichtung längst hinter sich gebracht. Er ist sehr eigne und sehr merkwürdige Wege gegangen. Ueber das Drama, die Novelle und den Roman hinweg — und was er Feines und Starkes als Dichter geleistet hat, das soll ihm unvergessen bleiben — hat er sich als philosophischer und naturwissenschaftlicher Kritiker versucht. Ich teile seine Ansicht über Nietzsche garnicht, aber die Eigenheit der Gedanken und die Eindringlichkeit der Argumente sollten Schlaf vor dem ironischen Gekläffe der Kleineren schützen. Vor nicht langer Zeit unternahm er es, das Kopernikanische System anzugreifen. Der Deutsche Bürger brach in Hohnlachen aus. Der deutsche Bürger, der zwar keine Ahnung von Astronomie hat, weiss nämlich ganz genau, dass das, was Kopernikus gesagt hat, letzte und unumstössliche Wahrheit ist. Ich kann weder Kopernikus noch Schlaf kontrollieren, ich erinnere mich aber, in der Schule gelernt zu haben, dass auch Kopernikus mit seinen Behauptungen einigen Zweifeln begegnet sein soll. Ich wünsche Johannes Schlaf noch lange Jahre das jugendliche Draufgängertum, das den Bürgers- und Zeitungsmenschen so unsympathisch ist.

Maria im Rosenhag. Das Kausen hat Malheur gehabt. Es hat ein gutes Buch empfohlen: allerdings nur im Inseratenteil. Alexander von Bernus hat im Karlsruher Dreililien-Verlag ein Buch erscheinen lassen: „Maria im Rosenhag". In sehr hübschen leichten Versen wird da die Gottesmutter angesungen, und zwar in einer graziösen, heiter-anmutigen Verschmelzung ihrer christlichen Gestalt mit der heidnischen einer Liebesgöttin. Maria als Schirmmutter der geistigen und der sinnlichen Liebe — das ist die ethische Idee des Buches. Es ist nicht unerfreulich, wenigstens unter den Annoncen der „Allgemeinen Rundschau" auch Literatur empfohlen zu sehen, wie sie das Kausen gewöhnlich im redaktionellen Teil zu sittlichen Ekstasen aufpeitscht. Ein Gedicht schliesst:

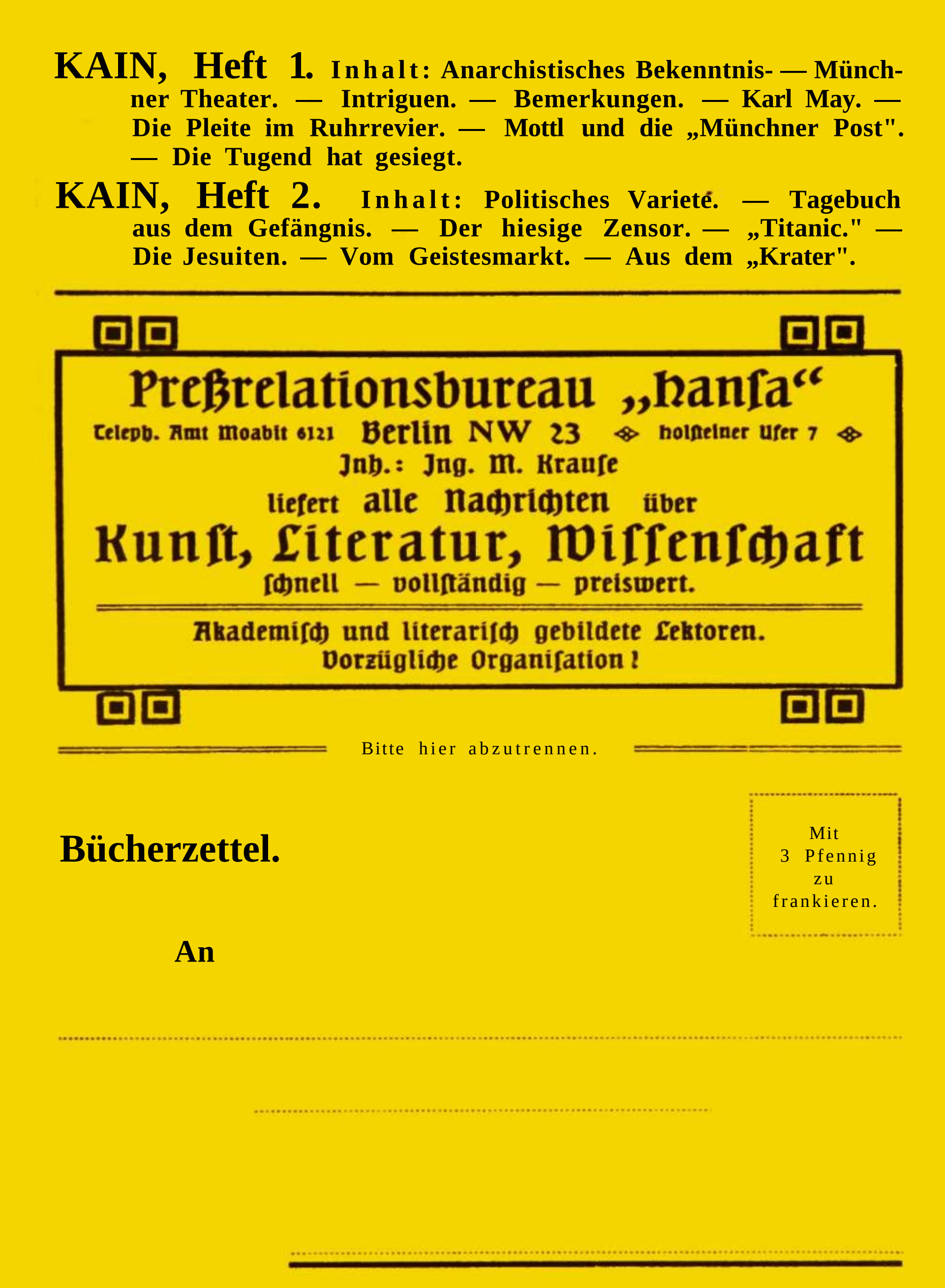
Uns verführen tausend Sterne
und der Duft verhangner Bläue
in die buhlerische Ferne,
wie ihr Grund auch tötlich dräue.
Dass wir fürder nicht wie Diebe
unserer Stunde warten müssen,
lass uns Du in jeder Liebe
immer Deine Lippen küssen."

Hoffentlich übt das Inserat in der Allgemeinen pornographischen Rundschau einige Wirkung aus. Es kann auch Kausens Lesern nicht schaden, einmal bessere Verse in die Finger zu bekommen, als die gewöhnten lyrischen Ausschleimungen hirnverstopfter Landpfarrer.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, Mönchen, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: Mönchen, Baaderstr.1a. Tei.2355

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis- — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchner Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Varieté. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der hiesige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1912. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: ....

Name: ....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang II. No. 4. Juli 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: **Die Presse. — Tagebach aas dem Gefängnis. — Bemerkungen.** — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II.
No. 4.

München,
Juli 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.
Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München. Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Die Presse.

Es war sehr schön. Von Westen und Osten, von links und rechts waren sie herbeigeströmt und hatten in München ihren Kongress. Viele viele Reden wurden gehalten. Die überm Strich sprachen und die unterm Strich, die Mittag- und Abendzeitungen sandten Redner aus und es redeten auch die heiligen Könige aus dem Morgenblatt. Alle aber priesen ihre hohe Mission, alle fanden des Rühmens kein Ende, wenn sie die Kulturbedeutung der Presse erörterten, aus jeder Rede floss triefendes Lob auf die verdienstliche Tätigkeit der Zeitungen und ölige Zufriedenheit über die eigne erspriessliche Leistung. Es war als ob sich ein Bonze wohlgefällig auf den Bauch klopfte.

Die Generale der siebenten Grossmacht (oder ist's die achte? Ich habe kein Schmocklexikon zur Hand), die einander auf dem Schlachtfeld der öffentlichen Meinung mit jedem erreichbaren Stinkgeschoss zu bombardieren pflegen, nannten sich gegenseitig „Herr Kollega" und schrieben in den kongressfreien Stunden Berichte über die Einmütigkeit der deutschen Journalisten und die laufenden Artikel, in denen der Verhandlungsbruder unter möglichster Ver-

meidung des Sauherdentons als Schurke, Verleumder, Gauner und Ehrabschneider hergerichtet wurde. Es waren erhebende Tage.

Nun ist es ja gewiss hübsch, wenn sich der Kampf der Meinungen, der Widerstreit von Ueberzeugungen und Kulturidealen auf einem so hohen Niveau abspielt, dass die Streitenden niemals den Respekt vor der ehrlichen Gesinnung des Gegners verlieren. Es ist ein Zeichen wirklichen Anstands, wenn Männer, die ein Abgrund von Ideen trennt, sich gleichwohl freundlich die Hand reichen, weil jeder im andern den Idealisten würdigt, als der er selbst eingeschätzt werden will. Es wäre ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen, wenn jede Ansicht so scharf wie nur möglich, aber sachlich und ohne Gehässigkeit verfochten würde, und wenn jede Person, die sich vor eine Sache stellt, gegen Verunglimpfung und Verdächtigung gefeit wäre.

Ich habe mich oft gefragt, warum wohl die Presseleute, wenn sie polemisch werden, niemals sachlich bleiben können, warum sie niemals eine gegnerische Meinung bekämpfen, sondern immer nur den Gegner, und warum diese Sitte in allen Lagern ohne Unterschied der Partei und der Konfession geübt wird.

Der Grund dürfte im politischen Charakter aller Zeitungen ruhen. Tun wir der Politik einmal die Ehre an, sie als geistige Disziplin zu werten und ihr eine Definition zu suchen, gegen die der stolzeste Politiker nichts einwenden wird, so können wir (mit gutmütigem Schmunzeln) zugeben: Politik ist die Wissenschaft von den realen Notwendigkeiten. Darin liegt aber die Feststellung eingeschlossen, dass Politik etwas ist, was am Tage klebt, was jedes Zusammenhangs mit ewigen Dingen bar ist, was nicht die Menschheit, sondern die Leute angeht.

So ist denn jeder politische Streit ein Streit von Person zu Person. Die Sache, um die er geht, ist identisch mit gewissen Menschen, die denn doch allemal zu wenig Persönlichkeit sind, um mit ihren Namen eine die Zeit überstrah-

lende Idee repräsentieren zu können. Die Kleinheit der Objekte rechtfertigt die Auffassung, die in der Beseitigung der Subjekte die Entscheidung des Kampfes erblickt.

Hinter allen politischen Redereien, Schreibereien und Tuereien fehlt die ethische Rückenlehne. Sie verbog sich bei den Verrenkungen der Streiter, bis sie im Zank um die dürftigen Realitäten der Alltagsrempeleien völlig abbrach. Die Journalistik weiss von jeher den politischen Drehschemel am gelenkigsten zu handhaben, da die Anonymität,' aus der heraus sie mit vergifteter Tinte um sich spritzt, d;e Person des Schreibers jeder ethischen Verpflichtung enthebt. Jahraus jahrein beschimpft einer den andern auf das Unflätigste, — wo sie sich aber bei Kongressberatungen zusammenfinden, wissen sie, dass sie einander wert sind, dass keiner dem andern eine Rüpelei schuldig geblieben ist, und sie sind einig, dass das Lesepublikum durch den hohen Kulturfaktor der Presse nach gemeinsamen Grundsätzen erzogen werden muss.

Die Grundsätze der Abonnentenerziehung bestimmen sich aus der Abschätzung, welches Quantum Tatsachenkenntnis aus dem Schatz des Journalistenwissens dem Zeitungsleser zuträglich ist. Denn Tatsachenkenntnis ist das einzige, was der Spaltenfüller abzugeben hat, seine Schriftstellerei ist Reportage, — was darüber hinausgeht, sind Brockhaus-Exzerpten. Man will also aus pädagogischen Bedenken mit den Mitteilungen ans Publikum haushalten. Die Nachrichten, für deren Registrierung der Abonnent zahlt, sollen erst eine Redaktions-Zensur passieren, damit der Auftraggeber der Zeitung nicht etwa an seiner Seele Schaden leide.

Wir können somit in der Entwicklung des Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen Presse und Publikum eine ganz ähnliche Erscheinung beobachten, wie in der Beziehung zwischen Polizei und Publikum. Ursprünglich war die Polizei das dienende Organ der Bevölkerung, das zur Bequemlichkeit des öffentlichen Verkehrs auf Anordnung der

Bürger gewisse praktische Handreichungen auszuführen hatte. Allmählich verschob sich das Verhältnis. Die Polizei ordnete sich den öffentlichen — und weiterhin auch den privaten Verkehr der Menschen in einem Grade unter, dass das auftraggebende Bürgertum zum gehorsamen Eleven der behördlichen Schneidigkeit wurde. Heute wagt der freie Mann nicht mehr, einen persönlichen Entschluss zu fassen, ehe er nicht die Erlaubnis der hohen Polizei eingeholt hat.

Die Presse hat von Natur aus den Beruf, über die Dinge, die in aller Welt Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit haben, Berichte einzusammeln, sie zu vervielfältigen und denen, die sich darauf abonnieren, zugänglich zu machen. Jeder weiss, dass diese Aufgabe heutzutage nirgends mehr als Beruf der Zeitungen angesehen wird, und dass die Tagesblätter längst zu Agenturen teils ihrer politischen Inspiratoren, teils ihrer unpolitischen Inserenten geworden sind. Der Abonnent, der Leser, der Auftraggeber wird zum Parteigänger der Politiker und zum Kunden der annoncierenden Geschäfte erzogen. Um ihn aber erziehen zu können, muss er beaufsichtigt und bevormundet werden. Die Presse macht sich zu seinem Mentor und Verfügt, was er wissen darf und was ihm verheimlicht werden soll.

Bei der Münchener Tagung kam man überein, die Zensurtätigkeit der Redaktion in erhöhtem Masse der Gerichtsberichterstattung angedeihen zu lassen. Der Leser soll vor dem verseuchenden Einfluss kriminalistischer Sensationen behütet werden. Ein hohes Ziel. Doch scheint die Frage am Platze, mit welchem Köder man denn künftighin das Publikum zur Lektüre der politischen Stimmwerbung und der geschäftlichen Inserate anlocken will. Die tatsächlichen Meldungen zeithistorischer Ereignisse, die einstmals all in ihrer Nüchternheit das einzig bestimmende Moment zur Ausgabe der Zeitungen war, ist von der Journalistik nach und nach soweit zur Nebensache gemacht worden, dass auch beim Zeitungsleser selbst das Bedürfnis, sachliche

Neuigkeiten zu erfahren, mehr und mehr dem Hunger nach sensationellem Unterhaltungsfutter gewichen ist. Die Auftakelung realer Vorgänge mit gruseligen Detailschilderungen ist zu selbstverständlich geworden, um in neuigkeitslüsternen Zeitgenossen noch nachhaltige Erregungen hervorrufen zu können. Auch die Wettjagd der Presse um den Schnelligkeits-Rekord telegraphischer Nachrichten, die längst der Fixigkeit eine wichtigere Bedeutung als der Richtigkeit verliehen hat, bewegt viel weniger den Abonnenten als den Redakteur.

Das sicherste Mittel, das Publikum in empfänglicher Laune zu halten und damit den Erziehungsabsichten der Presse zugänglich zu machen, bietet immer noch die Ausbreitung schmutziger Privatwäsche an öffentlichen Trockenleinen. Den Nachbarn in Situationen zu beobachten, in denen er unbeobachtet sein möchte, bereitet dem Bürger jedes Standes am zuverlässigsten den Kitzel, den herbeizuführen im Interesse der pädagogischen Tendenzen der Zeitungen liegt. Der Ort aber, wo die Unterkleidung der Nebenmenschen vor aller Blicken umgewendet und in eine Beleuchtung gehängt wird, die jeden Flecken transparent plakatiert, ist der Gerichtssaal. Und die Presse sollte plötzlich darauf verzichten wollen, die forensischen Entkleidungsszenen der Justizprozesse ihren Abonnenten im dramatischen Film vorzuführen? Sie wird nicht.

Die Presse kann garnicht auf die ausführliche Reportage sensationeller Gerichtsverhandlungen verzichten, selbst wenn sie möchte. Denn die Gewöhnung der Zeitungsleser an eine ununterbrochene chronique scandaleuse muss ihr wichtig sein, weil nur sie ihr die Möglichkeit gibt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Privatleben gesinnungsfeindlicher Persönlichkeiten in ihre politische Berechnung zu stellen: worauf ja wiederum der Erziehungseifer der Journalistik abzielt.

Man wird meine Bemühungen um die psychologische Ergründung des Pressecharakters gehässig schelten. Man

wird einwenden (nicht in öffentlicher Polemik, sondern in stiller Einkehr. Denn mit Herrn Mühsam polemisiert man nicht), dass bei der Orientierung der Leser erziehliche Erwägungen geboten seien, da gerade die im Konkurrenzkampf entwickelte Mannigfaltigkeit des Zeitungsinhalts den Redakteur mit einer kaum erträglichen Verantwortlichkeit gegen das allgemeine Wohl belaste. Seine exponierte Tätigkeit dränge den Journalisten als Führer vor die Massen, und er habe Sorge zu tragen, dass die allgemeine Moral, wie sie alle Volksklassen und alle Religionsgemeinschaften anerkennen und wie sie in der Bergpredigt ihren bestgeformten Ausdruck findet, nicht ins Wanken gerate. — Man wird mit seinen Einwendungen kein Glück haben.

Es ist keineswegs meine Absicht, der bestehenden Presse neue Bahnen für ihre Wirksamkeit anweisen zu wollen. Je ne juge pas, je constate. Falls in meinen Feststellungen die eine oder andere Wendung wie ein Vorwurf klingt, so wird man das der gelingen Scham zugute halten müssen, dass die Bespiegelung des Instituts, das zum Nutzen vermehrter Kultur helfen könnte und müsste, ein gar so trauriges und hässliches Bild zeigt. Gerade das ist ja der Kern meiner Konstatierungen, dass den Journalisten das Bewusstsein ihrer Verantwortlichkeit so durchaus fehlt, und dass diejenigen, die für die Oeffentlichkeit schreiben, keine entfernte Vorstellung von der furchtbaren Resonanz des gedruckten Worts haben. Wollte ich Vorwürfe erheben, so wäre dies der stärkste: dass die Presse nicht schon immer durch eine bescheidene Objektivität auf den Geschmack und den Anstand der Menge erzieherisch gewirkt hat und dass sich ihre Vertreter in unbescheidener Anmassung zusammensetzen, um die von ihr im Publikum grossgezogene Geschmacklosigkeit, Indolenz und Sensationsgeilheit mit dem Erziehungsbakel wieder auszutreiben.

Mit ernster Empörung aber muss es zurückgewiesen Werden, wenn jene Herren sich für ihre skandalfrohe Orientierungstätigkeit auf eine sittliche Mission berufen,

Dazu hat kein Recht, wer Träger fremder Ideen mit persönlichem Unrat bewirft. Christliche Ueberzeugungen stehen dem schlecht an, dem seine eignen Ueberzeugungen so wenig heilig sind, dass er von fremden nur mit hämischer Verdächtigung reden kann. Das Kreuz wird zur Farce, wenn es als Geschäftsemblem vor einen Laden genagelt wird. Die Gestalt des Begründers des Christentums scheint mir bespieen und beschmutzt, wenn ich die Söldner der öffentlichen Meinung mit seinen Worten hausieren gehen sehe. Werden sie ethisch, so bringen sie ihre schmalzigen Verlogenheiten, als kämen sie eben von einer Interview mit Jesus Christus und spielen sich auf als seine Jünger und als Hüter seines Vermächtnisses. Ach, Herrschaften, es gibt noch gewisse Unterschiede zwischen einem Essäer und einem Essaysten . . .

Ob der Münchener Pressetag den Erfolg haben wird, dass nun wirklich in den Berichten über Prozessverhandlungen die Bettwäsche der Beteiligten etwas vorsichtiger bestrahlt werden wird als die Unterhosen, das scheint wenig belangvoll. In den Leitartikeln und im Feuilleton, im lokalen Teil und in den faits divers wird alles beim alten bleiben. Die gute Beziehung zum Inseratenteil und zu den politischen Einbläsern wird nach wie vor das Leitseil sein, an dem die Kritik der öffentlichen Dinge ans Licht krabbeln darf. Die Erziehung des Publikums zu unbedingter Autoritätsgläubigkeit wird — zum Heile der Staaten — vornehmste Aufgabe der Publizistik bleiben, und die Stimmungsmacher selbst werden je nach Parteirichtung einander auch fernerhin als Schurken, Verleumder, Gauner und Ehrabschneider traktieren, bis ein neuer Kongress sie alle zu neuer Gemeinsamkeit zusammenführt.

Wer es aber wagt, abseits zu stehen, Ansichten zu haben, die in die Tiefe greifen, sich den Stecknadel-Scharmützeln der Tagesschreiber zu entziehen, um für einen besseren Kampf stärkere Waffen zu schmieden, den werfen sie in wohlverstandener Solidarität als Auswurf des

Auswurfs vor die Säue. Er wird sich aber nicht hindern lassen, seinen Weg vorwärts zu gehen und es für eine kulturvolle Aufgabe zu halten, der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit mit Vehemenz in die Presse zu schlagen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage schrieb ich noch eine Reihe von Briefen Denn der Inspektor hatte mir für mein Geld ausreichend Konzeptpapier nebst Kuverts und Briefmarken holen lassen. Besonders hob sich meine Laune durch den schwarzen Kaffee mit zwei Buttersemmeln, der nachmittags kam, wie denn überhaupt meine Stimmung seit der Einführung der Selbstbeköstigung wesentlich besser geworden ist. Aber Zigarren hatte ich an diesem Abend nicht, und ich war unglücklich, mir von den zweien, die ich am Abend vorher geraucht hatte, nicht eine reserviert zu haben.

Am folgenden Morgen (Dienstag, den 2. November) berichtete mir Giesmann, der auf Anordnung des Oberaufsehers meine Zelle in Ordnung zu halten hatte, während er den Topf aus dem ,,Leibstuhl" nahm, dass oben im dritten Stock eine sehr schöne Zelle — Nr. 48 — leer geworden sei, die ein grosses Fenster habe und „bald so scheen wie ne Ufseherzelle" sei. Ich hatte ihm gegenüber nämlich schon über das schlechte Licht geklagt und nahm mir vor, den Inspektor um die Zelle 48 zu bitten. Es gebe dort auch einen Stuhl mit Rückenlehne. Auf den Umstand, dass meine Klappbank ohne Lehne war, führte ich einige Rückenschmerzen zurück. Ich beschloss, den Versuch, die bessere Zelle zu kriegen, jedenfalls bei der nächsten Gelegenheit zu unternehmen. An diesem Vormittage kamen auch zwei schöne Decken und ein weiches Kopfkissen an, die mir meine Geschwister auf Caros Anregung schickten. Es lagen mehrere Aepfel und Birnen bei, die ich mit Giesmann teilte. Er half mir dafür, die Decken auf das Lager zu legen. Von der nächsten Nacht an lag ich nun in der Tat erheblich weicher, aber besser schlafen kann ich bis jetzt immer noch nicht. An diesem Tage begab sich nicht viel Bemerkenswertes. Nur brachte mir Caro, als er mittags kam, gerade als die Frau mein Essen brachte, das ich nun im Büro stehend zu mir nahm, zwei Bücher mit: Paul Scarron ,,Der Komödiantenrornan", übersetzt und herausgegeben von Franz Blei, und Aage Madelung „Jagd auf Tiere und Menschen", beide aus dem Besitzstande von Rudolf Kurtz. Caro berichtete, dass er sich mit Justizrat Bernstein in Verbindung gesetzt habe, der zur Zeit in Berlin sei und im Palasthotel wohne. Diesen Bescheid habe er telephonisch aus seiner

Münchener Kanzlei erhalten und nun habe er ihn dort angerufen. Bernstein habe sich gleich interessiert gezeigt und wolle, sobald er in München sei, meine Angelegenheit dort persönlich fördern, sie inzwischen aber seinem Kollegen dort übergeben. Im übrigen werde Bernstein mich wohl den nächsten Tag im Gefängnis aufsuchen. Bis jetzt ist er freilich noch nicht gekommen, steht aber nun für morgen (Montag) vormittag mit Caro zugleich in Aussicht. — Ich benutzte die Gelegenheit meiner Anwesenheit im Büro, vor dem Inspektor meine Bitte um eine andere Zeile zu unterbreiten. Dabei sagte ich nichts von meiner Kenntnis über die Zelle 48, sondern überliess es ihm, davon anzufangen. Das tat er denn auch, indem er zuerst meinte, die Zellen seien ja alle gleich, dann aber wohlwollend fortfuhr: „Na, ich will mal sehen, ob wir nicht oben die Erkerzelle kriegen können. Da ist sehr schönes Licht, und wenn es geht, bringe ich da immer die besseren Gefangenen unter". So war ich also von Amts wegen als „besserer Gefangener" anerkannt, was mir umsomehr Mut gab, noch einmal wegen den Zigarren anzubohren. Der Inspektor wolle nicht gern darauf eingehen, sagte mir aber schliesslich zu, er wolle mir, statt aus meinem Vorrat Zigarren herauszugeben, lieber extra welche holen lassen. Ich stimmte dem mit Vergnügen zu und bat ihn, da ich ja doch höchstens zwei am Tage rauchen dürfe, mit meinem Gelde nicht sparsam zu sein, und recht gute, grosse und schwere Zigarren kaufen zu lassen.

Ich las an diesem Nachmittage den „Komödiantenroman", ein dickleibiges Buch zur Hälfte durch. Ein köstliches Werk aus der Zeit des ancien régime. Die Erlebnisse einer reisenden Komödiantentruppe, von einem lebenslustigen, liebenswürdigen französischen Abbé erzählt, dessen persönliche Randbemerkungen und muntere Milieu- und Personenschilderung, die glänzende Anordnung der Kapitel und die eingestreuten Novellen das Buch zu einem der graziösesten und unterhaltsamsten machen, die ich kenne. Der Anfang, wie die sonderbare Truppe in Mans einrückt, erinnerte mich lebhaft an den Beginn des neuen Romans von Heinrich Mann „Die kleine Stadt", woraus er Hardekopf und mir in München ein Kapitel vorlas, und dessen Einleitungskapitel er in einer öffentlichen Vorlesung im Saal des Neuen Vereins mitteilte. Es wäre sehr mein Wunsch, dies Buch, das dieser Tage erscheinen soll, in meine Zelle zu bekommen. — Gegen Abend kam der Inspektor zu mir herein und reichte mir eine Tüte mit fünf prächtigen, grossen, dicken, mit pomphafter Leibbinde gezierten Zwanzigpfennig-Zigarren. Er gab sie mir mit einer gewissen zurückhaltenden Vorsicht, indem er mich ermahnte, sie möglichst nicht vor andern sehen zu lassen. Er . . . . stehe in unerhörter Weise unter Aufsicht seiner eigenen Unterbeamten, die ihm sehr gern am Zeuge flickten. Jedenfalls dürfe ich immer erst abends rauchen,

wenn schon Licht gemacht ist. Wenn der Aufseher mal dazu käme, soll ich ihm ruhig sagen, er, der Inspektor, habe mir die Zigarre gegeben. Denn Durchstecherei sei das nicht, und er stehe dafür ein, möchte sich aber unnötige Scherereien vom Leibe halten. — Ich konnte die Zeit kaum erwarten, dass man mir die Lampe anzündete. Dann rauchte ich eines der neuen Kleinode mit unermesslichem Behagen, — aber nur eins, und ich muss mich rühmen, dass ich seit diesem Tage jeden Abend nur eine einzige Zigarre geraucht habe, deren Stummel ich dann auf das Brett des Leibstuhls lege, wo Giesmann ihn fortnimmt, um sich Zigaretten davon zu machen.

Am folgenden Morgen klingelte mich die Hausglocke zu einem sehr regnerischen Tage wach. Vielleicht werden mir später, wenn ich diese Aufzeichnungen unter normalen Verhältnissen wieder durchlese, die Ereignisse an diesem Mittwoch garnicht besonders bedeutungsvoll vorkommen. Aber die Relativität aller Dimensionen und Werte stellt auch die Sonderung des Wichtigen vom Irrelevanten unter die Entscheidung der variablen psychischen Impressionen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Kritinismus. In meinen Theaterberichten im „Kain" war ich schon verschiedene Male genötigt, die Münchener Theaterkritiker eines bedauerlichen Mangels an Uebersicht und Urteil in ihrem Spezialfach zu zeihen. Mancher könnte meinen, dass die Herren (sowie die Dame) in ihrer Tätigkeit wenig Gelegenheit finden möchten, positiven Schaden anzurichten. Leider finden sie Gelegenheit. Das Fach der jugendlichen Charakterspielerin im Hoftheater, in dem uns Frl. Terwin freundlich verwöhnt hatte, ist seitdem nicht so vorteilhaft besetzt, wie es im Interesse höheren Kunststrebens zu wünschen wäre. Die Intendanz scheint das eingesehen zu haben, denn sie lud verschiedene Male Gäste vor das Publikum, deren Wert zur Kritik gestellt wurde. Zuletzt spielte im Residenztheater Frl. Helene Ritscher die beiden stärksten Rollen der Terwin, Hilde Wangel und Cleopatra. Helene Ritscher ist, wie sich männiglich hätte orientieren können, keine unbekannte Debütantin mehr. Wusste man schon nicht, dass sie in Wien und Berlin schon seit Jahren als starke Hoffnung galt, so hätte man sich wenigstens daran erinnern dürfen, dass sie vor zwei Jahren im Münchener Künstlertheater in Hebbels „Judith" die Mirza spielte und diese undankbarste Aufgabe, die einer Schauspielerin gestellt werden kann, zu einer künsterischen Leistung von seltenem Range erhob. War aber das Gedächtnis der Kritiker schon nicht fest genug, um in liebenswürdiger Voreingenommenheit im voraus die dauernde Bindung der Dame am Hoftheater wünschen zu lassen,

so wäre denn doch vielleicht einige Gerechtigkeit bei der Beurteilung des Gastspiels selbst am Platze gewesen. Wer von solcher Intensität, Wärme, Kraft und Ergriffenheit, wie sie die Ritscher zeigte, nichts empfängt als achselzuckendes Bedenken gegen einige technische Ungleichheiten, dem soll man die kritische Feder aus der Hand reissen. In der „Münchener Post" wurde das lebendigste Temperament, das je auf der Residenzbühne stand, geschildert, als ob ein Hund an einer Bretterplanke das Hinterbein aufgehoben hätte. Dem V, das die Münchener Sozialdemokraten über Bühnenereignisse informiert, muss bedeutet werden, dass Strümpfestricken eine weitaus förderliche Beschäftigung ist, als ohne Ahnung vom Wesen der Schauspielerei wertvolle Künstler herunterzureissen. Hoffentlich hat die Hoftheater-Intendanz Rückgrat genug, die Schauspielerin auch gegen die Meinung der Presse hierher zu verpflichten. Sonst könnte sie eines Tages einen Schüttelreim auch auf sich beziehen, den ich vor Jahren schon der Berliner Bühne widmete, die über das Talent Helene Ritschers verfügte, ohne ihm genügende Gelegenheit zur Betätigung zu geben:

Man holt sich alle Kitscher ran,
und sieht nicht, was die Ritscher kann.

Es wäre in der Tat hohe Zeit, wenn da, wo die Lossen und die Terwin gewirkt haben, endlich wieder einmal eine kräftige Persönlichkeit an die Rampe dürfte. Sollte die Ritscher das Urteil der Zeitungskritiker bestätigen, dann will ich ein kritischer Hanswurst heissen.

Neues von der Theaterzensur. Der folgende Brief wurde mir zur Veröffentlichung eingesandt:

Budapest, den 30. Juni 1912.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Sie haben gewiss erfahren, dass die Polizei Münchens die Aufführung der Komödie „Die heilige Sache" verboten hat, als deren; Autoren Felix Doermann und ich zeichnen. Das Verbot ist aus Gründen der „Wohlanständigkeit" erfolgt, wie das so heisst, und die Polizei nimmt an, es handele sich um ein Schlüsselstück, in dem der Familie Wagner und ihren Trabanten und Anhängern und Gefolgsleuten ohne einen Schein von Recht der Vorwurf gemacht wird, die Hüter des Erbes von Bayreuth (der Ausdruck stammt von Thode) hätten bei den Festspielen nur geschäftliche Interessen

Die Polizei hat recht —: wir haben, ohne gerade den albernen und snobistischen Festspielzauber von Bayreuth zu kopieren, beim Schreiben unserer Komödie an Bayreuth gedacht. Wir haben dieses Theater und sein Drum und Dran unter die kritische Lupe genommen und haben uns nach lebenden Modellen Figuren für das

Drama ausgedacht, die nur in unserem Stück ihre Existenz haben. Ich finde, ein solches Anschliessen an die Wirklichkeit ist das Recht jeder Satire. Aber es scheint, als ob das Theater von Bayreuth und alles, was damit zusammenhängt, nun plötzlich zu den heiligen Gütern der Nation gehört, an denen Deutschland so reich ist. Das ist gewiss für den Revolutionär von 1848 und für Meyerbeers Vollender eine hübsche Carriere.

Protest gegen das Verbot ist erhoben, wird aber garnichts helfen. Macht nichts — wenn sich Wagners nur den „Parsifal" für Bayreuth sichern.

Ergebenste Grüsse!

Hanns Fuchs.

Die Arbeit der Herren Felix Dörmann und Hanns Fuchs ist mir unbekannt. Ich bin daher ausserstande, über ihren künstlerischen Wert eine Meinung zu äussern. Das Verbot scheint erfolgt zu sein, weil der Zensor in dem Werk eine taktlose Verunglimpfung der Familie Wagner erblickte. Die Schlusswendung in dem Briefe des Herrn Fuchs lässt ja in der Tat darauf schliessen, dass Herrn Siegfried Wagner und seiner Mutter in der Komödie eigennützige Motive bei ihrem Kampfe um das Parsifal-Privileg für Bayreuth untergeschoben werden. Hoffen wir, dem sei nicht so. Gesetzt aber den Fall, so erhebt sich doch die Frage, ob die Polizeizensur das geeignete Organ ist, mit ihrem Machtspruch die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Stückes zu fällen.

Ich meine, dass die Auffassung, die der Polizei keinerlei Befugnisse in künstlerischen Dingen einräumen will, auch dann keiner Revision bedarf, wenn durch das Eingreifen der Zensur einmal die Aufführung eines Werkes verhindert wird, das von der Bühne aus wirklich berechtigtes Aergernis erregen müsste. Dem Zensor fehlt, wie unzählige Beispiele beweisen und wie es in der Natur seines Amtes liegt, jede Kompetenz, den Kunstwert und mithin die Kulturbedeutung eines literarischen Werkes zu beurteilen. Er kann nicht unterscheiden, ob erkennbare Personen Modell gestanden haben für eine künstlerisch komponierte Arbeit und nun in ihrer privaten Wesenheit hinter das synthetische Werk zurücktreten, oder ob die Schaubühne mit einem komödienhaften Fabrikat zum Angriff gegen bestimmte Personen missbraucht werden soll. Wie es sich im akuten Fall verhält, kann ich, wie gesagt, nicht wissen. Ich nehme rein akademisch den Tatbestand so an, wie ihn die Polizei auffasst, unterstelle also, dass die Unterlassung einer Aufführung von allen höheren Gesichtspunkten aus zu wünschen wäre, so bleibt immer noch das Bedenken, dass das „Oaha"-Verbot aus genau den gleichen Gründen erfolgt ist, die der „heiligen Sache" den Weg zur Bühne

versperren. Der Begriff Kunst existiert für die Polizei nicht, und die Gefahr, dass Kunst unterdrückt wird, besteht solange, wie die Polizei sich mit ihr zu beschäftigen hat.

Werden nun aber in einem (künstlerisch minderwertigen) Stücke wirkliche menschliche Interessen einzelner Personen geschädigt, und ein Theaterdirektor mutet seinen Schauspielern zu — vielleicht in der Hoffnung, mit einer Sensation Geschäfte zu machen —, dem Werke lebendige Gestaltung zu geben, so wäre es natürlich zunächst Sache des Publikums, einem derartigen Machwerk eine gesalzene Abweisung zu erteilen. Der Schaden wird in solchen Fällen immer den Autor treffen, schwerlich das benutzte Modell. Schlimmstenfalls aber sollte der angegriffene Teil lieber von der Möglichkeit Gebrauch machen, das ihn schädigende Werk einer richterlichen Kommission zu unterbreiten, als durch Anrufung der Polizei deren Willkür zu stärken. Das Gericht prüft ganz nüchtern alle im einzelnen Falle in Frage kommenden Faktoren und verfügt, wenn es in der öffentlichen Wiedergabe des Stückes tatsächliche Gefährdung des Klägers erkennt, die Unterlassung der Aufführung bei Vermeidung einer hohen Konventionalstrafe, während die Polizei im blinden Eifer, ein Unkraut aus einem Beet zu reissen, mit plumpen Wasserstiefeln die schönsten Kulturen zertritt.

In Preussen steht gegen die Tätigkeit der Zensur wenigstens der Einspruch beim Oberverwaltungsgericht offen. Bayern kennt diese Einrichtung nicht. Wer sich hier durch das Walten der Polizei beschwert fühlt, darf sich beim Ministerium beklagen, bei demselben, das die Polizeibeamten einsetzt und das diese Beamte natürlich so auswählt, wie es seinen Verwaltungswünschen entspricht. Wer beim Minister Klage führt, wird auf die Antwort gefasst sein müssen: wäre ich mit den Massnahmen des Zensors nicht einverstanden, so würde ich einem andern das Amt geben. Das Bestehen eines Oberverwaltungsgerichts, das neuerdings von liberalen Politikern für Bayern angestrebt wird, wäre also gewiss gegen die verantwortungslose Tätigkeit der Polizei ein Fortschritt. Mir scheint aber, dass freiheitliche Menschen, vor allem Künstler und Kunstfreunde, doch lieber für eine völlige Beseitigung der Zensur ins Zeug gehen sollten. In Frankreich, in England und selbst in etlichen deutschen Städten gibt es keine Zensoren und man hat bisher nicht erfahren, dass diese Anarchie schon irgendwo zu einer Verwilderung und Zelrrüttung der Volkssitten geführt hätte.

Die Polizeiassistentin. Der Fall Schapiro wäre ohne erhebliche Bedeutsamkeit, wenn die Dame in perverser Lüsternheit aus ihrem Sittlichkeitsamt ein psychisches Lotterbett gemacht hätte, wenn also

ihr Eifer, illegitime Vorgänge zu ermitteln, sich einfach mit versetzter Geilheit erklären liesse. Man könnte dann sagen: es ist ein Skandal, dass Mädchen, die den berechtigten Wunsch haben, in ihrem privaten Tun unbehelligt zu bleiben, unter Berufung auf eine Polizeilegitimation gezwungen werden können, gegen ihren Willen den überreizten Sexualnerven einer Fremden den verlangten Kitzel zu verschaffen. Zur allgemeinen Charakteristik der polizeilichen Sittlichkeitsbestrebungen wäre abeT die Angelegenheit nicht zu gebrauchen. Es wäre ein Einzelfall.

Die Sache erhält ihre unheimliche Bedeutung gerade dadurch, dass Frau Schapiro zweifellos ganz und garnicht krankhafter Natur ist. Die Frau ist in ihrer Art Idealistin. Sie glaubte, mit ihrem Wirken einer heiligen Sache zu dienen. Sie wollte denen, die sich in ihren Amtsbezirk verirrten, aus ehrlichem Herzen helfen, und der einzige Vorwurf, der ihr persönlich zu machen wäre, könnte der sein, dass sie in übertriebener Hilfsbereitschaft Netze auswarf, um möglichst viele nach ihrer Auffassung entgleiste Mädchen in ihren Amtsbezirk hineinzuziehen. Man sollte Frau Schapiro dankbar sein, dass dieser Vorwurf erhoben werden konnte. Sonst hätten wir wahrscheinlich noch sehr lange nicht erfahren, über welche haarsträubenden Befugnisse die Polizei verfügt, um das persönliche Treiben der Menschen zu beaufsichtigen und unter ihre Vormundschaft zu bringen.

Ein Mädchen, das kein „festes Verhältnis", wohl aber genügend gesunde Sinnlichkeit hat, um an den Jugendfreuden des Lebens in ausgiebigem Masse teilzunehmen, ist eo ipso der „gewerbsmässigen Unzucht" verdächtig, und das heisst: eine polizeiliche Amtsperson erhält das Recht, die Verdächtige aufzugreifen, ihr Vorhaltungen zu machen und sogar Zwangsmassregeln zu ergreifen, um sie in die Bahnen der bürgerlichen Wohlanständigkeit zu lenken. Der den Deutschen von Kindesbeinen anerzogene Respekt vor der Polizeimacht geht so weit, dass keines der belästigten Mädchen es wagt, sich die Moralpredigten der Assistentin energisch zu verbitten. Freilich ist dieser Respekt wohl auch häufig identisch mit der Angst vor Zwangserziehung, körperlicher Untersuchung und andern Widerlichkeiten, die als Drohung ja auch oft genug hinter den Moralpredigten auftauchen. Reguläre Razzien werden veranstaltet, um Gelegenheitspärchen in flagranti zu erwischen, und der Schutzmann, der heute von den Reizen eines anmutigen Fräuleins ausseramtlichen Gebrauch macht, läuft morgen zur Assistentin und liefert den Namen des Fräuleins als geeignete Adresse für polizeiliche Besserungsbemühungen aus.

Die Folge ist natürlich, dass die jungen Mädchen einer Stadt (wer kann wissen, ob es nicht anderswo genau so zugeht wie in Mainz ?) das. was ihre Natur verlangt, in ständiger Angst vor der Faust der Obrigkeit tun. Sie verlieren ihre schöne freie Unbefangenheit, kommen sich in ihren eigenen Handlungen schlecht und „gefallen" vor. Daraus entsteht dann Hysterie, Fahrigkeit, Verlogenheit, Heimlichkeit und Unfreiheit in allen übrigen Daseinsäusserungen und in den Kindern, die von ihnen geboren werden, ein schwächliches, unschönes und ungesundes Geschlecht. — Der schneidigen Moral gegenüber, für die alles, was sich der polizeilichen Zucht zu entziehen sucht, Unzucht heisst, wollen wir andern, die wir den Knebel nicht mögen, mit vernehmlicher Stimme die Freiheit der Sinne proklamieren. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander haben mit Moral nicht das geringste zu tun und können daher nicht unmoralisch

sein. Unmoralisch aber und jedes feinere Gefühl tief verletzend ist die Beschnupperung privater Sexualaffairen durch amtliche Moralstützen und durch sittliche Amateure.

Zeppelins Pech- Das Lebenswerk des alten Grafen Zeppelin in allen Ehren. Einer, der an seine Mission glaubte und allen Verhöhnungen und Besudelungen derer, die ihm heute demütig in jeden erreichbaren Körperteil rutschen, zum Trotz seinen Weg ging. Einer, der — über die siebzig — noch den Plan besinnt, seine Maschine im wissenschaftlichen Dienst in Polargegenden zu steuern. Dem darf keiner den Respekt versagen, der steht über der Kritik seiner eigenen Leistung.

Der Kritik nicht entrückt ist hingegen das Produkt des Zeppelinschen Lebenswerkes und noch weniger das Fanfarengejohl der — ehedem so boshaft-skeptischen — Zeppelin-Enthusiasten. Ich möchte mir beileibe kein Urteil über Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit des starren Systems anmassen. Ich habe keine Ahnung, ob ein lenkbarer Luftballon mit Aluminium oder mit Kautschuk umkleidet zu sein hat; von mir aus soll man ihn in Papiermaché hüllen. Soviel aber hat mein ahnungsloses Laiengemüt doch schon gemerkt, dass sich Zeppelins Apparat besonders bewährt, um die weise Lehre des alten Th. Vischer von der Tücke des Objekts zu bekräftigen.

Alle Jahre, wenn der Sommer in die Lande zieht, steigt Z I, II, V, VIII oder Y zu feierlicher Paradefahrt in die Lüfte, sieghaft begleitet von Wolfs Telegraphenbüro. Das deutsche Herz klopft im Sechsachteltakt zum neuesten Propellerrekord, und in jeder begeisterten Männerbrusttasche steckt das Extrablatt, das die glückliche Landung am Fahrtziel bestätigt. Bei der Rückreise aber schweigen die Gesänge. Irgendwo reckt ein Bergwald seine Wipfel in Zeppelins Ankertau, ein Sturm erhebt sich zur unrechten Zeit, der Motor streikt — kurzum: Jahr für Jahr platzt Deutschlands Stolz und Hoffnung und hinterlässt dem betrübten Blick ein verbogenes Aluminiumgerüst. Dieses Mal rechneten uns die leider hinterbliebenen, Zeitungen vor, dass bis jetzt acht Zeppelin-Luftschiffe in die Binsen gegangen sind. Man muss an sich halten, um nicht auszurufen: Vivat sequens!

Man mag mich einen Rohling nennen: für den allgemeinen Jammer um die prächtigen Luftfahrzeuge habe ich kein Organ. Der gilt ja garnicht dem zerstörten Gasfuhrwerk. Der gilt der Erwägung, dass für den nächsten Krieg auf die schöne neue (Waffe nun doch kein rechter Verlass sein dürfte. Solange die grossen technischen Erfindungen nicht nach ihrem Nutzen für den Verkehr der Menschen untereinander bewertet werden, sondern nach dem Dienst, den sie bei der Ermordung feindlicher Soldaten leisten können, so lange braucht ihrem Fiasko keine Träne nachzufliessen. Es gibt (zwar nicht räumlich, aber geistig) höhere Dinge als Aeroplane und Zeppelinschiffe. Wenn einmal unter den Völkern Friede sein wird und die technische Zivilisation einer geistigen Kultur zugute kommt, dann wird auch der, der dem politischen Komödienspiel abseits und feindselig zusieht, bei den Statistiken über die alljährlichen Zeppelinschen Pechfälle von anderen Gefühlen bewegt werden als von ironischer Erheiterung.

Saccharin. Es ist wohl mein Verhängnis, dass ich stets da Ankläger bin, wo sonst niemand etwas zu tadein findet, und Verteidiger, wo der schleimige Entrüstungsfladen aller Wohlgesinnten über individuelle Handlungen trieft. Seit längerer Zeit werden die deutschen Zeitungsleser immer wieder durch Nachrichten entsetzt, die abenteuerliche Schmugglerunternehmungen an den schweizerischen und österreichischen Grenzen schildern. Man erfährt, wie ungeheure Mengen von Saccharin aus der Schweiz, wo der Süssstoff sehr billig ist, über die deutsche Grenze befördert werden: in vornehmen Automobilen, in kunstvoll für den Zweck präparierten Westen, in hundert arglistigen Umhüllungen und Verkleidungen. Da der freie Handel mit Saccharin in Deutschland verboten ist und infolgedessen hier und in Oesterreich kolossale Preise für das Präparat gezahlt werden, machen die Kontrebandisten und die Zwischenhändler gelänzende Geschäfte. Der Bürger aber wendet sich voll Abscheu von solchen Untaten ab.

Weiss der Bürger, warum der Sacchartnhandel in Deutschland verboten ist? Es sei ihm mitgeteilt: Die Zuckeragrarier fühlten sich durch den künstlichen Süssstoff geschädigt. Das Volk sollte gezwungen werden, die Versüssung der Speisen so teuer zu bezahlen, dass die Magnaten, die die Elite der Nation darstellen, ihren ausgiebigen Nutzen davon hätten. Einen wichtigen landwirtschaftlichen Konsumartikel durch ein billiges Surrogat ersetzen, heisst in Deutschland so ungefähr Landesverrat treiben. Daher musste die Hygiene heran. Es hiess, der Ersatz des Rübenzuckers durch Saccharin schädige die Volksgesundheit, da Zucker ein unentbehrliches Nahrungsmittel sei, wobei nicht gesagt wurde, dass der Zucker, der als Volksnahrung wirklich in Betracht kommt, im Gemüse, Obst und in vielen anderen Speisen chemisch gebunden enthalten ist, und dass die Zuckerstücke, die zur Beeinflussung des Geschmacks in den Kaffee und in die Mehlspeisen geworfen werden, als Ernährungssubstanz kaum in Frage kommen. — Aber die Agrarier bekamen natürlich das Gesetz, das sie wünschten.

In Deutschland gibt es nur noch eine einzige Saccharinfabrik. Die deckt den ganzen Bedarf der Apotheken, die allein noch damit handeln dürfen. Diese Fabrik würde von dem Entdecker des Saccharins, Dr. Fahlberg, begründet und befindet sich bei Magdeburg. Weiss der Bürger, was mit dem bei den Schmugglern beschlagnahmten Saccharinvorräten geschieht? Früher würden sie vernichtet. Neuerdings werden sie für billiges Geld vom Staate an die Fahlbergsche Saccharinfabrik verkauft, die auf diese Weise soviel Saccharin ins Haus bekommt, dass sie ihre Arbeiter entlassen konnte und mit der geschmuggelten Ware den ganzen deutschen Bedarf deckt. Der Staat macht also mit dem Verbot des Saccharinverkaufs in Deutschland ein gutes Geschäft, die deutschen Saccharinarbeiter sind infolge dieses Verbots brotlos, das deutsche Volk wird ungeheuerlich belastet, und der Bürger, der sich in Mussestunden der Entrüstung über die betrügerischen Manipulationen der Saccharinschmuggler hingibt, t ritt zur Vermehrung solcher Mussestunden eine Erholungsreise nach Tirol an. Beim Kofferpacken achte er nur gut darauf, dass die Zigarrenkiste unter den Nachthemden gut versteckt bleibt. Es wäre doch peinlich, wenn man sie in Kufstein erwischte!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9,
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München. Baaderstr. 1a. Tel. 2355

Jahrgang II. No. 5. August 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. —** Ettor und Giovannitti. — Der Veteran Drux. — Die Münchner Post. — Verworfen.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II.
No. 5.

München,
August 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München, Baaderstrasse la

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten:

Generalstreik!

Wer, ohne Parteigänger zu sein, den Vorgängen des öffentlichen Lebens mit den Augen eines leidenschaftlich Beteiligten folgt, wird seine Aufmerksamkeit häufig bei Dingen gefesselt fühlen, die dem hastenden Blick des Zeitunglesers unwesentlich scheinen oder ganz entgehen. Er gewöhnt sich daran, die tatsächlichen Ereignisse statt nach ihren katastrophischen Aeusserungen nach ihren symptomatischen Ursachen zu beurteilen. Er registriert anstelle statistischer Additionen Wertgleichungen und untersucht den Bodensatz verdampfter Tageserscheinungen auf seinen Gehalt an sozialen und kulturellen Zukunftskeimen.

Selten genug ist die Freude, in seinem Mikroskop unter allen toten Resten eine Spur lebendigen Samens zu finden, und man tut das Seine, dies Leben zu erhalten, indem man es in den aufnahmswilligen Geist zukunftsfroher Mitmenschen verpflanzt. Dort mag er sich auswachsen zu kritischer Einsicht in die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Strukturen und zum Willen, förderliche Entwicklungen zur Frucht reifen zu lassen. Das

nämlich ist der Sinn alles Werbens und aller Agitation: in stimmungsverwandten Intelligenzen Gedanken zu wekken, Gefühle zu Ueberzeugungen zu erweitern und Sehnsüchte mit dem Drange zur Tat zu erfüllen . . . .

Unter hundert Depeschen, Korrespondenzen, Mitteilungen, eine auf den ersten Schein irrelevante: Die Arbeiter-Union in Zürich hat einen vierundzwanzigstündigen Demonstrations-Generalstreik proklamiert. Die Aktion wurde in nie gesehener solidarischer Geschlossenheit durchgeführt. Die Forderung der Arbeiter, das Recht zum Streikposten-Ausstellen, wurde ertrotzt. Das alles scheint an sich nicht sehr bedeutsam. Ein Streik ist bei der Klassenformation des Staates etwas Selbstverständliches und Alltägliches, und die Ursache zum allgemeinen Ausstand war zwingend genug. Der Streikposten ist ein unersetzbares Mittel zur Ausübung des nachgerade in allen westeuropäischen Staaten geltenden Koalitionsrechts. Die Schweizer Arbeiter durften und konnten sich dieses Recht nicht schmälern lassen. Selbst im Deutschen Reich kann die Einrichtung der Streikposten ohne Verkündigung eines Ausnahmezustands nicht mehr geknebelt werden. Der Versuch der Grossindustrie, mit der berüchtigten Zuchthausvorlage den Arbeitnehmern die Möglichkeit der Selbsthilfe zu verkürzen, misslang, und als vor mehr als zehn Jahren der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck das Streikpostenverbot auf dem Verordnungswege trotzdem durchsetzen wollte, musste die Reichsregierung eingreifen und die vierzehn Machthaber in die Schranken ihrer freistaatlichen Souveränität zurückweisen. (Zürich und Lübeck. Es ist sehr charakteristisch, dass sich die Regierungen sogenannter freier Republiken am schnellsten dazu entschliessen, reaktionäre Uebergriffe zu wagen. Sie kennen ihre Demokraten und fühlen sich sicher).

Der eintägige Züricher Generalstreik böte also bei oberflächlicher Betrachtung keinerlei Veranlassung zur

leuchtenden Anerkennung in den Annalen der Arbeitergeschichte. Seine Bedeutung erhält er erst durch seine sehr eigenartige Vorgeschichte und durch die besondere politische Komposition des Züricherischen öffentlichen Verwaltungsapparats.

Die Schweiz zeichnet sich bekanntlich unter allen Ländern durch die konsequenteste Befolgung einer demokratischen Zivilisation aus. Der grösste Teil der politischen Forderungen unserer Liberalen und Sozialdemokraten ist dort längst verwirklicht, und es kann durchaus nicht geleugnet werden, dass dadurch manche Härten der kapitalistischen Staatsorganisation erheblich gemildert worden sind. Staat und Kirche sind getrennte Institute; jedem Schweizer wird vom Staate aus freier Schulbesuch, werden freie Lehrmittel garantiert; die Beamten werden nicht eingesetzt, sondern gewählt, und das Volk hat das Recht, anter Umgehung der parlamentarischen und exekutiven Ausschüsse aus eigener Initiative Gesetze zu entwerfen und einzuführen. Dabei bewirkt das föderative Kantonalsystem vermehrten Schutz gegen zentralistische Vergewaltigungen gegenstrebender Bezirke, wobei es zugleich dem Gesamtgebiet der Eidgenossenschaft das völkerpsychologisch sehr lehrreiche Bild erfreulicher Mannigfaltigkeit schafft.

Unter allen Feldern dieses Mosaikgebildes gilt der Kanton und die Stadt Zürich als Domizil der freiheitlichsten Errungenschaften. Diesen Ruf dankt Zürich besonders den zahlreichen Sozialdemokraten, die das Vertrauen des Volkes dort in die höchsten Verwaltungsämter berufen hat. Der Züricher Polizeipräsident ist Sozialdemokrat, unter den neun Stadträten der Gemeinde sind vier Rote, in der gesamten Gerichtsbarkeit und in allen übrigen Beamtenschichten ist die Arbeiterpartei überwiegend oder doch sehr gewichtig vertreten. Wäre nun die Behauptung richtig, mit der die Sozialdemokratie überall zu ihren Fahnen ruft, dass das Eindringen des proletarischen Willens in die Verwaltungen der kapitalistischen Staaten und das

Handhaben der staatsexekutorischen Instrumente durch Mandatare der ausgebeuteten Klasse die Kluft zwischen Arm und Reich allmählich verringern und schliesslich den gesellschaftlichen Ausgleich im Sozialismus herbeiführen müsse, so ergäbe sich, dass in der Schweiz allgemein und in Zürich speziell schon heute ein mindestens erträgliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bemerkbar sein müsste. — Das Gegenteil ist der Fall.

Nirgends in der Welt wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit erbitterter und rücksichtsloser geführt als in der Schweiz. Nirgends in der Schweiz steht das Unternehmertum rigoroser und brutaler gegen die Arbeiterschaft als in Zürich. Nirgends aber stellt sich die Regierung eines Staates mit so unverhüllter Parteinahme und mit so konsequenter Regelmässigkeit unter Anwendung aller ihrer Machtmittel auf die Seite der Kapitalisten wie in jenen freien Demokratieen des Alpenlandes. Und endlich: Nirgends innerhalb und ausserhalb Europas werden waffengeübte Soldaten so häufig auf ihre werktätigen Landsleute losgelassen wie die Schweizer Miliz-Bataillone, durch deren Nachahmung in Deutschland August Bebel und die Seinen ihre antimilitaristischen Postulate befriedigt sähen.

Seit Beginn dieses Sommers streiken in Zürich die Schlosser und die Maler. Die Ausstandsbewegung gewann in beiden Lagern das in der Schweiz übliche Aussehen: beteiligte Ausländer wurden des Landes verwiesen, Truppen wurden zusammengezogen, Schüsse fielen und der Züricher Stadtrat verbot auf einen Wink der Regierung durch Maueranschlag das Ausstellen von Streikposten. Da griff die Arbeiter-Union ein, erklärte sich mit den Malern und den Schlossern solidarisch und forderte sämtliche Gewerke und Angestellte mit Ausnahme der im Sänitätsdienst tätigen Arbeiter auf,

am 12. Juli für die Dauer von vierundzwanzig Stunden demonstrativ die Hände ruhen zu lassen.

In prachtvoller Solidarität kamen die Organisationen der Aufforderung der Union nach. Alle Betriebe feierten, sogar die in städtischer Regie geführten Anstalten. Die Trambahnbeamten, die besonderen Gesetzen unterworfen sind und sich schwerer Existenzgefährdung aussetzten, erklärten, leider ausfahren zu müssen, sofern sie nicht durch den Massenandrang Streikender auf den Schienen daran gehindert würden. Man verstand den Wink, und in früher Morgenstunde standen vor sämtlichen Strassenbahndepots Ansammlungen von einigen hundert Arbeitern auf den Geleisen, die es den Strassenbahnern erleichterten, ihre Berufspflicht hinter ihre Kameradschaftspflicht zurückzustellen. (Eine neue und sehr interessante Methode der Sabotage durch gegenseitige Hilfe). Nur die Typographen hatten von ihrem Berner Zentralkomitee die Weisung erhalten, gemassregelte Kollegen hätten aus der Streikkasse keine Unterstützungen zu erwarten, und wurden — sie allein — zu Streikbrechern. Diese räudigen Schafe (noch mehr Schafe als räudig) hatten dann das Vergnügen, ihre Schande eigenhändig der Druckpresse zu übergeben.

Die Arbeiterschaft, die die radikale Aktion eines allgemeinen Solidaritätsstreiks unternimmt, beweist damit, dass sie entschlossen ist, ihre Rechte mit den alleräussersten Mitteln zu verteidigen. Denn es kann nicht verkannt und soll nicht verheimlicht werden, dass eine Massregel, die die Einwohner einer Stadt durch die Verhinderung sich Lebensmittel zu besorgen, züchtigt, die sie jeder Möglichkeit der mechanischen Beförderung beraubt und in den Abendstunden der Dunkelheit preisgibt, Zustände heraufbeschwört, die, über mehrere Tage ausgedehnt, unertragbar wären. Der eintägige Generalstreik war eine Drohung. Er bedeutete: Reizt uns nicht, sonst dehnen wir die Aktion einmal über eine Woche aus. Ein vertan-

gerter Generalstreik aber wäre das Signal zu ungeheuerer Erbitterung, die das geschädigte Kapital vielleicht bestimmen könnte, die ihr in Treue willfährigen öffentlichen Organe zur Anwendung ihrer Gewaltswerkzeuge zu veranlassen. Dann wäre der Bürgerkrieg fertig.

Die hauptsächlich bei Anarchisten verbreitete Meinung, der Generalstreik sei das revolutionäre Kampfmittel schlechthin, um die neue gerechte Gesellschaft zu schaffen, bedürfe es nur eines gleichzeitig alle Länder umspannenden Generalstreiks, ist nicht ernst zu nehmen. Eine Revolution und mit ihr der Umschwung aller Dinge lässt sich nicht von heute auf morgen unternehmen, auch nicht, wenn alle Arbeitergewerkschaften der Welt den Generalstreik beschlössen und durchführten. Eine Revolution bricht aus, wenn ihre Zeit gekommen ist, das heisst, wenn sich das gestaltet hat, was an die Stelle der überlebten Einrichtungen tritt. Jede Revolution findet ihre Mittel allein, und dass eines davon die allgemeine Arbeitsverweigerung ist, dürfte selbstverständlich sein. Die Aktion eines auf allgemeinen Umsturz abzielenden Generalstreiks wird immer nur Putsche bewirken, Putsche aber haben sich noch meist als unfruchtbare Energie- und Blutvergeudung erwiesen.

Der Generalstreik ist die starke Waffe der Arbeiter gegen das Kapital, wenn es für den Moment auf eine unzweideutige kräftige Kundgebung ankommt. Das Beispiel, das die Plebejer des ältesten Roms mit ihrem Auszug auf den heiligen Berg gaben, bleibt für alle Zeit vorbildlich. Als radikales Willensmanifest ist auch der Züricher Generalstreik zu bewerten. Er war gut, weil er zu rechter Zeit kam und stark durchgeführt wurde, und er war wertvoll vor allem; weil er die klare Abkehr des Proletariats von der Politik bedeutet, die Besinnung der Masse auf die eigene Kraft in dem Augenblick, wo die von ihr gewählten politischen Personen der Staatsraison den Vorzug vor den Volksrechten gaben.

Der Züricher Generalstreik — und hier liegt die Präzedenz und der Symptomwert des 12. Juli — war der Bruch der Arbeiterschaft mit seinen eignen politischen Vertretern. Es kämpften verbündet sozialdemokratische und anarchistische Arbeiter gegen die verbündeten sozialdemokratischen und bürgerlichen Staatskuratoren.

Ob der Stadtratsbeschluss, der die Belagerung verhängte, Militär kommen liess und die Streikposten verbot, um den Unternehmern gefällig zu sein, einstimmig erfolgte, steht nicht sicher fest, ist auch unwesentlich. Wesentlich ist, dass von den vier Sozialdemokraten, die im Stadtrat sitzen, keiner erklärt hat: Wir sind von den fünf Bürgerlichen überstimmt worden. Der Verdacht, dass die Proletariatsvertreter dem Beschluss zugestimmt haben, hat sich, da ihn keiner der Herren abwehrte, zur Gewissheit verdichtet. Der Maueranschlag, der von dem Verbot der Streikposten Kenntnis gab, trug die Unterschrift des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Vogelsanger. Die ausführenden Organe der Polizei und der übrigen Behörden sind in ihrer grossen Mehrheit Sozialdemokraten. Das ist wesentlich.

Diese Beamten und Volksvertreter haben ganz sicher alle nach ihrer besten Ueberzeugung gehandelt. (Die hässliche Uebung, Leute, die anders als wir denken und handeln, als Verräter und Spitzel zu bezeichnen, wollen wir doch den sozialdemokratischen Politikern überlassen). Sie konnten gar nicht anders handeln, als sie taten, da sie einmal die Verpflichtung übernommen hatten, hre Kräfte in den Dienst des kapitalistischen Staates zu stellen. Die Beispiele Millerands und Briands haben schon früher erwiesen, dass es unmöglich ist, gleichzeitig Staatsinteressen und Volksinteressen wahrzunehmen. Die Schweiz verfügt über Beispiele solcher Art übergenug. Jetzt aber ist plötzlich die Einsicht über das Volk gekommen, dass es zwischen zwei Stühlen sitzt, und es hat ohne Rücksicht auf Parteidisziplin getan, was sein Lebenswille verlangte.

Die Aktion vom 12. Juli hat deshalb weit über die Schweizer Grenzen hinaus Anspruch auf aufmerksamste Beachtung. Wären die deutschen Behörden nicht so vernagelt, den sozialdemokratischen Staatspositivisten den Eingang zu den Verwaltungsämtern zu versperren, so hätten sie längst die Erfahrung gemacht, dass sie in ihnen die pflichttreuesten Hüter der kapitalistischen Einrichtungen besässen. Schon das Wirken der Roten in den Parlamenten hätte ihnen darüber Klarheit schaffen müssen. Dass sie aus weitblickender Klugheit diesen „revolutionären" Herren die Gelegenheit nehmen, ihre Staatstüchtigkeit zu bewähren, kann den Ministern der deutschen Vaterländer schwerlich zugetraut werden. Denn die Erwägung wäre gar nicht dumm, dass die Arbeiter, wenn ihren Führern einmal das Odium umstürzlerischer Gesinnung genommen würde, an ihrer Wirksamkeit erkennen könnten, wie fern von den Wünschen des Volkes das Walten einflussreicher Genossen lebt, und dass der Moment, wo das Volk begänne, den politischen Mumpitz seiner Vertreter zu durchschauen, revolutionäres Leben in die Geister bringen müsste. In Zürich ist dieser Moment eingetroffen. Dort hat sich wieder einmal gezeigt, wie recht die Marxisten haben, wenn sie behaupten, dass sich die natürliche Entwicklung der Dinge nicht aufhalten lasse. Bios läuft die Entwicklung mitunter andere Wege, als den Drathziehern lieb ist.

Die Rigorosen.

Ein Manifest des lyrischen Nachwuchses.

Das also sind „die wertvollsten Verse, die seit Rilke in deutscher Sprache geschrieben wurden". Herr Kurt Hiller, der Herausgeber des „Kondors",[1]) einer „rigorosen Sammlung radikaler Strophen"

[1]) Der Kondor. Verse von Ernst Blass, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Herbert Grossberger, Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Kurt Hiller, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Tranr Werfel, Paul Zech. Herausgegeben von Kurt Hiller. Heidelberg igi2. Verlag von Richard Weissbach.

behauptet es. In schöner Bescheidenheit gesteht er (einleitend), dass er seine eigenen Gedichte, mit deren zehn er das schmucke grüne Buch bereichert, nicht unter diese wertvollsten Verse rechnet. Er tut recht daran, denn seine Lyrik taugt nicht allzuviel. Da er aber bekennt, dass er sich selbst im Kondor „nur aus Eitelkeit" das Wort gibt, wohingegen er vorher erklärt: „Zum erstenmal sollen hier lebende Künstler der Gedichtschreibung (vor Hiller nannte man solche Leute kürzer und eindeutiger Dichter), und nur Künstler vereinigt werden. Mit Proben, die ausreichen, ein Bild zu geben: Künstler einer Generation" — da er dies vorher äussert, sei ihm gesagt, dass die „Strophen" der andern Herren, die er neu in die Weltliteratur einführt, meistensteils nicht besser sind als seine.

Im Februar dieses Jahres schrieb ich in den „Kain" folgende Sätze: „Seit in Wien das Versemachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmansthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreibenI — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel". — Der „Kondor" ist der niederdrückende Beweis meines Urteils. Was Gutes in dem Buch steht, kommt von Dichtern, die uns von Herrn Hiller nicht mehr präsentiert zu werden brauchen: von Else Lasker-Schüler, von Max Brod (der mit Einschränkungen zu loben ist), von René Schickele. Was diese Autoren, was auch der empfindsame S. Friedlaender mit dem von Herrn Hiller in der Einleitung zwar bestrittenen, doch aber klar formalierten Programm zu schaffen haben, ist unerfindlich. Von den übrigen interessieren nur Georg Heym und Franz Werfel, und da Heym ja leider im Stadium der Talentproben verzichten musste, so kommt als Hoffnung nur noch Werfel in Frage. Uebrigens hätte aus beider Produktion leicht eine bessere Auswahl getroffen werden können. Besonders Franz Werfeis Gedichtsammlung[2]) enthält Verse von starker, schöner und oft rührender Empfindung (so das entzückende Gedicht „Ich bin ein erwachsener Mensch" oder die Ode „Junge Bettlerin an der Krücke"). Statt dessen enthält der „Kondor" aus Werfers Repertoire nur Stücke, die noch peinlich mit gesuchten Ungewöhnlichkeiten kokettieren, und darin zwar persönlicher und ursprünglicher sind als die gewollten Radikalismen vieler seiner Anthologie-Kollegen, aber viel mehr charakteristisch, für den Hillerschen Geschmack als für den Franz Werfel, den wir aus seinem „Weltfreund" für spätere Manifeste erhoffen dürfen.

---

[2]) „Der Weltfreund". Gedichte von Franz Werfel. Axel Juncker, Verlag, Berlin-Charlottenburg (ohne Jahreszahl).

Ueber Georg Heyms abgeschlossene dichterische Konfession verlohnt sich ein besonderes Wort. Zwei Gedichtbücher zeigen die Entwicklung des Toten.[3]) Die kurze Frist zwischen der Ausgabe des ersten und dem Entstehen des zweiten liess eine sichtbare Steigerung im Wert noch nicht zu. Dennoch zeigt sich dem aufmerksamen Leser im zweiten Band schon ein tieferes Schauen, eine Abklärung und Vergeistigung, ein Hinausstreben über den robusten Realismus hinweg, der den ersten Band noch ganz beherrscht und auch später nirgends ganz verschwindet. Aber bei Heym verleugnet sich niemals eine grosse ernste Ehrlichkeit des Empfindens. Die Umsetzung seiner Gefühle ins Symbol bleibt auch da ungezwungen, wo das Bild garzu prosaisch ist, um im lyrischen Gedicht gelten zu können. Die Form seiner Gedichte wächst organisch aus dem dichtenden Antrieb hervor. Jung und hoffnungsvoll — mit diesem Urteil kann man sich über jede seiner Schöpfungen freuen. Eine Persönlichkeit ohne allen Zweifel. Ihn genialisch zu nennen, möchte ich nach den unausgereiften Proben nicht wagen (Hiller tut es). Genialisch ist unter allen Vertretern der „rigorosen" Kondor-Kunst nur Else Lasker-Schüler, und die brauchte es nicht mehr zu erweisen. Von der wussten wir es schon vor zehn Jahren, Herr Hiller.

Es bedürfte eines viel weiteren Raumes, als mir hier verfügbar ist, um mich mit jedem einzelnen der Kondor-Dichter auseinanderzusetzen. Glücklicheirweise machen es mir aber die meisten von ihnen leicht, sie im Ramsch zu erledigen. Denn es ist bezeichnend für diese lyrischen Neutöner, die wir nun also als die Reprasentanten aller zeitgenössischen Verskunst anerkennen sollen, dass sie in verblüffendem Masse von einander abhängig, dass sie wechselseitig ihre eignen Epigonen sind.

Hörte ich von Heym immer nur ein paar losgerissene Verse und sähe die Einheitlichkeit seiner Gedichte nicht, so würfe ich ihn unter die andern und sagte: Jacke wie Hose. Da ich ihn aber kenne und als eigne Kraft schätze, glaube ich ihn als Anreger herausheben zu sollen und lasse im übrigen die Entscheidung offen, ob die weniger Selbständigen von Heym oder von ihresgleichen beeinflusst sind. Lyrik, scheint mir, ist der persönlichste Ausdruck künstlerischer Empfindung, die denkbar ist. Ein Dichter, den nicht jeder seiner Verse unverkennbar verrät, wird sich seiner Kunst schwerlich rühmen dürfen. Nun vergleiche man:

„Aus einem Keller kommt ein Fischgeruch,
wo Bettler starren auf die Gräten böse.

---

[3]) „Der ewige Tag". Zweite Auflage. „Umbra Vitae". Nachgelassene Gedichte Beide 1912 bei Ernst Rowohlt Leipzig

Sie füttern einen Blinden mit Gekröse.
Er speit es auf das schwarze Hemdentuch."

(Georg Heim.)

„Die Dirnen züngeln im geschlossnen Munde,
die Dirnen, die ihn welkend weich umwerben.
Ihn ängsten Darmverschlingung, Schmerzen, Sterben,
Zuhältermesser und die grossen Hunde."

(Ernst Blass.)

„Viel farbengeile Fingerspitzen kosen,
der Japandrucke Pracht mit Dreistigkeit,
den braunen Raum durchrinnen Nebelhosen
von Zigarettenduft und Geistigkeit."

(Kurt Hiller.)

Diese fünfjambige Prosaprotzerei in lyrischen Gedichten liesse sich noch an vielen Beispielen dartun, ohne dass ein Leser mit annähernder Gewissheit sagen könnte, wer der Verfasser ist. Höchstens Herrn Hiller erkennt man an seinen schauerlichen Reimen:

„Ein seliger Ekel zeigt mir Ewiges . . .
O schaut aus dem verdreckten Licht der Birnen:
Es wehen Hauche nass von kühlen Firnen,
am Stahl des Himmels zuckte Möwiges". . . . . .

Unter den Anregem in diesem Kreise scheint mir neben Georg Heym Ferdinand Hardekopf der fruchtbarste. Entlehnen die Kondoristen von Heym den Naturalismus des Schauens und die Form der Gestaltung (das von Heym bevorzugte, etwas salopp behandelte Sonett wird — inklusive der saloppen Behandlung — besonders geschätzt), so liefert Hardekopf die Blumigkeit des Ausdrucks: „In Bastseide, durchsickert von malvenfarbenen Eisenbahnschienen, räkelte sich Pierot ..". „Leider bin ich verdammt, aus diesem schmutzigen Licht Angst zu pulsen, den Schein in Grauen zu transformieren, in Sentiments, in Elend-Quatsch." —

Hardekopf kommt vom Journalismus her. Er hat als Theater- und Literaturkritiker feine, scharfe, geschliffene Urteile in eine stilisierte Sprache zu fangen gesucht und dabei ebenso oft die Reportage zur Dichtung erhoben, wie er in schöpferischen Bestrebungen dem übelsten Snobismus verfallen ist. Aber eine geistige Potenz ohne alle Frage, ein Journalist von Geschmack und Kultur, ein Stilist, der aus der Verschmelzung Hardenscher und Kerrscher Spracheigenheiten sehr persönliche Wirkungen zu krystallisieren wusste.

— Was er im „Kondor" und im „Ballhaus" [4]) aJs Lyrik absondert, ist durchaus Journalismus, und leider rumeist gepflegter Snobismus, zumal die drei Kondor-Beiträge. Wie heftig hingegen seine Art auf die „Rigolrosen" gewirkt hat, dafür ein paar Beispiele:

„Ein Prunksalon, wie eine Schiffskajüte.
Man sitzt in Club-Fauteuils bei Sekt und drinks.
Die schmälsten Mädchen tragen Riesenhüte
und lächeln sanft wie Mädchen Maeterlincks.
(Ferdinand Hardefcopf im „Ballhaus".)

„O komm! O komm, Geliebte! In der Bar
verrät der Mixer den geheimsten Tip.
Und überirdisch, himmlisch steht dein Haar
zur Rötlichkeit des Cherry-Brandy-Flip".
(Ernst Blass.)

„. . . . .Deine Fliedarweste,
du fahler Maler, küsst mich sehr; Bohême-Girl,
dein Shaw glänzt ganz zitronen; du, System-Earl,
trägst statt des Schlips zerwalkte Himberreste."
(Kurt Hiller.)

„Glühgrün lampjongt es in den Baumbeständen
zierratsbehuf und ölgemut herum" usw.
(Arthur Kronfeld.)

Hardekopf liebt in seinen Kritiken Adjektivbildungen auf esk, Natürlich redet der einleitende Hiller von „pädagogesken Assoziationen", und Herr Arthur Kronfeld betitelt ein Sonett in leichenschänderischer Anmassung „Liliencronesk".

So sind sie, die Rigorosen. Man bedauert die, die sich in die Gefilde ihrer „radikalen Strophen" hineinverirrten, so Herrn Paul Zech, dessen nicht sehr beträchtliche aber sympathische Landschaftslyrik wohl mehr durch Caféhausbeziehung als durch seelische Attraktion in den Kondor geriet.

Sehr komisch ist nun Herr Hiller in seiner (einleitenden) Polemik. Er erwürgt nämlich mit viel Vokabelschwall die Kunst Stefan Georges, die nun, ebenso wie die der Nachgebliebenen der „literarischen Revolution", von den Kondoristen endgültig über-

[4]) „Ballhaus". Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blass, Max Brod, Fritz Max Cahén, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedlaender, Victor Hadwiger †, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann, Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, René Schickele, Ernst Stadler, mit einem Prolog von Rudolf Kurtz und einem Titelblatt von Walter Roessner, Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

holt und an die Wand gequetscht ist. Der Aesthetizismus ist tot und der Naturalismus insgleichen. Herr Hiller merkt nicht, dass das, womit er die Lücken ausfüllen möchte, aus beiden Kategorien das Peinliche bewahrt hat, und dass seine Anthologie (wenn von den paar Dichtern, die dort mitfigurieren, abgesehen wird) nichts anderes darstellt als Blätter für verschmockte und aesthetisierende, formschlechte Prosa-Verskunst. Hiller bestreitet mit Recht, dass die Anwendung ungewöhnlicher Vokabeln „an sich ein Beweis für Tiefe sei". Er- sagt das im Vorwort zu einem Buche, in dem er Wendungen druckt wie diese: „Der Fluss liegt still wie eine Zuckerstange, dran Kinder hörbar lutschen —" (Arthur Drey). „In Pfützen-Augen blinkt, gemässigt-üppig, der Wunsch, reelle Kragenhöhen aufzufischen." (Ferdinand Hardekopf.) „Die azurnen Kerne zerrieselten zu Malvenflaum." (Kurt Hiller.) „Hüftig, schwank, die Windgemähnte." (Arthur Kronfeld.) „Und überall Geruch nach altem Plüsch und Hurenseife." (Ludwig Rubiner.) Die Worte „schwirr", „strack" und „stief", die sich in dem Buche finden, gehören wohl auch hierher.

„Was alle diese treiben ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst", erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George, die Naturalisten und die Heimatkünstler. Was die Kondoristen treiben ist hingegen nicht nur „immerhin schlechte Kunst", sondern auch Kitsch, weil ihre Augen keine guten Bilder, sondern schlechte Oeldrucke schauen, und weil sie sich einbilden, Kunst sei die plumpe, unverarbeitete Beschreibung roher 'Sinneseindrücke mit angehängter Pointe und einem dicken Knalleffekt.

Solche gereimte Prosa, wie sie uns hier als „fortgeschrittene Lyrik" aufgetischt wird, hat es immer gegeben. Solche Gedichte — und bessere, weil sie sich nicht mit behäbiger Beschreibung begnügen — finden sich bei Frank Wedekind, Ludwig Thoma, Erich Mühsam, Dr. Owlglas massenhaft. Nur ist von denen noch keiner darauf gekommen, die Verse als Lyrik auszugeben. Ich persönlich habe die Gedichte, die zum Teil in die Verwandtschaft der Blass-Hardekopfschen Art gehören, in meinem Gedichtbuch „Der Krater" ausdrücklich von dem ersten rein yrischen Teil getrennt. Die anspruchsvolle Aufmachung der „Kondors" beweist nichts für den Zukunftswert seines Inhalts. Wenn es wahr wäre, was Hiller (einleitend) behauptet, dass im Kondor eine „Dichter-Sezession" sich manifestiere, und das soll doch wohl heissen, eine Auswahl der auffindbar Besten, dann ständen wir dem blanken Bankrott deutscher Lyrik gegenüber. Wir wollen nicht aufhören, auf besseren Nachwuchs zu hoffen, der ohne die Protektion einer westlichen Berliner Cafehaus-Clique s einen Weg und seine Höhe findet.

Bemerkungen.

Ettor und Giovannitti. Der vornehmlich sozialkritische Charakter dieser Zeitschrift enthebt mich gewöhnlich der Verpflichtung, meinen Lesern tatsächliche Berichte vorzulegen. Das ist Aufgabe der Tagespresse. Manchmal aber, wenn die Zeitungen eine wichtige Begebenheit merkwürdigerweise nicht erfahren haben, fühlt sich der „Kain" genötigt, helfend einzugreifen. Folgender Vorfall ist der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse völlig entgangen:

In der nordamerikanischen Stadt Lawrence im Staate Massachutes gewannen die Textilarbeiter, die dort das Hauptkontingent der Bevölkerung stellen, einen Streik. Die Besitzer der Webereien haben infolge dieses Lohnkampfes von jetzt ab insgesamt jährlich 16 Millionen Dollar mehr an Löhnen auszuzahlen. — Eine derartige Bewegung geht nie ohne starke agitatorische Anfeuerung vor sich, und gewaltsame Zusammenstösse zwischen Streikenden und Polizei sind dabei eine sehr häufige Erscheinung. Zur Belebung des Streikes waren zwei Propagandisten der revolutionären Gewerkschaftsbewegung Nordamerikas nach Lawrence gereist: Joseph Ettor und Arturo Giovannitti. Sie reisten wieder ab, als sie sahen, dass der Streik günstig verlief. Nachdem sie fort waren, wurde in einer Versammlung eine streikende Arbeiterin erschossen. Versammlungsteilnehmer behaupten, gesehen zu haben, dass der Mörder ein Polizist war. Die Regierung des Textiltrusts aber liess die Agitatoren Ettor und Giovanniti verhaften, die sich bereits tausend Kilometer von Lawrence entfernt, aufhielten. Es wird ihnen der Prozess gemacht wegen Aufforderung zum Mord. Die Strafe, die ihnen droht, ist der elektrische Stuhl.

Seit Ende Juni erregt diese Angelegenheit die Gemüter der internationalen revolutionären Arbeiterschaft leidenschaftlich. Den Kapitalisten wird vorgeworfen, sie wollen ihre 16 Millionen Dollar an Ettor und Giovannitti rächen. Man befürchtet eine Wiederholung des entsetzlichen Justizmordes in Chicago vom II. November 1887, wo — in einem ganz ähnlichen Falle — fünf Revolutionäre gehängt wurden. Im wieder aufgenommenen Verfahren wurde später ihre Unschuld erkannt, ihre zu Zuchthaus verurteilten Genossen wurden freigelassen, die Hingerichteten aber blieben tot. — Für die Rettung Ettors und Giovannittis werden seit Wochen in aller Welt Protestversammlungen abgehalten, Resolutionen gefasst und Gelder zu ihrer Verteidigung gesammelt. Die „Schwedische Jungsozialistische Partei" und die „Zentralorganisation der Schwedischen Arbeiter" haben an die Arbeiter der ganzen Welt einen Aufruf erlassen, worin sie zum allgemeinen Boykott amerikanischer Produkte auffordern. Ferner ermuntern sie die Organisationen der Transportarbeiter, von einem festzusetzenden Tag an die Ausladung der amerikanischen Schiffe zu verweigern. Der Boykott soll dauern, bis Ettor und Giovannitti freigelassen sind.

Die bürgerlichen Zeitungen Deutschlands, die ihre Kenntnisse über die Arbeiterbewegung wohl grossenteils aus der sozialdemokratischen Presse beziehen, haben vielleicht wirklich nichts von diesen die revolutionären Kreise aller Länder bewegenden Vorgängen erfahren. Die sozialdemokratischen Blätter aber müssen darüber informiert worden sein. Sie haben höchstens in einem kurzen Telegramm die Nachricht von der Verhaftung der beiden Revolutionäre gebracht, von der leidenschaftlichen Beteiligung der revolutionären interessierten Kreise der

ganzen Welt aber mit keinem Wort Notiz genommen. Ettor und Giovannitti sind nämlich keine Sozialdemokraten, sondern sozialistische Radikale. Die mögen getrost kalt gemacht werden. Wäre die Lawrencer Polizei-, Justiz-, Kapitals- und Staatstat so amüsant wie die New-Yorker Spielbanksmörderei des Polizeileutnants Becker, dann wärs was anderes. Wozu aber den deutschen Wähler mit dem Ernst des Lebens langweilen?

Der Veteran Drux. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher. Der Patriot hält solche Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kam. pfend dem inneren und äusseren Feind darbietet. Franz Wilhelm Drux war ein Patriot. Er hatte 1870 tapfer mitgefochten, trug seine Ehrenzeichen stolz vor der Brust, schwelgte in seligen Kriegserinnerungen, hungerte und darbte und sank, 68 Jahre alt, in einem Hofe der Düsseldorferstrasse in Wilmersdorf, durch Hunger und Entbehrungen völlig erschöpft, tot zusammen. Franz Wilhelm Drux war ein Patriot. Ein Patriot hält unsere Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kämpfend dem inneren und äusseren Feinde darbietet. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher.

Die Münchner Post. Die Herren am Altheimereck brauchen sich nicht zu ängstigen. Sie sind nicht gemeint, sondern die vortreffliche Anstalt, der die Uebermittlung der Rechnungen, Mahnungen, Liebesgrüsse und Freundschaftkündigungen obliegt. Die Münchner Post unterscheidet sich von der Zeitung gleichen Namens hauptsächlich dadurch, dass ihre Findigkeit nicht nur bei den Bettgeheimnissen unbequemer Mitmenschen haltmacht, sondern nicht einmal zur Ermittlung der Hausnummer bei sehr bequemen Leuten ausreicht. Ich erhielt kürzlich auf dem Umwege über mein Stammcafe eine Postsendung, der ein Kuvert mit abgestempelter Marke und folgender Adresse beilag: „Herrn Erich Mühsam, Schriftsteller, hier. Akademiestrasse." Das Kuvert trug auf der Vorderseite den aufgestempelten Vermerk „zurück", auf der Rückseite war handschriftlich zu lesen: „Adr. Akademiestr. ohne Nummer unbekannt".

Ich konstatiere: Ich wohne im Hause Akademiestrasse 9 seit einem Jahr und 10 Monaten. Die Akademiestrasse ist nur auf einer Seite mit bewohnten Häusern bebaut. Die andere Strassenseite wird vollständig von der Akademie der bildenden Künste in Anspruch genommen. Die bewohnte Seite zählt etwa zehn Häuser. Ich bin in München der einzige Erich Mühsam und der einzige Schriftsteller Mühsam. Als ordentlicher Staatsbürger bin ich pflichtgemäss polizeilich angemeldet. Der Postbote bringt mir tagtäglich einen ganzen

Stapel Briefe ins Haus, und ausserdem — das bemerke ich nicht aus Eitelkeit sondern, ohne viel Freude daran zu haben, aus Wahrheitsliebe — bin ich in Bayerns Hauptstadt bekannt wie eine bunte Kuh.

Als ich in Wilmersdorf wohnte, bekam ich einmal einen Brief mit der Aufschrift „Herrn Schriftsteller Erich Mühsam, Berlin" richtig zugestellt. Da stimmte noch nicht einmal die Stadt. Der Münchner Post aber bin ich „ohne Nummer unbekannt." — Im akuten Fall handelte es sich um eine in München aufgegebene Drucksache (das Kuvert steht der Postdirektion zur Verfügung). Da war das Malheur nicht gross, zumal sich der Absender zu helfen wusste. Wenn ich mir aber vorstelle, es könnte einmal in einem eine Tagereise entfernten Grenzort ein Brief mit schicksalsentscheidenden Nachrichten, auf die ich krampfhaft warte, an mich abgehen, der wegen mangelnder Hausnummer-Bezeichnung nicht in meine Hände gelangte, dann danke ich doch für das Vergnügen. Dann pfeife ich auf die bayerischen Reservatrechte mit der eigenen königlichen Armeen der Strafbarkeit des Konkubinats und der königlich bayerischen Postschlamperei. Sollte es aber einmal passieren, dass mir durch die postalische Betriebstüchtigkeit ein geschäftlicher Nutzen durch die Finger geht, dann kann sich die Behörde auf eine Schadenersatzklage! gefasst machen, die sich gewaschen hat.

Verworfen. Auch bei diesem Stichwort brauchen sich die Herren am Altheimereck nicht zu ängstigen. Nicht sie sind diesmal gemeint, sondern die Berufung, die ich gegen meine Bestrafung wegen „Eisenbahnbetriebsordnungsübertretung" eingelegt hatte (vgl. „Kam", Heft 3.): Das schriftliche Urteil steht noch aus. Damit sollen meine Leser später erfreut werden. Inzwischen wird Revision zum Obersten Landesgericht eingelegt. Wie der selige Michael Kohlhaas für sein Recht will ich für meine nächtliche Schale Schwarz kämpfen. Quod Deus bene vertat !

Das Tagebuch aus dem Gefängnis musste wegen Raummangels in diesem Heft ausfallen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 1a. Tel. 2355





Jahrgang II. No. 6. September 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Verbrecher und Gesellschaft. — Münchener Theater, Speidel. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Herr Hiller berichtigt. — Parsifal. — Vollmarasmus.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II.
No. 6.

München,
September 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag", München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Verbrecher und Gesellschaft.

Die tiefe Verwahrlosung der Kultur unserer Zeit prägt sich am eindringlichsten in den Mitteln aus, mit denen die staatliche Gesellschaft ihre Einrichtungen nach innen und nach aussen schützt. Der Staat kennt in der Durchführung seiner Absichten keine andere Hilfe als die Gewalt. Zum Schutze beziehungsweise zur Erweiterung seiner geographischen Grenzen organisiert er stündlich schlagbereite, mit allen erdenklichen Mordwaffen ausgerüstete Riesenheere. Diese Heere rekrutieren sich aus Männern des Volkes, die gegen ihren eigenen Vorteil mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen werden. Heer und Flotte wird durch gewaltsam eingetriebene Steuern alimentiert, und Gewalt zwingt die Menschen, sich den Gesetzen des Staates zu fügen, die keine andere Bedeutung haben, als der öffentlichen Gewalt das Ansehen eines geweihten Rechtsgutes zu geben und sie gegenüber der privaten Gewalt zu privilegieren und zu monopolisieren.

Um die Befolgung der Gesetze zu erzwingen, durch die die Beziehungen der einzelnen Menschen untereinander schematisch geregelt werden, reicht alle Gewalt der

Erde natürlich nicht aus. Ein Verstoss gegen die paragraphierte Ordnung der Dinge treibt die staatliche Gewalt immer erst nachträglich auf die Beine. Aber sie bleibt deshalb nicht untätig. Wo sie nicht mehr zwingen oder verhindern kann, straft sie.

Darüber, dass die Strafjustiz nicht den mindesten Schutz gegen unsoziale Handlungen bietet ist sich die moderne Rechtsgelehrsamkeit völlig einig. Das Prinzip der Rache der Gesamtheit gegen den Einzelnen wird von allen Ethikern übereinstimmend verworfen. Die Bestrafung sogenannter Verbrecher hat demnach schon lange nur den Sinn, die Hilflosigkeit des Staates gegen Missachtung seiner Gesetze durch die verspätete Demonstrierung seiner Gewaltmittel zu bemänteln. Dabei ist der Staat so erpicht darauf, zu strafen, dass ihm für die Ermittlung von straffälligen Personen, auch wenn von ihrer Ergreifung niemand mehr Nutzen haben kann, keine Zeit, keine Kosten und keine Anstrengung zu gross ist.

Eine ganze Wissenschaft beschäftigt sich mit der Auffindung unzuverlässiger Zeitgenossen, die gesamte Technik wird, soweit sie nicht schon für militärische Zwecke usurpiert ist, in Polizeidienste gestellt, Hunde werden auf Menschen gehetzt, und lieber setzt man erst ein Dutzend Unbeteiligter ins Untersuchungsgefängnis, als dass man darauf verzichtete, einen Schuldigen auf Kosten der Steuerzahler in Staatsgewahrsam zu nehmen.

Leider erweist sich jedoch jede kriminalistische Statistik als traurige Blamage für den Prozesseifer der Staatsanwälte. Die Verbrechen nehmen nicht ab sondern zu, und da es in diesen Zeitläuften aufs heftigste verpönt ist, hinter den Symptomen einer Erscheinung die Erscheinung selbst zu suchen, als welche sich eine im Kapitalismus begründete sinnlose Gesellschaftsgebarung und dadurch geförderte soziale Nöte und sittliche Lockerungen ergeben müssten, hecken staatsfromme Bürger immer neue und immer radikalere Mittel aus, mit denen man — nicht den

Verbrechen und ihren Ursachen, sondern den Verbrechern zu Leibe gehen solle.

Die „Frankfurter Zeitung" brachte in ihrem ersten Morgenblatt vom 3. August dieses Jahres (Nr. 213) einen Artikel von A. J. Storfer (Zürich), der überschrieben war: „Kastration und Sterilisation von kriminellen Geisteskranken in der Schweiz." In dieser Abhandlung wird unverblümt der Vorschlag gemacht und begründet, man solle verbrecherisch veranlagte Personen durch Vernichtung ihrer sexuellen Potenz für sich und ihre Nachkommen von den Freuden des irdischen Daseins ausschliessen. Gleichzeitig erfahren wir, dass dieses Verfahren in einer ganzen Reihe von amerikanischen Staaten längst eingeführt ist, und dass man es seit einiger Zeit auch schon in mehreren Anstalten der Schweiz angewandt hat. Herr Storfer eifert nun dafür, dass man der Frage auch in Deutschland näher treten möge und ermuntert besonders die Juristen, dem Gegenstand, der bisher nur zur Kompetenz der Aerzte gehörte, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Redaktion der „Frankfurter Zeitung" schliesst sich in einer Schlussbemerkung dieser Anregung freundlich an.

Die grauenvolle Tatsache, dass es bereits Länder gibt, in denen die Gesetzgeber die Scheusslichkeit einer körperlichen Verstümmelung in die Folterkammer ihrer staatlichen Gewaltmittel eingestellt haben, könnte als charakteristischer Rückfall unseres Jahrhunderts in die Zeit der Hexenprozesse hingenommen werden, und die betreffenden Staaten könnte man getrost der Verachtung der ganzen kultivierten Welt überlassen, träte uns die Mitteilung bloss als widerwärtiges Kuriosum entgegen. Wir erfahren aber die ekelhafte Infamie in der Form einer Propaganda zur Nacheiferung. Wir erfahren, dass die Domänen dieser neuen Justizschweinerei demokratische Republiken sind, die sich auf ihre freiheitliche Zivilisation besonders viel zu gute tun, und wir erleben, dass der erste Posaunenstoss für die Einführung der Entsetzlichkeit bei uns nicht

von der abgewirtschafteten Kaste feudalistischer Kraftmeier ausgeht, sondern von einem Blatt, das — manchmal mit Recht — als das kulturell führende unter den Tageszeitungen gut. Es ist deshalb nötig, dem verruchten Plan polemisch entgegenzutreten, ehe das natürliche Begreifen seiner Verruchtheit durch eine liberal-demokratische Suggestion, er sei ein Triumph der Entwicklung, betäubt wird.

Natürlich wird die Humanität auch von den kastrierwütigen Staatsrettern bemüht. Sie wollen nämlich nicht etwa kastrieren und ihre Delinquenten zu äusserlich kenntlichen Eunuchen machen, sondern bloss „sterilisieren", was als „dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle" definiert wird. Diese Operation, heisst es empfehlend, kann innerhalb drei Minuten ausgeführt werden und „der Operierte kann sofort zu seiner Arbeit zurückkehren". Herr Storfer berichtet: „Im Jahre 1907 nahm Indiana, der Heimatstaat von Dr. Sharp (dem Erfinder der Sterilisation) ein Gesetz an, demnach jede staatliche Anstalt für Verbrecher und Schwachsinnige zwei Chirurgen zugeteilt bekommt. Wenn nach dem Urteil der kompetenten Organe die Fortpflanzung irgend eines Insassen nicht wünschenswert und eine Besserung seines Zustandes durchaus unwahrscheinlich ist, wird die Sterilisation vorgenommen." Welchen Eifer die „kompetenten Organe" von Anfang an entwickelten, ergibt sich aus der in befriedigtem Sperrdruck verkündeten Feststellung, dass in den ersten vier Jahren nach Annahme des Gesetzes nahezu 900 Männer, hauptsächlich Verbrecher, sterilisiert wurden.

Die grosse Zahl derer, deren Fortpflanzung „nicht wünschenswert" erscheint, erklärt sich leicht, wenn man die Aufzählung der Einzelfälle beachtet, die in unserem trauten Nachbarlande, der freien Schweiz, praktiziert wurden. Ich will von den Kindesmörderinnen absehen, von denen da die Rede ist. Denn ich gebe den Herren Kastra-

toren zu, dass eine Frau, die keine Kinder kriegen kann, ihre Kinder auch nicht morden wird, wenngleich mein Widerwille gegen den gewaltsamen Eingriff in den Körper dieser Frauen durch fremde Personen nicht geringer ist als gegen die Gewalttat, die sich die Mütter selbst zuschulden kommen liessen. Ich sehe die beiden Verbrechen nur in der Nuance unterschieden. — Da wird aber auch von der „Kastration eines moralisch defekten Dienstmädchens", gesprochen, bei der „nicht nur die Fortpflanzung verhütet, sondern auch der sexuelle Faktor, der für ihre Lügenhaftigkeit und ihre Diebstähle offenbar mitbestimmend war, bis zu einem gewissen Masse ausgeschaltet werden" sollte. Erzählt also ein Mädel seiner Dienstherrschaft, es müsse seine Tante beerdigen helfen, während es in Wahrheit zum Schatz will, so kastriert man es. — Einer geschiedenen Bankbeamtensgattin wurde die „suggestionskräftige Lügenhaftigkeit" wegsterilisiert, und ein fünfzehnjähriges Schulmädchen wurde entweibt, weil es sich schon seit Jahren sexuell betätigte und dabei der verführende Teil war. Die Tatsache früher starker Sinnlichkeit genügt also diesen Weltverbesserern schon zu einem Eingriff in die persönlichsten Rechte von Menschen und zur dauernden Unterbindung sinnlicher Regungen. Ich habe für das Verfahren kein anderes Wort als: viehisch!

Als wissenschaftliche Basis, auf der sich die neue Kriminal-Theorie aufbaut, muss Lombrosos Vererbungslehre herhalten. Die „erschreckende Häufigkeit, mit der sich Defekte vererben", wird als ein naturgesetzliches Axiom behandelt und auf solche vage Theorieen stützt sich dann — wie man sieht, mit Erfolg — die Forderung, die unzählige Menschen von dem einzig Versöhnlichen ausschliessen will, das das Leben ihnen bieten kann. Es wird das Beispiel eines amerikanischen Verbrechers angeführt, von dem man 1200 Nachkommen in 75 Jahren nach weisen konnte. Darunter waren 310 Gewohnheitsbettler,

die zusammen 2300 Jahre in Armenhäusern verpflegt wurden, 50 Prostituierte, 7 Mörder, 60 Gewohnheitsdiebe und 130 andere Verbrecher. „Die Kosten", heisst es weiter, „die die Nachkommenschaft dieses einen Menschen der Oeffentlichkeit verursacht hat, belaufen sich auf Millionen". Aha, die Kosten. Wenn gar kein Argument ziehen sollte, der Hinweis auf den Geldbeutel wird gewiss die Einsicht dafür kräftigen, dass unbequeme Nebenmenschen verschnitten werden müssen.

Nun klingen ja die angeführten Zahlen sehr schrecklich. Ich möchte jedoch dieselbe Statistik zur Unterlage folgender Betrachtung machen: Ein Verbrecher, ein Ausgestossener also und Gemiedener, wird Stammvater von 1200 Personen binnen 75 Jahren. Alle diese 1200 Menschen sind unterernährt aufgewachsen, sind infolge ihrer Herkunft sozial degradiert, sind nie erzogen und nie gebildet worden. Dass von diesen von Hause aus zum Hungern Verurteilten 25,8 Prozent betteln, wird niemand überraschen. Dass von den Frauen (die ich auf 600 annehmen will) 10 Prozent durch die Vermietung ihres Leibes ihren Unterhalt erwerben, scheint mir überraschend wenig. Wenn unter den Personen, die Eigentum nie besessen haben und die sich zeitlebens wie Hunde behandeln lassen mussten, denen alles Menschliche im staatlichen Ordnungsbetriebe gewaltsam aus der Seele gerissen wurde, 5 Prozent die Unterscheidung zwischen Mein und Dein und 0,58 Prozent den Respekt vor dem Leben anderer Leute eingebüsst haben, so kann ich auch dabei nichts Aufregendes finden, als die Tatsache selbst, dass die verfluchten Gesellschaftsverhältnisse der Gegenwart imstande sind, unzählige Menschen im embryonalen und Säuglingszustand schon und dann das ganze Leben hindurch an aller Entwicklung zu verhindern. Was die 130 „andern Verbrecher" für Spezialscheusäler sind, wird in der Statistik nicht verraten. Rechnen wir sie zu den übrigen, so ergibt sich, dass von den Nachkommen des Verbrechers mehr

als die Hälfte trotz der ungünstigsten Bedingungen ihrer Existenz einen Wandel führten, an dem nicht einmal die statistischen Schnüffler, die sich mit dieser Familie ausgiebig beschäftigten, etwas für ihr kriminalistisches Material Verwendbares zu finden wussten. Das Beispiel ist also zur Begründung der Kastration als sozialhygienisches Prohibitivmittel unbrauchbar und liefert nur Material für die ungeheuerlichen Zustände des kapitalistischen Gesellschaftsgefüges.

Man hat schon aus den angeführten-Beispielen gesehen, wie weit der Begriff „Verbrechen" gedehnt werden kann und wie schon die ärztlichen Vorkämpfer der Idee Prostitution, hervorragende Sinnlichkeit, Lügenhaftigkeit und ähnliche Dinge als Eigenschaften beanspruchen, die die Verstümmelung der betreffenden Personen rechtfertigen. Wohin es führen wird, wenn die erstrebte „gesetzliche Grundlage" für die Verschneidung Tatsache wird, ist unberechenbar. Zweifelt irgend ein Mensch, dass man sehr bald dahin gelangen wird, unbequeme Ansichten als vererbbare Eigenschaften imbeziller Naturen zu betrachten und zu behandeln? Sozialisten, Anarchisten, Atheisten, erotische Schriftsteller und Maler, Ehebrecherinnen und Kurtisanen, Majestätsbeleidiger, Trinker und Spieler sind bedroht, ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Kultur der Menschheit dauernde Werte schaffen oder nicht. Von Homosexuellen gar nicht zu reden. Kennt doch schon der Bericht über die in der Schweiz bereits ausgeführten Operationen „die Kastration zweier Männer, deren Leben von einem pathologisch übermächtigen Sexualtrieb in einer sowohl für die Gesellschaft als für sie selbst äusserst ungünstigen Weise beherrscht war."

Heutzutage wird man für Zeit eingesperrt, späterhin wird man für die Dauer des Lebens unglücklich gemacht werden. Wir, die wir das eine wie das andere als menschenunwürdig und dumm obendrein ablehnen, werden fortwährend gefragt: wie soll sich denn nun die Gesell-

schaft gegen unsoziale Elemente schützen? Die Antwort ist seht einfach: indem sie menschliche soziale Einrichtungen schafft. Dass es ungeheures Elend gibt, und dass solches Elend ewig Verbrechen zeugt, sieht jeder, der Augen hat. Deshalb ist die Propaganda für den Sozialismus auch etwas sehr andres, als der erklügelte Sport weltfremder Schiwärmer. Aufklärung ist nötig über die Ursachen der sozialen Verrottung. Fast sämtliche Verbrechen, die begangen wurden, geschehen aus dem Antriebe der Not. Die Strafgesetze, nach denen wir uns richten müssen, schützen zum überwiegenden Teil den Besitzenden gegen die Gelüste des Armen. Freilich gibt es auch Vergehen gegen die Rechte des Nebenmenschen, die von andern Trieben als denen der Selbsterhaltung bestimmt werden. Ich glaube aber, dass in solchen Fällen eine Luft- oder Diät-Veränderung allemal mehr Nutzen stiften wird als eine verbitternde Internierung hinter vergitterten Fenstern. Vor allem sollten sich die Massnahmen, die die Gesellschaft zu ihrem Schutze ergreift, niemals entfernen von den Eingebungen der Menschlichkeit. Verständigung führt weiter als Gewalt. Als ich es seinerzeit unternommen hatte, die sogenannten Verbrecher, den „Auswurf" und die „Hefe", die Lumpen und Vagabunden in ihren Kaschemmen aufzusuchen und von Mensch zu Mensch mit ihnen über ihre Not und deren Ursachen zu sprechen, da fiel alles höhnend und schimpfend über mich und meine Kameraden her. Ich glaube aber immer noch, dass unser Verfahren zu besserem Ziele führen muss als Zuchthaus, Arbeitshaus und Gefängnis, zu besserem Ziele auch als „die dauernde Durchtrennung der die Fortpflanzungszellen von den Geschlechtsdrüsen nach aussen leitenden Kanäle".

Münchener Theater.

Speidel.

Der Tod des Generalintendanten Freiherrn v. Speidel ist die schlimmste Katastrophe, die das Münchener Theater in diesem Augenblick treffen konnte. Einen ehrenvolleren Nekrolog weiss ich dem Verstorbenen nicht zu widmen, als die Feststellung, dass grösser noch als die Trauer um den liebenswürdigen feinen Mann und lauteren Charakter die Sorge ist um die Erhaltung seines Werks. In der Nachricht, die am I. September einer dem andern weitergab: Speidel ist tot — lag die bange Frage: Was wird aus dem Hoftheater? und damit die Gewissheit: wäre Speidel am Laben geblieben, dann hatten wir auf eine weitere Entwicklung der Bühnen zu wertvollen Kunstinstituten sicher hoffen dürfen.

Ueber die Dienste, die Albert v. Speidel den Opernhäusern geleistet hat, steht mir kein Urteil zu. Mir fehlt dazu die musikalische Bildung und Vergleichsmöglichkeit. Aber ich weiss, dass Speidel seinerzeit Mottl zum Direktor der Hofoper machte, und in dieser Handlung liegt schon das Zeugnis, dass ihm auch im grossen Hause und im Prinzregententheater jedes autoritäre Streben fernlag, und dass ein reiner anständiger künstlerischer Wille sein Wirken bestimmte.

Dem Schauspiel des Hoftheaters hat Speidel unschätzbaren Nutzen gestiftet. Er hat — als unmittelbarer Nachfolger Emst v. Possarts — seiner Anstalt modern gebildete Künstler zugeführt und hat ihnen, was ihm, dem höfisch erzogenen Offizier, besonders hoch angerechnet werden muss, moderne künstlerische Aufgaben gestellt. Er hat die traditionelle Hoftheaterei, die er vorfand, durch eine zeitgemässe Regie zu reformieren getrachtet und dazu erst Albert Heine, dann Albert Steinrück nach München gezogen. Seine Absicht, Hermann Bahr die Leitung des Schauspiels zu übertragen, scheiterte an dem Geschrei der Moralhüter, die ihr Spiel dadurch gewannen, dass Bahr die Selbstverständlichkeit, das er als freier Mensch Anarchist ist, einmal ausgesprochen haben soll. Freiherr v. Speidel wusste, in welcher Zeit er lebt und führte daher zum Entsetzen gewisser Frömmlinge zeitgenössische Autoren auf: Bahr, Schnitzler, Halbe, Ruederer, Wedekind, Thoma.

Gewiss ist das Hoftheater heute noch keine zweifelfreie Musteranstalt. Zumal bei den Aufführungen klassischer Stücke möchte man angesichts der konservativeren Darsteller, bei denen die Possartistik immer noch sehr im Schwunge ist, oft stöhnend davonlaufen. Es ist aber zu berücksichtigen, dass Speidel mitten in der besten Arbeit abtreten musste. Die Tendenz seiner Tätigkeit arbeitete unzweideutig auf die Modernisierung des Theaters hin. Allmählich

nur und langsam konnte er die überlebten Kräfte durch neuen und lebendigen Ersatz zurückdrängen, und da hat er in den sieben Jahren seiner Wirksamkeit Eminentes geleistet.

Den rückwärts strebenden Geistern im Lande war Speidel natürlich ein Stein des Anstosses, und wie gern man den 'Stein (aus dem Wege geräumt hätte, das zeigte vor einem halben Jahre die widerwärtige, feige und gemeine Hetze, die pfaffenhörige Banausen gegen ihn inszenierten. Nun ist diesem Gelichter der Tod zu Hilfe gekommen. Nun heisst es acht geben, dass der Kunst kein Schaden geschehe.

Die kulturellen Kreise Münchens wollen, dass im Sinne Speidels weiter gewirkt werde, und dass ein Mann an seine Stelle trete, der sich von keinen politischen, sondern ausschliesslich von künstlerischen Intentionen leiten lässt. — Wir wollen keine Wiederholung der Possartschen Zeit. Wir wollen auf der Bühne Stücke sehen, die Zusammenhang mit dem Leben haben, und wir wollen auf der Bühne Schauspieler sehen, die Menschen sind. Wir haben die Polterer Bart, die im Theater Possarts System müllern und possartikulierte Laute von sich geben Uns gelüstet es nach Kunst.

Was alle übrigen Münchener Bühnen treiben, ist trostlos. Dem Schauspielhause mangelts an Regie, dem Lustspielhause an Repertoire (denn es ist alle Versprechen schuldig geblieben und spielt in endlosen Serien minderwertige Reissex). Was das Künstlertheater mit eherner Standhaftigkeit immer noch seinen anspruchvollen Namen zu führen den Mut gibt, ist schon lange unerfindlich. Aller Trost und alle Hoffnung kam bisher vom Hoftheater. Der Mann, dem wir Trost und Hoffnung dankten, ist tot. Videant consules.. . [1])

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Schon mit dem Frühkaffee wurde mir ein eröffnetes Telegramm gebracht, die erste Teilnahmsäusserung, die — abgesehen von den durch Caros Besuche übermittelten — zu mir drang. Es war am I. November in Aeschispiez aufgegeben (jetzt war schon der dritte) und lautete: „Sei ruhig, lieber Freund, ich schreibe noch heute. Johannes." Ich hatte gleich nach meiner Einlieferung hier lan

[1]) Zu spät, um hier noch eine ausführliche Betrachtung zu gestatten, fand im Hoftheater die erste Festvorstellung des Vereins „Volksfestspiele" statt. Es gab „Der standhafte Prinz", eine Schändung Calderons durch Georg Fuchs. Ich behalte mir vor, auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, wenn die frische Empörung einigermassen verraucht sein wird.

Johannes Nohl ebenso wie an Henry Telegramme abgehen lassen, die von meiner Verhaftung Nachricht gaben. Jetzt merke ich, dass bei aller Ausführlichkeit, mit der ich mich jede Einzelheit zu registrieren bemühe, doch noch manches vergessen ist. Das Telegramm, war also die Antwort auf meines und ich war — ich weiss eigentlich garnicht, warum? — so gerührt über die Worte, dass es mir heiss hinter den Augen aufstieg. Dabei fällt mir auf, dass mir in der ganzen Zeit, seit ich festgenommen wurde, weder vor noch nach dem Moment, wo ich das Telegramm las, je ein Drang zum Weinen gekommen ist, nicht einmal in den langen, schlaflosen Nächten, in denen ich wahrlich genug von traurigen Vorstellungen geschüttelt wurde. Und zur rechten Stunde Weinen hat noch jedem gutgetan.

Den Vormittag brachte ich mit der Lektüre Paul Scarrons hin. Als ich meine Mittagsmahlzeit bekam, richtete mir der Aufseher einen Gruss von Caro aus, der nur auf einen Sprung dagewesen war und gleich weiter musste. Ich war ziemlich betrübt, ihn an diesem Tage nicht zu sehen, da er mir bisher täglich als einziger Schimmer aus dem fernen Caféhause in meine Einsamkeit geschienen hatte. Ich ass das etwas fett geratene Kotelett, das mir Herr Fahrland geschickt hatte, etwas missmutig herunter und sog bei Beendigung des Mahles noch den Rest Bier aus der Flasche, als mir der Aufseher mitteilte, dass ich sofort zum Untersuchungsrichter kommen solle.

Ich lief mit der grössten Geschwindigkeit die Treppen hinunter. Denn ich dachte mir, das kann nur heissen: Frei! — oder: Nach München! — An der untersten Treppe nahm mich der lange Glatzkopf in Empfang, der mir schon am Tage meiner Einlieferung so wenig angenehm begegnet war. „Kommen Sie mal mit!" kommandierte er und blieb, während ich durch den Garten zum Gericht hinübermusste, immer so dicht vor, hinter oder neben mir wie ein Schlächter, der ein widerwilliges Schwein zu transportieren hat. „Da rauf!" hies es an einer Treppe, und ich folgte dem Grobian zu derselben kahlen kleinen Kalkzelle, aus der ich ihm schon einmal hinuntergefolgt war.

Drei Leute in Sträflingskitteln waren schon dort, die mich neugierig musterten. Als ich hinzukam, war die Bude so voll, dass wir uns an die Wände quetschen mussten, um uns nicht gegenseitig zu drücken. Mir zunächst stand ein kleiner untersetzter Kerl mit dickem, blondem Schnurrbart, borstig hochstehendem Haar und suffunterlaufenen Augen. Er war der einzig lebhafte von den dreien, der mir nach wenigen einleitenden Höflichkeiten mitteilte, dass er wegen Vagabondage achtzehn Monate abgerissen hätte und jetzt wegen einer Bettelei seiner Aburteilung harre. — Auf dem einzigen

Stuhl des Gemaches sass traurig ein schwarzbärtiger Mann von vielleicht 33 Jahren, den vornübergeneigten Kopf in die Hände gestützt. Auf die Lebhaftigkeit des Kleinen reagierte er nur mit gleich, gültigen Zustimmungen. Das Fenster verdeckte vollständig der Körper eines riesigen Menschen, der mit dem Rücken zu uns stand. Er sah in den Garten hinaus und schien sich für nichts in der Welt zu interessieren. In seinem Aussehen und seinem Phlegma erinnerte er mich stark an den Asconeser Grotto-Wirt. Nach einiger Zeit wurde der traurige Schwarze hinausgerufen, und statt seiner trat ein grosser blonder jüngerer Arbeiter ein, der lachend verkündete: „Sechs Wochen mit Ueberweisung." — „Hast du 't anjenommen?" — „Die sechs Wochen, ja. Aber die Ueberweisung nich." — „Mensch, warum nich? In Moabit is' doch besser als hier." — „Ja, ich wollt' ja och annehmen. Aber ik weess selbst nich. Er fragt: Nehmen Sie's an? — Die sechs Wochen, ja, sag ik. Aber von wejen die Ueberweisung —. Ik wollte ihm man blos fragen, aber da sagt er schont: Der Beschuldigte nimmt die Strafe an, protestiert aber jejen die Ueberweisung. Mensch, wenn de mit dem redst, det is jrade, als wenn de jejen de Wand sprichst. Ik sag zu dem Mann: Wejen det eenmal betteln, sag ik — nehmen Se doch Rücksicht! — Wat? sagt er. Sie sind wejen Diebstahl vorbestraft und wejen Widerstand, un denn verlangen Se noch Rücksicht? sagt er. Wat wollen Sie denn machen, wenn Se wieder raus sind? sagt er. — Denn jeh 'k stehlen, sag ik. Da ha 'k wenigstens wat von, sag ik. Denn ik war nu schon jiftig. — Weesste, wat det Luder macht? Er lässt det befürworten. Er sagt zu dem jungen Mann, der da sitzen dut: Schreiben Sie det uf, sagt er. Der Anjeschuldigte erklärt, dat er nach Verbüssung der Strafe stehlen jehen will. Na, wat sagste nanu? frag ik dir." — Der kleine Blonde kircherte aber bloss und meinte: „Wat er Justav'n woll ufbrummt?" — Der kam schon wieder und der Kleine musste selbst hinaus. Jetzt fragte der Lange: „Na?" — Der Schwarze knurrte, während er sich wieder auf den Stuhl niederliess: „Sechs Wochen mit Ueberweisung." — „Haste 't anjenommen?" — „Ja." — „Na ja, helfen du 't ja doch nich, wenn ma 't nich annimmt." Und dann erzählt er umständlich noch einmal, wie er aus Versehen zu einem Protest gegen die Ueberweisung gekommen war, wie er gereizt wurde, wie er erklärte, er wolle nachher stehlen gehen, und wie der Richter das „befürworten" liess. „Ne, schloss er, an Charlottenburg will ik jedenken." — Dann kam auch der Kleine wieder: „Sechs Wochen mit —I" schrie er schon an der Tür. Der Grosse pellte sich nun auf Anruf vom Fenster los und verliess das Gemach mit den Worten: „Denn kann ik mir ja och unjefähr ausrechnen, wat ik krieg." — „Sechs Wochen mit kriegste", schrie ihm das muntere Männchen

nach. „Ik hab 't jleich angenommen", erzählte er dann. „Aber ik lass mir nach Prenzlau überweisen. Mensch, Justav, da musste mitkommen. Meld dir jleich heite, dat de willst nach Prenzlau." Der Schwarze rührte sich nicht. Der Kleine wurde immer närrischer. „Hörste, Justav. Det is det beste, sag ik dir. Komm mit nach Prenzlau." — „Lass mir doch zufrieden." — „Aber Justav, sei doch keen Dussel ! In Prenzlau is' am allerscheensten." — „Ja, for dir, weil de da zuständig bist." — „Macht nischt, Justav,- ik sag dir, komm och nach Prenzlau." — „Lass ihm doch," fiel endlich der Lange ein. „Er muss et doch selbst am besten wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Herr Hiller berichtigt. In der klugen Erkenntnis, dass nur die strenge Berufung auf einen Gesetzesparagraphen einen Dialog zwischen aufs Geistige gerichteten Menschen ermöglicht, sendet mir der Heraus geber des „Kondors" folgenden Brief:

An den verantwortlichen Redakteur der Zeitschrift für Menschlichkeit „Kain".

Sehr geehrter Herr!

Aufgrund des § 11 des „Gesetzes über die Presse" vom 7. Mai 1874 ersuchte ich Sie, in der nächsten Nummer des „Kain" folgende Berichtigung zu veröffentlichen:

Auf den Seiten 76—77 des „Kain" behauptet der Herausgeber, innerhalb einer Abhandlung über das Gedichtbuch „Der Kondor": „Herr Hiller. . erwürgt. . die Kunst. Stefan Georges, die nun.. von den Kondoristen endgültig überholt und an die Wand gequetscht ist...... „Was alle diese treiben, ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst", erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George ... ". Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr, dass ich, in Uebereinstimmung mit allen Mitarbeitern meines Gedichtbuchs die Kunst Stefan Georges aufs äusserste verehre und dieser Verehrung, in der Vorrede zum „Kondor", unzweideutigen Ausdruck verliehen habe, mit dem Satz: „Keineswegs die Meister — die wir ehrfürchtig lieben (auch wo sie uns befremden) —, sondern ihre traurigen Nachäffer sind es, deren sakrales Gouvernantentum und steife, stiefe Pose wir nicht mehr ertragen können."

Berlin, 15. August 1912.

Kurt Hiller.

„Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr..." Ha! Das heisse ich mir doch eine kernige deutsche Sprache. Ich erkenne den Hiller nicht wieder, der im „Kondor" (einleitend) eine Prosa

exekutiert, deren „unzweideutiger Ausdruck" mich zu einem so peinlichen Missverstehen veranlassen konnte. Zur Klärung der Sachlage) (ich schliesse mich hier der Juristenterminologie an, die Herr Hiller für Erklärungen im „Kain" bevorzugt) möchte ich dem Herrn einige Fragen vorlegen: Wessen Lyrik entnahmen Sie die Worte „Wasen", „getarnt" und „Gewäfer", die Sie — wenn mich der Eindruck Ihrer Polemik nicht zum zweiten Male täuschen sollte — zur Begründung Ihrer Abneigung gegen die „Hochnäsigkeit als konstitutives Prinzip von Dichtungen" anführen? Ferner: Wen meinen Sie ausser George, wenn Sie in diesem Zusammenhange „die Meister" von Ihrer Befehdung ausnehmen? Und: Haben Sie, da Sie „das mürrische Pathos dieser feierlichen Magister aus des grossen George Seminar" ablehnen, den „grossen George" wirklich nicht in ironischen Anführungszeichen gedacht?

Vielleicht empfiehlt es sich, Herr Hiller, wenn Sie sich künftighin bestrebten, auch dann, wenn Sie nicht schmerzhaft gekitzelt sind, sondern sich „nur aus Eitelkeit" literarisch produzieren, eine Deutlichkeit des Ausdrucks zu erzielen, wie er Ihnein in dem Briefe an mich so vortrefflich gelingt. Ihre Kritiker werden dann davor behütet sein, sich öffentlich von Ihnen sagen lassen zu müssen: „Diese Behauptungen sind unwahr. Wahr ist vielmehr..."

Parsifal. Hermann Bahr ist ein Fanatiker, das macht ihn so ungemein sympathisch. Seine Rede ist ja, jal oder nein, nein! Was darüber ist, dünkt ihn von Uebel. Was er bekennt, bekennt er begeistert, kämpferisch, aggressiv. Seine Ueberzeugung ist immer ehrlich und stark, und deshalb kommt er uns verrant vor, wenn er einmal ja, jal sagt, wo wir nein, neinl rufen.

Hermann Bahrs Fanfaren für das vom Hause Wahnfried betriebene Parsifal-Schutzgesetz finden wenig Echo, und es hiesse Pfaffen nach Bayern tragen, wollte man alle Gründe gegen ein Ausnahmegesetz noch einmal aufzählen. Warum soll denn eigentlich das Manifest des fromm gewordenen Wagner dem finanzkräftigen Sommerpublikum reserviert bleiben? Weil es dermassen weihevoll ist, dass ihm die Ausdünstung der misera plebs am Kunstwert Abbruch tun könnte? Merkwürdig: ich habe mir immer eingebildet, Ehrgeiz jedes Künstlers müsse es sein, in die Massen zu wirken. Eine erlesene Aufführung ist gewiss sehr schön, aber ein erlesenes Publikum bringt man Jucht durch exorbitante Eintrittspreise zusammen Will man das haben, so versende man persönliche Einladungen an kultivierte Menschen und lege für Minderbemittelte Fahrkarten nach Bayreuth bei.

Glaubt man, dass die Bayreuther Parsifal-Aufführung ewig unerreichbar sein wird, gut, so veranstalte man sie auch fernerhin jedes Jahr. Wer sichs leisten kann, wird dann auch künftig lieber die Reise unternehmen, als sich die Bemühungen eines heimischen Stadttheaters genügen zu lassen.

Aber schliesslich sollten die Bayreuther nicht gar so geringschätzig über die Provinztheater die Nasen rümpfen. Ohne die

riesigen Tantiemen, die von den Provinzbühnen aus jahraus jahrein für bessere oder schlechtere Wagneraufführungen nach Bayreuth geflossen sind, wären dort die katholischen Sonntagsfeiern für das atheistische Synagogenpublikum vermutlich garnicht möglich geworden. Und was liegt denn daran, wenn der „Parsifal" wirklich mal in irgendeinem Wandertheater schmierenmässig in den Grund gespielt wird? Man sagt, dass auch die Werke eines gewissen Shakespeare wert wären, nur von erlesenen Künstlern gespielt zu werden. Ihnen so wenig wie Goethes „Faust" hat es bisher an ihrem wahren Wert geschadet, dass sich in billigen Sommertheatern unfähige Regisseure und talentlose Debutanten mit ihnen abquälen.

Nun ersteht der Familie Wagner plötzlich ein neuer Halfer in der Person des Dr. Richard Strauss. Der Brief, den der berühmte Musiker an Herrn Karpath geschrieben hat, ist in mancher Beziehung sehr bemerkenswert. Ich sehe von der bodenlosen Geschmacklosigkeit des Tones ab, in dem das Dokument verfasst ist. Ueberraschend aber ist die geradezu kindliche Unbehilflichkeit, in der hier ein Mann, der geistige Werte schafft, dem gesamten sozialen Geschehen gegenübersteht. Strauss will den „Willen des Genies" als oberstes Gesetz über alle öffentliche Massnahmen aufstellen. Et beschimpft die Juristen und Politiker, weil ihnen das Verständnis für die „unbeschränkten Rechte des geistigen Eigentümers" fehlt. Es muss aber gesagt werden, dass ein Künstler, der sein Werk überhaupt veröffentlicht, damit die Allgemeinheit schon zum Miteigentümer macht. Wenn es nach Strauss ginge, dann müsste jeder Architekt, der an eine Strasse eine künstlerische Hausfassade baut, das des Weges kommende Publikum auf seine Würdigkeit kontrollieren dürfen, an seinem Gebäude verüberzugehen, oder aber einen teuern Strassenzoll von den Passanten erheben können. — Strauss entsetzt sich bei dem Gedanken, dass eines Tages der Fall eintreten kann, dass jeder Spiessbürger „statt fortwährend in dan Kientopp und in Operetten zu gehen, auch für die fünfzig Pfennig den Parsifal hören" werde. Und wenn schon! Fünfzig Pfennig bedeuten für sehr viele Menschen beträchtlich mehr Geld als die hunderte Mark, die die Reise nach Bayreuth kostet, denen, die 6ie jährlich unternehmen. Es ist traurig genug, dass die Erhebung durch die Kunst überhaupt vom Geldbesitz abhängig ist.

Die Exkursionen des Dr. Strauss ins Politische sind reichlich komisch. Er beschimpft „das blöde allgemeine Wahlrecht" und wünscht statt dessen eines, bei dem etwa „die Stimme eins einzigen Richard Wagner hunterttausend und ungefähr zehntausend Hausknechte zusammen eine Stimme bedeuten." Aber Herr Doktor ! — Der schäumende Revolutionär entblösst sich hier in all seiner Weltfremdheit. Er, der glaubt, mit seiner ungeheuerlichen Forderung die Staatsordnung aus den Fugen zu reissen, klammert sich wie jeder ausgediente Demokrat an „das blöde allgemeine Wahlrecht". Nur das gleiche Wahlrecht will er abschaffen. Ach, lieber Herr, ein Wahlrecht ist so blöd wie das andere. Ob die Hausknechte das Genie vergewaltigen oder ob das Genie das ganze Volk zu seinem Hausknecht machen möchte, macht wenig Unterschied. Traurig und jammervoll ist nur, dass zwischen Volk und Genie gar kein Zusammenhang besteht. Ist Wagners Genie so volksfremd, dass Bein Werk nur unter Ausschluss der Oeffentlichkeit gedeihen kann, so soll man das Volk nicht schmähen, das ihm keine Extrawurst brät. Aufgabe der Künstler ist es, am Erleben des Volkes teilzunehmen,

wie es der Revolutionär von 1848 Richard Wagner tat. Dann werden ihre Werke den Sinn aller Kunst erfüllet, verbindenden Geist zwischen den Menschen zu schaffen, und wir werden eine Kultur haben, von deren Fehlen das Schreiben des Doktor Strauss ein betrübender Beweis ist.

Vollmarasmus. Der Ritter Georg von Vollmar, eine stolze Stütze der sozialdemokratischen Partei, ein Mann, über dessen tiefre Wesensart sich jedermann im Kapitel „Georg" der Streitschrift seines Genossen Mehring „Meine Rechtfertigung" ausgiebig informieren kann, sprach am 21. August im Bayerischen Landtag nicht ohne Emphase diese Sätze: „Im Wahlkampf ist von Zentrumsagitatoren die Behauptung aufgestellt worden, wenn ein Krieg ausbräche, würden die Sozialdemokraten durch einen Massenstreik die Mobilmachung stören, die Reservisten hindern, der Fahne Folge zu leisten und würden Verrat am Vaterlande begehen. Es ist zwar bereits im Reichstage vom sozialdemokratischen Redner diese Lüge zurückgewiesen worden, ich will es aber ebenfalls tun. Gewiss werden wir Sozialdemokraten alles daran setzen, damit der Friede erhalten bleibt... Wenn es aber ohne Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, dann wird alles vor der Not des Vaterlandes zurücktreten, und es ist selbstverständlich, dass dann auch die Sozialdemokraten dem Lande ihre Dienste leisten werden, und sie werden nicht die schlechtesten Verteidigter des Vaterlandes sein." — In der gleichen Sitzung des Landtags hat nach dem Bericht der „M. N. N." Ritter Georg die Behauptung eines Zentrumsredners, die Sozialdemokraten seien Republikaner, mit dem Zwischenruf beantwortet: „Das ist eine Unverschämtheit!" — Es bleibe dahingestellt, ob dieser Bericht zutreffend ist oder der der „Münchener Post", nach dem auf den Vorwurf des Republikanismus nur zwischengerufen wurde: „Wo sind die Beweise?" — Die Beweise für ihre antimonarchische Gesinnung ist die Sozialdemokratie allerdings bisher durchaus schuldig geblieben, und so scheint auch das Empfinden begreiflich, aus dem die Unterstellung, die Herren seien, wie es das Erfurter Programm von ihnen verlangt, Republikaner, den Ruf „Unverschämtheit" geweckt haben könnte.

Was seine Partei tun wird, wenn es mit Schuld des Reiches nicht gelingt, den Frieden zu erhalten, hat Herr von Vollmar nicht verraten. Da er den Verdacht, sie könnte den Massenstreik organisieren, prinzipiell als Lüge stigmatisiert hat, muss angenommen werden, dass sie auch dann „alles daran setzen" wird. — Wir Antipolitiker haben der Sozialdemokratie oft den Vorwurf gemacht, sie sitze zwischen zwei Stühlen. Dieser Vorwurf ist nicht aufrecht zu erhalten. Die rechte Hinterbacke hat längst eine Ecke des liberalen Nachtstuhles erklommen, während die linke, die mit vereinzelten Flecken der Schamröte in der Luft hängt, langsam abfault.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u.1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel. 2355

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Mottl und die „Münchener Post". — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Vari6t6. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic." — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater".

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bonnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

KAIN, Heft, 4. Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polizeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin. —

KAIN, Heft 5. Inhalt: Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. — Ettor und Giovannitti. — Der Veteran Drux. — Die Münchner Post. — Verworfen.

Jahrgang II. No. 7. Oktober 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Chemnitz. — Münchener Theater. — Tagebuch ans dem Gefängnis. — Gedichte. — Bemerkungen. — Die Teuerung. — Die tapferen Eisenbahner. — Hervé, der Renegat. — Vom Hofe.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II. No. 7. München, Oktober 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt iür das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Chemnitz.

Die Genossen unterscheiden bei ihren Parteitagungen zwischen den Stunden, in denen sie sich der Beschäftigung mit ihrer schmutzigen Wäsche hingeben, und denen, wo „positive Arbeit" verrichtet wird. Chemnitz zeichnete sich durch das imponierende Ueberwiegen der „positiven Arbeit" aus. Diese Arbeit besteht in der Vorlegung eines höchst respektabeln Kassenrapports, in etlichen populären Vorträgen über allgemein interessierende Angelegenheiten, in der Annahme von Parteivorstands-Anträgen und der Ablehnung von Vorschlägen einzelner Delegierter, in der Zustimmung zu phrasentönenden Resolutionen und endlich im dreifachen Hoch auf die internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie und dem Absingen der Wahlrechts-Marseillaise („das freie Wahlrecht ist das Zei-heichen"), in die die Delegierten begeistert einstimmen. Jn seiner positiven Arbeit sieht also ein sozialdemokratischer Parteitag einer freisinnigen Bezirksvereins-Versammlung verzweifelt ähnlich.

Mitunter kommt ein lebhafterer Zug in die Langweiligkeit solcher Oesinnungsparade, wenn nämlich bei der Springprozession der Partei in den Revisionismus hinein

(zwei Schritte vorwärts, einer zurück) der zweite Schritt vorwärts aufs Pflaster klappt. Im vorigen Jahr geschah das in Bebels Jenenser Bekenntnis zur imperialistischen Reichspolitik (vgl. „Kain" I, 7). Den Schritt rückwärts dirigierte in Chemnitz mit Geschick und Geschmack Herr Haase, der neue Parteioberhirt, in seinem Referat über den Imperialismus. In diesem Jahre hopste man seine zwei Schritte vorwärts mit der Billigung der bei den Wahlen kreierten „Dämpfung" zugunsten der liberalen Bundesgenossen. Der Rückbopser in den Radikalismus geschah mit der Relegation des Genossen Gerhard Hildebrand aus der Partei.

Ihre schmutzige Unterwäsche behielten die Genossen diesmal mit viel Zurückhaltung am Leibe. Ausser Herrn Radek, dem Protege der „Bremer Bürgerzeitung", brauchte sich in Chemnitz niemand von seinen Gesinnungsfreunden einen Hundsfott schimpfen zu lassen, und gerade bei der Göppinger Affaire zogen Revisionisten und Radikale so einmütig am gleichen Strang, als ob von ihrer inbrünstigen Gefährtenliebe niemals ein Dresdener Jungbrunnen etwas weggespült hätte. Hildebrand aber wurde mit den zärtlichsten Achtungsbeteuerungen aus der Partei geekelt. Er wird es erst merken, was er für ein Schurke ist, wenn die Presse seiner bisherigen Genossen mit ihm per „ein Herr Hildebrand" wird diskutieren dürfen.

Der Hass zwischen Revisionisten und Radikalen, dessen hemmungsloses Toben die Debatten der sozialdemokratischen Parteitage seit Dresden so anmutig belebte, schien in Chemnitz bis zu der Gerichtsverhandlung gegen Hildebrand im lauteren Bestreben um harmonische Geschlossenheit erloschen zu sein. Besonders tiefblickende Kritiker wollten bemerkt haben, dass die Revionisten angesichts ihrer bei Auszählungen immer wieder zutage tretenden numerischen Schwäche bis zu gelegenerer Zeit vor den Radikalen kapituliert hätten, ich glaube, sie irren. Mir scheint die Chemnitzer Tagung gerade dadurch bemerkenswert, dass hier zum erstenmale die prinzipiellen Debatten über die Parteidogmen als überflüssig erkannt wurden, und die

Spaltung der Partei in zwei grundsätzlich gegnerische politische Gruppen als fait accompli in die Erscheinung trat Die feindlichen Brüder finden sich von jetzt ab miteinander friedlich ab, da sie eingesehen haben, dass das bisher geübte Verfahren der gegenseitigen gröblichen Beschimpfung nicht zu dem erwünschten Ziel der Bekehrung und Verständigung führen kann.

Eine vergleichende Beobachtung der Machtstärke der beiden Unterparteien führt zu sehr lehrreichen Schlüssen. Der sogenannte radikale Flügel besteht auf der demonstrativen Betonung der von Marx und Engels als Leitsätze proletarischer Politik aufgestellten Thesen. Er hält ein revolutionäres Vokabularium für unentbehrlich, um den Glauben an die oppositionelle Mission der Sozialdemokratie nicht untergehen zu lassen. Der radikale Sozialdemokrat glaubt an ein sozialistisches Endziel, und wenn er auch in seinem taktischen Verhalten alles tut, um dieses Ziel nie in greifbare Nähe gelangen zu lassen, so wahrt ihm sein frommer Glaube doch vor sich selbst und vor der begeisterungsgewillten Menge die Würde des Idealisten. Dass seine Anhängerschaft der Zahl nach immer noch die weitaus überlegene ist, erklärt sich daraus von selbst.

Die Revisionisten stellen sich bewusst ausserhalb jeder dogmatischen Umsturzbestrebung. Sie wünschen, eine politische Gegenwartspartei zusein, mit der einzigen Unter-, Scheidung von anderen Parteien, dass es ihnen ausschliesslich um die soziale Hebung des Arbeiterstandes innerhalb des kapitalistischen Staates zu tun ist. Sie teilen mit den Radikalen den Wunsch nach Erlangung der politischen Macht. Sie wollen mit dieser Macht aber nicht die Umwälzung der gesellschaftlichen Einrichtungen erkämpfen, sondern lediglich die Möglichkeit, auf die bestehenden und im Wesen für gut befundenen Verhältnisse im demokratischen Sinne einzuwirken. — Es ist klar, dass dieser Parteiflügel aus dem Proletariat den geringeren Zulauf hat, bei den staatserhaltenden Elementen der Gesellschaft aber die grössere Sympathie.

Aus der Vergleichung der beiden Tendenzen in der deutschen Sozialdemokratie ergibt sich notwendig die von den Entwicklungstatsachen seit Jahren bestätigte Folge, dass auf den Parteitagen die Anträge der Radikalen stets die grössere Aussicht auf Annahme haben, dass aber die reale Macht des Revisionismus trotzdem und unbeschadet der numerischen Stärkeverteilung innerhalb der Parteigenossenschaft ständig wächst. Somit können beide Gruppen fortan in Eintracht nebeneinander wohnen. Denn beide erreichen, was sie ihrem Charakter gemäss anstreben müssen: Die linke Seite den schönen Applomb der Annahme ihrer Anträge, die rechte die schwindende Wirksamkeit der auf überholte Axiome gestützten Massnahmen.

Hildebrand ist ausgeschlossen worden — gewiss. Aber Ludwig Frank konnte unmittelbar nach dem Parteitag in einer Mannheimer Versammlung den Grundsatz proklamieren, es komme nicht auf die theoretischen Lehren an, die ein Genosse verbreitet, sondern auf den praktischen Nutzen, den der Einzelne der Partei bringe. Dass diese Ansicht in einer Partei Geltung gewinnen kann, deren Programm auf bis zur Intoleranz straffen (wenn auch logisch nicht haltbaren) Theorien fusst, kennzeichnet das Mass der Entfernung zwischen rechtem und linkem Flügel.

Vor die Wahl gestellt, welcher der beiden Richtungen der zukunftsgläubige Mensch seine Sympathieen zuwenden soll, tut einem das Herz weh. Manche meinen, die Revisionisten seien wenigstens so ehrlich, ihre Advokatenpolitik nicht mehr mit revolutionären Redensarten zu verbrämen. Die so urteilen, mögen einmal einen revisionistischen Parteibonzen in einer Arbeiterversammlung spektakeln hören. Das Register der brandroten Phrasen beherrscht der so virtuos wie der röteste Radikale: nur merkt man, dass er auch anders kann, dass er mit Vorsicht hetzt, dass er bremst, sobald er fürchtet, seine Worte könnten über die Stimmung des Augenblickes hinaus erhitzen. Wer daran zweifelt, dass die Herren Revisionisten bewusst täuschen, wenn sie ins radikale Horn stossen, der

sei an Vollmars freches Wort erinnert, der bei der Erwähnung der gewaltigen Tat der Pariser Commune meinte, man solle die Erinnerung daran fürs Schaufenster reservieren. —

Die Radikalen sind menschlich noch immerhin erträglich. Was von ihnen abstösst, ist aber die dumme Anmassung, mit der sie die Marxischen Verschrobenheiten als den allein „wissenschaftlichen Sozialismus" reklamieren. Alles andere ist „Utopie". Als ob es je ein Zukunftsideal geben könnte, das nicht Utopie wäre, und als ob je eine Idee verwirklicht wäre, die nicht einmal Utopie war! Aber die auf eine vergewaltigte Logik gegründete, von einer spekulativen Philosophie abhängige, rechnerisch verkehrte, von allen Erfahrungen desavouierte Oekonomie Marxens ist unantastbare Wissenschaft. Bei dieser kritiklosen Arroganz ist es nicht verwunderlich, dass das praktische Tun der Herren zu ihrem theoretischen Bekenntnis in immer lächerlicheren Gegensatz gerät, und dass sie trotz ihrer zahlenmässigen Ueberlegenheit den revisionistischen Tendenzen in der Partei immer grösseren Einfluss einräumen müssen, was wiederum den sozialdemokratischen Wahn von der Unbezwinglichkeit der grösseren Ziffer sehr hübsch illustriert.

Als auf dem internationalen Kongress in Amsterdam im Jahre 1905 Jaurés den drei Millionen deutschen Sozialdemokraten ihre gänzliche Einflusslosigkeit vorhielt, erwiderte ihm Bebel: Lasst uns nur erst acht oder zehn Millionen Stimmen haben, denn werden wir schon zeigen, was wir können. In Chemnitz sprach Haase denselben Gedanken aus und gab zu, dass die vier Millionen Wähler von 1912 noch gar keine positive Macht bedeuten. Beide Herren scheinen nicht bedacht zu haben, dass die Stimmenzahl, die sie für nötig halten, um damit erfolgreich auftrotzen zu können, garnicht anders erreicht werden kann, als durch Heranziehung des Bürgertums zur sozialdemokratischen Unterstützung, und zwar in noch viel weiterem Umfange als sie bisher schon geübt wird. Wir haben

alle gesehen, wieviel Konzessionen die Partei den mit dem Kapitalismus völlig einverstandenen Kleinbürger bei jeder Wahl macht, um seinen Zettel zu kriegen. Sollen jene Reserven bis zur Komplettierung der verdoppelten und verdreifachten Zahl sozialdemokratischer Wähler mobil gemacht werden, so bleibt garnichts anderes übrig als völliger Verzicht auf jede Demonstrationspolitik und völliges Aufgehen in positiver demokratischer Staatspolitik. Die Eroberung der politischen Macht geht somit Hand in Hand mit dem Aufgeben der revolutionären Ziele und hat, wenn sie perfekt ist, garnicht mehr die Möglichkeit, für den Sozialismus gebraucht zu werden.

Aber auch die radikalen Vertreter des Marxismus können von diesem Wege der Konzessionen und Inkonsequenzen nicht mehr zurück. Wollten sie es, so müssten sie ihre ganze parlamentarische Taktik im Stich lassen und Sozialisten werden. Das aber widerspräche dem Wesen der politischen Partei. Dass die Herren einen Mann wie Hildebrand, der die militärische Eroberung exterritorialer Kolonien empfiehlt, aus der Partei ausschliessen, müsste dem denkenden Sozialisten selbstverständlich erscheinen. Trotzdem möchte ich diese Elimination nicht als eine Konsequenz der Genossen bezeichnen, sondern eher als eine Inkonsequenz in ihren Inkonsequenzen. — Viel interessanter als der Ausschluss war jedenfalls das Bemühen der Revionisten, Hildebrand für die Partei zu retten. Dieser Grad von Toleranz (nach rechts hinüber) zeigt die Tendenz, in der sich die revolutionäre Partei Deutschlands bewegt. Und die Radikalen müssen mit, sie mögen wollen oder nicht

Eine nach aussen sichtbare Spaltung der Partei wird in absehbarer Zeit kaum erfolgen. Die beiden Innenparteien werden noch sehr lange miteinander weiterwursteln. Die Partei wird dabei von rechts her immer mehr Wähler ansetzen, während nach links hin die enttäuschten Arbeiter nach und nach den Weg ins Freie finden werden. Eingeweihte wissen längst, mit welcher Sorge die sozialdemo-

tratischen Seelsorger schon heute das langsame aber stetige Anwachsen der anarchistischen Bewegungen beobachten.

Münchener Theater.

Vor einem Monat versprach ich, hier auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, die Herr Georg Fuchs mit seiner „Nachdichtung" von Calderons Trauerspiel „Der standhafte Prinz" begangen hat. Die frische Empörung ist seitdem verraucht, und es ist mein Entschluss, das „Misterium" modern zu lassen, wo es verdientermassen eingesargt ist. Nur ein kritisches Wort, zu dessen Autorschaft ich mich bekennen muss und das allzu eifrig weiter gegeben wurde, möchte ich revozieren. Ich sagte gleich nach der Aufführung 4u Freunden: „Fuchs, du hast es ganz gestohlen". — Das ist leider unrichtig. Alle Ersetzung Calderonscher Dramatik durch Geschwätz und Salbaderei ist von Fuchs selbst, alle Zutat an frommen Wundem und frommem Brimborium ist von ihm, kurz alles, was die Bezeichnung der Tragödie als „Misterium,, begründen sollte und was aus Calderons starkem Drama den larmoyanten Schmalzfladen machte, bei dessen Genuss dem Publikum übel wurde. Steinrück's Regie wies grosse Köstlichkeiten auf. Doch sollte in Zukunft der Verein „Münchener Volksfestspiele" einem Künstler von seinem Range vor sauberere Aufgaben stellen als vor die Inszenierung Fuchsischer Anbiederungsversuche an die bayerische Landtagsmehrheit, Herrn Fuchs selbst aber muss geraten werden, künftighin sein christkatholisches Gemüt anderswo zu betätigen als im Theater. Jedenfalls möge er, wenn ihm schon jede eigne dramatische Erfindung von seinen Schutzheiligen versagt ist, seine Finger von den Gebeinen grosser Dichter fernhalten. Das Saumensch von Muse, von dem sich Georg Fuchs geküsst fühlt, hat mit dem Genius Calderons nie eine Liaison gehabt.

Ein Strindberg-Abend im Residenztheater gibt Anlass zu freundlicheren Bemerkungen. Der Akt „Mutterliebe" freilich, der dramatisch und psychologisch zu den stärksten Strindberg-Arbeiten gehört und die seelische Knebelung eines lebensfreudigen Mädchens durch ihre egoistische Mutter in beklemmender Wahrhaftigkeit enthüllt, geriet unter der Regie des Herrn Dr. Kilian nur zu einer recht dürftigen Aufführung. Wobei ein paar sehr starke Momente des Frl. Hohorst als Tochter und die künstlerisch brillante Gestaltung einer intriganten alten Schachtel durch Frau Conrad-Ramlo rühmlich hervorgehoben werden müssen. — Dagegen war „Wetterleuchten. Ein Kammerspiel in drei Szenen" ebenfalls in Kilians Inszenierung eine

sehr lobenswerte Darstellung. Steinrück spielte die Hauptrolle, und so ging sein Geist durch alle Bilder und Vorgänge. Die fast erschrekkende Natürlichkeit dieses Mannes, die das Theater völlig vergessen macht, gab dem ganz in der Erinnerung an seine geschiedene Frau und ihr Kind lebenden pensionierten Beamten die greifbarste Wirklichkeit. In Herrn Basil als Bruder des Herrn fand Steinrück einen ausgezeichneten und ebenfalls überaus lebenswahren Gegenspieler. Der Konditor Stark, der alte Hausgenosse wurde von Herrn Schröder wirksam verkörpert, und Gerda, die geschiedene Frau, die nach zehn Jahren plötzlich wieder in den Gesichtskreis des Gatten tritt und damit alle guten Erinnerungen in seinen Herzen zerstört, erhielt durch Frau v. Hagen Sichtbarkeit und Glaubhaftigkeit . . .

Im Schauspielhause fand hier zugleich mit den Premieren an x anderen Bühnen Leo Birinski's Tragikomödie „Narrentanz" ihre Uraufführung. Die meisten Kritiker haben das Werk abgelehnt, einige sogar recht schroff. Ich glaube es schon deswegen verteidigen zu sollen, weil sich darin ein recht starkes theatralisches Talent verrät, und weil das Stück von einem Autor ist, dessen Jugend zwar Warnung aber auch Ermutigung verdient. — Dabei will ich gleich bemerken, dass ich mich schroffer als irgend ein andrer Kritiker gegen die Arbeit ausspräche, wenn ich den Vorwurf berechtigt fände, dass es auf eine Verhöhnung der russischen Revolution abgesehen sei. Denn ich glaube an die Bühne als moralische Anstalt und gebe die Berechtigung eines l'art pour l'art-Standpunktes für das Theater nicht zu.

Die mächtigen Emotionen, die in der Mitte des vorigen Jahrzehnts Russland erschütterten, haben dem Russen Birinski schon den Stoff zu seiner Tragödie „Moloch" gegeben. Gegen den Versuch, diesen ernsten Ereignissen auch lustige Seiten abzugewinnen, habe ich moralisch nichts einzuwenden, zumal im „Narrentanz" wirklich nur die 'korrumpierte Beamtenschaft, aber nie und nimmer die Begeisterung und der Opfermut der Revolutionäre in verächtlichem Lichte erscheint. Im zweiten Akt, in der grossen wirren Diskussion der Revolutionäre (übrigens der weitaus stärksten, dramatisch wirksamsten und menschlich wahrsten Szene der Komödie] ist jeder einzelne freudig bereit, das fingierte Attentat des Gouverneurs auf sich zu nehmen, und das ganze Stück hindurch erkenne ich wohl die leise Ironie des Autors gegenüber dem unbehilflichen Eifer der jungen Leute, nirgends aber entfernt eine Verspottung ihrer Ergriffenheit. Auch die Voraussetzung der Handlung scheint mir nicht gesucht. Es ist sehr wohl möglich, dass die Revolutionäre ein Gouvernement „revolutionsfrei" halten, um dort vor Polizeichikanen sicher zu sein und gefährdete Kameraden, wichtige Papiere und Waffenvorräte unbehelligt zu beherbergen. Dass dem gewinnsüchtigen Gouverneur, der fortwährend von der Regierung

Geld verlangt, die Ruhe in seinem Distrikt sehr unbequem ist, kann ebenfalls glaubwürdig gemacht werden, und komische Komplikationen ergeben sich aus solcher Umkehrung der Wahrscheinlichkeiten von selbst. Die Verlegung des Waffenarsenals und des Archivs in die Wohnung des Gouverneurs, das aufgezwungene Liebesverhältnis des Vertrauensmannes der Gruppe mit der Frau des Gouverneurs sind unbeanstandbare Lizenzen des Komödienschreibers.

So wäre die Idee des Stückes kein Grund, mit Herrn Birinski unzufrieden zu sein. Leider hat aber die Gestaltung selbst arge Schwächen. Ein Drama, das kräftig einsetzt und schwach endet, mag im Leben üblich sein, auf der Bühne ist es unmöglich. Dar erste Akt ist ein famoser frischer Schwank, der zweite eine intelligent gearbeitete, wirksame Milieustudie, der dritte ein in unnatürliche Länge gereckter szenischer Einfall und der vierte ein Nichts, eine gekünstelte und in jeder Hinsicht unbefriedigende Auflösung der Schwankidee in einen tragischen Effekt, dessen Tragik schwankmassig behandelt wird, und der daher im Zuschauer die peinlichsten Empfindungen bewirkt. Dazu die groteske Ungeschicklichkeit, als Schlusspointe die Enthüllung eines Vorgangs hinzusetzen, dessen Z euge das Publikum im ersten Akt selber war. Die Zusammenziehung der beiden Schlussakte und die Abänderung des Ausgangs, die Birinski inzwischen vorgenommen hat, können dem Werk bestimmt nichts schaden. Hoffentlich nützen sie ihm.

Auch Einzelheiten sind nicht immer erfreulich. Die Figur des Bauers Nikiita („Tun Sie mir um Gotteswillen kein Unrecht) ist von Tschechow her zu bekannt, als dass sie noch einmal so ausgiebig benutzt werden dürfte, wie Birinski es tut. Aergerlich war mir die Gestalt der Mascha, der einzigen Revolutionärin des Stückes. Diese quitschende, lärmende, hysterische Person ist gewiss nicht die typische Frau der russischen Erhebung. Ich kenne russische Revolutionärinnen, die aber anders geartet sind, und sicher charakteristische! gewirkt hätten als Birinskis alberne Gans. Sein Drama hätte einer viel kräftigeren Ton gehabt, wenn an Stelle der Mascha eine Frau gezeichnet wäre, wie sich jeder, der in diese Kreise Einblick hat die Terroristin vorstellt: Das ist die starke, sinnliche, überragend intelligente, zum Auessersten entschlossene Frau, die den Mannern erst die Aktivität gibt und die in allen Phasen der russischen Revolution das Temperament, die Kraft und die Initiative der ganzen Bewegung gewesen ist.

Das Wissen um seine grosse theatralische Begabung sollte Herrn Birinski zur Vorsicht mahnen. Er ist in Gefahr, sein dramatisches Talent um szenischer Wirksamkeiten willen zu verkitschen Bei des Anlagen, die sich im „Moloch" und im „Narrentanz" verraten, kann

man vielleicht viel bessere Bühnenstücke von ihm erwarten, die sowohl dramatisch gehaltvoll als auch theatralisch geschickt sein mögen.

Die Darstellung — unter der Regie des Herrn Direktor Stollberg — war nur teilweise befriedigend. Herr Jessen als Gouverneur, hatte eine gute Auffassung seiner Rolle. Doch störte mich sein ermüdendes Organ. Die wichtige Figur des Kosakow war ganz unbeholfen und armselig, wie denn ihr Darsteller gewöhnlich mit Unrecht Talent beanspruchende Rollen anvertraut bekommt. Sehr lustig spielte Herr Heller den Sekretär und Herr Siegfried Raabe den Bauerntrottel. Frau Schaffer betonte die Hysterie der Mascha, statt sie zu kachieren. Recht gut gefiel mir Herr Burghardt als der distinguierte Jude Goldmann, und ganz ausgezeichnet Frau Glümer in der Episodenrolle der mauschelnden Christin Katharina. Seit Gustav Waldaus Weggang vom Schauspielhaus ist diese Frau fast die einzige Kraft des Theaters, in der starke moderne Künstlerschaft lebt. Die schönen Bühnenbilder, die Herr Ferdinand Götz zu schaffen weiss, entschädigen auf die Dauer nicht für die Mängel der Regie und der Darstellungskunst im Schauspielhause.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich stand inzwischen wie auf Kohlen. Gleich sollte sich's ent-entscheiden, ob ich freigelassen würde oder ob man mich — vielleicht schon diese Nacht — nach München transportierte. So war ich froh, als der Riese zurückkam und der Glatzkopf rief: „Mühsam, kommen Sie mit!" — Der Mann führte mich — wieder mit ausgesuchter Unhöflichkeit — vor den Untersuchungsrichter, einen Mann mit englischem Schnurrbart und etwas blasiertem, aber elegantem Exterieur. „Sind Sie Mühsam?" fragte er mich. „Ja." — Er erklärte mir nun, er habe mir zu eröffnen, dass gegen mich eine Voruntersuchung eingeleitet sei, da ich hinreichend verdächtig wäre, die Gruppen „Vagabund" und ,,Tat" begründet und darin in Gemeinschaft mit dem gleichfalls angeklagten Klavierspieler Karl Schultze (Morax), der wegen einer anderen Sache in Untersuchungshaft sitze, zu einer Reihe Verbrechen, wie Desertion, Einbruch, Falschmünzerei usw. aufgefordert zu haben. Deshalb ersuche der Untersuchungsrichter in München, mich zu verhaften und ins Untersuchungsgefängnis Neudeck abzuliefern. Ich wollte gleich zu Protokoll geben, dass die Vorwürfe, die gegen mich erhoben wurden, absurd seien. Der Herr erklärte aber, dass seine ganze Aufgabe sei, mir das Delikt, dessen ich beschuldigt sei, zur Kenntnis zu bringen. Ich fragte nun.

ob das Ersuchen, mich in Neudeck abzuliefern, bedeute, dass ich nach München gebracht werden solle, worauf ich erfuhr, dass das allerdings damit gemeint sei, dass aber erst die Entscheidung über die von mir gegen die Verhaftung eingelegte Beschwerde fallen müsse. Im übrigen sei er, der Untersuchungsrichter, mit der Materie nicht vertraut und wolle sie zur weiteren Erledigung dem Herrn geben, der sie bisher unter sich hatte, worauf er die Akten zu Herrn Assessor B. schickte und mich entliess.

Als ich aus dem Büro trat, sah ich zu meinem Erstaunen meinen Bruder vor mir stehen, der mir mit Kondolenzmiene die Hand schüttelte ... [1])

Der Kahle führte mich nun in der gewohnten Manier wieder in das Kalkstübchen, in dem sich die Leidensgefährten von „6 Wochen mit —!' nicht mehr befanden. Hinter nur wurde die Türe geschlossen, und ich hatte nun Gelegenheit, in dieser Zwischenstation die Lage zu überdenken. Ich war also weder frei, noch wurde ich nach München gebracht. Es blieb vielmehr zunächst alles beim Gleichen Nur in Einem sah ich klarer. Ich hatte jetzt ein bischen Näheres über das erfahren, was mir zum Vorwurf gemacht wird. Zuerst beruhigte mich diese Kenntnis, weil ich mir sagte: Das alles ist denn doch zu grotesk, um geglaubt werden zu können. Dann aber stieg mir die Frage auf: Wer mag mich beschuldigen? Es muss doch schliesslich jemand da sein, der diese Dinge entworfen hat, und der dem Untersuchungsrichter glaubwürdig genug vorkommt, um mich auf seine Beschuldigung hin verhaften zu lassen. Von denen, die regelmässig mit uns zusammenkamen, kann ich mir eigentlich keinen denken, der einerseits gegen Morax und gegen mich so gemein zu handeln imstande wäre, andrerseits nach dem häufigen Anhören meiner Vorträge, in denen ich es regelmässig ausdrücklich abgelehnt habe, zu einer illegalen Handlung anzureizen, noch so dummes Zeug behaupten könnte. Interessant ist mir, dass die Anklage von der „Gruppe Vagabund" spricht, die doch in der Tat niemals zustande gekommen ist. Unter den Freunden wurde der Ausdruck fast nie — wenn nicht überhaupt nie — gebraucht. Bleibt übrig, dass ihn der Denunziant aus meinem ,,Sozialist"-Artikel „Neue Freunde" [2]) entnommen hat, in dem ich die Hoffnung aussprach, dass wir in München bald eine „Gruppe Vagabund" haben möchten. Jedenfalls freue ich mich heute schon auf

---

[1]) Der rein private Charakter der Unterhaltung mit meinem Bruder veranlasst mich, die folgenden detaillierten Aufzeichnungen des Tagebuchs auszulassen.

[2]) Vgl. „Sozialist". Jahrg. I, Nr. 12 vom 1. August 1909.

die Konfrontierung mit dem Burschen, der sich mir da als erfinderischer Spitzel präsentieren wird. . . . . [3])

. . . . . Das war das Verhängnis alles Weltgeschehens von jeher, dass neue Entwicklungen, neue Erfahrungen neue Einsichten und neue Kultur nie langsam und sanft daherkamen und im Uebergang der Generationen allmählich wuchsen, sondern dass sie sich elementar Bahn brachen und rücksichtslos zerstörten, was ihnen hinderlich war. Das ist die ewige Wahrheit von der Unumgänglichkeit der Revolutionen und die ewige Entlarvung der revolutionären Lüge. — Und so stand ich nun allein in der kleinen gekalkten Zelle und dachte hin und her und blickte aus dem vergitterten offenen Fenster in den Garten hinaus und sah, wie die Kinder des Inspektors oder der Aufseher auf mich aufmerksam wurden und neugierig hinaufsahen, was für ein merkwürdiger langhaariger, seltsam aussehender Gefangener da im Gewahrsarn ihrer Väter war. Und die Zeit ging hin, und ich fragte mich, warum ich wohl so endlos lange warten müsste, bis ich wieder zurück dürfte in meine Zelle Nr. 42.

Endlich kam der Kahlschädel und hiess mich barsch ihm folgen. Beim Gefängnisbüro setzte er mich ab, wo ich ordentlich beruhigt war, das gutmütige Gesicht des Inspektors wiederzusehen Ich begrüsste ihn und wollte durchs Büro zur Treppe gehen. Da sagte er: „Sie kriegen eine andere Zelle, Herr Mühsam. Lassen Sie Ihre Sachen nur gleich nach 48 bringen. Sie können gleich umziehen." Ich ging (die Treppen hinauf und konstatierte nach der Uhr, dass mich der Glatzkopf über eine Stunde in dem kleinen Loch allein gelassen hatte, ganz sinn- und zwecklos, und offenbar nur, um seine Macht zu zeigen.

Inzwischen hatte der Inspektor die Aufseher verständigt, Giesmann wurde heraus geholt, und der Umzug wurde in weniger als zehn Minuten vollzogen. Ich nahm mein bischen Schreibpapier und die beiden Bücher, Giesmann brachte das übrige, die Decken und Bettüberzüge. Das alles wurde in der grössten Behendigkeit ein Stockwerk höher in Zelle 48 wieder gebrauchsfertig gemacht.

Als ich die Zelle betrat, war ich in der Tat geblendet von ihrer Pracht. Zwar war sie um nichts breiter als Nr. 42, aber erstens um mindestens einen Schritt länger, und dann — was für ein herrliches Fenster ! Und ein richtiger Tisch! Und ein Stuhl! Und ein ganzes Waschgeschirr im Metallgestell ! Ich will die Herrlichkeiten einzeln beschreiben. — In der dem Zelleneingang gegenüber-

---

[3]) Hier folgen wieder längere Betrachtungen ganz persönlicher Art, die sich für die Veröffentlichung nicht eigenen. Nur die allgemeinen Schlusssätze drucke ich ab.

liegenden Winkel steht der viereckige Tisch, ein richtiger Küchentisch, in dem ich zu meiner grössten Freude eine ausgiebige Schublade entdeckte, die jetzt meine Zigarren und mein Schreibpapier enthält. Der Tisch füllt genau den Raum zwischen den beiden Wänden links und rechts aus und liegt mit der Breitseite an der Hinterwand, Unmittelbar über dem Tischrand erhebt sich, und zwar in der Höhe bis zur Decke, das Fenster, dessen oberes Drittel halb aufgeklappt ist. Vom Rande dieses Teils hängt wie ein Damoklesschwert eine Holzstange so dicht über mir, dass ich beim Aufstehen vom Stuhl stets in Gefahr bin, sie mir in den Schädel zu rammen An dieser Stange kann man das Fenster nach Bedarf schliessen Da die Zelle hinreichend geheizt ist, hat sich dieser Bedarf für mich noch nicht ergeben. (Fortsetzung folgt).

Gedichte.

Testament

Nein, ich will nicht eher zu Grabe,
eh ich nicht auch die letzten Sprossen
irdischen Glückes erstiegen habe, —
eh ich das Leben nicht ganz genossen;
eh ich nicht alle Frauen umschlungen,
die mich durch meine Träume begleiten,
eh ich nicht alle Lieder gesungen,
die sich in meinen Schmerzen bereiten;
eh ich nicht alle Werke gestaltet,
die sich den schaffenden Geiste entbinden,
eh ich der Führ er-pflicht nicht gewaltet,
dass die Menschen ihr Wegziel finden;
eh ich nicht fröhliche Augen sehe,
die von Erhebung und Stolz verfängt sind;
eh ich nicht über Äcker gehe,
die statt mit Tränen mit Freude gedüngt sind . . .
Nimmt der Erlöser dann und Vernickte
von meinen Tagen die lastenden Ketten,
sollt ihr den seligsten Menschen und Dichter
tief in befreites Erdreich betten.

Moses' Tod.

Und Moses blickte ins gelobte Land
und sah es süss von Milch und Honig triefen,
und sehnte sich vom Berge in die Tiefen,
wo Israel, sein Volk, die Heimat fand.

Und Boten trugen Aehren her und Wein.
Kundschafter -priesen Saaten, Land und Flüsse,
und Jubel gabs im Volk und Tanz und Küsse, —
und Moses sah und durfte nicht hinein.

Da beugt er sich zu brünstigem Gebet
und sprach zu Gott: „Du hast mich hart getroffen.
Des Menschen Himmel ist allein sein Hoffen.
Doch wehe, wem ein günstiger Wind sich dreht!

Der du den Lebenden die Sehnsucht gabst,
nie wieder täusch den Schwärmer, der dir traute.
Den Trank, der sich aus Schaum und Träumen braute,
giess ihn nicht aus, eh du den Durstigen labst!

Gott! Hüt dich, dass der Mensch sich nicht empört !
Wo Funken glühen, schüre sie zu Flammen!
Wo Herzen lieben, führe sie zusammen!" — —
Und Moses starb. — Gott hat ihn nicht erhört . . .

Bemerkungen.

Die Teuerung. Die Früchte der Felder sind durch die masslosen Regengüsse des Sommers verfault. Die Missernte ist allgemein. Zu dieser Not kommt der unerträgliche Mangel an Vieh. Denn die gesegneten Gesetze des Landes prämiieren die Ausfuhr und verhindern die Einfuhr von lebendem Essfleisch. Nicht einmal Gefrierfleisch darf über die deutschen Grenzen. Die Viehzüchter im Reiche haben ein Interesse daran, dass das Volk, das Objekt aller Gesetzgebung, den Ertrag seiner für die Herren geleisteten Arbeit, ausschliesslich zu ihrem, der Gesetzgeber, Nutzen in Nahrung umsetzt. Die Unfähigkeit der Viehzüchter, das Volk ausreichend mit Fleisch zu bedienen, ändert nichts an diesem Interesse, und tritt eine Hungerkrise ein, wie wir sie augenblicklich erleben, so knurrt ja nicht der Magen dessen, dem das Elend der Massen Bedingung zum eignen Wohlstand ist.

Die politischen Vertreter des Proletariats fordern laut und eindringlich die Oeffnung der Grenzen, die Aufhebung der Einfuhrscheine und die Zulassung von ausländischem Konservenfleisch, Das ist ganz schön, und zweifellos wird der entsetzlichen Hungerei dadurch im Augenblick ein wenig abgeholfen werden. Das Volk hat aber gar kein Interesse an billiger Nahrung, es hat nur Interesse an reichlicher und guter Ernährung. Sind die Preise für die wichtigsten Erhaltungsmittel hoch, so hat die Arbeiterschaft ja die Macht, die Kaste, die die Preise bestimmt, zu zwingen, entsprechend höhere Löhne zu zahlen. Hätte jede Preissteigerung die allgemeine Forderung nach höheren Löhnen, die stets durch wirtschaftliche Machtmittel unterstützt werden kann, zur Folge, dann wüssten die herrschenden Mächte recht gut die Möglichkeiten zu finden, die keine Teuerung zulassen. Aber vor Sozialdemokraten von Massenstreik zu sprechen, der auf andere Dinge als auf Wahlrecht abzielt, ist bekanntlich Volksverrat und Spitzelei, Die Initiative dieser Leute erschöpft sich nach wie vor in Resolutionen und in Anträgen an die Majorität solcher Körperschaften, in denen sie selbst Minorität sind. Was sie damit erreichen, erkennt man am besten aus dem Geschimpf, mit dem sie nach monatelanger Anstrengung, die Hungersnot zu beseitigen, immer noch ihre Blätter füllen. Könnte man die Abnahme der nachts auf den Dächern patrouillierenden Katzen statistisch feststellen, dann erhielten die. segenvollen Zustände, in denen wir leben, eine besonders liebliche Illustration. — Es ist übrigens unbegreiflich, dass die Regierungen und ihre Auftraggeber, die Grossgrundbesitzer, das Abschlachten von Katzen und Hunden noch nicht als eine Umgehung der Zollgesetze unter Strafe gestellt haben. — Sie könnten sich dabei wie beim Saccharin getrost auf den Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege stellen. Denn das Volk stirbt viel hygienischer an Hunger als an madigem Fleisch.

Die tapferen Eisenbahner. Im bayerischen Landtag haben die Herren Sozialdemokraten lebhaft mit dem Verkehrsminister darum gestritten, ob die Eisenbahnarbeiter das Recht zum Streiken haben sollen oder nicht. Herr v. Seidlein erklärte schliesslich, er werde sich künftig von jedem Arbeiter einen Revers unterschreiben lassen, dass er auf ein Streikrecht keinen Anspruch mache. Man mag ja der Ansicht sein, dass ein Streik mit Revers und ohne möglich ist. Denn, wenn einer oder zwei oder zwanzig oder zehntausend eines Tages nicht zur Arbeit kommen, dann kann keine Gewalt sie zwingen, ihren blauen Tag zu unterbrechen. — Aber dem „Süddeutschen Eisenbahner-Verband", einer der Sozialdemokratie eng verschwägerten Gewerkschaft, war der Schrecken doch in die Glieder gefahren. Diese tapfere Gesellschaft hat die ganze Rederei der sozialdemokratischen Spielkameraden Rederei sein lassen und ist winselnd zu Kreuz gekrochen. Sie hat nämlich dem Minister offiziell mitgeteilt, dass sie für ihre Anhängerschaft aus freien Stücken auf das Streikrecht verzichte, dass sie die Bedenklichkeit eines Eisenbahnerstreiks für die allgemeine Wohlfahrt einsehen und solchen Streik für ein gesetzlich unzulässiges Vorgehen halte.

Der Fall ist ohne Beispiel, selbst in der deutschen Arbeiterbewegung. Die „Münchener Post" sogar lehnt den jammervollen Wisch des Verbandes ab. Eine Gewerkschaft verzichtet aus Angst,

ihre Organisation, von der eine erhebliche Zahl wohldotierter Beamten leben, könne in ihrem Bestand Schaden leiden, freiwillig auf das wichtigste Arbeiterrecht und unterstellt ein Gesetz, das von den wüstesten konservativen Schreiern seit langer Zeit mit andauerndem Misserfolg angestrebt wird, als gegenwärtig rechtsgülttig. Die sozialdemokratischen Zeitungen und die zentralistischen Gewerkschaftsblätter mögen sich noch so heilig entrüsten über das Verhalten des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes: Dessen Kläglichkeit bleibt doch immer die Folge ihrer energielähmenden Verständigungspolitik. Die Tariftaktik der deutschen Gewerkschaften bedeutet schon zur Hälfte den Verzicht auf das Streikrecht. Man rege sich nicht auf, wenn eine Gewerkschaft in ihrer Devotion vor dem Arbeitgeber Staat sich nun vor aller Welt in die Hosen macht.

Amüsant ist die nachträgliche Enthüllung, dass der Minister v. Seidlein die Winselei des Verbandes längst kannte, als er seine Philippika gegen die Anmasslichkeit der Eisenbahner hielt. Den Fusstritt haben die organisierten Schlappschwänze redlich verdient.

Hervé, der Renegat. Gustave Hervé ist in sich gegangen. Im Gefängnis ist ihm die Einsicht aufgedämmert, dass die Gedanken, für die er litt, falsch seien. Die Justiz hat ihren grössten Triumph erlebt. Sie hat einen verstockten Sünder gebessert. Wegen seiner antipatriotischen Gesinnung wurde Hervé eingesperrt. Als Patriot hat er das Gefängnis verlassen. Zur Zeit begrüssen die Sozialdemokraten den vernünftig gewordnen Mann fröhlich in ihrer Mitte. Demnächst werden sie ihn wohl in die Kammer entsenden. Und von dort aus ist der Weg ja vorgezeichnet. Aristide Briand hat ihn zu finden gewusst — warum sollte Gustave Hervé ihn verfehlen ? Eines Tages werden wir den Antimilitaristen, der bisher die Insurrektion mit Hilfe des „Citoyen Browning" gepredigt hat, als Kriegsminister der Republik das Schaffort für Deserteure empfehlen hören. — Es tut weh, einer Persönlichkeit, deren Lebensweg man stets mit freudiger Zustimmung begleitet hat, plötzlich seine Verachtung und seinen Ekel aussprechen zu müssen.

Vom Hofe. Schliesslich hat es doch den traurigen Ausgang genommen Erst vor ein paar Wochen hat Prinz Georg die schöne Rede für die Jesuiten gehalten, und nun ist ihm seine junge Frau abgereist und will nicht wiederkommen. Wo wir uns über das Eheglück des Prinzen Georg schon alle so gefreut hatten. Vorerst sind sich die liberalen Zeitungen nicht ganz einig über die Gründe, die die Prinzessin Isabella nach Wien zurückgetrieben haben. Die Lesart, dass sie infolge unüberwindlicher Abneigung gegen ihren Mann entflohen sei, verdient natürlich keinen Glauben. Es muss schon etwas Ernsteres passiert sein. Und richtig: es hat sich herausgestellt, dass Prinzessin Isabella genötigt wurde, hinter der Prinzessin Gisela zu Tisch zu gehen. Dadurch erklärt sich natürlich alles. — Wie das „Berliner Tagblatt' femer meldet, ist Prinz Georg aus Gram in das dritte Stockwerk der Residenz gezogen. Nebbich!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tei.2355

Demnächst erscheint der

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt schon jetzt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus — Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt **des 128 Seiten** umfassenden, **illustrierten Bandes heben wir hervor:**

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarlsohen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syivain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkmann: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Jdeal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. **1—**, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. **2.25.**

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II. No. 8. November 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Für den Frieden. — Münchener Theater. — Tagebuch aus dem Gefängnis. - Bemerkunken. — Gerhart Hauptmann. —Wenn der bayerische Löwe brüllt. — Lieb Vaterland. — Schlechte Manieren.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang 11
No. 8.

München,
November 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.
Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN' erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse la

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Für den Frieden.

Der Friedenspfeife der europäischen Staaten ist ein Funke davongeflogen. Der hat den Benzinbehälter am Balkan explodieren lassen, und nun steht Groß und Klein neugierig und von einem wollüstigen Schauder gekitzelt in gemessener Entfernung um den dicken Pulverturm herum und wettet, ob ihn das Feuer wohl erfassen werde oder ob man in ihm weiterhin das europäische Gleichgewicht stabiliert sehen dürfe. Die geaichten Patrioten, die nichts Geistiges zu verlieren haben, spucken schon in die Hände und freuen sich auf den frisch-fröhlichen Krieg gegen die Nachbarn, die im Moment, wo es losgeht, zu Erbfeinden avancieren werden. Vaterländische Schornalisten krümeln aus dem Zettelkasten der stereotypen Redewendungen den wohltätigen Aderlass hervor. Der Burschoa sichtet seine Papierchen und richtet seine Spekulation auf Baisse ein. Die Männer in der Bluse lassen den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone hören, begeben sich in musterhafter Disziplin zum Meeting in einen benachbarten Vergnügungspark, nehmen — einige hunderttausend klassenbewußte Männer und Frauen —

einstimmig eine Resolution an, in der sie den Krieg für kulturlos erklären und die Einberufung der Abgeordneten fordern, die das noch einmal sagen sollen. Dann begeben sie sich in bewundenswerter Ordnung nach Hause.

Manche meinen auch, es sei noch nicht so gefährlich. So schnell schießen die Preußen nicht. Gut Ding will Weile haben. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es aufgetragen wird. Was geht's uns an, wenn unten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen? Kommt Zeit kommt Rat. Wie gehts Ihnen denn sonst?

Wir leben in einer trüben Zeit, der im Denken und Wollen faulsten, die die Geschichte erlebt hat. Der Ehrgeiz der Völker strebt nach der technischen Vollkommenheit der Kriegswaffen. Die Beziehungen der Nationen regeln sich nach den Tölpeleien, die den aller Aufsicht entrückten Diplomaten und Botschaftern in ihrem Dauerschlaf passieren. Die Massen werden politisch geschult, indem ihnen ein schwächliches Parteiprogramm als Gummischnuller in den Sabbermund geschoben wird. In den Schulen und auf den Bierbänken werden die Ideale gepredigt, an denen schon vor 1870 das Talentchen des seligen Professors Emanuel Geibel verkrachte. Ueber jede junge Begeisterung aber, über alles frische Trachten nach Leben, Bewegung, Freiheit, Schönheit, Glück führt die senile Erfahrenheit klapperiger Oberlehrer den schäbigen Wischlappen einer trägen Geschäftsmoral.

Und die Jungen lassen sichs gefallen. Sie kommen garnicht darauf, daß die Weisheiten, die man ihnen einpaukte, kritikfähig sind. Weil die Alten es ihnen so sagten, glauben sie an den Gott, der uns Menschenkinder an der Strippe führt und uns nach Belieben über Gräber hopsen oder hineinplumpsen läßt. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Liebe den Alten ein Rechenexempel, ihr Beruf eine Spekulation, ihr Lebenswandel ein Börsenpapier bedeutet. Die Jugend unserer Tage hat keinen Stolz, kern, Selbstvertrauen, keinen Mut. Sie fürchtet

den Rohrstock der vorigen Generation und plappert darum nach, was das brave Kind wissen soll, bis sie es glaubt, bis sie alle bessere Einsicht, alles natürliche Gefühl, allen jungen Leichtsinn verdrängt hat und selbst alte Generation geworden ist.

Was aber den jungen Menschen dieser Zeit am bittersten fehlt, das ist die Fähigkeit zur Leidenschaft, zum Zorn, zur Ergriffenheit. Der Verlauf der Gegenwartsgeschichte wäre ein völlig anderer, wenn die öffentlichen Begebenheiten nicht so sehr auf kritischen Verstand als auf kritische Herzen Rücksicht zu nehmen hätten. Die gemeinsten Schändlichkeiten, die in aller Welt geschehen, werden mit einer Nüchternheit und inneren Teilnamslosigkeit diskutiert, daß man an jeder Aktion, die Empfindung, Hingabe, Seele verlangt, für alle Zukunft verzweifeln möchte. Unser indolenter Nachwuchs aber glaubt sich .vorurteilslos, weil er temperamentlos ist, und hat keine Ahnung, daß er Opfer jener kalten, fatalistischen und im Grunde tiefphiliströsen materialistischen Geschichtsauffassung ist, die alle Handlung als naturgewollt und der Entschließung des individuellen Willens entrückt ausgibt. Das brüstet sich mit unverstandenem Nietzsche, heißt sich amoralisch und turnt jenseits von Gut und Böse an unsozialen Begriffsbarren herum. Es ist hohe Zeit, daß die Werte Gut und Böse wieder Eingang finden in die Gefühlswelt der jungen Leute. Sie müßten nur den Pfaffen und Advokaten entrissen werden und im Sinne von Sozial und Unsozial die Ethik der Wertvollsten stützen, dann könnten sie dem klugen Kritizismus unserer Zeit sehr wohl die Wärme geben, die zu seiner Umsetzung in förderliche Taten nötig wäre.

Man horche nur in den Zirkeln der Jeunesse dorée herum, wie schnuppig bei aller Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Erörterungen die gegenwärtigen Vorgänge auf dem Balkan und die daraus hervorquellenden Möglichkeiten behandelt werden. Der Rassentheoretiker, der allemal

zugleich Entwicklungspolitiker ist, begrüßt freudig die Energie der verbündeten Slavenvölker, die endlich die verhaßte, kulturlose, degenerierte, erbärmliche Osmanenbande aus Europas benedeitem Zivilisationsbezirk vertreiben werde. Der gewitzte Realpolitiker bekennt sich dagegen als deutscher Nationalist und legt — sehr viel gescheiter, aber frei von jeglicher sachlichen Beteiligung — dar, wie schreckliche Folgen eine Niederlage der Türken für das Deutsche Reich haben müßte. Denn die siegreichen Balkanstaaten würden sich zu einem mächtigen Bundesstaat vereinigen, Oesterreich bekäme dadurch eine starke Großmacht in den Rücken und wäre als Bundesgenosse für Deutschland gänzlich entwertet, das nach allen Grenzen hin absolut isoliert daslände. Argumente für den Völkerfrieden, die vom reinen Gefühl diktiert werden, werden von beiden mit gleicher Verständnislosigkeit angehört. Die Menschlichkeit hat als überzeugende Kraft in unseren Zeitläuften längst ausgedient.

Wie steht es denn aber wirklich mit der ganz Europa beschämenden Kulturlosigkeit der Türken? Wahrscheinlich nicht gar so arg, wie es gemacht wird. Zunächst ist es eine gelinde Fälschung, die Türken ohne weiteres mit den Osmanen zu identifizieren. Die Rasse ist von arabischen, tscherkessischen, slavischen und romanischen Elementen längst so gründlich durchsetzt, daß die Schwätzer, die mit dem Maul ein ganzes verkommenes Hunnenvolk auszurotten scheinen, genau so geschmacklos daherreden wie ihre Gegner, denen alle Serben, Bulgaren, Montenegriner und Griechen nichts anderes als verlauste Hammeldiebe sind. Der Verlauf des Krieges soll jetzt die Untüchtigkeit der Türken evident beweisen. Dem kann wohl entgegnet werden, daß Kriegstüchtigkeit nicht im mindesten ein Kriterium für den sittlichen Wert eines Volkes ist. Daß es den Türken weder an Mut noch an Entschlossenheit gebricht, haben sie vor ganz wenig Jahren gezeigt, als sie in der kürzesten, unblutigsten und zielklarsten Revolution

sich demokratische Einrichtungen schufen, die dem Preußen, das zur Ausbildung türkischer Soldaten Offiziere auslieh, noch lange fromme Sehnsucht bleiben werden. Es sei daran erinnert, daß dasselbe Osmanenvolk, das jetzt als Ausbund letzter Kläglichkeit gemalt wird, dermaleinst vor den Toren Wiens gestanden hat, daß es in den letzten vierzig Jahren eine Reihe von Verteidigungskriegen geführt hat und im Augenblick, da es noch mitten im Kriege gegen eine europäische Großmacht begriffen war, von den landhungrigen Nachbarn angegriffen wurde.

Natürlich haben die aggressiven Herren Könige, von denen nur zwei überhaupt Landsleute ihrer Untertanen sind, nicht verabsäumt, durch die Berufung auf sein Kreuz das Andenken des ersten Christen zu schänden. Diesen Beauftragten gewissenloser Großspekulanten war es nicht zu schäbig, für ihr straßenräuberisches Beginnen, für den tückischen Ueberfall auf ein geschwächtes Land, dem man noch nicht einmal Zeit ließ, sich in den durch die Revolution neu geschaffenen Verhältnissen zu orientieren, für die Hinmordung zehntausender junger Menschen, für die Brandschatzung ganzer Landstriche mit allen unvermeidlichen Schweinereien an Notzucht und Greisen- und Kindermord, — diesen gottgesalbten Potentaten war es nicht zu schäbig, für all das Entsetzliche des Raubzugs die Friedens- und Liebeslehre des Christentums zum Vorwand zu nehmen. — Und die man bei uns auf diese Niedertracht aufmerksam macht, finden sie ganz selbstverständlich und sehen nicht ein, warum man im Bauernvolk die Leidenschaft nicht mit Scheingründen erhitzen soll, da die wahren Motive für den Krieg bei der unverdorbenen Masse ja doch nicht auf Verständnis rechnen können.

Ich will mir den Vorwurf des krassen Dilettantismus in politischen Dingen gern gefallen lassen, wenn ich nun erkläre, daß meine Sympathie sogleich auf Seiten der slavischen Balkanvölker (nicht ihrer Könige) sein wird, wenn Oesterreichs begehrlicher Langfinger in die Mörderei eingreift.

ein Raubzug um exploitierfähige Landstrecken sein, sondern ein revolutionäres Aufbegehren gegen die auf Geld- und Militärüberlegenheit trumpfende Räuberei europäischer Sklavenjäger. — Wird es dazu kommen? Wird die österreichisch-ungarische Völker-Koalition wirklich die Verantwortung tragen wollen, um die direkte Nachbarschaft mit der Türkei zu retten, den entsetzlichsten aller Kriege heraufzubeschwören ?

Hätten die unter Habsburgs Szepter vereinigten Völker zu entscheiden, dann brauchten wir nichts zu fürchten. Aber die haben Steuern zu zahlen, zu gehorchen und ihr Blut zu lassen. Aus sittlichen Gründen werden die Wiener und Budapester Regierungen gewiß nicht zaudern, ihre Slavenvölker gegen die Slaven des Balkans marschieren zu lassen. Die letzte Entscheidung über Krieg oder Frieden haben heutzutage die Börsen und Bankhäuser. Da werden Gewinn- und Verlustchancen — nicht nach Menschen- sondern nach Geldwerten — berechnet, und verspricht nach der Kalkulation der Krieg für die Millionäre ein Geschäft zu werden, dann wird zur Attacke geblasen, dann werden hunderttausende kleinere wirtschaftliche Existenzen vernichtet und hunderttausend kräftige junge leistungsfähige Männer hingeschlachtet — für die Ehre des Vaterlandes.

Geht es aber los, das wissen wir alle, dann wird es ein Weltkrieg, wie er fürchterlicher noch niemals gebrannt hat. Denn Oesterreich hat nicht gegen die Serben zu kämpfen, sondern gegen die Russen. Für Deutschland und Frankreich werden die Bündnispflichten akut, und weil ein paar Wiener Bankiers den Serben ihren "Korridor" zum Meer, den Sandschak-Novibazar nicht glauben gönnen zu dürfen, werden in ganz Europa, in Westen und Osten, alle Ungeheuer der Kriegswissenschaft lebendig, namenloses Elend erfaßt alle Völker, Leben und Werte werden zerstört, Familien, Dörfer, Städte und Provinzen gesprengt und Kultur und Gesittung, wo sich ihre knospenden An-

Dann nämlich wird der Kampf dieser Nationen nicht mehr lagen finden mögen, entwurzelt und ausgerodet.

Vielleicht ist — wenn diese Hefte ausgegeben werden — der Brand schon ausgebrochen; vielleicht hat sich das Gewitter, dessen Blitze den Horizont in dieser Stunde schreckhaft verzerren, inzwischen verzogen. Ist das erste der Fall, marschiert unsere kräftigste Mannschaft schon um eines Nichts willen in den Tod, dann bedarf es keiner zornigen und warnenden Worte mehr, dann agitiert die scheußliche Kriegsbestie unter der sterbenden Jugend wirksamer für den Völkerfrieden, als alle revolutionäre Sehnsucht es je vermöchte. Ist es aber noch Zeit, hat die gesegnete Angst der Länder voreinander, und die dreimal gesegnete Angst mancher Regierungen vor Insurrektion und Revolution das Schreckliche verhindert, dann mag unser geistiges Volk und allen voran unser junges Volk erinnert werden, daß es not tut, den von Börsen und Regierungen drohenden Gefahren den Willen zu einer neuen Kultur entgegenzustellen. Der Weg zu neuer Kultur führt über Zorn und Leidenschaft. Ihre Bedingung ist Freiheit von den Traditionen und Konventionen der Eltern, Verachtung der Schulideale, Haß gegen Knechtung und Krieg und Wille zum Schönen, Wesentlichen und Wahren.

Münchener Theater.

Die Entwicklung des Lustspielhauses vom Grossen Wurstl zu den Münchner Kammerspielen ist vollendet. Warum einem Theater, das in zweijähriger Wirksamkeit ausser Tschechows „Möve", Strindbergs „Vater" und Heinrich Manns „Unschuldige" doch eigentlich keine Leistung gezeigt hat, die einige seelische Erschütterung bewirken konnte, der anspruchslose Name Lustspielhaus nicht genügte, ist schwer einzusehen. Aber meinetwegen auch Münchner Kammerspiele. Man durfte neugierig sein, mit welchem Werk Herr Dr. Robert die neue Würde seines Hauses zuerst dokumentieren werde. Der Weihrauch, der dem Lustspielhaus bisher überreichlich gespendet wurde, wird jetzt mit dem feierlichen Namen des Theaters ausdrücklich verlangt, und die Direktion wird sich bewusst gewesen sein, dass sie infolgedessen eine Kritik von höheren Ansprüchen herausfordere, als sie einstmals dem Grossen Wurstl zukamen. Die

Wahl des ersten Stückes ward offenbar vom Zeitgeschmack entscheidend mitbestimmt: sie fiel auf „Das Leben des Menschen", ein Spiel in fünf Bildern von Leonid Andrejew.

Das Werk des Russen ist ein Mysterium. Ich gestehe, dass ich den Verdacht nicht loswerden kann, diese Eigenschaft habe dem Stück zur Annahme in den Kammerspielen verholfen. Mysterienspiele entsprechen anscheinend zur Zeit einem Publikumsbedürfnis. Ich möchte mit dem Bekenntnis nicht hinterm Berge halten, dass ich im Theater wesentlich andere Bedürfnisse befriedigt zu sehen wünsche. Wir sind mit Mysterien nachgerade überfüttert. Von den Oberammergauer und Erler Passionspielen ganz abgesehen: zuerst kam das immer noch naive und infolge seiner brillanten Inszenierung und seiner Singularität recht interessante alte Spiel von Jedermann. Dann kungeltem vom aller Herren Länder die Reinhardtschen Erfolge mit Vollmöllers „Mirakel" herüber. Uns Münchnern ist dieses Opus ja bis jetzt freundlich vorenthalten geblieben, aber wir wissen genug, wenn wir der Begeisterung des Wiener Eucharisten-Kongresses gedenken, dessen Geschmack anscheinend ausgezeichnet entsprochen war. Uns Münchnern hingegen allem war der schandhafte Prinz beschieden — und nun auch noch das Unglück in der Augustenstrasse. Wir haben genug. Wir danken bestens. Wir wollen im Theater Dramen sehen, keine Allegorieen.

Ein Drama charakterisiert sich dadurch, dass in ihm Typisches am Einzelfall dargestellt wird. Die — von Andrejew geübte — Personifizierung des Typus ist undramatisch und darüber hinaus unkünstlerisch. Da tritt der Mensch auf — schlechtweg der Mensch. Kein Individuum etwa, kein Besonderer, kein von einem einzelnen Schicksal aus der Masse gestellter Mensch, — nein: der Mensch, als naturgeschichtliche Spezies, wie der Hund, die Schlange, das Gürteltier. Und um ihn herum seine Gattin, seine Freunde, seine Feinde, seine Gäste, und noch etliche Abstrakta in menschlicher Gewandung: nämlich die alten Frauen, die Parzen ähnlich, seine Geburt und seinen Tod begreinen und den Klatsch, das Unglück, den Neid und falle bösen Dinge versinnbildlichen. Und dann ist da ein Jemand in Grau. Der spricht zuerst einen Prolog, in dem erzählt wird, was wir auch vorher wussten, dass der Mensch geboren wird, dass es ihm manchmal gut geht und manchmal schlecht, und dass er am Ende seiner Tage stirbt. Dieser Werdegang wird nachher in fünf Bühnenbildern im Einzelnen vorgeführt, und der Jemand in Grau steht die ganze Zeit dabei und hat zum Zeichen, dass das Leben zum Schluss hin immer kürzer wird, eine brennende Kerze in der Hand, die bei der Geburt des Menschen mordslang ist, dann von Akt zu Akt weiter herunterbrennt, bis in dem Moment, wo der Mensch — natürlich in einer Budike unter lauter Besoffenen und selbst total heruntergekommen -

endlich stirbt, der Jemand in Grau den kleinen Kerzenstummel zu aller Befriedigung auspustet. Ich kann wohl sagen, eine banalere Symbolisierung des menschlichen Lebens ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Das Publikum sass natürlich in tiefer Ergriffenheit dabei: Es war doch so poetisch!

Im Besonderen bietet das Stuck nicht viel mehr Erfreuliches als im Gesamten. Dass gleich zu Anfang der Zuschauer Ohlrenzeuge einer Geburt sein muss, ist doch zum mindesten geschmacklos. Wärs wenigstens rasch erledigt, aber man bekommt die Meinung, dass hinter der Kulisse mindestens Drillinge aus Licht wollen. Das Schreien des kreissenden Weibes hört garnicht auf und wird immer ärger. Man ist wahrhaft froh, wenn der Jemand in Grau mit der lebenslänglichen Stearinkerze erscheint und mitteilt, was man sich schon gedacht hat: dass der Mensch endlich geboren sei. Die Trivialität des Vaters des Menschen und seiner Verwandten zeichnet Andrejew naturgemäss am besten.

Das zweite Bild heisst „Liebe und Armut'". Der Mensch ist jungverheiratet und hat mit seiner Frau nichts zu essen. Aber man liebt sich und ist glücklich, auch stecken die guten Nachbarn gelegentlich ein Stück Brot ins Zimmer. Ausserdem ist der Mensch ja Künstler und Architekt (der tiefer Schauende erkennt auch hier des Dichters feine symbolische Absicht), da wirds schon werden Und richtig: der Mensch ist nicht zu Hause und seine Frau schläft. Da erhebt der Jemand in Grau seine Stimme und erzählt, dass der Mensch jetzt einen Bauauftrag kriegt, und dass nun alle Not aufhören wird Immerhin auch eine Art, wie sich Herr Andrejew hier mit einer Schwierigkeit der dramatischen Gestaltung abfindet.

„Reichtum; Ball beim Manschen". Es ist furchtbar vornehm bei Menschens geworden. Eine Pracht geradezu. Die Gäste sitzen herum und bewundem den Reichtum Die Freunde freuen sich und die Feinde stecken die Köpfe zusammen. Ja, so gehts zu.

Im vierten Bild ist man aber schon wieder im Unglück. Man ist alt und tauscht Reminiszenzen aus. Man hat aber auch Hoffnungen und ein Kind. Das stirbt und wir fürchten für den Menschen das Aergste.

In jener schon erwähnten Budike ereilts ihn. Denn so pflegt es ja im Menschenleben herzugehen, dass man schliesslich im Rinnstein verreckt. Der Vorhang fällt, das Publikum ist beglückt und geht in schwermütigen Betrachtungen über die Lehren des tiefen Werks heim.

Ich leugne nicht länger, dass ich das Stück zum Speien finde und dass ich das Publikum im Verdacht habe, mit seinem Applaus die gelinde Gêne zu verbergen, dass as ein Werk des grossen Russen Andrejew nicht genial finde. Man hat nämlich noch in Erinnerung,

dass sein Landsmann Tschechow wirklich ein überragender Geist war. — Möglich auch, dass der Beifall der Regie gegolten hat. Mir persönlich war das Werk selbst so peinlich, dass mir auch die glänzendste Regie nicht über sehr unangenehme Empfindungen hinweg, geholfen hätte. Ich finde aber auch, dass die Regieleistung des Herrn Dr. Robert zu Ekstasen der Begeisterung keinen Anlasa bietet. Schön war nur das dritte Bild Die Marionetten der beglückten Gäste waren komisch und wirksam gesteilt und dirigiert. Auch bot dieses Bild die erquickende Abwechslung, dass man die Bühne übersehen konnte. Dass man den grössten Teil des ersten Bildes und das ganze fünfte Bild hindurch vor vollständig dunkler Szene sitzen musste, verdreifachte die Qual des Abends, für die ich übrigens den Direktor der Kammerspiele nicht allzuscharf angreifen möchte. Er hätte nur dem vermeintlichein Zeitgeschmack, nicht bis zu der Verirrung dieser mystischen Banalität nachgeben sollen. — Leber die Darstellung ist nicht viel zu bemerken. Herr Rene sprach als Jemand in Grau eindrucksvoll und gut. Leider versagte der Darsteller des Menschen, der eigens von auswärts verschrieben war, durchaus. Die Rolle hätte aus dem ständigen Personal des Theaters sicher besser besetzt werden können. Für einen Fehler halte ich es auch, dass Frau Roland die Frau des Menschen spielte. Ihre Art ist zu hart und zu schroff für eine Rolle, als deren vollendalle Gestalterin man sich etwa Lucie Höflich vorstellen kann. Unter den Nebenrollen mögen die Herren Schwaiger und Kaiser, sowie Frl. Lorm lobend hervorgehoben werden.

Das Schauspielhaus brachte ein Schauspiel des Dänen Henri Nathansen heraus: „Hinter Mauern". Die ersten beiden Akte hindurch empfängt man den Eindruck, dass sich hier ein ganz feiner differenzierter Dichter offenbare, einer, der mit grosser Liebe das Milieu seines Werks studiert hat und es versteht, den Zuschauer in diesem Milieu sogleich heimisch zu machen. Das Problem verrät sich sogleich: Die Revolution der aufgeklärten Jugend gegen das konservative Alter, dargestellt in einer jüdischen Familie. Esther Levin hat sich mit dem jungen Privatdozenten Dr. Herming verlobt, und der Konflikt besteht nun nicht nur darin, dass die orthodoxen jüdischen Eltern schon im Prinzip der Verbindung mit einem Christen widerstreben, sondern verschärft darin, dass Hennings Vater von Jugend auf der intimste Feind des Vaters Levin ist. Da gibt es nun sehr reizvolle Szenen: wie die Familie Levin am Freitag abend um den gemeinsamen Tisch versammelt ist, wie: Esther zu spät von der Vorlesung (rede Verlobung) kommt, wie sie der Mutter beichtet, wie — die schönste und poetischste Szene des Stückes — Frau Sara Levin ihren Gatten zugunsten der Tochter bearbeitet. Dann die Einführung des blonden Bräutigams in die Familie und das Verhalten

der unterschiedlichen Brüder Esthers, — alles sehr klug beobachtet und mit viel Liebe und Geschick gestaltet. — Aber dam kommt die grosse Pause, und danach der dritte und vierte Akt. Jetzt soll die dramatische Handlung losgehen, und jetzt wird's Kientopp. Die Verlobungsfeier im Hause des Staatsrats Hermimg, die Auseinandersetzung über die kirchliche Trauung, über die Religionszugehörigkeit der eventuellen Kinder — und daraus entsteht dann der Krach. Der alte Zorn überkommt die Väter wieder. Herr Levin donnert dem Feinde ein „Schuft!" entgegen, das auch von Bataille sein könnte, und Verlasst in grosser Pose mit seiner Frau das Haus Hermings. Esther hört die Stimme des Blutes und die Zusammengehörigkeit mit ihresgleichen und löst Knall und Fall die Verlobung. Aber der Edelmut des jungen Herming führt alles noch zum glücklichen Ende. Er sieht ein, wie recht die Gegenpartei hat und liebt Esther von Stund an nur umso heisser. — Schade drum. In dem Augenblick, wo Nathansen sich besinnt, dass es nicht bis zum Schiusa mit Milieuschilderung abgehen kann, verlässt ihn jeder Geschmack und jede Psychologie. Da Vater Levin schon die Ehe seiner Tochter mit einem Christen und noch dazu mit dem Sonn seines antisemitischen Feindes zugegeben hat, leuchtet die Verzweiflung darüber, dass seine Enkel getauft werden sollen, nicht mehr ein Der rührselige Ausgang verdirbt dann auch noch den immerhin möglichen dramatischen Schluss, dass auf beiden Seiten die Einsicht aufgebt: Der seelischen Hemmnisse sind auf beiden Seiten zu viele — und die liebenden jungen Menschen müssen eben daran zerbrechen.

Die Aufführung war eine der befriedigendsten, die Direktor Stollberg seit langem zuwege gebracht hat. Dia Stimmung in der jüdischen Familie wurde ausgezeichnet getroffen, und die Darsteller standen alle am rechten Platz. Carl Friedrich Peppler gab dem alten Levin viel Wärme und glaubhaftes Leben, an seiner Seite die wundervolle Frau Gliimer entzückte wieder mit jedem Wort und mit jeder Geste, und besonderer Erwähnung wert ist aussserdem Frau Fritzi Schaffer, in der die Esther ganz vorzüglich verkörpert war. Hier liegen wohl die besten Möglichkeiten dieser Schauspielerin: in der Gestaltung herber trotziger Mädchencharaktere. Ich erinnere mich, schon mehrfach in ähnlichen Rollen jene leichte Verbissenheit malträtierter Gemüter sehr ausdrucksvoll von ihr dargestellt gesehen zu haben. — So in Halbes „Mutter Erde", — doch kaum je bat mir Frau Schaffer besser gefallen als in Nathansens Schauspiel[1])

[1]) Platzmangel zwingt mich, mein Urteil über die letzten Premieren des Residenztheaters „Magdalena" und „Belinde" einen Monat zurückzustellen.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Sehr luxuriös ist nun, dass sich nicht nur über der Breitseite des Tisches, sondern auch über seinen beiden Schmalseiten je ein Fenster bis zur Decke erhebt, so zwar, dass die Seitenfenster noch etwas schmäler sind, als der Tisch. Meine Zelle liegt nämlich, wie der Inspektor mir schon verraten hatte, im Erker, und ich kann, wenn ich morgens über den Hof marschiere, um „frische Luft" zu mir zu nehmen, stolz erkennen, welches Fenster meine Zelle bezeichnet. Uebrigens sind die Scheiben meines Fensters auch nicht von Eisenstangen durchschnitten, sondern haben ein richtiges hölzernes Fensterkreuz, das sich zwar leider nicht öffnen lässt, aber doch immerhin ganz hübsch aussieht. Leider ist das Glas hier so wenig durchsichtig wie in Nr. 42. Nur eben angedeutet sieht man hinter den gerillten Scheiben des Breitfemsters wie der Seitenfenster ein festes eisernes Aussengitter. — Der Stuhl, auf dem ich sitze, hat eine Lehne, und alles übrige ist so beschaffen wie in Nr. 42 auch. Nur hängt am „Spind" ausser den übrigen Anweisungen noch ein „Alkohol-Merkgesteuert werden soll. Und das fromme Plakat, das jede Zelle schmückt, trägt hier auf der einen Seite die Inschrift: „Gott will, dass sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und bete. Hesekiel 33, 11a; auf der anderen Seite, die ich mir nach aussen gehängt habe: „Erkenne deine Missetat, das du wider den Herrn deinen Gott gesündigt hast. Jerem. 3, 13." Ich hege einigen Zweifel, ob schon einmal ein Sünder durch das wochenlange Betrachtendürfen solcher aus dem Zusammenhang gerissener Sätze von seiner Sündhaftigkeit kuriert worden sei. Will man schon erziehlich wirken, indem man wenig gebildeten Menschen Sprüche biblischer oder sonstiger Weisheit in die Gefängniszelle hängt, so sollte man doch zu allererst darauf achten, dass etwa das Wort „dass" nach „Erkenne" mit ss zu schreiben ist, und dass „deinen Gott" als nähere Definition zu „den Herrn" in Kommata gesetzt werden muss. Ich lebe der Ueberzeugung, dass ein orthographischer Fehler, der sich dem Gehirn eines minder differenzierten Menschen einprägt, mehr Schaden bewirken kann, als ein auswendig gelerntes Bibelwort Nutzen.

Mit diesem pädagogischen Bekenntnis will ich den Bericht über jenen denkwürdigen Mittwoch abschliessen, der im weiteren Verlaufe nichts Bemerkenswertes mehr bot, und die Feder bis morgen aus der Hand legen. Ein wenig nachgeholt habe ich heute jedenfalls und vielleicht kann ich in zwei, drei Tagen schon immer über das je-

weilig Aktuelle berichten. — Der heutige Sonntag ging leider dahin, ohne Aufschluss über den Verbleib meines Notizbuches zu bringen.

Montag, den 8. November 1909.

Beim Genuss der vortrefflichen Zigarren und gelockt von dem angenehmen hellen Licht, dem bequemen Stuhl (im Gefängnis ist schon ein einfacher Küchenstuhl so bequem wie im Salon ein Klubsessel) und dem grossen Tisch, hatte ich mich am Mittwoch noch an die Ausführung eines literarischen Essays gemacht, mit dem ich schon lange umgehe ... Es handelt sich um eine Charakteristik Frank Wedekinds als Schauspieler. Don ganzen Juli hindurch war Frank Wedekind Herr des Münchener Schauspielhauses und spielte nacheinander den Nikolo in „So ist das Leben", den Schön im „Erdgeist", den Hetmann in „Hidalla", den Gesanglehrer in „Musik", den Burridan in „Zensur", den „Marquis von Keith" und den „Kammersänger". Ich habe alle die Leistungen gesehen . . . und sehr starke Eindrücke empfangen, die niederzulegen mir viel Freude machen wird . . Weit kam ich allerdings nicht mit dem Artikel — nicht über die Einleitung hinaus. Denn die intensive Beschäftigung mit dem Buch des Dänen Madelung, der ich mich vorher hingegeben hatte, drängte nach Erledigung dieser Lektüre. „Jagd auf Tiere und Menschen" ist ein gutes, kräftiges Buch, von einem klugen Menschen geschrieben, der zugleich robuste und gepflegte Nerven und ein klares Auge hat. Madelung ist ein brillanter Schilderer der Gegenden, die er bereist, der Menschen, die er kennen lernt, der Zustände, die er antrifft. Störend wirkten auf mich die lyrischen Abschweifungen in manchen seiner Berichte, besonders in der Geschichte „Tops". Zwar findet Madelung immer gute dichterische Bilder, die im einzelnen genommen vor der strengsten Kritik bestehen, aber seine Lyrismen sind mir zu klug, zu literarisch, zu gewollt. Ich glaube es einfach diesem Kraftmenschen nicht, dass ihm etwa das Spiel der Sonnenstrahlen in abgefallenem Laub neben der Beobachtung, die schon sehr viel ist, noch Vergleiche abnötigt. Ich habe das Buch schon abgegeben und kann daher das, was ich meine, nicht an Beispielen belegen. Jedenfalls gilt es mir da am meisten, wo er einfach in festen Strichen zeichnet, was er sieht, beschreibt, was er weiss. Die schmncklosesten Kapitel des Buches sind die stärksten: „Terror" und „Progrom", — und daneben die Schilderung der Landstrasse und der Marsch nach Besowo im Eingang des Buches, das im ganzen als eine überaus wertvolle Quelle zum Studium russischer Volkheit und russischer

[1]) Mein Aufsatz „Der Schauspieler Wedekind" erschien erst im Anschluss an das Wedekind-Gastspiel im Jahre 1910 in der „Schaubühne". Ich benutzte ihn hier bei der Beurteilung des Gastspiels im Jahre 1911. (Vgl. „Kain" I, 5, S. 75.)

Zustände Beachtung verdient und technisch zweifellos einen Dichter verrät. (Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Gerhart Hauptmann. Es geziemt sich, des Mannes, der unter allen lebenden deutschen Dichtern mit seinen Werken die stärksten Wirkungen ausgeübt hat, an seinem fünfzigsten Geburtstage ehrend tu gedenken. Es wäre zum Glück verfrüht, den Dank für Gerhart Hauptmanns Schaffen in die Form einer literaturkritischen Uebersicht tu kleiden. Denn mit seinen jüngsten Werken „Die Ratten" und dem tiefen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint" hat Hauptmann sehr deutlich gezeigt, dass er noch lange kein abgeschlossenes Lebenswerk hinter sich hat, und dass wir seinen Geburtstag als Tag der Hoffnung auf weitere Köstlichkeiten feiern dürfen. Wer sich ein persönliches Fest aus dem Gedenktage machen will, der nehme sich Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" vor oder „Rose Bernd" oder „Michael Kramer" oder „Der Biberpelz" — und der ehrliche Glückwunsch für des Dichters Leben und langwährende Dichterkraft wird ihm von selbst aus dem Herzen steigen

Wenn der bayerische Löwe brüllt. Jede Stunde dieser aufgeregten Tage kann die Mobilisierung des Heeres bringen. Jeden Moment muss jede Familie bereit sein, Vater, Sohn, Bruder oder Freund zu entlassen und auf Leben oder Tod in den Krieg ziehen zu sehn. Zum Besten des Volkes natürlich. Aber das Volk hat keine Ahnung, wann sich das Schicksal und in welcher Form zu seinem Besten wenden wird. Das knobeln die europäischen Regierungen unter sich aus. Zwar fordern die Demokraten aller Schattierungen, dass in Fällen ernster Verwicklungen das Parlament einzuberufen und um seinen Rat zu befragen sei. Aber wer Augen hat und Ohren, weiss, dass das Volk in parlamentarisch regierten Ländern genau so wenig über seine intimsten Angelegenheiten erfährt, wie bei uns. Das bringt die Institution der Regierungen selbst mit sich, das System des Staats also, in dem es ganz gleichgültig ist, ob das Volk mit seiner eignen Initiative zugunsten eines erwählten oder zugunsten eines ernannten „Cabinets" abgedankt hat. — Das Volk aber verbringt diesseits und jenseits der Landesgrenzen die Zeit, in der seine Existenz auf dem Spiel unterschiedlich befähigter Diplomaten steht, mit Rätselraten. Es lauert auf Anzeichen, auf Symptome, auf Indiskretionen subalterner Eingeweihter und schnuppert in der Luft, ob er nicht am Geruch erraten kann, was für eine Suppe ihm in jenen Dunkelkammern gekocht wird.

Jetzt hat der bayerische Küchenchef auch mal mit seinem Löffel in der Terrine gerührt, und es sind Aufruhrblasen und Kriegsdünste aufgestiegen. Ausgerechnet jetzt, wo alle Welt in äusserster Spannung der Entwicklung der Ereignisse entgegensieht, glaubte das wahrhaft genial inspirierte Ministerium Hertling eine Lücke der Gesetzgebung mit der beschleunigten Einführung eines

Standrechtsgesetzes ausfüllen zu müssen. Ganz zum Schluss der Landtagssession und mit einer Eile, als ob der bayerische Löwe schon los sei. Die Zeitungen waren offenbar von oben her instruiert worden, dass sie aus der Geschichte keine Schreckensaktion machen sollten. Denn sie brachten die Nachricht, als ob sich's um eine Vorlage handle, die die Abänderung der blanken Knöpfe an den Uniformen der Parlamentsdiener beträfe. Ist es aber wahr, was die offiziösen Herren versichern, dass dies Gesetz gar keinen Zusammenhang mit der gegenwärtigen politischen Situation habe, dann muss ihnen doch gesagt werden, dass der Zeitpunkt, den sie zu seiner Einbringung gewählt haben, mal wieder die ganze Tiefe bayerischer Regierungsweisheit verrät. Die Nervosität der Bevölkerung in diesem Augenblick dermassen ungeschickt zu steigern, heisst doch gradezu, einem schlaflosen Neurastheniker Wanzen in' Bett stecken.

Das Gesetz selbst? Ein freundliches Gemälde: wie wir leben werden, wenn die Barone Hertling und v. A Heydte Diktatoren sind. Ein Sachverständiger hat mir neulich vorgerechnet, dass die Füsilierung eines Delinquenten etwa 60 Pfennige an Patronen kostet. Da das Gesetz der christlichsten aller Regierungen die à tempo zu vollstreckende Todesstrafe weitaus häufiger vorsieht als das im übrigen Deutschland geltende Standrecht, wird sich bei Ausbruch einer Revolution oder eines Kriegs Bayern wenigstens einer sparsamen Justiz rühmen dürfen.

Lieb Vaterland. Die höchste Tugend eines edlen Mannes ist bekanntlich die Vaterlandsliebe. Wie weit das Vaterland zu lieben ist, ergibt sich ohne Schwierigkeit aus einem Blick auf die politische Landkarte. Seit der Einigung des Deutschen Reichs hat der Mecklenburger das Schwabenland, der Schlesier Schleswig-Holstein, der Sachse Ostpreussen und der Niederbayer Hinterpommern als sein Vaterland inbrünstig zu lieben. Bei Grenzverschiebungen weiss der Patriot, was er zu tun hat: er wird sogleich seine Vaterlandsliebe den neuen politischen Verhältnissen loyal anpassen. Sollte einmal wieder ein Napoleon ins Land kommen und das halbe Deutschland seinem Reiche beifügen, dann ist es ein billiges Verlangen, wenn die deutschen Patrioten nunmehr aufgefordert werden, ihre Vaterlandsliebe fortab nach Frankreich zu dirigieren. Das muss doch eine Kleinigkit sein, und wems schwer fällt, dem wird schon nachgeholfen werden. Haben wir Deutschen nicht selbst gezeigt, wie rnan nachhilft? Wo gäbe es in Elsass-Lothringen noch Leute, die Frankreich als ihr Vaterland liebten? Nord-Schleswig weiss kaum mehr, wo Dänemark liegt, und die Polen gar haben sich in feiner Weise den Preussen assimiliert, dass sie ihren Besitz an Grund und Boden nur noch an deutsche Ansiedler verkaufen. Die preussische Regierung kommt ihnen dabei erdenklich weit entgegen. Fällt es einem Polen garzu schwer, sich von seinem Besitz zu trennen, dann greift wohltätig das Gesetz ein, und der Staat führt mit väterlicher Hand das Grundstück in das Eigentum eines preussischen Eingeborenen über. Viermal ist die Operation nun vollzogen (einmal bei einer polnischen Witwe) und die preussische Vaterlandsliebe ist den Enteigneten dadurch schon soweit in Leib und Seele eingedrungen, dass sie ihnen nachgerade aus allen Poren schwitzt. Ihre polnische

Sprache, ihre Sitten und ihre Kultur wird man ihnen mit Gottes Hilfe auch bald abgewöhnt haben. Auf diese Weise sorgt Preussen auf das Zuverlässigste für eine zufriedene und wahrhaft glückliche und patriotische Bevölkerung in jenen Grenzländern, der jedes revolutionäre Trachten naturgemäss für alle Zeiten weltenfern bleibern muss. Wo heutuztage ein paar Polen sich noch auf ihrem ehemaligen Boden zusammenfinden, singen sie, wie ich erfahre, mit treudeutscher Begeisterung das Lied: Das Vaterland muss grösser seinl

---

Schlechte Manieren. In einer norddeutschen Provinzzeitung entäussert sich ein anonymer Schmock eines schmalzigen Följetongs über den Künstlerstammtisch in einem Münchener Weinlokal. Der norddeutsche Provinzonkel erfährt daraus, dass sich manche Leute, deren Namen er schon mal gelesen hat. manchmal zu einem Glase Wein zusammenfinden, und dass man den Abfasser des Följetongs aus diesem Kreise nicht hinausgeschmissen hat. Schmöckchen stolpert über eine Unbequemlichkeit. Zu der Stammtischrunde gehört ein Mensch, der die Schmöcke gern Schmöcke nennt, und der den Provinzonkeln in Nord und Süd deshalb von allen Schmücken gern in der Aufmachung einer missratenen Kreatur serviert wird. Nachdem sich Herr Inkognito mit allen Berühmtheiten des Tisches aufs Leutseligste angebiedert hat, rückt er mit dem Geständnis heraus, dass an dem Tisch auch der ,,Edelanarchist" Erich Mühsam verkehrt. (Falls Schmöckchen diese Zeilen lesen sollte, sei ihm mitgeteilt, dass ich die Gepflogenheiten der Leute, die ihre Begegnungen mit Anarchisten dadurch beschönigen wollen, dass sie uns mit einer schmockigen Vorsilbe versehen und in Anführungsstriche setzen, hier schon mehrfach als trottelhafte Unverschämtheit gekenn, zeichnet habe.) Wenn auch blos "Edelanarchist", — der Provinzonkel könnte doch Anstoss an Schmocks Verkehr mit solchem Kerl nehmen, der deshalb beschimpft sei. Das Följetong stellt also fest, dass ich einen wilden Bart und schlechte Manieren habe. Dass Schmöckchen meine Witze erträglicher als meine Ansichten findet, will ich ihm zugute halten. Das Gehirn fast aller Säugetiere ist so eingerichtet, dass es nur auf das reagiert, was es allenfalls zu begreifen vermag. — Bleiben meine schlechten Manieren. Obgleich ich mir nicht bewusst bin, je mit dem Messer in den Zähnen gestochert oder meine Beine auf den Esstisch gelegt zu haben, bin ich natürlich nicht zur Beurteilung meines eignen Benehmens kompetent. Aber was für ein Zeugnis stellt das Männchen mit dem wahrscheinlich prächtig frisierten Bart all den berühmten Männern aus, mit denen es eben noch so herzlich befreundet war. Es beschuldigt sie vor allen Provinzonkeln, dass sie den Verkehr mit einem Menschen nicht abbrechen, der sich bei Tisch unmanierlich aufführt. Es ist zu hoffen, dass wenigstens Herr Inkognito in Zukunft den Verkehr mit so wenig empfindlichen Menschen meiden wird.

Wir aber haben aus dem Följetong gelernt, was gute Manieren sind: sich in den privaten Kreis von Leuten, die sich gegenseitig etwas zu sagen wissen, hineinzudrängen, sich mit freundlichem Händedruck deren Vertrauen bestätigen zu lassen, ihre Gespräche zu schinden und sich dann auf den Hintern zu setzen, um sie in ihrem privaten Tun den Provinzonkeln auszuliefern. Dass das anonym geschieht, und dass einer aus der Runde dabei verhöhnt und beschimpft wird, zeugt von geradezu herrschaftlichen Manieren. — Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

Jahrgang II. No. 9. Dezember 1912

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: „Franziska."

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang II. München,
No. 9. Dezember 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Heransgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Franziska.

Den Menschen unserer Tage ist die Fähigkeit abhanden gekommen, anzuerkennen, sich ergreifen, hinreissen, mitnehmen zu lassen von einer Welle freudiger Begeisterung, mit dem Mund jauchzend zu bejahen, wenn das Herz ja sagt. Eine Sucht, zu kritisieren, à tout prix sein Lob einzuschränken, um nur ja skeptischen Gemütern keinen Anlass zum Spott zu geben, ein ängstliches Suchen nach Schwächen im Starken, nach Flecken im Glanz zeichnet diese Zeit aus, die glaubt eminent kritisch zu sein und in Wahrheit eminent faul ist. Wir haben ja die grossen Werke aus dem Altertum, aus der Renaissance, aus der Goethezeit. Wir sind viel zu bequem geworden, den Werken unserer Zeitgenossen Werte beizumessen, die neue Einstellungen unseres Geistes bewirken müssten. Wir knieen gebeugt vor den alten Tafeln, um uns nicht blenden zu lassen vom Lichte, das aus jungen Himmeln bricht.

Reaktion und Revolution — die beiden Strömungen hat es zu allen Zeiten, auch im geistigen Leben gegeben. Erst in der jüngsten Gegenwart hat alle Revolution abge-

dankt, und die Angst vor der Blamage eines Fehlurteils ist an ihre Stelle getreten. Darin gleicht unsere Zeit der des jungen Deutschland, wo Börne, Gutzkow und Konsorten die goldnen Schalen der Romantik zertrümmerten, nachdrängendem schaffendem Geiste aber keine Gefässe zu bereiten wussten. Nur gärt heute viel mehr brodelnder Stoff im Geiste als damals. Aber er findet die gierigen Seelen nicht, die aufnehmen, feiern, sich berauschen mögen. Darum ist heutzutage der Künstler, der kein Epigone ist, ein Einsamer. Darum musste Stefan George in esoterische Zirkel flüchten, weil er sich nur dort sicher wusste vordem nörgelnden senilen Analysieren derer, die für Synthetisches kein Organ haben. Lest doch das herrliche „Zeitgedicht", mit dem George seinen „Siebenten Ring" eröffnet, und erkennt, wie auch er lieber Dichter eines Volkes sein möchte, als in weihrauchvollen Logen der Meister vom Stuhl.

Wo ist die Jugend geblieben, die noch vor zwanzig Jahren den Weg der Naturalisten mit jubelndem Zuruf säumte? Von den Studenten nicht zu reden, die, von Herweghs und Freiligraths Liedern getragen, ihr Blut für Bürgerideale aufs Pflaster gössen. Heute sitzen sie mit myopischem Blinzeln und verkniffenen Lippen in philologischen Seminaren und extrahieren aus strömenden Dichterworten grammatikalische Finessen. Was unserer Jugend fehlt und bitter nottut, ist das Pathos der Begeisterung!

Widerwillig und störrisch wie ein geprügelter Esel bequemt sich der Nachwuchs zur Anerkennung immer erst dann, wenn Jahre des Hohns und der Anfeindung ein Werk nicht umzubringen vermochten. Da dünkt man sich wer weiss wie vorgeschritten, wenn man einen Dichter vom Wuchse Frank Wedekinds heute nicht mehr bewitzelt und als literarische Kuriosität bewertet, sondern zugibt, dass „Frühlingserwachen", „Erdgeist", „Marquis von Keith", „Hidalla" immerhin bedeutsame Arbeiten sind. Wobei denn das bedauernde Achselzucken

nicht ausbleibt, dass es seitdem leider bergab ging mit Wedekinds Schaffen, und dass der Dichter sich zusehends mehr in einer verbohrten Sonderlingsmanier gefällt.

Was für Urteile habe ich nicht über sein neuestes Werk gehört: über das „moderne Mysterium" Franziska! Von Leuten, die nicht immer Dummheiten reden, von Leuten, die — hier will ich einmal prophezeien — in zehn Jahren vor Wedekinds künftigen Schöpfungen ausrufen werden: Ja, als er die Franziska schrieb, da war er noch ein ganz anderer, ein grosser Kerl! Konstruiert und unlebendig soll das Drama sein, hergesucht und obendrein unverständlich. Für die Bühnenaufführung aber in jeder Hinsicht ganz unmöglich.

Lasst's euch Wohlsein bei eurer Kritik, die ihr die Nachhut betreut und lächelt weiterhin über die Schwärmer, die vorne sprengen. Diesmal werden sie euch den Gefallen nicht tun, vom Gaul zu fallen!

Wir sind allzumal fehlende Menschen und irren ist das Recht dessen, der die Wahrheit sucht. Schwierig ist es, die Spreu Vom Weizen zu trennen, solange das Korn noch nicht in der Scheune ist. Ich bilde mir gewiss nicht ein, bei jedem Urteil das Rechte zu finden. Aber wenn ich je frei war von Zweifeln, wenn ich je wusste, dass meine Gefühl wahr entscheidet, so ist es jetzt, da ich mich auszusprechen getraue: Wedekinds „Franziska" ist ein geniales, in Erleben und Leidenschaft geglühtes Werk, das als Dokument unserer Tage die Zeiten überdauern wird und den Dichter aufs Postament der Unsterblichkeit erhebt.

Nun lacht über mich, ihr, die ihr zu dürftig seid, Grosses zu erfassen, ihr Kritiker, die ihr nicht wagt, unkritisch zu sein, ihr Stürmer und Dränger mit Vorbehalt, ihr Wetterfesten unterm Regenschirm!

Ja, ihr habt recht, grinsende Freunde, dass ihr mir Inkonsequenz vorwerft, da ihr mich haltlos begeistert seht vor einem Mysterium, und mir vorhaltet, was ich hier erst vor einem Monat schrieb: „Wir sind mit My-

sterien nachgerade überfüttert . . . Wir haben genug. Wir danken bestens. Wir wollen im Theater Dramen sehen, keine Allegorieen." Aber ich zitiere weiter was ich schrieb: „Ein Drama charakterisiert sich dadurch, dass in ihm Typisches am Einzelfall dargestellt wird. Die . . . Personifizierung des Typus ist undramatisch und darüber hinaus unkünstlerisch."

Auf diese Sätze stütze ich mich, wenn ich sage: „Franziska" erfüllt die höchste Forderung, die an ein Drama zu stellen ist. Denn hier wird am einzelnen Individuum ein ewiger Typus aufgezeigt, dessen Schicksal sich aus der Sehnsucht nach seiner äussersten Vollkommenheit und den Reibungen am Treibriemen der realen Geschehnisse zusammenfügt. Die Bezeichnung als „modernes Mysterium" rechtfertigt sich durch die unter- und überirdischen Beziehungen der Heldin zu ihrer Umwelt, durch ihre eigene Wesensmischung aus Künstlermenschen, Weib und Abenteuererin und der Wesensmischung ihres Gegenspielers aus Dämon und Hochstapler.

Die Faustsehnsucht nach Erlösung der Seele aus den Beschränkungen des Alltags, auf ein nach Lebensgenuss und Freiheit durstendes Weib unserer Tage bezogen, — das ist das gewaltige Problem der Dichtung. Wedekind zieht bewusst und nachdrücklich die Parallele zwischen Franziska und Faust, indem er in der äusseren Handlung sehr witzig, dabei aber bewundernswert unabhängig Vorgänge des Goetheschen Faust-Dramas parodiert. Erstaunlich ist die Folgerichtigkeit, mit der er dabei keinen entfernten Vergleich zwischen Franziska und Gretchen aufkommen lässt und in dem schönen sinnlichen Mädchen stets nur den ehrgeizigen Faustgedanken zum Herrn der Entschlüsse macht, und fast erstaunlicher noch, dass Franziska in allem Auf und Nieder der Erlebnisse und Erregungen nichts von ihrer weiblichen Anmut und Echtheit verliert, selbst da nicht, wo sie Mann und sogar Ehemann zu spielen hat. In dem Werk, das überreich ist an grotesken Einzelheiten, aktuellen Anspielungen und

abenteuerlichen Situationen, bleibt Franziska in allen Stadien eine durchaus poetische Gestalt.

Das unselige Beispiel der Eltern hat ihr in jungen Jahren die Sehnsucht nach Glück und Liebe geweckt. Dann kam der erste Geliebte und mit ihm, dem braven Durchschnittsmenschen, die Neugier aufs Leben. Sein Werben um ihre dauernde Liebe lehnt sie mit den rührenden Worten ab: „Aber ich möchte doch gern erfahren, wer ich denn eigentlich bin. Wenn wir uns heute heiraten, dann erfahre ich in den nächsten zehn Jahren nur, wer du bist" Dr. Hofmiller: „Und wer unsere Kinder sind." Franziska: „Und ich selber bleibe mir ewig fremd."

Und jetzt tritt Veit Kunz in ihr Leben, wie Mephisto ein Deus ex machina. Wie Mephisto mit Faust, schliesst er mit ihr einen Pakt, worin er sich verpflichtet, sie zwei Jahre hindurch das Leben eines Mannes führen zu lassen "mit aller Genussfähigkeit, aller Bewegungsfreiheit des Mannes.". Dafür soll sie nacher seine Sklavin, seine Leibeigene sein. Das schreckt sie nicht, auch nicht, dass Veit Kunz sie auf das Naturgesetz hinweist, das diesen Ausgang des Abenteuers mit Notwendigkeit verlangt. Franziska weiss sich selbst Naturgesetz und bindet den Mann, ohne sich selbst zu binden.

Poesievoll und von einem innerlichen Licht durchhellt bleibt die Figur dann während aller Wirrnisse, während aller Seltsamkeiten und geheimnisvollen Erfahrungen. Ihre graziöse Unbefangenheit verlässt sie nicht in der Weinstube Clara (dem reizenden Pendant zu Auerbachs Keller), in dem Berliner Huren- und Lebemann-Milieu, wo ein eifersüchtiger Liebhaber dem jungen Tenor vom Arme weg die kleine Mausi erschiesst. Poetisch umstrahlt steht sie als junger Ehemann da, wenn sie die törichte Gattin eifersüchtig macht, um ihr die Vernachlässigung durch den Gemahl als eigenes Verschulden begreiflich zu machen, und dann, als sie kaum einmal mit Veit Kunz allein ist, ihm vorhält: „Du versprachst mir hoch und teuer, ich solle ein Mann werden. Statt dessen

bin ich nun seit einem vollen Jahre nichts anderes als deine Geliebte" — und — ein Ehemann ! in anderen Umständen. — Sophie erfährt, dass sie mit einem Weibe verheiratet ist und erschiesst sich. In ihrer Seele rein und unschuldig geht Franziska ihren Weg weiter.

Nun ist sie mit ihrem Manager am Hofe des Herzogs von Rotenburg: Schwindlerin wie er Schwindler ist, aber keusch und unverdorben im Herzen. Als eine Spukgestalt aus der vierten Dimension erscheint sie vor dem Herzog und beantwortet alle seine Fragen nach den letzten Dingen mit Worten voll tiefer Schönheit, voll Wahrheits- und Menschenliebe. Wie sie dann mitwirkt an dem Märchenspiel des Herzogs, ist sie wieder Weib, spielt mit bekränztem Haare, in den Händen eine Schale mit Thränen haltend, sich selbst, die reine Unschuld, liebevoll und zärtlich zu der Schwester, die nackt dem Brunnen entsteigt und gefeit gegen den Drachen mit dem Schweine- und Hundekopf, der plump und roh gegen Wahrheit und Nacktheit anbellt.

Ein kurzes schönes Bild zeigt sie als liebendes Weib, Beseligt und ergeben liegt sie in den Armen des Lehrers und Geliebten. Aber sie bleibt sich treu, indem sie ihm nicht treu bleibt. Im Ankleideraum des Theaters der Fünftausend, wo Veit Kunzens neues Mysterium gespielt werden soll, verliebt sie sich in einen Klotz von Schauspieler und verlässt mit dem den Meister, gierig nach neuem Erleben, nach restloser Erfüllung ihres Schicksals.

„Wer immer strebend sich bemüht,
den werden wir erlösen —"

heisst es bei Goethe, und in Franziska bewährt sich das auf Faust gemünzte Wort. Sie findet ihre Erlösung in der Mutterschaft. Im Innersten frei von allen Schlacken ihres Lebensweges weist sie Veit Kunz und Ralf Breitenbach, dem Schauspieler, die nach Jahren, bankrott, ihr wieder vor Augen treten, die Tür und reicht die Hand einem jungen sehnsüchtigen Künstler, der sie um ihrer

Weibheit und um ihres Kindes willen liebt. Sie ist sich nicht mehr fremd, sie hat erfahren, wer sie ist, und so kann sie ihre Liebe und ihr Leben dem Menschen weihen, den sie geboren hat, dem kleinen Veitralf, dem sein neuer Vater den Wunsch auf den Weg gibt:

In dir mag ein Befreier wiederkehren.
Gedeihen wirst du, denn du bist geliebt.

Von sehr anderer Art als die moderne Heilige ist der Mann, unter dessen Führung Franziska die Strecke ihres Lebens ging, die ihr Schicksal zum Mysterium machte. Veit Kunz ist uns schon in allen Stücken Wedekinds begegnet. Er trägt Züge des Doktor Schön, der Lulus Weg bereitet und von ihrer Hand fällt, Züge des Königs Nikolo, der in seinem eigenen Lande den Hofnarren spielt, Züge auch des Karl Hetmann, der an der Grösse seines Ideals scheitert und hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Marquis von Keith, dem pläne-reichen Desperado und betrogenen Betrüger, der das Leben grinsend als Rutschbahn bewerten lernt.

Hier ist die Charakteristik, die Veit Kunz, nach Franziskas Flucht mit dem Strick um den Hals am Boden röchelnd, von sich selbst entwirft:

„Als welch ein Maulheld hab ich mich gebärdet:
Versicherungsbeamter, Sklavenhalter,
Gesangsmagister, Kuppler, Diplomat,
Hanswurst, Schrittsteller, Schauspielakrobat,
Marktschreier, Bräutigam noch in meinem Alter,
Erpesser, Heiratsschwindler, Bauernfänger,
Revolverjournalist und Bänkelsänger,
um jetzt im Ueberschwang von Hochgefühlen
als dümmster Narr den lieben Gott zu spielen!"

Was dieser vielseitige Lebenskünstler von seinem Wesen nicht zu wissen scheint, ist, dass er ausserdem noch ein vortrefflicher Philosoph, ein Sozialkritiker ersten Ranges und ein glühender Idealist ist. Die Sentenzen, die er fortwährend nebenher fallen lässt, Wedekindsche Sentenzen zur Frauenfrage, zur Kunst, zu den Staats- und

Gesetzesproblemen, zur Religion, Kirche, Freigeisterei und besonders wieder zu den Beziehungen der Geschlechter, enthalten die klügsten Erkenntnisse und die tiefste Sehnsucht nach besseren und reineren Lebensformen.

Es wäre müssiges Beginnen, seine und Franziskas Gestalt oder ihr Verhältnis zu einander symbolisch ausdeuten zu wollen. Die Erklärung, als ob es sich um die Stellung des Dichters zu seinem Werke handle, reicht zur Erfassung des poetischen Gehalts dieser titanischen Dichtung entfernt nicht aus. Dass es Wedekind um persönliches Bekennen zu tun ist, versteht sich für den, der sein Schaffen kennt, von selbst. Aber er greift hier viel weiter aus. Er setzt sich mit Fragen auseinander, die nicht mehr blos den Künstler, sondern die die Menschheit selbst in ihren ursprünglichsten Angelegenheiten betreffen. Man wird daher gut tun, das Werk nur soweit symbolistisch zu nehmen, wie der Dichter selbst Visionen und Metaphern in die Handlung einfügt, wobei darauf hingewiesen sei, dass alles, was an symbolischen und mysteriösen Dingen in dem Drama vorkommt, alsbald im Stücke selbst seine rationalistische Auflösung findet. Die Ehe Franziskas mit Sophie erscheint zunächst wie ein Wunder, das nur damit zu erklären wäre, dass das Mädchen durch überirdische Kräfte auch leiblich zum Manne gemacht wäre. Schliesslich erfährt man, dass eine eheliche Gemeinschaft nicht besteht, und dass die Eifersucht in Sophie geschürt wird, um sie in der Fiktion zu halten, sie werde durch ihr eigenes Verschulden von ihrem Manne vernachlässigt. Dass es Wedekind mit Franziskas Verkleidung und ihrer Lebensführung als Mann um eine symbolische Andeutung allgemeiner Menschheitsfragen zu tun ist, unterliegt gar keinem Zweifel. Aber man braucht keine künstlichen Erklärungen zu suchen, da er später Veit Kunz zum Herzog sagen lässt: "Frauengestalten von männlicher Strenge, Männergestalten von weiblicher Zartheit und Milde sind seit Anbeginn bis heute die vollkommenste Verkörperung des Welt-

friedens." Und auf seine Behauptung „der strenge Unter schied zwischen männlicher und weiblicher Kleidung ist in der ganzen Welt im Schwinden begriffen," erwidert der Herzog: „Es kommt doch nicht auf den Unterschied zwischen Kleidern, sondern auf den Unterschied zwischen Menschen an! Solange das junge Weib noch geduldig seinen Sklavenrock trägt, hat es gar kein Recht, sich über irgendwelche Zurücksetzung zu beklagen."

Am deutlichsten tritt die symbolische Absicht des Dichters in der Aufführung des vom Herzog verfassten Festspiels zutage. Aber auch da verursacht die Deutung keinerlei Schwierigkeiten. Denn da als szenisches Bild des Spieles Tizians „Irdische und himmlische Liebe" gestellt wird, ist die Bedeutung der bekleideten und der nackten Frauengestalt ohne weiteres klar. Der doppelköpfige Drache sagt selbst unzweideutig genug, als was er betrachtet sein will: als der muckerische pfäffische Geist, der alles Nackte und mithin alle Wahrheit perhorresziert. Der Herzog, der Dichter des Spiels, zieht als heiliger Georg gegen das Untier los, um also den Geist der Wahrheit und der Poesie über das Hundeschwein (den Schweinehund) siegen zu lassen.

Wie in diese Scene das reale Leben in all seiner grotesken Plumpheit in der Gestalt des Rotenburger Polizeipräsidenten eindringt, um die Fortsetzung der Aufführung zu verhindern, ist ein echt Wedekindscher Einfall von köstlicher Wirkung. Es ist etwas absolut Neues in der Dramatik, dass das Satyrspiel nicht, wie bei den alten Griechen, der Tragödie folgt, sondern mitten hineinspielt und, überaus lebenswahr, den Kontrast zwischen Poesie und Wirklichkeit vor Augen führt.

Noch wilder ist das Durcheinander von Dichtung und Leben in der Szene hinter den Kulissen des Theaters der Fünftausend. Während der Zuschauer miterlebt, wie Franziska sich von Veit Kunz abwendet und ihre Liebe wild, unbesonnen, nur noch Rausch und Sinnlichkeit, dem ordinären Simson-Darsteller Ralf Breitenbach anbietet,

erfährt er zugleich den ganzen Inhalt des Mysteriums von Veit Kunz, das vorne im Zirkus gespielt wird. Durch dieses Mysterium wird die Erinnerung an Goethes Faust wieder lebhaft geweckt, insofern, als hier offenbar eine groteske Parodie auf den zweiten Teil der Tragödie erdacht ist. Namen aus der jüdischen und griechischen Mythologie schwirren durcheinander: Simson, Perseus, Sokrates, Aristoteles, Piaton, Helena, Adam, Noah und die drei Erzväter. Aber auch hier ist ein Kopfzerbrechen über die Absichten des Dichters überflüssig. Veit Kunz klärt alles selbst auf: „Mir kam es natürlich nur darauf an, bevor die Gottheit über Satan triumphiert, das stumpfsinnig spiessbürgerliche Alltagstreiben zu schildern, in dem sich die Bewohner der Hölle seit Jahrhunderten mit ihren Qualen zurechtgefunden haben." Und dem Journalisten Fahrstuhl diktiert er: „Die Gottheit verbringt einen Abend, einen Tag und einen Morgen in der Unterwelt, um die Geisteshelden der Vergangenheit von dem ihnen drohenden Fluch des Totgeschwiegenwerdens zu befreien." Zitate und ganze Dialoge (in sehr schönen Versen) werden aus dem Mysterium mitgeteilt, Frauenchöre in komischer Ordnung vom Regisseur über die Szene geführt (eine Verulkung der modernen Theaterspielerei mit Massenverwendung), und dann plötzlich der Ausbruch hysterischer Ekstasen bei Franziska und den Chormädchen. Franziska tanzt mit Breitenbach hinaus — und Veit Kunz steht verlassen da, von der höchsten Staffel seines Glücks in Kunst und Liebe herabgestürzt. Er reisst den Strick von dem Büssergewand und schnürt sich damit den Hals zu. So findet ihn der alte Baron Hohenkemnath, Franziskas erster Freund, der seinen Tod kommen fühlt, und Franziska noch einmal sehen will. Er lässt die Schlinge mit einem Sektöffner lösen, und die beiden Männer, die — jeder in seiner Art — dasselbe Weib lieben, der eine, der sterben muss, der andere, der sterben möchte, legen sich gegenseitig ihre Beichte ab. Diese Szene ist der dichterische Höhepunkt des Dramas: dieses unmittelbare Nebenein-

ander von schicksalsträchtigem Leben, rauschendem Theaterspiel und Selbstmord, eine Szene von unvergleichlicher Kühnheit der Konzeption und Kraft der Gestaltung. (Der Kritiker der „Münchner Neuesten Nachrichten" empfahl diese Szene dem Rotstift des Zensors.)

Vor allem Symbolhaften des Werkes abgesehen: in der Behandlung des dramatischen Problems selbst kommt Wedekind in „Franziska" zum ersten Mal zu einer klaren eindeutigen Stellung zu der Frau, die er propagiert. Im „Erdgeist" erfüllt sich ihm das Weib als Beherrscherin der Welt durch ihre Sinnenreize. Die höchste Vollkommenheit seines Wesens erreicht es im Erleiden des Lustmordes, („die Büchse der Pandora"). Dem Masochismus als Grundzug des weiblichen Sexualcharakters gibt Wedekind dann auch im „Totentanz" und am klarsten im „Schloss Wetterstein" die dichterische Verklärung. Bei Franziska hingegen erscheint das Moment des geschlechtlichen Leidenwollens nicht mehr als Gipfel ihrer weiblichen Wesenheit sondern als Ausgangspunkt. Zu ihrem ersten Liebhaber sagt sie: „Dein Zorn macht dich so begehrenswert. Wenn ich jetzt nur wüsste, was dich zu Tätlichkeiten bringt." Und auf Hofmillers Frage: „Wäre es dir wirklich eine Freude, wenn ich dich misshandelte?" „Du hättest jedenfalls nicht den leisesten Schrei zu fürchten." Eine ähnliche Empfindung kommt später noch einmal Breitenbach gegenüber in ihr auf, den sie liebt, weil sie von ihm Rohheiten erwartet. Aber ihre Erfüllung hat sie damit nicht erreicht, und wenn Veit Kunz es als ein Naturgesetz betrachtet hatte, dass Franziska ihm als willenlose Sklavin angehören müsste, nachdem er ihr zu einem Leben in männlicher Freiheit verholfen hat, so sieht er sich schwer getäuscht und muss erkennen, dass erst die Frau am Ende ihrer Bestimmung angelangt ist, die keinem anderen mehr als sich selbst zu eigen gehört, und die im Erlebnis der Mutterschaft ihr Liebeswerk vollendet.

„Franziska" ist im höheren Masse noch als alle früheren Werke Frank Wedekinds Weltanschauungsdrama. Die hohe Sittlichkeit seiner Einstellung zu Welt und Menschheit kommt hier in einer Schönheit und Eindringlichkeit zum Ausdruck, der sich nur entziehen kann, wem die Moral als eine staatliche und kirchliche Utilitätseinrichtung geheiligt ist. Es kann daher niemand wundernehmen, dass die Vitrioleuse der sozialdemokratischen „Münchner Post" Wedekind um seiner „Franziska" willen unflätig beschimpft, und jene Reinheiten, denen sie nicht gewachsen ist, als „Perversitäten" besudelt).

Wer ein solches Werk, das einen festen Schritt in menschliche Kultur hinein bedeutet, der sinnlichen Anschauung künstlerisch fühlender Zeitgenossen vermittelt, verdient — ehe ein kritisches Wort gesprochen werden darf — lauten Dank. Herr Direktor Dr. Robert hat in den Münchner Kammerspielen eine Aufführung der „Franziska" veranstaltet, die ihm zum bleibenden Verdienst angerechnet werden muss. Noch mehr: er hat, da der Polizeipräsident v. d. Heydte in seiner oft betätigten Abneigung gegen ehrliches Kulturwollen wieder einmal der Kunst Knüppel zwischen die Beine zu werfen versuchte, unabhängig von der Zensur eine geschlossene Vorstellung des ungestrichenen Werkes vor geladenem Publikum geleitet, die grossen Respektes wert war. Nicht, dass ich von der Regieleitung jede mögliche Befriedigung meiner Erwartungen erfahren hätte: es gab manche unlebendige Stellen, manche im Tempo verfehlte Szenen, manche Unvollkommenheiten in der Inszenierung und Rollenbesetzung. Aber das ist ganz unwesentlich im Vergleich zur Gesamtleistung, im Vergleich vor allem zu der grossen Liebe, mit der der Direktor am Werk war. Die Szenenbilder des Herrn Leo Pasetti waren fast überall mustergiltig, und auch den Schauspielern teilte sich die Schaffensfreude mit, die ihr Dirigent empfunden haben muss, und die wohl auch von der Persönlichkeit des mitwirkenden Dichters selbst ausging.

Die übliche oberflächliche Einschätzung Wedekinds als Schauspieler hat nach seiner Belebung des Veit Kunz jeden Halt verloren Da Wedekind nicht von Hause aus Schauspieler ist, muss er sich immer wieder als Dilettanten kritisiert hören. Im höchsten Sinne mag diese Bezeichnung ihr Recht haben: wenn man als Dilettanten einen Menschen verstehen will, der seine Kunst nur aus Liebe zur Sache ausübt ohne den Anspruch auf letzte technische Vollendung. Mir scheint aber jeder Vergleich Wedekinds mit Berufsschauspielern falsch. Bei ihm verschmilzt Subjekt und Objekt der Darstellung zu so vollkommener Einheit, dass, wer die Dichtung anerkennt, notwendig auch den Mann anerkennen muss, der mit beispielloser Ehrlichkeit auf offener Bühne sein Innerstes entblösst. Wer Wedekind spielen sieht, begreift die Worte, mit der er Gislind, die Geliebte des Herzogs und Darstellerin der himmlischen Liebe sterben lässt: „Gibt es ein höheres Glück — als auf offener Bühne — vor Zuschauern — nackt zu sterben?" Ich wüsste keinen Schauspieler, der das Problematische in Veit Kunzens Charakter, diese Mischung von Idealisten und Zyniker, von aktivem und reflektivem Menschen so faszinierend wiedergeben könnte, wie der Dichters selbst es tut. Wer noch behaupten mag, dass es ihm an Technik fehlt, der sei nur an den prachtvollen Vortrag des Donnerwetter-Liedes in der Weinstube Clara und an die zündende Kraft erinnert, mit der er den Prolog zu des Herzogs Festspiel sprach; an sein erstes Auftreten durch das Fenster, mit welcher überlegenen Selbstverständlichkeit er auf die Frage: „Wo kommen Sie her?" — Franziska zur Antwort gibt: „Von Berlin. Ich möchte Sie gern für ein künstlerisches Unternehmen gewinnen;" und endlich an den tiefen echten Jammer in dem Moment, wo ihm Franziska davonläuft und ihm die ganze Nichtigkeit seiner Existenz zum Bewusstsein kommt. Nein! Der Schauspieler Wedekind, wo er der Mensch Wedekind sein darf, ist dem Dichter Wedekind kongenial.

Die ungeheuer schwierige Aufgabe der Franziska hatte Frau Tilly Wedekind übernommen. Was dieser Frau an schauspielerischer Routine fehlt, ersetzt sie durch Eigenschaften, die ihre Gegenwart auf der Bühne immer erfreulich machen: durch hingebende Herzlichkeit, durch leidenschaftliches Einfühlen in ihre Aufgabe, durch taktvolle Zurückhaltung, wo ihre technischen Mittel nicht ausreichen, und durch den entzückenden Reiz ihrer Erscheinung. Anfangs schien es, als ob ihr zu der überragenden Bedeutung, zu der gesteigerten Weiblichkeit des jungen Mädchens alles fehlte. Aber sie wuchs mit ihrer Aufgabe, führte die Rolle des Mannes geschickt und glaubhaft durch (wobei ihr die schönsten schlanksten Beine wirksamste Hilfe leisteten), wusste in den weiteren Akten die schlichte Anmut ihres Wesens im Kontrast zu Veit Kunzens ironischer Kaltschnäuzigkeit vorteilhaft geltend zu machen, wodurch der poetische Gehalt der Figur schön unterstrichen wurde, und zeigte im letzten Akt in der Kontroverse mit Veit Kunz und Ralf Breitenbach edle Würde und als Mutter des kleinen Veitralf alle reine schöne Liebenswürdigkeit eines beglückten Weibes. Wahrscheinlich hätte eine geübtere Schauspielerin die Franziska nicht nur in der Idee, sondern auch in der Person zum Mittelpunkt des Dramas gemacht, den hier durchaus Wedekinds Veit Kunz einnahm. Aber ich glaube, dass dann das Zarte, Liebliche, eigentlich Weibliche der Gestalt zu kurz gekommen wäre, das durch Tilly Wedekinds zurückhaltende Art keinen Moment verloren ging.

Das bühnentechnisch wirksamste Bild bot die Weinstube Clara, obwohl diese Szene für den Verlauf der Handlung die unwichtigste ist. Sie spielt in dem Stück genau die gleiche Rolle, wie der Auftritt in Auerbachs Keller im Faust. Dichterisch ist die Szene ein Meisterstück der Milieuschilderung. Man fühlt sich durchaus in die Gesellschaft Berliner Huren versetzt. Auch schauspielerisch war dieses Bild von besonderem Reiz. Ganz brillant war vor allem Frl. Sidonie Lorm die frech

lebendig und in köstlicher Sektstimmung im Mittelpunkt der Szene sass, und mit ihrem Redefluss das Motte Tempo des Spiels aller dirigierte. Sehr kräftig wirkte auch Herr Spanier beim Vortrag des Schriftstellergedichtes („Mit ausgefransten Hosen").

Im übrigen wirkten die Schauspieler meist nur als Folie zu den beiden Hauptfiguren. Zu erwähnen ist nur noch Herr Schwaiger, der als Polizeipräsident ausserordentlich lobenswert, mit dem Zilynder in der Hand, in die romantische Aufführung des Festspiels eindrang und in Ton und Haltung den schneidigen Beamten ausgezeichnet traf, ohne dabei possenhaft zu karrikieren. Endlich muss noch von einer Episode gesprochen werden, die eine schlechtweg meisterhafte schauspielerische Leistung zeigte. Den alten Baron Hohenkemnath spielte Herr Carl Götz, der sich dabei von neuem als ein Charakterspieler allererster Gattung erwies. Wie er dasass, der alte, müde, vornehme Roue vor dem am Boden röchelnden Veit Kunz und seinem Diener mit vollendeter Ruhe anwies, den Strick am Halse des Mannes zu durchschneiden — das war glänzend. Man glaubte diesem Baron alles: seine bewegte Vergangenheit, seine Todesahnungen, seinen Logenplatz im Theater der Fünftausend, seine Altersliebe zu Franziska, die aus gepflegtem Blut und persönlicher Kultur gemischte Vornehmheit und das feine lächelnde Verständnis für die Lebensgier des Mädchens sowohl, wie für den Selbstmordsversuch ihres verlassenen Geliebten. Eine Prachtleistung.

Dass der Münchener Zensor dafür sorgte, dass das Eindringen des Polizeipräsidenten in die Welt der Kunst wieder einmal nicht auf die dichterische Phantasie Wedekinds beschränkt blieb, braucht kaum noch erzählt zu werden. Noch nach der Uraufführung wurden der öffentlichen Darstellung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg gelegt und der Dichter durch hunderterlei schikanöse Schulmeistereien bis aufs Blut gereizt. Der Nervenschock, den Frank Wedekind bei der letzten Ge-

neralprobe infolge der respektlosen Behandlung durch den Präsidenten v. d. Heydte angsichts des berühmten Zensurbeirats erlitt, muss als Zeichen unseres Kulturstandes gebucht werden. Derselbe Mann, der an allen Ecken Schutzleute aufstellt, um hungernde Menschen beim Betteln abzufassen, der wie ein Kindermädchen darüber wachen lässt, dass alle Leute pünktlich aus den Cafehäusern hinausgejagt werden, der Photographieen und Fingerabdrücke von Personen sammelt, deren Gesinnung nicht staatszuverlässig erscheint, derselbe Mann ist die höchste Instanz in Kunstdingen. Er hat das Recht, einen Dichter vom Range Frank Wedekinds wie einen Hausburschen zurechtzuweisen und mit seinem Zensurstift in Kunstwerken herumzustreichen, dass ein Mensch, der noch Scham vor den Nachfahren kennt, bis an die Haarwurzeln erröten muss.

Es ist Sache der jungen Leute, gegen solche Dinge zu protestieren. An die Studenten und jungen Künstler richte ich die Frage: Wollt ihr die Verantwortung tragen für die dauernde Einbürgerung derartiger Zustände? Wenn ihr Männer seid — soll dann immer noch der Polizeisäbel als Schulbakel über der Kunst drohen? Ihr seid berufen, gegen Polizei und Verpfaffung den Geist ins Feld zu stellen. Könnt ihr das nicht, dann seid ihr nicht wert, dass in euren Tagen Werke geschaffen werden wie Wedekinds Franziska!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, Manchen, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1a. Tel.2355

Vom

Gedichtbande

„Der Krater"

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Jahrgang I. No. 10. Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: **Das Weltparlament. — Trauerfeier. — Bemerkungen. —** Peter Krapotkin. — Pole Poppenspäler. — Auf dem Dache sitzt ein Greis.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Die Schaubühne

Herausgeber:

Siegfried Jacobsohn.

Stimmen der Presse:

Die Zukunft. Die Schaubühne ist de beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten, redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus.

Dresdener Anzeiger. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüsst wurde, muss nachdrücklich betont werden, dass wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der Schaubühne an Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. In jahrelagner aufmerksamer Prüfung hat sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringlichen Kritik wird die Schaubühne mit Genuss und reichlichem Nutzen lesen.

Hannoverscher Courier. Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eins eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten, es sind nämlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

Mannheimer Generalanzeiger: Die Schaubühne ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat.

Neue Züricher Zeitung. Die Schaubühne ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt.

Leipziger Tageblatt. Die Schaubühne verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater- und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich M. 12.—, Einzelnummer 40 Pfg.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko.

Verlag der Schaubühne CHARLOTTENBURG ∴ Dernburgstrasse 25. ∴

Jahrgang II
No. 10.

München,
Januar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Das Weltparlament.

Während in allen Häusern die Lichter am Weihnachtsbaume glänzten und die Armen und Reichen das schöne Fest des „Friedens auf Erden" feierten, setzten sieh in London die Vertreter der annoch im Kriegszustande befindlichen und in einem „Waffenstillstand" nach Atem ringenden Balkanstaaten zusammen, um die Bedingungen festzustellen, unter denen den armen blutenden Völkern endlich Ruhe werden könne. Wer noch ein menchliches Herz im Leibe hat, hofft inbrünstig, daß das ekle Feilschen um Geld und Land endlich aufhören und dem scheußlichen Morden so oder so ein Ziel gesteckt werden möge. Aber noch sind die Advokaten der streitenden Parteien nicht einig, und jeder Tag zeigt von neuem die Gefahr, daß die Herren Diplomaten zu keiner Erledigung ihrer Mission kommen und neue Katakomben an jungen, kräftigen, zeugungsfähigen Menschen der Raubgier der Staaten geopfert werden. Auch die entsetzliche Möglichkeit eines europäischen Krieges ist noch nicht aus der Welt geschafft, und wenn Oesterreich und Rußland sich im Moment

einigermaßen beruhigt zu haben scheinen, so bleibt doch immer noch der Verdacht bestehen, daß ihre Diplomaten nur den Beginn einer für Kriegstrapazen geeigneten Jahreszeit abwarten wollen, um dann doch das Blut der Gesündesten für höchst zweifelhafte Staatsnützlichkeiten zu verspritzen. Daß die letzten Wochen noch nicht zu einem Losmarschieren der mobilisierten österreichischen Armeekorps geführt haben, scheint in einer Anwandlung besserer Einsicht die deutsche Regierung verursacht zu haben, die wohl mit der Verneinung des casus foederis gedroht haben mag.

Scheint. Denn was hinter den verpolsterten Türen der diplomatischen Geheimkanzleien geredet und beschlossen wird, erfahren ja die nicht, über deren Hab und Gut, über deren Leben und Beschließen für ihr eigenes Geld verhandelt wird. Steuern zahlen, Maul halten und widerspruchslos gehorchen — das ist die Funktion der Staatsbürger, und wer diese Stellung urteilsfähiger Menschen unwürdig nennt, gilt als Verräter und verfällt der abgründigen Verachtung aller Patrioten.

Der Leutnantstandpunkt, als ob alle Grenzdörfer nur da wären, um im rechten Augenblick zusammengeschossen zu werden, weil ja doch die Vorübungen zu solchem Tun Lebensberuf der Leutnants ist, ist heute noch unter klugen Menschen diskutabel. Der einzige Einwand, den man heute noch unter gebildeten Personen gegen den Krieg gelten läßt, ist die Angst vor den Börsenkursen. Wer den Frieden predigt, weil der Krieg gemein, sinnlos, unmenschlich, jede Daseinswürde degradierend, verrohend und in jedem Betracht unsittlich ist, ist ein schwärmender Narr oder ein von allem nationalen Stolz verlassener Schweinehund.

Das Odium muß ertragen werden. Es läßt sich ertragen für den, dessen Kulturbewußtsein die Kriegs-

begeisterung und Kriegsbereitschaft als eine atavistische Konvention erkannt hat, und der seinem Gefühl, das ihn das Leben der Menschen achten heißt, mehr traut als den Erfordernissen einer Staatsraison, die mit dem Blute hunderttausender junger Menschen gefüttert werden muß.

Eine Diskussion über die Berechtigung des Krieges ist unmöglich. Wir Friedensfreunde wissen, daß der Krieg so entsetzlich ist, daß er nicht mehr sein darf. Wer dieses Wissen nicht in sich hat, wird nie zu seiner Wahrheit bekehrt werden. Daher haben diejenigen recht, die uns schwärmende Narren heißen. Denn wir sind noch die Minderheit, und verrückt ist bekanntlich nur, wer anders ist als die große Masse. Deshalb hätten wir Friedensfreunde unrecht, wollten wir, was uns gewiß oft naheliegt, die Kriegsenthusiasten blutrünstige Narren nennen.

Was wir aber können und wollen, ist, die erkannte Wahrheit mit aller Kraft des Herzens und mit allen Mitteln der Kultur in positives Wirken umsetzen. Jeder gangbare Weg, den Frieden zwischen den Völkern zu erhalten, muß von denen beschritten werden, die im Völkerfrieden die Grundbedingung zu menschenwürdigem Dasein überhaupt erkennen, und der Krieg gegen den Krieg muß mit derselben leidenschaftlichen Entschlossenheit geführt werden, die die Hüter kriegerischer Eigenschaften von ihren Kriegern verlangen.

Die Versuche, dem christlichen Friedensideal zu praktischer Geltung zu verhelfen, sind bisher wenig ergiebig ausgefallen. Den sichersten Nutzen haben bisher wohl die Schriften gestiftet, die den Krieg praktisch oder satirisch, kritisch oder religiös, überredend oder dichterisch ins Licht gerückt haben. Ich bin überzeugt, daß der Skeptizismus, der endlich gegen die Massengewalt als Rechtsmittel platzzugreifen scheint, wesentlich der Propaganda zu danken ist,

die Swift und Carlyle, Rousseau, Jean Paul und Tolstoy, und selbst auch Bertha v. Suttner und Paul Scheerbart *) durch ihre kriegsfeindlichen Schriften bewirkt haben. (Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht versäumen, die jüngst erschienene Gedicht-Anthologie „Krieg", herausgegeben von Franz Diederich, Dresden, zur Lektüre dringend zu empfehlen.)

Natürlich kann aber die Beeinflussung sensibler Gemüter durch das Wort allein nicht genügen, um einer in Jahrtausenden gepflegten Völkerpsychose positiven Abbruch zu tun. Wobei es doch wieder an der Zeit scheint, die nachgerade in Tausenden fühlbare Stimmung gegen den Krieg in Handlung umzusetzen. Und auch darüber kann kein Zweifel sein, daß die zu ergreifenden Maßnahmen anders ausfallen müssen, als die kümmerlichen Kompromisse, mit denen bisher die kriegerischen Parteien selbst die Stimmen der Menschlichkeit zu beruhigen versucht haben.

Das ganze „Völkerrecht" mit seinen Einschränkungen der Mordmethoden ist eine aufgelegte Farce. Denn das Bestreben der Staaten, das Massenmorden mit möglichst „humanen" Mitteln auszuführen, zeigt nichts anderes als den Willen, das Kriegführen selbst für alle Ewigkeit die ultimo ratio der Völker bleiben zu lassen. Dem Soldaten aber dürfte es einigermaßen egal sein, ob er von einer Lanze oder Patrone durchlöchert stirbt, oder ob sein sterbender Leib von einem

*) Paul Scheerbart, der naive Phantast und Humorist, der seltsamste und doch einheitlichste unter den lebenden deutschen Dichtern, ist eben lünzig Jahre alt geworden. In seinen Werken nimmt der ganz unpathetische, aber tief erlebte Kampf gegen den Krieg einen breiten Raum ein Ich verweise besonders auf seinen schönen Mondroman „Die große Revolution". Ich mache die Baronin v. Suttner und Herrn Alfred H. Fried als deutsche Träger des Friedenspreises aus der Nobelstiftung eindringlichst auf diesen Mann aufmerksam, damit sie bei der hilflosen Suche nach einem wüidigen Preisempfänger, wie sie sich regelmäßig wiederholt, die Stockholmer Herren einmal auf diesen prächtigen und immer noch notleidenden Poeten hinweisen.

im Körper platzenden Dumdum-Geschoß auseinandergerissen "wird. Ebenso klar ist es, daß die von stets schlagbereiten Regierungen beschickten „Friedenskongresse" im Haag eher neuen Händeln den Weg bereiten als alten den Boden abgraben können.

Die einzige wirklich aussichtsvolle Agitation gegen den Krieg wird bis jetzt von den revolutionären Antimilitaristen betrieben, die in der richtigen Erkenntnis, daß Kriege nicht von Fürsten und Regierungen, sondern vom arbeitenden Volke geführt werden, ihr Wort direkt an die Leidtragenden richten. Die Arbeiter und Bauern jedes Landes sind in der Tat imstande, Kriege zu verhüten, wenn sie im Moment, wo das Unglück droht, ihre Arbeitskraft dem öffentlichen Leben entziehen, den allgemeinen Streik proklamieren und eine wirtschaftliche Krisis heraufbeschwören, die immer noch viel erträglicher ist als die Katastrophen mörderischer Schlachten und völliger Vernichtung des geregelten Austausches unter den Menschen, und die zugleich die Möglichkeit, zum Kriege vorzugehen, technisch unterbindet. Dieses Mittel der Kriegsverhinderung wird auf allen internationalen Sozialistenkongressen immer wieder von Engländern und Franzosen vorgeschlagen. Die ablehnende Haltung der deutschen Sozialdemokraten, die für ihre politische Position neben den andern Parteien fürchten, hat aber vorläufig eine Verständigung unter der internationalen Arbeiterschaft stets verhindert. Und daß das Mittel des gegen einen Krieg gerichteten Generalstreiks nur unter Mitwirkung der werktätigen Bevölkerung aller in Frage kommenden Nationen möglich ist, bedarf keiner näheren Begründung.

So stehen wir mit all unserem Friedenswillen heute noch machtlos und mit geschlossenen Augen und Händen den Ueberraschungen gegenüber, die unkontrollierte Diplomaten aushecken. Von heute auf

morgen können die Auswärtigen Aemter der Mächte untereinander Streit bekommen und ungezählte Menschen, die Wertvolles zu tun haben, werden für Angelegenheiten, die sie nicht im geringsten angehn, vor die Kanonenrohre postiert und selbst zum Hinmorden fremder, friedlicher und ihnen durchaus gleichgültiger Nebenmenschen gezwungen.

Die Erkenntnis dieser Tatsachen eröffnet nun eine neue Möglichkeit, Kriegen vorzubeugen.

Frank Wedekind hat in der Weihnachtsnummer des „Berliner Tageblatts" von einem Gespräch berichtet, daß im Dezember zwischen ihm und mir stattfand, und das die Begründung eines „Weltparlaments - Vereins" zur Folge hatte. Dies Gespräch schloß an einen Artikel des „Berliner Tageblatts" an, in dem der Satz stand: „Die Diplomatie muß ebenso repräsentativ werden wie andere Staatsressorts".

Worin wir — Wedekind als bedingter Bejaher, ich als unbedingter Verneiner staatlicher Notwendigkeiten — sogleich einig waren, war die Ueberzeugung, daß momentan die bedenklichste Gefahr der Völker in der Unkontrollierbarkeit derjenigen Personen begründet ist, denen die effektiven Machtmittel der Menschen anvertraut sind. Ob diese Leute von Fürsten ernannt oder von Volksvertretern erwählt sind — auch darin waren wir einig — macht keinen Unterschied. Das Beängstigende liegt vielmehr in der lichtscheuen Heimlichkeit, in der sie miteinander verkehren, und in der Möglichkeit, daß die Laune gernegroßer Händelsucher Leben und Wirtschaft großer, fleißiger Völker zugrunde richten kann.

Jeder einzelne mag sich zu den Einrichtungen der gegenwärtigen Dinge verhalten wie er will: ober die Auflösung aller Staaten in sozialistische Föderationen oder die Vereinigung aller Staaten in eine kontinentale Demokratie wünscht, — diese Einsicht

kann alle verbinden, die den Völkerfrieden als unbedingt nötig ansehen, um irgendeine Kultur zu fördern: daß unter allen Kämpfen der gegen die Friedensstörer der dringlichste ist.

Das Weltparlament, zu dem wir aufrufen, bezweckt die dauernde, öffentliche Beaufsichtigung der Diplomatie. Alle Faktoren, die das Verhältnis der Nationen zu einander bestimmen, sind von Natur aus öffentliche Angelegenheiten, und wären auch öffentliche Angelegenheiten, kämen nicht durch die Geheimniskrämerei der zünftigen Vermittler neue Faktoren fortgesetzt hinzu, die wie Zündschnüre in die Pulverfässer vorkommender Divergenzen und Mißverständnisse leiten. Haben wir erst in unserem Weltparlament einen in Permanenz erklärten Friedenskongreß geschaffen, der die verbindenden und trennenden Momente unter den Nationen in voller Oeffentlichkeit untersucht und in internationaler Beratung mit dem einzigen ausgesprochenen Ziel, unter allen Umständen den Frieden zwischen den Völkern zu wahren, in strittigen Fällen die Möglichkeiten einer Verständigung abwägt und finden muß, dann ist die höfische oder staatsparlamentarische Diplomatie unschädlich gemacht, ihre Ueberflüssigkeit wird nach und nach allgemein eingesehen werden, und die akute Kriegsgefahr, die durch ihr Wirken konstant besteht, verschwindet.

Vorerst soll der Weltparlamentsverein seine Aufgabe darin suchen, die Aufgaben der Diplomatie ohne besonderen Auftrag zu erfüllen: nämlich die wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Beziehungen der Nationen zueinander feststellen, in ihren Schwankungen öffentlich darlegen und die Grundlinien zur friedlichen Regelung diffiziler Differenzpunkte öffentlich fixieren. Persönliche Zänkereien und Gehässigkeiten, die bisher den Anlaß zu allen Kriegen gaben (es sei nur an den Fall Prohaska erinnert, der

von der österreichischen Regierung inszeniert wurde, um eventuell den Vorwand zum Kriege zu haben), gehen die Völker künftig nichts mehr an. Sachliche Streitigkeiten werden öffentlich verhandelt, und es wird sich zeigen, daß sie stets geschlichtet werden können.

Hat die freiwillige internationale Behörde erst einmal gezeigt, daß sie imstande ist, Gutes zu stiften, dann wird man daran denken können, aus dem Weltparlamentsverein ein wirkliches Weltparlament zu machen. Darin soll nicht abgestimmt und majorisiert, sondern beraten werden. Die Publizität dieser Beratungen soll die Völker in den Punkten beruhigen, in denen sie zu beunruhigen bislang Aufgabe und Zweck der geheimen Kabinette ist.

Statuten werden vorläufig nicht festgesetzt werden. Denn wir wollen verhindern, daß unser Verein zu früh auf bestimmte Aktionen verpflichtet wird. Wer Mitglied werden will, der soll mit Ratschlägen kommen. Melden sich genügend Männer und Frauen, dann werden wir daran denken können, bestimmte Anordnungen über die Art unserer Verständigung und über die Beschaffung von Geldmitteln zu treffen. Fürs erste brauchen wir nur Adressen und Vorschläge.

Ein kurzes Wort noch an meine alten Gesinnungsfreunde: Ich weiß, daß der Plan, mit dem ich hier hervortrete, nicht völlig in das revolutionäre Programm paßt, das sonst mein Schaffen bestimmt. Aber ich kann versichern, daß ich noch genau der bin, der ich immer war: genau so radikal, genau so feindlich gegen den Staat und seine Instrumente, genau so erpicht auf revolutionäres Tun für Sozialismus und Anarchie. Was der Weltparlamentverein will, ist nicht Ziel, sondern Weg. Wohin der Weg führt, werden die bestimmen, die seinen Kies feststampfen. Wohin er mich selbst führen wird, weiß

ich. — Mag er sich teilen! Mögen die, die anders wollen als ich, später eigne Pfade zu ihrem Ziel finden. Die Erfahrungen der letzten Zeit, die Angst großer Völker vor Krieg, Brand, Mord und allen Unmenschlichkeiten heißt zunächst uns alle vereint marschieren. Wir wollen den Frieden. Das ist die nächste schwere Aufgabe aller, die Menschliches wollen. Wissen wir, daß kein Diplomat und kein Staatsgezänk dem Frieden länger droht, dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Dann werden wir uns die Hände reiben und jeder wird im Anstreben dessen, was er für das Beste hält, in guten friedlichen Empfindungen gegen jeden andern sein besonderes Ziel verfolgen.

Trauerfeier.

Niemand wird erwartet haben, daß ein Personalwechsel in der Regentschaft des Königreichs Bayern mein anarchistisches Gemüt in heftige Schwingungen versetzen werde. Die Person des Fürsten, der das Land Bayern „verwest", bekümmert sich vermutlich genau so wenig um mich, wie ich mich um sie bekümmere. Was mich beim Tode des alten Herrn, der mit seinen 91 Jahren so freundlich aussah, daß ihm der enragierteste Antimonarchist gewiß nicht böse war, — was mich bei seinem Tode allein interessierte, war die Haltung des Publikums. Ich habe in jenen Tagen, wo die gesamte Presse von allgemeinem Schmerz und stiller Ergriffenheit der Bevölkerung berichtete, scharf beobachtet und gefunden, daß die Stimmung in München die eines gesteigerten Erlebens war. Die Leute liefen durcheinander, neugierig, schaubeflissen, mit gespitzten Ohren. Nicht die Person des verstorbenen Regenten beschäftigte sie, sondern die Frage: Was werden wir jetzt zu sehen bekommen? Wer wird zur Beisetzung kommen? Wo sollen wir uns aufstellen, daß uns nichts entgeht? Es war eine Gehobenheit unter den Menschen, die man dem festfrohen Charakter des Münchners gemäß und ohne dem Ernst der Veranlassung im geringsten frivol gegenüberzustehen, vielleicht am ehesten mit dem Wort Trauergaudi bezeichnen kann.

Die Trauerfeierlichkeiten wurden wie ein öffentliches Schauspiel erwartet, und dem naiven Verlangen des Volkes nach großartigem Gepränge ward von den Regisseuren des

Leichenbegängnisses ausgiebig Rechnung getragen. Als Theater-Kritiker fühle ich mich berechtigt und verpflichtet die Inszenierung der Feierlichkeit in den Bereich meiner urteilenden Tätigkeit zu ziehen, wobei ich hier selbstverständlich auf jede Polemik über die Beweggründe zu der Straßenaufführung verzichte. Daß es sich um einen Theaterakt handelte, geht schon daraus hervor, daß der Leichenzug nicht einfach von der Allerheiligen Hofkirche durch den Hofgarten und über den Odeonsplatz zur Theatiner Hofkirche ging — das ist ein Weg von vielleicht dreihundert Schritten —, sondern im großen Bogen vom Odeonsplatz durch die Ludwig-, Theresien-, Arcis- und Briennerstraße zum Odeonsplatz zurückgeleitet wurde. Bei der großen Bedeutung, die ich dem Theaterspiel für unsere ganze Kultur beimesse, erkenne ich auch an, daß diejenigen, die dynastische Empfindungen zu verbreiten wünschen, mit dem Arrangement eines solchen Schauaktes eine zwar primitive, vielleicht aber ganz wirksame Propaganda treiben.

Um nun mein Urteil über die Gesamtleistung der Aufführung kurz zusammenzufassen, so sage ich: Brillant in einzelnen Gruppen und Bildern, aber salopp und verworren in der Inszenierung des Ganzen. Vorzüglich war der Aufmarsch der Potentaten und Fürstlichkeiten. Voran der neue Regent zwischen den beiden vornehmsten Gästen (der deutsche Kaiser fiel durch besonders gute Haltung auf), dahinter in losem Zuge, der durch das Fehlen jeder erkünstelten Gruppenanordnung umso pomphafter wirkte, die deutschen Bundesfürsten und die Vertreter der ausländischen Machthaber — alle in großer Uniform. Besonders dekorativ wirkten unter ihnen die Engländer, prachtvoll gewachsene Menschen in brandroten goldbeschlagenen Mänteln. Recht eindrucksvoll gestaltete sich auch der Aufmarsch der Geistlichkeit. Die katholische Kirche hat es immer verstanden, glänzend zu repräsentieren, und die Aufmachung, in der die Erz-, Weih- oder was weiß ich für Bischöfe einzeln, jeder umringt von einem Stab nachgeordneter Gottesdiener, nacheinander aufmarschierten, wirkte sehr prunkvoll. Der Ordensmönche, deren Namen man sich am leichtesten an den gangbaren Schnapssorten merkt (Karmeliter, Benediktiner usw.) waren etwas zu viele. Da nachher Schutzmannschaft folgte — in unabsehbarem Zuge — hatte man die Empfindung, als ob es in München überhaupt nur Pfaffen und Schutzleute gäbe, was gewöhnlich doch nur als hübsche Hyperbel Gültigkeit hat.

Es wäre noch manche geschmackvolle Einzelheit aus dem Zuge zu nennen: die Deputation der Universitätsfakultäten und

der Kunstakademieen in ihren schönen Talaren (besonders die Senatoren der Berliner Akademie fielen durch die Pracht ihrer Gewänder auf) und vor allem auch der Leichenwagen selbst und die würdige Pracht seiner Einordnung im Zuge. Ob die schwarzverhangenen „Gugelmänner" in solchen Aufzügen aus dynastischen oder kirchlichen Gründen unentbehrlich sind, kann ich nicht entscheiden. Sicher ist nur, daß sie — und zwar nicht nur auf mich, sondern auch auf recht konservative Leute — komisch wirkten, und — ein peinlicher Eindruck bei einer Trauerparade — geradezu karnevalistisch anmuteten.

Habe ich nun anerkannt, was irgend anzuerkennen war, so kann ich doch nicht umhin, dem Regisseur (verantwortlich zeichnete der Oberhofzeremonienmeister Graf Moy) vom Standpunkte des Theaterexperten auch ernsthafte Vorhaltungen zu machen. Wer prächtige Aufzüge veranstaltet, darf sich nicht auf den prächtigen Anblick einzelner mitwirkender Personen oder Gruppen verlassen, sondern muß dafür sorgen, daß der Eindruck, der von diesen Mitwirkenden ausgeht, nicht durch endlose leere Stellen des Zuges verdorben wird. Ich spreche nicht von den Lücken des Zuges, die minutenlanges Warten auf Nachschub veranlaßten. Die kommen wohl mehr auf das Konto der Inspizienten als des Regisseurs. Aber, daß fast gar keine Musik im Zuge war, wurde allgemein bemängelt. An der Spitze eine Kapelle, und dann erst wieder ganz am Ende die Musik der Schweren Reiter — das ist denn doch zu wenig. Man hätte alle zehn Minuten eine Musikbande einreihen sollen, (das wäre auch schon um der Musiker willen zu wünschen gewesen, die durch die Landestrauer schwer geschädigt wurden), aber länger als eine Stunde bekam das Ohr garnichts geboten, und das Auge mußte sich die meiste Zeit am Aufmarsch der Schulen, Kriegervereine und Gevatterschaften unterhalten. Die leerste Stelle des ganzen Zuges bildete natürlich das bayerische Parlament, wenngleich das Mittrotten der gesamten Fraktion der republikanischen Sozialdemokraten, die unter ihren Zylindern noch spießiger aussahen als sonst schon, in die ernste Feier einen heiteren Einschlag brachte.

Zur Belebung des Bildes hätte Graf Moy die studentischen Verbindungen in Wichs antreten lassen sollen. Vielleicht wäre es auch hübsch gewesen, Abordnungen der verschiedenen bayerischen Provinzen in den Landestrachten zu sehen. Vor allem aber hätten — wie bei jedem Theaterstück — Striche gemacht werden müssen, lange schonungslose Striche. Den Schüler» hätte gewiß mehr daran gelegen, Spalier zu stehen, dann hätten sie wenigstens vieles von dem Aufzug gesehen, was ihnen

als Mitwirkenden sicher entging. Von den unendlichen Vereinen hätten kleine Deputationen vollauf genügt. Ferner hätte man die Kanonen und Trainwagen, glaubte man schon, sie im Trauerzuge nicht vermissen zu können, irgendwo in den Zug gelbst einordnen sollen, statt sie hintennach fahren zu lassen, zumal das Reiterregiment als Abschluß doch schon genügend militärisch wirkte. Fünfviertelstunden dauerte der Vorbeimarsch des Zuges. Um die Hälfte gekürzt und etwas geschickter gruppiert hätte er — bei genügender Musikbeteiligung — einen sehr schönen Eindruck hinterlassen können.

Da ich den Zug von einem Fenster aus beobachtete, kann ich über einzelne Episoden keine Mitteilungen machen. Es scheint ohne Störungen abgegangen zu sein. Auch erwies sich die Erwartung einiger Optimisten, der Ministerpräsident von Hertling werde an der Bahre seines Herrn Harakiri machen, als voreiliges Gerede.

Bot die Regieleistung des Grafen Moy zu vielen Einwänden Anlaß, so zeigte am nächsten Tage ein wirklicher Künstler, wie man schön und würdig eine Trauerfeier veranstaltet. Vor der Akademie der bildenden Künste fand eine Feier statt, die unter Leitung des Professors Emanuel v. Seidel in jeder Einzelheit hervorragend war. Da die Aufführung rücksichtsvoller Weise unmittelbar vor meinem Fenster vor sich ging, bin ich in der Lage auch darüber ein theaterkritisches Wort zu sagen.

Die Fassade des Neureutherschen Gebäudes mit ihren Rundbogen und Freitreppen eignet sich außerordentlih zur Bühne. Mächtige grünumwachsene Pfeiler und schwarze Katafalke waren aufgebaut, von denen aus Opferschalen freies Feuer zum Abendhimmel aufqualmte. Vor dem Eingang der Akademie stand ein großer Sarkophag. Aus den Ecktüren zu beiden Seiten des Vordergebäudes traten nun unter den Klängen der Beethovenschen Trauerserenade die fackeltragenden Künstler und gruppierten sich symmetrisch um die Estrade der Auffahrtsrundung. Als dann aus der Mitteltür weitere Fackelträger mit weißleuchtenden Magnesiumfackeln traten, setzte ein merkwürdiges, aber höchst eindrucksvolles Konzert von gedämpften Trommeln und Glockenläuten ein. Auge und Ohr wurden gleichmäßig beschäftigt und fanden jeden Moment genug zu tun. Eine kurze Rede des Professors Eugen v. Stieler störte den Eindruck nicht, da dei Redner von den Stufen vor dem Sarkophag so laut und deutlich sprach, daß auch in diesen Minuten keine tote Stelle entstand. Besonders wirksam war dann das Abtreten der Fackelträger, die einer nach dem andern mit gesenkten Fackeln hinter den dunklen Gebüschen vor der

Estrade verschwanden und dann in der Dunkelheit untertauchten.

Die ganze Feier dauerte eine knappe halbe Stunde und war eine Meisterleistung der Regiekunst. Ob allerdings derartigen modernen Kunstdarbietungen im Dienste höfischer Demonstrationen nicht etwas Anachronistisches und darum Unnatürliches innewohnt, das soll hier nicht näher untersucht werden.

Bemerkungen.

Peter Krapotkin. Am 9. Dezember ist der Fürst Peter Krapotkin siebzig Jahre alt geworden. Die Teilnahmslosigkeit, mit der die bourgeoise und sozialdemokratische Presse über diesen Tag hinweggegangen ist, wird dem tapferen Mann hundertfach aufgewogen sein durch die stürmische Art, in der alle revolutionären Blätter die Gelegenheit ergriffen, ihm Dank zu sagen und Glück zu wünschen. Wir, die wir gewöhnt sind, Menschen nicht nach ihrer Parteistellung und ebensowenig nach ihrer äußerlichen Gesellschaftszugehörigkeit, sondern nur nach ihrem persönlichen Wert einzuschätzen, verehren in Peter Krapotkin einen Rebellen in des Wortes schönster und reinster Bedeutung. Als Sproß der höchsten russischen Aristokratie wuchs er in der beschränktesten Umgebung auf, zwischen Lüge und Verstellung, nämlich als Hofpage des Zaren Alexander II. in dessen persönlicher Gefolgschaft. Er gehört zu den unendlich wenigen, denen die Seele in solchem Dasein nicht abfaulte, sondern die den Moder spürten und dagegen in ihrem Innern auftrotzten. Bei seinen Studienreisen als Geograph erkannte er mit offenem Blick die grauenvollen Verhältnisse bei den leibeigenen Bauern Rußlands. Als Offizier wurde er als Adjutant einem Gouverneur beigeordnet und lernte bei der Ausarbeitung gewisser Reformen im Gefängniswesen die ganze Unsinnigkeit der Strafen, und mithin der Regierungen und Staaten erkennen. Der persönliche Einblick in das Leben der Duchoborzen machte ihn gleichzeitig mit den Prinzipien des Sozialismus vertraut, und nach seinem Ausscheiden aus der Armee (1867) widmete er sich ganz seinen Studien und dem Ausbau seiner revolutionären Ideen. 1872 lernte er in der Schweiz die junge anarchistische Bewegung Bakuninschen Geistes kennen und bekannte sich seitdem als Anarchist. In der Heimat fand er Fühlung mit den Nihilisten, mit denen er an der revolutionären Aufklärung des Volkes arbeitete und die russische Revolution, deren erste Anfänge

nun hinter uns liegen, vorbereiten half. Er entging den Schergen nicht. Aber nach zweijähriger Untersuchungshaft gelang ihm die abenteuerliche Flucht aus der Peter-Pauls-Feste und er entkam nach England und ging von dort wieder in die Schweiz. Dort wies man ihn 1881 aus, und zwei Jahre später wurde er in Frankreich zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er drei absaß. Seitdem lebt er in England, treu seinen Idealen und unendlich fruchtbar in seiner Arbeit. Die Artikel, die er als Redakteur der ersten anarchistisch-kommunistischen Zeitschrift „La Revolte" (1878—83) veröffentlichte, liegen gedruckt in dem schönen Buch „Worte eines Rebellen" vor, dem der „Wohlstand für alle" („la conquéle du pain") folgte. Sein Hauptwerk ist „Die gegenseitige Hilfe", worin er seine Erfahrungen als Geograph, Zoologe und Soziologe zur Grundlage der Idee macht, die den Staat und die Gewalt entbehrlich und schädlich und die freie Gesellschaft einzig natürlich und gerecht weiß. In „Landwirtschaft, Industrie und Handwerk" wird der Nachweis erbracht, daß jedes Land bei vernünftiger Bewirtschaftung allen notwendigen Bedarf seiner Bewohner selbst produzieren kann, und als letztes Werk gab uns Krapotkin eine Geschichte der französischen Revolution, die den Hintergründen der gewaltigen Bewegung mehr als irgend ein früheres nachspürt, und zum ersten Mal denen gerecht wird, die an der Revolution den besten Anteil hatten: den Bauern und dem niederen Stadtvolk, den Sansculottes. —

Das Wundervolle an allen Schriften Krapotkins ist die seltene Mischung von ernstem, wissenschaftlichem Forschen und tiefer menschlicher Ergriffenheit. Was in der Wertschätzung dieser Zeitläufte leider sehr außer Kurs geraten ist was aber zur Erkenntnis der Dinge ewig das Wichtigste bleiben wird, das besitzt Peter Krapotkin in erstaunlichem Grade Weisheit und Wahrhaftigkeit.

Pole Poppenspäler. Münchens bestes Theater hat seinen Gründer und Leiter verloren. Ich war noch in dem allerliebsten Bau an der Blumenstraße, als Papa Schmid — schon über die Neunzig — zum letzten Male das Kasperle im Urfausl sprach: etwas zahnlos zwar und nicht in jedem Wort verstandlich, aber so herzlich beteiligt noch, so lebhaft und kräftig in seinem münchnerischen Dialekt, daß es eine reine, helle Freude war. — Die Kunst des Puppentheaters ist in den letzten Jahren wieder sehr in Uebung gekommen. Paul Brann leistet mit seiner modernen Marionetten-Biilmo Ausgezeichnetes. Das Bestreben, Puppen in künstlerischer Plastik herzu-

hier nur an die wundervollen graziösen Wachspuppen der Lotte Pritzel.) Ich glaube, daß an allen diesen Beweisen eines ausgebildeten Geschmacks Papa Schmid redlichen Anteil hat. Seine Figürchen waren bei aller Naivität der Ausführung vorzüglich charakterisiert, das Repertoire seines Theaters entsprach zugleich dem primitiv-kindlichen Verlangen eines wenig verwöhnten Publikums und dem raffinierten Geschmack künstlerisch sehr anspruchsvoller Menschen. In Papa Schmids Lebenswerk manifestiert sich das Bindeglied zwischen einer malten sehr wertvollen Kultur zu einer höchst verfeinerten, auf ganz sensible Nerven abgestimmten Kunst. — Pole Poppenspäler ist tot. Das Andenken des lieben Alten und sein künstlerisches Vermächtnis wird länger währen als sein reiches Leben gedauert hat.

Auf dem Dache sitzt ein Greis. Höchlich erstaunt und weidlich amüsiert beobachtet der unbefangene Skeptiker die Seltsamkeiten, mit denen die Hert- und Kümmerlinge an der bayerischen Staatsspritze die derzeit gültige Staatsidee wöchentlich siebenmal vor aller Welt blamieren. Gegen die Manöver, den Jesuiten den ihnen von nationalliberalen Angstmeiern in den Schlund geschobenen Knebel zu lockern, will ich nichts sagen. Die Polenpolitik in Preußen ist weitaus unappetitlicher, und wenn ich die Frage entscheiden soll: Preußen in Deutschland voran! oder Rom in Deutschland voran!? — dann drehe ich die Hand nicht um. Viel possierlicher waren denn doch die staatsrechtlichen Verrenkungen der Regierung und der Parteien, die Gnade Gottes, auf die allein sich noch der monarchische Gedanke stützt, den Zeitumständen entsprechend zu regulieren. Als der alte Regent noch nicht einmal im Sarge lag, erscholl das Horn der „M. N. N.", die vierzehn Tage vorher noch den Gedanken, es könne eine Verfassungsänderung geplant sein, als taktlos und unbegründet zurückgewiesen hatte: die Zeit sei gekommen, da dem unhaltbaren Zustande, in dem ein Geisteskranker das Land Bayern repräsentiert, ein Ziel gesetzt werden müsse. Und rings im Lande tuteten alle mit, die Liberalen und Bauernbündler, die Konservativen und die schwärzesten Klerikalen: Wir wollen in München wieder einen König ha'm! Einen König wolln wir ha'm! — Und alle Welt freute sich. Denn der bayerische Landtag sollte eine Vorlage kriegen und sollte darüber abstimmen, ob der Prinzregent Ludwig fortan von Gottes Gnaden König von Bayern sein dürfe, oder ob wie bisher Gerichtsurteile im Namen des kranken Königs Otto ergehen sollten. Wir hätten eine Krönung erlebt, Herolde wären durch die Straßen^ geritten, und es wäre sehr feierlich und prächtig hergegangen. Die liberalen Rückenmärker sagten kein Wort mehr davon, daß sie als Aequivalent eine neue Wahlkreiseinteilung haben wollten. Die „Münchner Post" aber (die ihren Nachruf auf den Regenten Luitpold mit der gemütlosen Ueberschrift „Regentschaftswechsel in Bayern" begonnen und mit einem schamhaften Palmwedel beschlossen hatte), orakelte so tiefsinnig, daß kein Mensch genau durchschauen konnte, ob ihr republikanisches Herz der Entthronung des Herrn in Fürstenried oder dem

status quo geneigter wäre. — Und dann folgte der Fanfare die Schamade. Das Zentrum betrachtete den Regentschaftseid von vorn und von hinten, erkannte: kein Geschäft zu machen — und die an Münchner Stammtischen abgeschlossenen Wetten entschieden sich zugunsten der Outsider. Die monarchische Idee aber hat wieder einmal beträchtlich an Ansehen gewonnen.

Die Fruchtbarkeit der bayerischen Regierungsweisheit machte allmählich die Existenz eines eigenen Organs zum unvermeidlichen Bedürfnis. Wer wollte auch alle Entgleisungen der Hertlingschen Lokomotive registrieren, wenn nicht ein übersichtlicher Schienenstrang die Orientierung erleichtert? Gott sei Dank, jetzt haben wir eine königlich bayerische Staatszeitung. Leider ist die Feststellung nicht zu umsehen, daß das Blatt im Verhältnis zu der Vernehmlichkeit der Geburtswehen reichlich fad ausgefallen ist. Nach dem Spektakel, mit dem der Wechselbalg zur Welt kam, hätte man wohl ein etwas originelleres Produkt erwarten dürfen. Die „Münchner Post" hatte vor der Entbindung ein Programm der Redaktion (als welche im Hintergrunde die Regierung ist) veröffentlicht, daß alle liberalen und sozialdemokratischen Glatzen zu Berge standen. Es war allerdings auch ein reizendes Produkt. Der geplante Nachrichtendienst soll für das Blatt der Firmen Oldenbourg und Mosse monopolisiert werden. Sämtliche Behörden und öffentliche Anstalten werden zu Zwangsabonnenten gepreßt und die Reportage wird von den königlich bayerischen Gesandtschaften besorgt. Ich kann die Wut der effektiv geschäftlich schwer geschädigten Tagespresse gut verstehen, aber wenn ich auch nicht in der glücklichen Lage bin, wie die sozialdemokratische „Münchner Post" die Entrüstung im redaktionellen Teil durch die Einladung zum Abonnement der Staatszeitung im Inseratenteil zu paralysieren, so kann ich mir doch nicht versagen, die Art, wie hier die Regierung im Bunde mit einigen interessierten Geschäftsleuten gegen Ueberzeugung und Entschlußfreiheit zahlreicher Leute Gewalt übt, als aufgelegte Schweinerei zu bezeichnen. Denn manchmal ist es gut, seine Ironie beiseite zu stellen und dem Gefühl des Ekels ohne Umschweif Luft zu machen. Das Peinlichste ist, daß jede Empörung gegen bestimmte Personen bei solchen Dingen am unrechten Platze wäre, und daß man gerechterweise zugeben muß, daß die Möglichkeiten zu solchen Häßlichkeiten in dem System begründet liegen, das denen, die seine Symptome beschimpfen, selbst heilig und unantastbar ist. Unsereiner, der die Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückzubeziehen sucht, wird sich damit abfinden müssen, in den Augen der politischen Gelegenheitsopponenten ewig als Narr oder als Lump zu gelten.

NB. Das Erscheinen dieses Heftes hat sich leider durch eine Reise des Herausgebers verzögert. In Zukunft soll der „Kain" stets pünktlich bis zum 15. jedes Monats vorliegen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderstr. 1a.Te:.2355

Jahrgang II. No. 11. Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Polizeidiktatur. — „Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit". — Von Paul zu Pedro. — Bemerkungen. — Eugen Dühring. — Im Zeichen des Kreuzes. — Der Schurke Wetterlé. — Selbsterkenntnis. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Vom

Gedichtbande

„Der Krater"

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Erschienen;

Kain-Kalender

für das Jahr 1913.

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt entgegen

KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Jahrgang II
No. 11.

München,
Februar 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Cenlimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Polizeidiktatur.

In diesem Jahre der nationalen Erinnerung, der nationalen Beglücktheit, der nationalen Phrase haben wir tropfenden Auges der Tatsache zu gedenken, daß es nun hundert Jahre her sind, daß die Macht des letzten verantwortungslosen Despoten gebrochen wurde. Was nach Napoleons Sturz noch an fürstlicher Selbstherrlichkeit gesehen wurde, ist kümmerliche Karrikatur. Der neurasthenische Angstbold, der als Herr aller Reußen vor der Bombe zittert, die eines Tages das Blut an seinen Fingern rächen könnte, ist ein trüber Popanz in den Klauen bestochener Volksaussauger. Die Mandschus spüren unter dem Körperteil, mit dem sie früher am Throne Chinas klebten, den Tritt eines erwachten Volks. Und selbst die Großherzöge der beiden Mecklenburg tragen die Bürde ihrer Allmacht nur nolens volens weiter, weil ihre getreuen Vasallen, die Standesherren, ihnen die Einführung einer Verfassung durchaus nicht gestatten wollen. Die Scheitel der übrigen Potentaten aber sind längst mit dem bekannten Tro-

pfen demokratischen Oels gesalbt, der selbst unter der Krone hervorquillt, unter der noch immer der schöne Traum geträumt werden mag, daß regis voluntas suprema lex sei.

Die Selbstbestimmung des Bürgertums, das erhabene Ziel der Revolutionen von 1830 u. 48, ist längst Ereignis, und das Bürgertum nachgerade in solchem Maße an seine Selbstbestimmung gewöhnt, daß es keine Ahnung hat, wieviel tiefer es heute in Abhängigkeit und in Drill steckt als je vor den Ausbrüchen seiner demokratischen Freiheitssehnsucht. Zwar droht dem Einzelnen nicht mehr die launenhafte Willkür eines königlichen Gebieters, der nach Belieben strafen und lohnen kann. Aber die Angst vor der Selbständigkeit hat aus dem Philistergehirn selbst einen Ersatz herauswachsen lassen, durch den die Gefahr eigenmächtiger Lebensbetätigung der Menschen vollständig beseitigt ist. Der zivilisierte Mitteleuropäer des 20. Jahrhunderts hat mit wahrhaft erfinderischem Geist das Mittel ersonnen, das ihm zugleich das stolze Bewußtsein seines demokratischen Selbstbestimmungsrechts erhält und ihn doch zum hörigen Befolger diktatorischer Anweisungen von oben macht: er besoldet einen Beauftragten zu dem Zweck, ihm die Faust in den Nacken zu setzen und ihm alles zu verbieten, was er gern täte.

Unter dem Vorwand, sich eine dienstbare Kreatur zu schaffen, die sein Leben und sein Eigentum gegen sträfliche Rechtsbrecher schützen solle, begab sich der Bürger allmählich in die unbedingte Gewalt der Polizei. Es hat lange gedauert, bis diese Behörde selbst den Umfang ihrer Machtbefugnis begriffen hat. Aber jetzt ist es soweit, daß der Schutzmann Herr ist über alle unsre Entschließungen, daß er neben uns steht und uns in unseren privatesten Daseinsäußerungen bevatert, daß er unsern

Willen, unsre Lebenshaltung, unsre Gewohnheiten, unsre Vergnügungen, unsere Geschlechtlichkeit und unsern künstlerischen Geschmack überwacht, und wo es nötig ist, zurechtknetet. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Bedürfnis jedes Philisters nach Tyrannei, das seinerseits wieder auf die immer noch übliche Verschüchterungspädagogik der Kinderstuben und Lehrinstitute zurückzuführen ist. Man erziehe die Kinder zu selbständigen Menschen, man lehre sie, daß sie sich die Prügel der Erwachsenen nicht gefallen lassen sollen (denn die Eltern prügeln ihre Kinder nur, weil sie körperlich stärker sind), dann werden wir als nächste Generation ein Geschlecht erleben, das den Namen Polizei nur noch als historische Kuriosität kennen wird.

Der Einwand, daß es sich ja doch um ein von der Oeffentlichkeit überwachtes Institut, sozusagen um eine demokratische Einrichtung handele, verfängt nicht. An der Spitze jeder Polizeiverwaltung steht ein einzelner Mann, ein Polizeipräsident, der auf seinen Posten vom Minister des Innern berufen wird, und nur von ihm abgesetzt werden kann. Der Minister aber ist nur der Krone verantwortlich. Die einem Polizeipräsidenten übergeordneten Stellen aber müßten ihr eigenes Interesse schlecht verstehen, wenn sie sich nicht der Beflissenheit freuten, mit der Hinz und Kunz sich unter die schrankenlose Autorität des Polizeipräsidenten beugen.

Der Typus des modernen Polizeipräsidenten wird gegenwärtig durch zwei Individuen hervorragend repräsentiert: durch Herrn v. Jagow in Berlin und durch Herrn v. d. Heydte in München. Beide auch charakteristisch für die Seelenbeschaffenheit der unter ihren Schutz Befohlenen. Jagow ist — das kann man ohne sein Freund zu sein, getrost zu-

geben — immerhin eine Persönlichkeit, jemand, der hinter der Amtsmiene eine ziemlich prägnante Physiognomie zeigt. Seine Erlasse haben Schmiß, Stil, Charakter, und die Art, wie er den Berlinern Raison beibringt, imponiert diesem witzigen und schlagfertigen Volk. Wird er einmal pedantisch in seinen Verordnungen — wie bei der neuen Straßenordnung —, dann gröhlt ihn von seinen Schützlingen der fröhlichste Hohn an, und er erlebt, daß kein Mensch sieh um seine Autorität kümmert. Dadurch ist Herr v. Jagow einigermaßen vor der Gefahr gefeit, die ein solches Maß von Machtbefugnis immer in sich birgt; einer Art von Caligula-Wahnsinn zu verfallen, einem Ueberschnappen des Despotenbewußtseins, wie ihm subalterne Naturen am leichtesten ausgesetzt sind. Der Berliner hat Kritik und übt sie, deshalb kommt ihm auch die tatsächlich fast unbeschränkte Macht seines Polizeipräsidenten weniger ins Bewußtsein, wie den kritischen Naturen anderswo, die von ihrer Kritik keinen Gebrauch machen können, weil sie vereinzelt sind.

Am bösesten sind wir wohl in München dran. Die persönliche Bekanntschaft des Herrn v. d. Heydte ist mir bis jetzt erspart geblieben, und da dieser Herr im Gegensatz zu seinem Berliner Kollegen in seinen öffentlichen Kundgebungen keinerlei individuelle Züge verrät, kann ich über ihn selbst kein Urteil abgeben. Zu seinen Gunsten wäre vielleicht anzuführen, daß er gegen die Bevölkerung bisher Schieß erlasse nicht herausgegeben hat. Was seine Manifestierungen auszeichnet, ist dagegen eine schikanöse Kleinlichkeit, ein ewiges Quängeln um Gleichgültigkeiten, eine Fürsorglichkeit in Angelegenheiten, denen selbst mit der Lupe kein öffentliches Interesse angemerkt werden kann. Aber die Münchner sind ein geduldiger Menschenschlag, und es

scheint fast, als ob sie froh sind, grade dem Mann zu gehorchen, dessen Geboten sie nicht den geringsten Sinn entnehmen können. Solange der Münchner Durchschnitts-Banause seine acht Maß Bier ungestört trinken kann (aber richtig eingeschänkt müssen sie sein!), und solange die Kalbshax'n das gewohnte Format behält, ist er mit allem zufrieden, was eine hohe Obrigkeit für gut befindet. Er geht eh' um elf Uhr schlafen.

Die übrigen aber — etliche Zehntausend sind es immerhin — fügen sich, weil sie zu bequem sind, einmal energisch aufzumucken. Sie schimpfen zwar tagtäglich weidlich über die Art, wie die Münchner Polizei sich in ihr Privatleben einmischt, aber der Gedanke, daß es auch ohne Diktatur des Herrn v. d. Heydte gehn könnte, kommt ihnen nicht auf. Ich halte gewiß nicht viel von einem Personalwechsel in Aemtern, die mir an und für sich gefährlich, schädlich und überflüssig scheinen. Aber es wäre schon ein Segen, wenn endlich einmal eine Bewegung unter die Leute käme, die die Beseitigung des bestimmten Mannes betriebe. Ich gedenke, ungeachtet der Gefahr als ein oppositioneller Communal-Banause angesehen zu werden, weiterhin gegen die Person des Polizeipräsidenten Stimmung zu machen, unter dessen Fuchtel die schönste deutsche Stadt zur Metropole aller Muckerei, Schuhriegelei und Bevormundung geworden ist.

Mein Eifern gegen die Polizeistunde mag den Lesern des „Kain", die mich um wichtigere Dinge bemüht wissen, pedantisch scheinen. Mir scheint aber gerade diese Schulmeisterei, die jeden Menschen zwingt, zu einer bestimmten Zeit nach Hause zu gehen, besonders geeignet, die Unmündigkeit zu illustrieren, in die sich Menschen, die ihren eigenen Entschlüssen trauen dürfen, pressen lassen. Ein Kreis

von Künstlern, die oft bis spät in die Nacht hinein gearbeitet haben, sitzt in guter Unterhaltung beisammen. Irgend ein Problem, von dessen Existenz Herr v. d. Heydte vielleicht keine Ahnung hat, wird erörtert, die Geister werden produktiv, neue Einsichten werden ausgesprochen, mancher läßt sich von der Diskussion zu guten künstlerischen Ideen inspirieren, — und plötzlich erscheint ein Schutzmannhelm in der Tür. Man muß aufbrechen, und da in dem riesigen Umkreis der Stadt keine einzige Unterkunft mehr offen ist, sich trennen, sich eilig trennen, da jeder weiß, eine Weigerung würde mit Gewaltsanwendung beantwortet werden. Das sind keine Nebensächlichkeiten, das sind höchst bemerkenswerte Symptome einer grenzenlos unwürdigen Versklavung.

Wie sehr durch die widerspruchslose Hinnahme solcher Eingriffe in die persönlichen Entschließungen das Autoritätsgefühl des Polizeipräsidenten gestärkt wird, hat sich nun eklatant im letzten Fasching gezeigt. Die kurzen Karnevals-Wochen waren von jeher in München eine Erholung und eine Lust. In diesem Jahre griff plötzlich der Polizeipräsident mit Verordnungen ein, die garnichts anders bezwecken können, als die Erdrosselung des Karnevals durch den Schutzmann. Herr v. d. Heydte verbot das Konfetti-Werfen, er verbot die Schiebetänze, er verbot das Tanzen in öffentlichen Lokalen überhaupt. Cui bono?

Man stelle sich vor: bei den lustigsten Festen und Maskeraden waren Leute aufgestellt, die im Auftrage der Polizei zu kontrollieren hatten, ob nicht etwa „geschoben" werde. Wurden diese ehemaligen Unteroffiziere durch den Tanz einzelner Paare in ihrem verfeinerten Sittlichkeitsgefühl peinlich berührt, dann griffen sie mit ihren Schutzmannsfäusten;

ein und rissen die vergnügten Menschen auseinander. Sonst sind doch die Männer anders, sonst spielen sie sich als Kavaliere auf, sonst schützen sie ihre Frauen und Mädchen gegen jede Beschimpfung. Ist es denn etwas anderes, wenn von Polizei wegen dekretiert wird, daß das Verhalten der Dame, mit der man tanzt, „unzüchtig" sei? Wenn die Frauen coram publico von Polizeivigilanten der Unsittlichkeit geziehen werden! — Es ist sehr bezeichnend, daß die Veranstalter des Pressefestes — das sind doch wohl die Hüter der öffentlichen Freiheit? — davon „Abstand genommen" haben, gegen die unerhörte Beschimpfung der Teilnehmerinnen an diesem Feste zu protestieren. Die wenigsten Blätter wagten überhaupt nur einen schwachen Einspruch.

Kam man früher an den Redoutentagen ins Café Luitpold, — was war das für eine famose Stimmung! Alles tanzte, jubelte, küßte durcheinander — hat das jemandem wehgetan? In diesem Jahre wurden die Leute, die harmlos tanzen wollten, am Arm gepackt und auseinandergezerrt. Pfui Teufels! hat man genug gehört dabei, aber am Aschermittwoch war alles wieder vergessen.

Der Polizeipräsident tut, was er mag. Ich bin sogar überzeugt, er tut alles in bester Absicht. Woher soll der Mann wissen, daß alles Tanzen Erotik ist? Beim Schieber hat er es zufällig gemerkt, — da greift er ein. Denn sein Bestreben ist wohl letzten Endes, die Erotik in München überhaupt zu verbieten. Von diesem Bestreben hat er ja in den letzten Jahren in seiner Tätigkeit als Theaterzensor schon hinlängliche Beweise geliefert. Es ist nur immer wieder erstaunlich, wie engelsgeduldig die Münchner Bevölkerung zusieht, wie dieser eine Mann der Stadt den Atem einschnürt, der Jugend das Jungsein, den Fröhlichen das Fröhlichsein verbietet.

Ach nein, es ist nicht erstaunlich. Bei Protesten gegen Muckerei und Zelotik pflegt ja sonst die Geistigkeit voranzugehen. Hinter Herrn v. d. Heydte her aber trabt ein ganzer Troß literarischer Trabanten; sein Zensurbeirat. In einer Stadt, wo es möglich ist, daß moderne Literaten der Polizei gegen ihre eignen Standesgenossen Helfersdienste leisten, darf man sich über garnichts wundern. Die Herren Ruederer, Weigand, v. Gleichen-Rußwurm und (leider! leider!) Thomas Mann haben immer noch nicht die Geste gefunden, zu der ihnen Max Halbe das Beispiel gab: dem Polizeipräsident das „Ehrenamt" vor die Füße zu schmeißen, das sie in den Augen jedes Menschen, der in dem Recht der Behörde in Kunstwerken herumzufingern eine Affenschande erblickt, zu Polizeibütteln degradiert.

Es ist weit gekommen mit uns. Wir sollten das Gedenkjahr des Sturzes des letzten Despoten nicht gar so laut feiern.

Dieses Heft war fast fertiggestellt, als Herr v. d. Heydte dem Eingangsartikel noch eine Illustration lieferte, die hier doch noch registriert werden soll. Das einzige auf weltstädtischen Betrieb eingerichtete Tanzlokal Münchens, das architektonisch entzückende Odeon-Casino, wurde durch die Verordnungen des Polizeipräsidenten derartig in der Ausübung seiner Bestimmung (nämlich, ein Ort der Lustigkeit zu sein), behindert, daß sich manchmal gewisse Uebertretungen nicht vermeiden ließen. Darauf setzte der Ordinarius Münchens die Polizeistunde auf 12 Uhr fest und zwang die Besitzer, die Bude zu schließen. Daß Münchens Lebewelt jetzt einmal wirklich empört ist, bedeutet nicht viel. Es wäre längst ihre Pflicht gewesen, empört zu sein über die Kasernenerziehung, die gegen sie beliebt wird. Auch daß die Zeitungen auf den Verdacht kommen, es könne allmählich eine polizeiliche Bevormundung einzureißen drohen, ist nicht sehr wichtig. Denen wird die Weinstraße schon durch Informationen den Mund stopfen. Aber sechzig Angestellte des Unternehmens wurden durch das

Machtwort des Herrn v. d. Heydte brotlos, und die Entwicklung einer Dreiviertelmillionenstadt zur Großstadt wird durch die tugendhaften Launen eines Einzelnen künstlich unterdrückt. Das hier noch an einem eklatanten aktuellen Beispiel zu beweisen, schien mir so lohnend, daß ich deswegen die Ausgabe des „Kain" wieder um einige Tage verzögerte. — Wohlmeinende Ochsen wundern sich, daß grade ich immer wieder die Interessen der begüterten Lebeleute wahrnehme. Treffen sie mich mitunter an Stätten der Lustbarkeit an, so verfehlen sie nie, mich auf meine sittlichen Aufgaben als Anarchisten hinzuweisen. Sie seien endlich einmal dahin belehrt, daß ein Anarchist weder vor sich noch vor anderen Leuten die Pflicht bat, ein Trauerkloß zu sein.

Bücher.

„Das Eheproblem Im Spiegel unserer Zelt".

Im Verlage von Ernst Reinhardt, München, soll ein Buch erscheinen, in dem sich eine größere Anzahl von Männern und Frauen des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Lebens über das Problem der Ehe äußern wird. Was ich dem Herausgeber des Werks, Freiherrn Ferdinand von Paungarten, auf seine Rundfrage geantwortet habe, bringe ich hier zum Vorabdruck:

Sehr geehrter Herr!

Das Problem der Ehe erscheint mir wie Ihnen als eines der wichtigsten und ernstesten im Leben der Völker. Nur glaube ich nicht, daß zur Vorbereitung einer grundsätzlichen Reform der Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine Kritik der Formen genügt, die heutzutage eine Ehe rechtsgiltig und den Mitmenschen billigenswert machen. Ich möchte die Kritik vielmehr auf die Voraussetzungen jeder — legitimen oder illegitimen — ehelichen Gemeinschaft ausgedehnt sehen: vor allem auf die moralischen Voraussetzungen.

Sie gestatten mir, meine Ansicht knapp darzulegen, ohne mich streng an Ihre Fragen zu halten. Mein Ausdruck kann freier und bestimmter sein, wenn ich ihn nicht an Begriffe hefte, die mir in ihrem ganzen Wesen fragwürdig geworden sind.

Daß ich die Ehe in ihrer gegenwärtigen Einordnung als gesetzliches Gefüge innerhalb der Staatsordnung ablehne, versteht sich bei meinem Anstreben anarchistischer, d. h. vom

Zwange befreiter Lebensformen von selbst. Nur bei der Vorstellung, daß die vom Staate, bezw. auch von der Kirche, repräsentierte Gesellschaft das Recht beansprucht, die Vereinbarung zweier Menschen zur vertrautesten Gemeinsamkeit zu sanktionieren und zu kontrollieren, gewinnt für mich der Begriff Unsittlichkeit gegenständliche Bedeutung. Ich mache also zwischen der in den Kirchenbüchern und Standesregistern vermerkten und der sogenannten „wilden" Ehe solange überhaupt keinen Unterschied, wie beide sich in der gleichen Form eines Treuebundes in Erscheinung setzen. Das Eheproblem spitzt Bich somit für mich zum Problem, der sexuellen „Treue" zu.

Wer meinem Gedankengange folgen will, möge zunächst alle moralischen Dogmen, die ihrer Natur nach Vorurteile sind, beiseite schieben und die Sexualität des Menschen als einen natürlichen Trieb voraussetzen, der, wie alle Triebe, die Bestimmung hat, sich zu betätigen. Es untersteht nicht dem geringsten Zweifel, daß die Mehrzahl der Menschen polygamisch empfindet, den Geschlechtstrieb also nicht auf ein bestimmtes Individuum konzentriert, sondern der Attraktion verschiedener Personen zugänglich ist. Die gesamte orientalische Kultur anerkennt diese Eigenschaft, indem sie der Männern die Vielehe konzediert. Die orientalische Kultur deswegen als minderwertig zu stigmatisieren, wäre aber wohl eine Vermessenheit, deren sich ein gerechtes Urteil nicht schuldig machen wird.

Daß für die Frauen andere Sittenforderungen gelten, ist im Orient in der niedrigen Einschätzung des weiblichen Geschlechts, wie sie die Männer durch Jahrtausende anmaßlich beliebt haben, begründet. Im Occident, wo man bekanntlich sexuelle Seitensprünge bei Männern ebenfalls viel gutmütiger beurteilt als bei Frauen, dürfte die strenge Aufsicht über die monogamische Lebensführung des Weibes auf praktischen Besorgnissen beruhen, die mit der Stellung der Kinder im gesellschaftlichen Betriebe zusammenhängen.

Hier aber wäre nach meiner Ansicht der Wirksamkeit jeder Frauenemanzipation das Betätigungsfeld geboten: in der Erkämpfung der gesellschaftlichen Anerkennung des unbedingten Rechtes auf den eigenen Geschlechtswillen. Die Unterdrückung der Frau im wirtschaftlichen und politischen Leben steht in engstem Zusammenhange mit der Unterdrückung ihrer Willensfreiheit. Die Frauen können keine Selbständigkeit im öffentlichen Konkurrenzkampf beanspruchen, solange sie sich der Selbständigkeit in ihren persönlichen Entschließungen begeben.

Das Urübel in den Beziehungen der Geschlechter zueinander besteht in der im Bewußtsein der Menschen schon als selbstverständlich geltenden Treueforderung, die garnichts anders bedeutet, als den Anspruch eines Menschen auf die Hörigkeit des andern. Die zweifelsfreie Selbstverständlichkeit dieses gegenseitigen Besitzrechtes hat dazu geführt, daß der Neid, den man sonst rechtens als Erbärmlichkeit betrachtet, im Geschlechtsleben unter der Bezeichnung Eifersucht als etwas völlig Berechtigtes gilt und daß selbst bracchiale Gewaltsamkeiten „betrogener" Eheleute von der Mitwelt entschuldbar gefunden werden.

Eine Reform der Ehe sollte nach meinem Empfinden dahin geleitet werden, daß das sexuelle Monopol der Gatten beseitigt werde. Liebe gibt Pflichten, aber keine Rechte. "Ist die Leidenschaft eines Menschen zum andern so stark, daß sie jede Attraktion zu dritten Personen verdrängt, so wird ihn dieser Zustand von selbst zur „Treue" veranlassen. Dem andern Gatten jetzt die Forderung aufzuzwingen, gleichfalls „treu" zu sein, also aus einem Gefühl Rechte herleiten zu wollen, die einem Nebenmenschen die freie Entschließung abschneiden, scheint mir geradezu sittlich verwerflich zu sein. Uebrigens beruht die übliche Einschätzung der Treue als Wahrung der geschlechtlichen Begierde für einen einzigen Partner auf einer Verkennung des ethischen Begriffs Treue, der garnichts anders bedeutet, als Standhaftigkeit der Empfindungen. Die Ausübung der geschlechtlichen Triebe bei einer Vielheit von Individuen braucht die Liebe zu einem einzelnen nicht im geringsten zu tangieren.

Der Einwand, daß die Forderung der Monogamie nötig sei, um im Falle der Empfängnis die Vaterschaft sicherzustellen, fällt mit dem Naturgesetz, daß die Kinder von der Mutter mit Schmerzen geboren werden und daher zur Mutter, nicht zum Vater gehören. Die Vaterschaft kann, da für den Mann immer nur Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten bestehen, nicht als Rechtsgut in Anspruch genommen werden.

Eine andere Frage freilich ist die nach der Ernährung der Kinder und Frauen. Diese Frage kann aber nur gelöst werden im Zusammenhange mit allen sozialen Problemen unserer Zeit, wie ich denn auch bitten muß, alles, was ich hier über Ehe und Geschlechtsleben gesagt habe, als Komponente eines Programms aufzufassen, das die Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebt. Innerhalb einer staatlichen Ordnung der Dinge, in der die Virginität als moralische Tugend geschätzt wird, in der die Frau als inferior betrachtet wird,

und in der eine kontrollierende Oeffentlichkeit mit Strafparagraphen die Sexualität der Einzelnen überwacht, werden, wie in allen Dingen, so auch in der Ehe, wohl nur formale Korrekturen vorgenommen werden können. An formalen Reformen aber nehme ich keinen Anteil. Erich Mühsam.

Von Paul zu Pedro. Von F. Gräfin zu Retentlow. Verlag Albert Langen, München, 1912.

Bei der Begrenztheit des im „Kain" verfügbaren Raumes habe ich die Absicht, hier regelmäßig, oder doch häufig, Buchrezensionen vorzunehmen, sehr bald aufgeben müssen. Die Rubrik „Bücher" wäre ganz aus diesen Blättern verschwunden, wenn nicht doch unter den zahlreichen Schriften, die die Post ins Haus bringt, mal eins wäre, das mich so intensiv interessiert, daß ich garnicht anders kann, als vor meinen Lesern davon zu sprechen. Ein solcher Fall liegt jetzt vor.

Das Buch der Gräfin Reventlow enthält Briefe. Briefe einer gescheiten und überaus vorurteilslosen Frau an einen Mann, der als verständnisvoller Zuhörer zu denken ist. Briefe, die etwa ein Tagebuch ersetzen, aber ein solches, das unter allen Erlebnissen nur eine Art des Erlebens bemerkenswert findet. Musikalisch ausgedrückt: die Briefe sind Variationen eines Themas, und zwar lauter lustige Variationen. Daß die ständige Wiederholung des gleichen Themas nicht langweilig, sondern von Seite zu Seite, von Satz zu Satz anregender wird, das ist der große Vorzug des Buches und die große Tugend der Dichterin.

Das variierte Thema heißt Liebe. Nein — eigentlich nicht, aber Flirt auch nicht. Dazu ist doch immer schon zuviel Liebe dabei. Das Thema heißt: der Mann. Gesehen von einer durchaus unbefangenen und dabei sehr lebenshungrigen Frau.

Die erfahrenste Dame kritisiert ihre Männer. Nicht etwa um sie schlecht zu machen. Im Gegenteil. Auch nicht, um sie lächerlich zu machen. Aber sie werden lächerlich. Die Herren der Schöpfung, die sich auf ihre Kunst, Weiber zu nehmen, so furchtbar viel einbilden, hier werden sie entlarvt. Hier zeigt sich, daß sie grade da, wo sie glauben Eroberer zu sein, Spielzeug sind. Und es zeigt sich, daß der individuelle Wert, mit dem sie die Frauen zu gewinnen meinen, immer nur der übliche Zug eines Typus ist, den die erfahrene Frau genau kennt und lange vor dem ersten Kuß richtig taxiert.

Die Gräfin Reventlow hat in ihren Briefen die Männer nach Typen geordnet und einzeln beschrieben. Es ist eine Entlarvung, die erschütternd komisch ist. Mit dem Typus Paul fängt es an. „Es gibt eine bestimmte Art von Erlebnis, das ich Paul nenne, aus dankbarer Erinnerung an seinen ersten Vertreter". „Paul ist eine Begebenheit, die immer von Zeit zu Zeit wiederkehrt". Und Paul tritt aus dem Schatten hervor in strahlende Sichtbarkeit. Wir erkennen ihn wieder und wir sehen ein, daß Paul als ewige Erscheinung unter den Vertretern seines Geschlechts dahinwandelt. — Prachtvoll lebendig steht dann der Typus des „Retters" vor uns auf. „Glauben Sie mir, man darf sich noch so weit und noch so lange auf der schiefen Ebene befinden, es tauchen immer wieder Männer auf, die uns durch wahre Liebe retten wollen". Wer das Buch der Reventlow gelesen hat, wird hoffentlich nie wieder auf den geschmackvollen Einfall kommen, grade er sei der Auserwählte, der einer Frau mit Vergangenheit das „volle Glück" bereiten könne. Auch der Typus der „eleganten Begleitdogge" ist von hohem Reiz.

Es folgen eine Menge kleiner Einzelerlebnisse, alle mit höchst lehrreichen Nutzanwendungen versehen. Hinter diesen Nutzanwendungen aber, die so ganz leicht und selbstverständlich vorgetragen werden, steckt ein sehr ernster Mensch, einer, der unabmeßbar weit von jenen Vorurteilen der bürgerlichen Sitte entfernt wohnt, denen wir die liebe Einrichtung der moralischen Contenance verdanken. Die moralischen Voraussetzungen der guten Gesellschaft fehlen in diesem Buche völlig — und man vermißt sie durchaus nicht. Die entzückende Unbefangenheit, mit der hier eine wertvolle Frau ihre garnicht polemisch gemeinten Ansichten ausplaudert, zeigt dem Gesellschaftskritiker aber, wie verlogen und brüchig jene Tugenddogmen sind, deren Befolgung unter allen Wohlerzogenen als Wertmaß des gesellschaftlichen Anstands gilt.

„Von Paul zu Pedro" ist das graziöseste Buch, das mir seit lauger Zeit unter die Augen gekommen ist. Es ist frei von jeder Pose und von jeder moralistischen Benommenheit. Daß es möglich war, daß ein solches von französischem Esprit getränktes Bekenntnis von einer deutschen Frau geschrieben wurde, erfüllt angesichts der humorlosen Gouvernantenhaftigkeit der neuerdings unter den schreibenden Damen in Schwung geratenen Anklage-Romane mit wahrer Freude.

Wer seine Töchter rechtzeitig vor etepeteter Gansigkeit im Verkehr mit Männern schützen will, dem seien die Betrach-

hingen der Gräfin Reventlow als Geschenkliteratur für junge Mädchen eindringlich empfohlen.

Bemerkungen.

Eugen Dühring. Die Art, wie Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag als nationaler Feiertag begangen wurde, und die peinliche Rolle, die der Dichter sich dabei zuweisen ließ und spielte, hat manchem den Geschmack an Geburtstagsgratulationen für geraume Zeit gründlich verdorben. Die Gefahr jedoch, dem achtzigjährigen Eugen Dühring könne der Jubel der Menge ähnlich zu Kopfe steigen, scheint einigermaßen ausgeschlossen, da sich dieser Jubel — wie zu erwarten war — sehr reserviert verhielt. Denn die Tatsache, daß der blinde Dühring unter allen Lebenden der polyglotteste Geist ist, und daß er auf den Aeckern der Philosophie, der Nationalökonomie und sämtlicher exakter Wissenschaften unvergängliche Früchte gesät hat, verschlägt bei denen, denen die Freudenzymbein der Nation anvertraut sind, garnichts gegen den Umstand, daß der Alte ein verbitterter und verbissener Nörgler, also persönlich unmöglich ist. Weil er es unternommen hatte, Helmholtz und andere Gelehrte anzugreifen, wurde der produktivste Kopf Deutschlands vom Lehrstuhle der Berliner Universität geworfen. Der maßlose Haß des Mannes gegen alle, in denen er später seine Feinde sah, machte ihn oft ungerecht, und seine Neigung, das Unrecht, das ihm von Einzelnen geschah, zu verallgemeinern, veranlaßte die Verranntheit seines Zornes. So übertrug er die Wut gegen einige jüdische Widersacher auf das gesamte Judentum, und tobt nun — oft im Jargon des übelsten Radau-Antisemitismus — gegen Juden und Judengenossen los. Wer aber gerecht ist, muß anerkennen, daß der Kampf, der gegen den Eiferer geführt wird, nur zu sehr geeignet war, ihn immer tiefer in seinen leidenschaftlichen Haß hineinzutreiben. Das Totschweige-System, das bekanntlich gegen alle angewandt wird, die in ihren Ansichten oder in ihrem Auftreten unbequem empfunden werden, hat hier zu einer Erbitterung geführt, die an denen, die es übten, einmal tier blamabel ausgehen wird. Denn spätere Generationen werden an der Riesenerscheinung Dührings nicht mehr schweigend vorübergehen können oder wollen. Es ist der Fall Schopenhauer in neuer Auflage. Schopenhauer hat die Professoren seiner Zeit der Verachtung der Nachfahren ausgeliefert. Den Peinigern Dührings wird es nicht besser ergehen.

Die sozialen Anregungen Eugen Dührings — sein sozialitäres System und seine Kritik des Marximus —, die ihn den Vertretern der anarchistischen Ideen verwandt machen, sind besonderer Anlaß, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Möge die erstaunliche Rüstigkeit und die. phänomentale Schaffenskraft, die dem Blinden bis zu achtzig Jähren treu waren, seinem gewaltigen Lebenswerk zu immer weiterem Ausbau verhelfen.

Im Zeichen des Kreuzes. Es wird weiter gemordet. Der infame Raub- und Kreuzzug des vereinigten balkanischen Diebsgesindels hat noch nicht genug Blut geschluckt. Die Großmächte in ihrer uneigennützigen Christenliebe hatten mit sanftem Druck das mißhandelte Türkenvolk zu demütigenden Friedenskompromissen gezwungen. Nachdem die Serben und ihr gefräßiger Anhang in den eroberten Landesteilen grauenvoll gewüstet hatten, nachdem in entsetzlichen Schlachten mit Menschenleben unsinnig geaast war, sollte die gehundsvottete und nach Frieden schmachtende Nation von den wohlwollenden Mächten genötigt werden, auch noch die Plätze zu räumen und den Räubern zu überlassen, die sie mit aller Verzweiflung noch bis zuletzt gegen Kanonen und Anstürme gehalten hatten. Da folgte — mit einer Notwendigkeit wie der Knall dem Schuß — die Revolution in Konstantinopel. Man soll Enver Bey und seine Mitverschworenen nicht schelten, weil sie das Signal zu dem neuen Ausbruch des Krieges gegeben haben. Zu dem, was sie taten, trieb sie gekränkter Stolz und die Furcht, die Früchte der jungtürkischen Revolution von 1909 verderben zu sehen. Die Mächte aber hätten bedenken müssen, was sie taten, als sie ein Volk zwingen wollten zu tun, was es nicht tun konnte. Hätte Europa den Frieden am Balkan durchaus gewollt, es hätte ihn haben können, wenn es die Bulgaren veranlaßt hätte, sich einigermaßen zu bescheiden. — An der Tschataldschalinie und vor Adrianopel wird von neuem gemordet und gebrannt. Frauen- und Kinderleichen zeichnen den Weg der siegreichen Christen. Mit der wieder heraufbeschworenen Gefahr eines europäischen Krieges aber wird im Deutschen Reichstag demnächst die Forderung nach neuen Heeresverstärkungen begründet werden.

Der Schurke Wetterle. Es ist mal wieder gewaltige Entrüstung im deutschen Vaterlande. Ein Mann, der die Ehre hat, als Abgeordneter des Reichstags über die Geschicke Deutschlands mitzubestimmen, hat in Frankreich Vorträge gehalten. Er hat bekannt, daß er Frankreich liebe. Er hat jawohl auch durchblicken lassen, daß er die gegenwärtigen Zustände in seiner Heimat, dem deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, nicht für die dauernd wünschenswerten ansehe. Ha, Bube! Ha, Unwürdiger! Ha, Verräter!

Ich kann nicht umhin, die Patrioten zu bewundern, die das Ethos zu solcher Entrüstung aufbringen. Herr Wetterlé

ist als Sohn französischer Eltern in einem Lande aufgewachsen, das politisch, geographisch und traditionell zu Frankreich gehörte. Da der Mann offenbar Anlagen zum Patrioten hat, wurde er naturgemäß französischer Patriot. Sein Heimatland wurde von den Deutschen erobert und deutsch gemacht. Wetterle aber blieb mit Herz und Mund Franzose. Vielleicht reicht die Einsicht der Entrüsteten soweit, um das zu kapieren. Ja, aber er hat sich als Abgeordneter in den deutschen Reichstag wählen lassen! — Richtig. Gewählt haben ihn diejenigen seiner Landsleute, die gleich ihm der Ansicht sind, daß die Stellung der Reichslande im europäischen Grenzbezirk noch nicht als für alle Ewigkeiten festgesetzt angesehen werden müsse. Und sie haben ihn zu dem Zwecke gewählt, daß er dieser Ansicht in ihrem Namen Ausdruck geben soll.

Aber wie kann denn der Kerl nach Frankreich reisen und dort derartige Reden halten? — Nehmen wir Platz. Angenommen beispielsweise, daß (Gott behüte!) die Rheinlande eines Tages vom Großherzogtum Luxemburg erobert und einverleibt würden. Ein Cölner Kaplan ist nicht daran gewöhnt, Luxemburger zu sein und fühlt sich unbehaglich in dem neuen Zustand. Er teilt seine Empfindung der Cölner Gemeinde mit, und der wirds auch ungemütlich. (Ich will nicht stänkern. Vielleicht ist Luxemburg ein sehr gemütliches Land). Natürlich haben die einverleibten Cölner das Recht, auch einen Vertreter ins Luxemburger Parlament zu schicken. Sie wählen besagten Kaplan. Ei ja, der ist nun schon ein Hecht im Karpfenteich, — aber sagt selbst: ist er ein Schuft? ein Gauner? ein Verräter? — Ein Idealist ist er. Und eines Tages packt unser Kaplan den Koffer und fährt nach Chemnitz oder nach Eschwege oder nach Pirmasens. Und er erinnert sich der guten Zeit, da die Rheinlande noch zu Deutschland gehörten, und eine Träne steigt in sein Auge, und er schneuzt sich, hält eine Rede und sagt schließlich: „Geliebte! Es gibt ein Wiedersehen!" — Deutsche Brüder, ich frage euch: Ist der Cölner Kaplan ein Schweinehund? Ein Mistviech? Eine Pestbeule? — Eine Seele ist er, ein Gemüt — und die Chemnitzer, die Eschweger und Pirmasenser werden dicke Tränen weinen, wenn er zu ihnen kommt.

Dies ist das Gleichnis vom Cölner Kaplan in Luxemburg. Wendet es auf den Abbé Wetterlé im deutschen Reichstag an und schont eure Entrüstung für bessere Gelegenheiten.

Selbsterkenntnis. Das Kausen hat einen lichten Augenblick gehabt. Wer München kennt, kennt auch die rosa-Plakate, mit denen ahnungslose Straßenpassanten zur Lektüre der Allgemeinen pornographischen Rundschau gekeilt werden sollen. Kürzlich hatte das Kausen auf diese Plakate einen Querstreifen aufkleben lassen, auf dem in monumentaler Deutlichkeit zu lesen stand: „Dokumente der Dummheit!" — Das Kausen bemühte sich doch bisher, die Wahrheit über sein Blatt geheim zu halten. Allerdings war diese Bemühung schon immer erfolglos.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 29.
Druck von Max Steinebach, München. Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderstr. 1a Tel.2355

Jahrgang II. No. 12. März 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Kultur und Frauenbewegung. — Zola Zola. — Das Opfer der Reichen. — Das Totschweige-System. — Eile mit Weile. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Jahrgang II.
No. 12.

München,
März 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Kultur und Frauenbewegung.

Wir bilden uns gewaltiges darauf ein, daß der erfinderische Geist der Menschen in unseren Tagen fast alle Elemente der Natur in seine Macht gezwungen hat. Die philosophische Erkenntnis von der Irrealität der Zeit hat die Technik mit der Konstruktion der Eisenbahnen, Schnelldampfer, Automobile, Luftschiffe und Flugzeuge durch die praktische Irrealisierung des Raumes ergänzt. Telegraph und Telephon haben vollends jede räumliche Entfernung aus der Welt geschafft. Das Grammophon und das bewegte Lichtbild rettet die Erinnerung an alles Geschehn für die kommenden Geschlechter. Die Bewaffnung unserer Armeen und Flotten ist derartig, daß die Massenvernichtung streitbarer Menschen das Werk weniger Handgriffe geworden ist. Die Mediziner haben die Erreger der meisten Krankheiten erkannt und wissen sie zu vernichten. Die Physiker sind auf gutem Wege, die Urkräfte der Natur, Meeresflut und Sonnenlicht, für die Bedürfnisse der Menschen einzufangen und die Erforschung der geheimen Eigenschaften des Radiums scheint einen

starken Schritt auf dem Wege zur endlichen Entdekkung des Steins der Weisen zu bedeuten.

Alle diese und noch viele weitere Beispiele intellektueller Wunder zählt der Zeitenthusiast auf, dem man die ganzen Jahrhunderte seit der Renaissance als Epoche völliger kultureller Stagnation zu schmälen wagt. Denn aller Zauber technischer Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit hat nicht vermocht, in den Menschen dieses Zeitalters das Bedürfnis nach einer Weihe der äußerlichen Zivilisation durch die Innerlichkeit einer Kultur zu wecken.

Kultur ist Adel der Völker: das gemeinsame Wissen um Schönheit und Gerechtigkeit. Wo der Buchstabe den Geist beherrscht, kann keine Kultur sein. Wo Knechtung ist, Zwang, Gewalt, Dogma und Dünkel, herrscht Unkultur. Die Gegenwart aber mit allen Errungenschaften praktischer Dynamik ist tiefer als irgend eine Zeit vorher befangen in Vorurteilen, moralischen und gesellschaftlichen Dogmen, Größenwahn und sozialer und geistiger Verworrenheit. Die religiösen und sittlichen Begriffe der Menschen sind erstarrt, während die Beweglichkeit des menschlichen Verstandes in der Ersinnung raffinierter Apparate Rekorde schlug. Und so sehen wir jetzt als Herrn der Erde ein Wesen, dessen Hand die Erdachse zu steuern weiß, und dessen Seele in Indolenz und Barbarei verknöchert ist.

Jeder Versuch, die ungeheuerliche Kluft zwischen Zivilisation und Kultur durch Anstrebung anständiger Beziehungen zwischen den Menschen zu überbrücken, zerschellt an dem Wahn, dem die Ausnützung der Naturkräfte für mechanische Bedarfszwecke als die Vollkommenheit des Glückes gilt. Bewegungen und Bestrebungen gibt es freilich genug, deren Existenz allein die ethische Verwahrlosung unseres Zusammenlebens beweist. In ihnen allen kommt die Sehnsucht nach gesünderen Verhältnissen

deutlich zum Ausdruck. Sie alle aber leiden unter dem Dilettantismus einer äußerlich interessierten Einseitigkeit und unter dem Mangel an Einsicht, daß Kultur nur aus der Verinnerlichung des gesamten geistigen Lebens erwachsen kann.

Ueberall fehlen die großen Gesichtspunkte. Ueberall soll die Welt von einem Punkte aus kuriert werden. Ueberall kleben die Problemchen am Tage, und jeder kräftige Antrieb zu umwälzender Neuerung erstickt unter der Angst vor den Konsequenzen. Wie eng ist ringsum der Horizont der Kulturethiker! Wie zaghaft ihr Revolutionarismus!

Da sind die Freidenker. Sie wollen der Menschheit den Knebel der pfäffischen Zwanglehren aus dem Halse ziehen, und stopfen ihr dafür einen Ballen fragwürdiger Wissenschaftlichkeit hinein. Dekretiert die Kirche: du mußt glauben! — so dekretieren die Freidenker: du darfst nicht glauben! — und droht die Kirche den Zweiflern und Abtrünnigen mit dem Verlust der ewigen Seligkeit, so drohen die Freidenker den Frommen und Insichgekehrten mit dem Spott und der Verachtung der Jahrtausende. Ob Ernst Haeckel wirklich der Welt tiefere Wahrheiten zu sagen hat als Jesus Christus? Ich leugne nicht, daß mir die Bergpredigt ernstere Gedanken nahelegt, als das Buch von den Welträtseln.

Da sind die Pazifisten. Sie wollen die Erde von den Schrecken der Kriege erlösen, die sie mit Recht als das entsetzlichste Symptom barbarischer Verkommenheit erkannt haben. Aber die Idee, den Willen der Massen, die die Soldaten zu stellen haben, zu Aktionen zu beeinflussen, und den Krieg dadurch praktisch unmöglich zu machen, weisen sie weit von sich. Sie paktieren mit den Organisationen der waffenklirrenden Mächte um möglichst „humane" Anwendung der Kanonen und schreien Triumph!, wenn Deutschland und England ein Abkommen treffen,

das das Wettrüsten der Flotten auf das Verhältnis 10:16 beschränkt. Der dauernde Völkerfriede ist ihnen ein fernes Idol, der Kampf gegen den Militarismus eine frivole Voreiligkeit. Welche philiströse Genügsamkeit!

Da sind die Bodenreformer. Sie wollen die Erde, die natürliche Stätte alles Werdens und Seins, der wucherischen Spekulation des Kapitals entziehen. Sehr schön. Aber gegen die folgerichtige Erweiterung ihres Strebens, die Sozialisierung der gesamten Volkswirtschaft, wehren sie sich mit Händen und Füßen. Ach, Herr Damaschke, ob dem Armen, der seine Hände nicht bewegen darf, die Möglichkeit zur selbstgewählten Arbeit von einem feudalen Grundbesitzer oder vom allvermögenden Staat genommen wird, das ist ihm herzlich einerlei. Damit, daß das Land niemandem gehört, ist es nicht getan. Es muß es auch jeder benutzen dürfen.

Da sind die Sozialdemokraten. Sie haben eingesehen, daß die Not der Zeit in den Privilegien der besitzenden Minderheit begründet ist. Aber sie haben sich einer schwachmütigen Philosophie verschrieben, die ihnen die Mühe des Kampfes abnimmt, und das Volk auf die selbsttätige Entwicklung der Zeit vertröstet. Inzwischen doktoren sie in schöner Eintracht mit den befehdeten Kapitalisten an tausend Nebensächlichkeiten und Gleichgültigkeiten herum, werben mit erstaunlichem Eifer und Erfolg für ihre staatserhaltende Tätigkeit Bürgerstimmen und hüten sich in berechtigter Besorgnis, diese Stimmen könnten wieder verloren gehen, vor jedem Schritt, der geeignet wäre, ein Spürchen sozialistischer Gestaltung in Gesichtsnähe zu bringen. Politische Parteispießer wie alle andern.

Da sind die zahllosen Gruppen und Bewegungen, die durch die Propaganda einer Weltanschauung oder durch die Regulierung der Lebensweise die ver-

schobene Ordnung der Dinge glauben ins rechte Gleis rücken zu können. Vegetarier, Temperenzler, Theosophen, Keuschheitsbündler, System-Müllerer, harmonische Gymnastiker, Sportakrobaten aller Art und hunderterlei anderer Weltverbesserer. Sie alle wissen die einleuchtendsten Gründe anzuführen, warum gerade ihre Methode, das Leben anzufassen, das Heil der Menschheit herbeiführen müsse. Sie alle aber haben Brillen auf der Nase, die ihren Blick auf irgend ein unwesentliches Etwas im großen Getriebe des Weltgeschehens hinlenken, dies kleine Etwas gigantisch vergrößern und alles verdunkeln, was ringsum treibt und wirkt. So wahr es ist, daß an jedem Punkt angesetzt werden muß, um Helligkeit und Ordnung in das Chaos der Dinge zu bringen, so wahr ist es auch, daß Kultur nur aus dem starken und großen Willen entstehen kann, durch Einsicht und Tat das gesamte Wesen der Dinge zu erfassen.

*

Der beschämendste Vorwurf, der gegen die würdelose Unkultur dieses vom mechanischen Erfindungsgeist besessenen Zeitalters zu erheben ist, betrifft die Behandlung der weiblichen Hälfte der Menschheit. Die ungeheuren Veränderungen, denen sämtliche Angelegenheiten der menschlichen Gemeinschaft im Laufe der Weltgeschichte unterworfen waren, haben naturgemäß auch die Beziehungen der Geschlechter zu einander und die Stellung des Weibes zur Gesellschaft grundsätzlich verschoben. Aber das traditionelle Recht der Männer, allein auf die Einrichtungen der menschlichen Dinge bestimmend einzuwirken, hat veranlaßt, daß die Frauen heute noch um den kleinsten Anspruch auf Beteiligung an der Gestaltung des gemeinsamen Lebens erbittert kämpfen müssen.

Die Industrialisierung der Volkswirtschaft und die Entfaltung des Kapitalismus zwangen die

Frauen aus den Küchen und Kinderzimmern ihres hausmütterlichen Waltens in die Offizinen der Werktätigkeit. Die Notdurft des Daseins stellte sie mitten in den Konkurrenzkampf zu den Männern, denen sie allmählich — unter Ueberwindung der hartnäkkigsten Widerstände — das Recht zum Wettbewerb in fast allen Gebieten der praktischen Betätigung abtrotzten. Heute stellen die Frauen in den manuellen wie auch den gelehrten Berufen ein so starkes Arbeiterkontingent, daß die Weisheit abgeklärter Mannsbilder, die das zarte Geschlecht für Kochtopf, Waschfaß und Ehebett reserviert sehen möchten, nicht mehr widerlegt zu werden braucht.

Dabei darf nicht verkannt werden, daß die Inanspruchnahme der Frauenkräfte für die Beschaffung der lebensnotwendigen Werte keineswegs in der natürlichen Organisation der Welt vorgesehen ist. Unter den zahllosen mörderlichen Verfahrenheiten unserer Zeit ist eine der mörderlichsten der den Frauen abgezwungene Mißbrauch ihrer Kräfte für Männerwerk. Es ist abscheulich zu denken, daß die Mehrheit der Frauen in den zivilisierten Ländern die Möglichkeit, Kinder zu gebären, zu nähren und zu erziehen, mit dem Verbrauch ihrer besten Energieen für Erwerbszwecke selbst bezahlen muß; ja, daß unzählige arme Weiber durch diesen von Männern konstruierten, von Männern geleiteten Irrsinn um das Recht auf Mutterschaft überhaupt betrogen werden.

Umsomehr Ursache haben aber die Frauen, mit dem ganzen Aufgebot ihres Willens dahin zu streben, daß ihnen neben der Pflicht zur Arbeit das Recht zur Mitbestimmung am sozialen Geschehen zuteil werde. Die Zweifel an ihrer Fähigkeit zu solcher Beteiligung, wie sie unter Männern immer wieder laut werden, sind frevelhafte Anmaßung. Wir brauchen nur an die Zeit der Romantik zu erinnern,

und Namen wie Charlotte v. Kalb, Bettina v. Armin und Rahel auszusprechen, um zu wissen, wie vermessen die Behauptung ist, Frauen seien nicht fähig, geistige Werte zu schaffen. Im Gegenteil: es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der praktische Einfluß der Frauen auf die Gestaltung der öffentlichen Zustände am schnellsten und radikalsten dem furchtbaren Unglück steuern könnte, das die Vernachlässigung und Unterernährung der Keime im Leibe arbeitender Mütter für die gesamte Menschheit bedeutet. Denn Frauen sind allgemein viel eher als Männer bereit, wo ihre Leidenschaft bewegt ist, ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken geraden Weges aufs Ziel los zu gehen. Das beweisen in der allerjüngsten Zeit die Frauen der russischen Volkserhebung, die die aktivste Mannschaft der ganzen Revolution in den Kampf gestellt haben. Das beweisen jetzt wieder die Suffragettes in England, die ohne vor dem Gefängnis und selbst vor dem Tode Angst zu zeigen, dem Lande ihren Willen mit den Mitteln der terroristischen Aktion aufzuzwingen versuchen.

Wie dumm und schäbig ist doch der Hohn, der feixend aus allen Zeitungsrinnen auf die „Wahlrechts-Weiber", die doch wohl für eine Sache der Allgemeinheit streiten, niedertrieft. Man möchte den Helden hinter ihren geschützten Redaktionspulten wohl ein bißchen von dem opferwilligen Wagemut wünschen, der jene Frauen auszeichnet. Mit den. Mitteln, die das Beispiel der Männer ihnen anweist, die ja zur Durchsetzung ihrer Dekrete auch nichts besseres wissen, als rohe Gewalt, kämpfen sie für ihre Ueberzeugung, lassen sich monatelang einsperren und verweigern mit einer Selbstüberwindung, die jedem Revolutionär Ehre machen würde, die Aufnahme der Nahrung in den Gefängnissen, um durch solchen passiven Widerstand selbst die Muskelstärke

der gegen sie aufgebotenen Schutzleute unwirksam zu machen.

Gewiß haftet allen Gewaltsamkeiten etwas Peinliches an. Wo zumal Gewalt ohne einleuchtenden Sinn verübt wird, verliert außerdem die bracchiale Wut an überzeugender Wirkung. Aber es ist nicht zuzugeben, daß die Londoner Stimmrechts-Amazonen bisher in ihren Temperamentsausbrüchen allenthalben ohne Ueberlegung und Verstand zu Werke gegangen wären. Abgesehen davon, daß die Provozierung von Verhaftungen und Gefängnisstrafen eo ipso einen starken agitatorischen Eindruck nie verfehlen kann, wo sie zur Erringung öffentlicher Rechte geübt wird, haben die Suffragettes zumeist auch an und für sich wirksame Gesten für ihren Zorn gefunden. Straßenumzüge haben etwas Imposantes stets an sich, Volksversammlungen sind geeignet, schwankende Gemüter durch das Wort zur Einsicht zu bestimmen, das Attentat auf die (leerstehende) Wohnung des für die Harthörigkeit der Regierung verantwortlichen Ministers kann als Willensausdruck ebenfalls nicht mißverstanden werden. Selbst den Sinn der Petroleum-Unternehmungen gegen die Briefkasten glaube ich deuten zu können. Wenn die Frauen mit dem Exempel, daß sie imstande sind, in Handel und Verkehr Unordnung zu stiften, dartun wollen, daß sie auch fähig sind, an der Organisation des Verkehrs positiv mitzuarbeiten, so ist das keine üble Beweisführung. Unverzeihlich aber ist der Ueberfall einzelner Damen auf die Orchideen- und Gewächshäuser. Blumenzerstörende Frauen — das ist häßlich, weil es aller Weibheit ins Gesicht schlägt.

Was ich indessen aufs Ernsteste gegen die ganze Frauenbewegung, wie sie heutzutage geführt wird, und wie sie in den Londoner Exzessen zum Ausdruck kommt, einzuwenden habe, ist der Mangel an Radikalismus in ihren Zielen und Absichten. Die Klein-

heit der weiblichen Rechtsforderungen steht in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand an Leidenschaft, Heldenmut und Aufopferung, die dafür aufgeboten werden. Mit dieser selbstgewollten Beschränkung degradieren die Frauen ihren Kampf völlig auf das Wertmaß der Forderungen von Freidenkern, Pazifisten, Bodenreformen! und Vegetariern und hören auf, Kulturstreiterinnen zu sein. Ich habe das vor genau einem Jahre schon einmal hier ausgeführt (vgl. „Kain" 1. 12. „Die Stimmrechts-Amazonen"). Damals schrieb ich:

„ . . . . . Daß die Frauen nicht wählen dürfen, ist gewiß albern und ungerecht, da nun einmal der Parlamentarismus als eine freiheitliche Errungenschaft gilt. Aber man möchte wünschen, daß so entschlossene Vertreterinnen ihres Geschlechts sich für wichtigere Dinge aufopferten, als für Männerrechte, die keine Rechte sind. Die Verweigerung der politischen Mitwirkung ist unter den Mißhandlungen, denen die Frauen in allen Ländern ausgesetzt sind, die gleichgültigste. Ist es ihnen um freien Atem zu tun, so sollten sie ihre Anstrengungen zunächst auf eine würdigere Einschätzung ihrer persönlichen Lebensbedürfnisse richten. Solange das private Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht, solange die geschlechtliche Unerfahrenheit des Mädchens von der Gesellschaft als Wertmaß der Tugend Geltung hat, solange das sexuelle Leben der Frauen außerhalb der staatlich gestempelten Ehe als verächtlich und unsittlich angesehen wird, solange wird das weibliche Geschlecht in der Tat dem männlichen Untertan sein, und solange sollten die Frauen nicht nach äußerlichen Gleichberechtigungs-Titeln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Aemter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung gefordert werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, mögen sie in ihren persönlichen Entschließungen den eigenen Willen statt des Urteils der Mitmenschen bestimmen lassen, dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben wird, — zumal in England."

In der Tat: Eine Frauenbewegung, in rechte Bahnen geleitet, scheint mir berufen, die wichtigste Pio-

nierarbeit aller Kultur zu leisten. Das schändlichste Verbrechen der von Männern inszenierten Weltwirtschaft ist die Entrechtung des Weibes in den Angelegenheiten ihres eigenen Willens und ihrer Kinder. Automobile, Kinematographen und Luftfahrzeuge bleiben ein Hohn auf alle Kultur, bis die Schweinerei der öffentlichen Kontrolle über die Geschlechtlichkeit der Frauen beseitigt ist, die Glorifizierung der Jungfernschaft, die der Deflorierung die Bedeutung einer moralischen Entwertung aufdrückt, aufgehört hat und die Vaterschaft als öffentlicher Rechtstitel verschwunden ist. „Die Frauenfrage ist eine Jungfrauenfrage", sagt Eduard v. Hartmann. Das Recht aber, das den Frauen zu erkämpfen keine Mühe zu groß sein sollte, heißt nicht Wahlrecht, sondern Mutterrecht.

Jede Frau und jedes Mädchen sollte sich tief die wundervollen Worte einprägen, die Rahel von Varnhagen im Jahre 1820 in ihr Tagebuch schrieb:

> „Kinder sollten nur Mütter haben, und deren Namen tragen ...: So bestellt es die Natur; man muß diese nur sittlicher machen . . . Fürchterlich ist die Natur darin, daß eine Frau gemißbraucht werden kann, und wider Lust und Willen einen Menschen erzeugen kann. — Diese große Kränkung muß durch menschliche Anstalten und Einrichtungen wieder gut gemacht werden und zeigt an, wie sehr das Kind der Frau gehört. Jesus hatte nur eine Mutter . . . Alle Mütter sollten so unschuldig und in Ehren gehalten werden wie Maria".

Bemerkungen.

Zola Zola. Nicht jeder, der mit einem lodernden „J'accuse!" vors Volk tritt, wird sich damit ohne Umstände den Ruhmestitel eines Erlösers aus der Schmach erwerben. Manchmal kann es passieren, daß die öffentliche Aufmerksamkeit,

statt sich auf das Objekt der Anklage zu konzentrieren, sich mit privaterem Interesse dem Subjekt des Klügers zuwendet. Insbesondere wird es für einen Alarmbläser vorteilhaft sein, wenn sich sein Tuthorn auch bei der sorgfältigsten Besichtigung frei von galligem Speichel erweist. Noch nützlicher aber scheint der Rat, daß die Alarmtute nur an den Mund setzen sollte, wer als Antwort auf seine Reveille die Frage nicht zu fürchten hat: Wer bläst da? Haben wir geblasen, als er selbst———?!

Unter allen Wörtern, mit denen die deutsche Sprache Gefühlsdinge zu umschreiben pflegt, ist ‚Ehre' das verfänglichste. Weil es für jeden etwas anderes ist, weil jeder es beim andern mißversteht, und weil keiner es missen kann. Roda Roda versicherte einmal einem Kollegen eine Tatsache. Er bekräftigte die Versicherung mit seinem Ehrenwort. Nachher glaubte sich der andere belogen und schlug Lärm. (Da dieser Streitfall noch nicht absolut geklärt ist, soll hier keine Stellung dazu genommen werden.) Der Lärm verstummte im Getriebe der Ereignisse zweier Jahre. Inzwischen schrieb Roda Roda Stücke. Die Stücke wurden aufgeführt und fielen durch. Nicht nur beim Publikum, sondern auch bei der Kritik. Da erboste Roda Roda — nicht sowohl über das Publikum, als vielmehr über die Kritiker. Und er griff ins Wespennest. Er stach Eiterbeulen auf. Er rettete die Ehre der Literatur.

Roda Roda ward aus lauter literarischem Ehrgefühl zum Biographen seiner Rezensenten. Und er stellte fest, daß ihrer mehrere nicht bloß auf dem kritischen Richterstuhl saßen, sondern ihr Brot noch mit Nebenerwerb verdienten. Sie taten nämlich das gleiche, was sie als Kritiker auch taten: Sie lasen Stücke, beurteilten sie nach ihrem kritischen Können und berichteten einem Dramenverlage über ihre Ansicht, der sich danach entschloß, die eingereichten Arbeiten zu akzeptieren oder abzulehnen. Es ist nicht einzusehen, an wen, wenn nicht an Kritiker, sich der Verlag wenden soll, wenn er brauchbare Urteile erhalten will. Aber Roda Rodas Ehre ist gekränkt. Er verbietet — nicht ohne diktatorischen Nachdruck — den Kritikern ihren Nebenberuf. Denn, argumentiert er, weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Der Lektor eines Bühnenverlages, argumentiert er, wird als Kritiker die Stücke seiner Brotquelle mit freundlicherem Blick betrachten, als die, die — wie Roda Rodas Stücke — von andern Verlegern vertrieben werden.

Da, muß ich sagen, hat Roda Roda keine nette Auffassung von der Unbestechlichkeit seiner kritisierenden Kollegen. Ich persönlich glaube nicht, daß es Roda Roda viel genützt hätte, wenn einer seiner Kritiker gleichzeitig Lektor seines Verlages

gewesen wäre. In der Tat haben die attackierten Herren sämtliche handgreiflichen Behauptungen ihres Anklägers glatt widerlegt. Einer aber war darunter, der Empfänger des Ehrenwortes vor zwei Jahren, der Roda Roda ermahnte, jene Ehrenaffaire aus der Welt zu schaffen, ehe er sich zum Zionswächter über die Ehre der Kritik aufwerfe. Was erwiderte Roda Roda? — Daß er nicht den geringsten Wert darauf lege, als ein Ehrenmann zu gelten („für einen Ehrenmann", wie er schrieb, ist grammatikalisch falsch).

Welch merkwürdiger Widerspruch! Jemand, der auszieht, die Ehre der Literatur zu retten, jemand, der keine stärkere Bekräftigung seiner Behauptungen kennt als das Ehrenwort, erklärt mit schöner Unbefangenheit, ihm sei es egal, ob man ihn für einen Ehrenmann halte!

Es liegt mir fern, die Verlegenheitsschnoddrigkeit unseres Humoristen tragisch zu nehmen. Roda Roda kann sehr wohl ein Ehrenmann sein, wenn er auch nicht dafür gehalten werden will. Aber er hätte, als er den Satz schrieb, merken müssen, daß er sich in die Nesseln setzte. Er hätte schon, nachdem er die erste Abfuhr in ‚Zeit und Bild' erhalten hatte, einsehen müssen, daß die Veröffentlichung seines ‚Janus'-Artikels katastrophal für ihn enden werde. Vor allem hätte er den Tatbestand nicht verdunkeln dürfen, daß seine persönliche Verärgerung gegen den betreffenden Verlag und seine persönliche Gekränktheit wegen der kritischen Verrisse ihn erst zu der Zola-Pose verführt haben.

Daß dem so ist, beweist er damit, daß er „selbst die kleinsten Rezensenten" seine rächende Faust spüren ließ. Zwar konnte er denen nichts Ehrenrühriges nachsagen, aber er konnte ihnen schaden, und zugleich dem verhaßten Bühnenverlag eins auswischen, wenn er Privatkenntnisse aus zweiter und dritter Hand entstellt und aus freier Erfindung ausgeschmückt der Oeffentlichkeit erzählte. Das wünschte ich festzustellen, woraus jedermann erkennen mag, daß ich diese Glosse durchaus nur pro domo geschrieben habe.

Das Opfer der Reichen. Unsere staatssozialistischen Weltbeglücker, denen die reichsfiskalische Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes fast schon die Erfüllung aller zukunftsstaatlichen Phantasieen wäre, haben immer geschrieen, das Kapital möge seinen Militarismus selbst bezahlen. Jetzt sollen sie ihren Willen kriegen. Die vielgerühmte Friedenspolitik der Mächte, die sich in immer irrsinniger anmutendem Wettrüsten austobt, hat jetzt die Kriegsgefahr bis zu einem Grade gesteigert, der den Herren Diplomaten aller Länder noch die letzten Aufwendungen der Volkskraft zur Befestigung der Waffenmacht geboten erscheinen läßt. In Deutschland allein soll für

die unverzüglichen Erfordernisse der Kriegsbereitschaft die Kleinigkeit von einer Milliarde auf ein Brett dem Nationalvermögen entzogen werden. Wo hernehmen? Sämtliche Bedarfsmittel des Volkes sind schon in einer Weise mit Steuern überlastet, daß Teuerung und Not kaum mehr erträglich ist, und daß selbst bayerisch-klerikale Zeitungsmenschen das Wort „Steuerfolter" nicht mehr unterdrücken können. Aber die Verantwortung, für die Ehre der Nation das Elend noch weiter zu steigern, könnten unsere praktischen Volkswirtschaftler schlimmstenfalls auch noch tragen, wenn nicht die entsetzliche Aussicht drohte, die Vier-Millionen-Partei der Sozialdemokraten möchte neues Agitationsmaterial erhalten, und aus den 110 Abgeordneten könnten 130 werden.

Da ist nun ein genialer Schildbürger auf den Gedanken verfallen, den Sozis die beste Kugel aus dem Lauf zu ziehen und ihre beliebtesten Argumente für die Besteuerung der Reichen in Regierungsregie zu übernehmen. Jedem Vermögen über 50 000 Mark sollen einhalb bis zwei Drittel Prozent abgezwackt werden, — das ist das Ei des Columbus. Dumm ist der Gedanke gar nicht, denn seine Spekulation kann richtig sein: Daß nämlich die Sozialdemokraten aus prinzipiellen Gründen nicht opponieren, und daß die „staatserhaltenden Parteien" mit sauer-süßer Opferfreudigkeit, und weil die Ablehnung doch zu sehr nach egoistischer Geldbeutelpolitik aussähe, ja sagen müssen. Die Beschaffung der 200 Millionen Mark jährlicher Mehrkosten, die aus der Neugründung von Festungen und Armeekorps erwachsen werden, ist, wenn die Milliarde erst unter Fach liegt, cura posterior.

Auf die Gefahr hin, für einen besonders innigen Freund des Großkapitals gehalten zu werden, möchte ich meine Meinung dahin präzisieren, daß ein größerer Blödsinn als diese Schonung des kleinen Mannes zu Lasten des Besitzes noch kaum je ausgeheckt worden ist. Gewiß: Viele von denen, die geschröpft werden sollen, werden hart betroffen. Hat ein arbeitsunfähiger Mann, der hunderttausend Mark besitzt und eine große Familie zu ernähren hat, sein Geld mündelsicher zu dreieinhalb Prozent angelegt, so hat er monatlich knapp 300 Mark zu verzehren. Der Gedanke, das Kapital anzugreifen, wäre für ihn ein Selbstmordmotiv. Der soll plötzlich 500 Mk. auf den Tisch legen, — das ist hart, aber im Hinblick auf den ganzen Wirtschaftsbetrieb unserer Zeit uninteressant. Ganz anders ist die Wirkung zu beurteilen, die die Ausschaltung einer Milliarde des Nationalvermögens aus der Produktion des Landes hervorrufen muß. Zwar bleibt ja das Kapital im Lande, aber sein Ertrag kommt ausschließlich der Erhaltung, Quartierung, Equipierung und Bewaffnung etlicher hunderttausend Menschen zugute, deren Arbeitskraft der Produktion des Landes ohnehin schon entzogen ist. Das bedeutet, daß die Leistungskraft des arbeitenden Kapitals um eine Milliarde vermindert wird, welcher Schaden ausschließlich den Konsumenten zur Last fällt. Denn die Verminderung der Produktion, die die notwendige Folge des Herausziehens von Kapitalien aus allen Betrieben ist, bewirkt die Verteuerung aller Waren, die wiederum gerade denen fühlbar sein wird, die durch die Abwälzung der Steuer auf das leistungsfähige Kapital geschont werden sollen. Die Lebenshaltung des Besitzers einer

Million wird dadurch, daß ihm 5000 Mark weggenommen werden, nicht berührt, der Arme aber, der mit jedem Groschen sorgfältig rechnen muß, merkt die Verteuerung dessen, was er zum Leben braucht, sehr empfindlich.

Auch daran scheinen die Erfinder der einmaligen Reichsvermögenssteuer nicht gedacht zu haben, daß die Anforderung an sämtliche Kapitalisten, auf einmal eine größere Summe flüssigen Geldes aufzubringen, den raschen Verkauf zahlloser Papiere zugleich notwendig macht. Dadurch wird ein allgemeiner Kurssturz entstehen, wie wir ihn noch nicht erlebt haben, und wie eine plötzliche Börsenderoute auf die Gesamtökonomie des Landes wirkt, ist ja wohl in den letzten Jahren auch dem naivsten Weltfremdling begreiflich geworden. Die Kosten solcher Katastrophen trägt letzten Endes immer das arbeitende Volk.

Wie man die Katze auch wirft, sie fällt immer wieder auf ihre vier Beine. So oder so: Das Volk muß bluten. Und wofür? Für die Hysterie ihrer Oberen, ihrer Führer, ihrer Vertreter, die köpf- und atemlos den Kessel schüren, bis er eines Tages doch platzt und uns die Friedenspolitik unserer Regierungen einen Krieg auf den Hals hetzt, den auszumalen die grausamste Phantasie nicht verderbt genug sein kann.

Das Totschwelge-System. Auf parteifreie Kritik der Politik und auf Anzweiflung des unschuldsvollen Idealismus der Presse steht hierzulande die Todesstrafe. Da die Benutzung der Scharfrichterutensilien den Zeitungsschreibern leider verwehrt ist, und da wir durch den .Massenkonsum von Druckerschwärze nachgerade gegen das Tntgeschriebenwerden immun geworden sind, beschränkt sich die öffentliche Meinung mit Geschick und Ausdauer auf das System des Totschweigens. Ich erzählte meinen Lesern schon einmal (vergleiche „Kain" I, 9, „Versammlungsbericht"), wie von einer öffentlichen Versammlung, die riesengroß plakatiert war, in der über ein aktuelles, allgemein beunruhigendes Ereignis referiert wurde, und die von über 1000 Personen besucht war, nur die Zeitungen sämtlicher Parteien, obwohl sie besondere Einladungen erhalten hatten, nichts wußten. Ich war nämlich Referent jener Versammlung. Damals schüttelten die Leute die Köpfe, wollten mir aber nicht glauben, daß die Meinungssieder des allgemeinen Stumpfsinns ihre Unterschlagungstaktik aus anderen Gründen übten, als aus der Verlegenheit, ihren mit Milch genährten Lesern das starke Gebräu meiner Ansichten vorsetzen zu sollen. Mau hielt mich für verfolgungswahnsinnig, wenn ich behauptete, es sei dem Gesindel darum zu tun, um meiner sittlichen Ueberzeugung willen meine Gesamtpersönlichkeit zu vernichten, und daß man mich ebenso als ausübenden Künstler wie als Sozialkritiker mit Wissen und Willen übersehe. — Bitte:

Am 25. Februar las ich auf Einladung der literarischen Abteilung der Freien Studentenschaft mein Schauspiel „Die Freivermählten" vor. Die Presse war gebeten. Bis jetzt hat kein einziges Blatt ihren Abonnenten ein Wort über den Vorttag berichtet, obwohl, wie mir versichert wurde, die Presse noch nie eine derartige Veranstaltung ignoriert hat.

Vor ein paar Monaten erlebte ich etwas ganz ähnliches. Der „Neue Verein", dessen Veranstaltungen sonst stets von der Presse als künstlerische Ereignisse behandelt werden, hatte mir den ersten Vortragsabend dieser Saison gewidmet. Ueber meine Vorlesung brachte außer der ‚Münchener Zeitung' kein Blatt einen Bericht. Der Dank, den ich dem Kritiker dieses Blattes hiermit nachträglich noch ausspreche, gilt nicht dem günstigen Urteil, das er mir zuteil werden ließ, sondern dem persönlichen Mut, der augenscheinlich dazu gehört, von der Existens eines Menschen, der eigene Meinungen hat, überhaupt öffentlich zu wissen.

Wenn ich nun die einzige Ausnahme von der Regel der Feigheit durch wörtlichen Abdruck denen, die meinem Schaffen freundlich gegenüberstehen, vorlege, so bemerke ich dabei, daß es nicht meine Absicht ist, nach Wiener Muster im „Kain" eine Rubrik für „Selbstanzeigen" einzurichten. Wäre ich imstande, halbe Hefte meiner Zeitschrift mit derartigen Zitaten zu füllen, so wüßte ich nicht mehr, mit welchem Rechte ich mich als totgeschwiegen hinstellen könnte, und jeder Anlaß zur Selbstreklame fiele weg. — Der Bericht der ‚Münchener Zeitung' lautete:

> **„R. B. Neuer Verein.** Der erste intime Vortragsabend im Gobelinsaal der „Vier Jahreszeiten", mit dem der „Neue Verein" am 11. November die Reihe seiner Veranstaltungen, eröffnete, führte Herrn Erich Mühsam auf das Podium. Dieser Dichter, dessen charakteristische Erscheinung in den letzten Jahren zu einem ähnlichen Symbol des Schwabinger Bohèmetums geworden ist, wie es früher Ludwig Scharf war, gehört ganz ohne Zweifel zu den Berufenen im weiten und vielbereisten Lande der Poesie. Ein starkes, ursprüngliches Empfinden, ein inneres Feuer sozusagen, gibt seinen Versen Blut und Leben, und seine mit der Form anscheinend mühelos und ganz frei schaltende, fast spielende Hand umkleidet seine Gedanken und Empfindungen mit schönen Gewändern oder mit grotesk-verwegenen, den Normalbürger ärgernden, wie es der Inhalt verlangt. Die Liebe ist auch in Mühsams Lyrik Königin; aber häufig sind es auch kühne, trotzige, zuversichtliche, revolutionäre Freiheitsgedanken und Menschheitsbeglückungsideen, die wie Flammen aus seinen Versen aufzucken und am Gebäude der bürgerlichen Weltordnung emporlecken. Und unmittelbar daneben begegnen uns dann wieder Gedichte, in denen der Paria, der vom Glück Uebersehene, nach Erlösung, nach Glanz, Reichtum und Leben schreit. Im schroffsten Gegensatz zu dieser reinen Lyrik stehen Verse von einer fast grimassenhaften Lustigkeit und einer Derbheit des Ausdrucks, die bis an die Grenzen des Möglichen und noch über diese hinausgeht. Herr Mühsam las Proben von jeder dieser Gattungen aus seinen Gedichtbüchern ‚Die Wüste' und ‚Der Krater', sowie aus dem Manuskript vor und gewann sich starken Beifall des sehr zahlreichen Auditoriums, obwohl er es absolut nicht versteht, auch nur einigermaßen wirksam vorzulesen. Umso mehr spricht das für den Wert dieser Gedichte. Zum Schluß las er noch den ersten Akt seines polemischen Schauspiels in drei Akten ‚Die Freivermählten', in dem die Inkonsequenz so manches .Freigeistes', der in freier Ehe leben möchte,

aber in seinem Innern über die Schranken der bürgerlichen Ehe nicht hinauskommt, an drastischen Beispielen bloßgegestellt wird. Der geschickt aufgebaute, gut dialogisierte Akt weckt lebhaftes Interesse für die beiden anderen. ... ."

Ewig rätselhaft wird es mir bleiben, daß man auf den Redaktionen im Ernst glaubt, jemand, der etwas kann und vorstellt, damit klein machen zu können, daß man ihn zu übersehen scheint. Ich gebe hiermit der größenwahnsinnigen Ueberzeugung Ausdruck, daß die Tagesschreiber, die sich vor der Gegenwart kompromittiert fühlen, wenn sie meiner persönlichen oder künstlerischen Wesenheit Erwähnung tun, durch diese Festnagelung ihrer Feigheit vor der Zukunft, die von mir wissen wird, blamiert sein werden. Denn wenn sie auch nicht fähig sind, ihre eigene Nichtigkeit sub specie aeternitatis zu erfassen, so langt es ihnen doch vielleicht zu der Einsicht, daß die Worte, die ich über sie schreibe, dauernderen Bestand haben werden, als die, die sie über mich nicht schreiben.

Eile mit Weile. Seit geschlagenen zwei Jahren eifere ich hier wie ein innerer Missionar gegen die Kindermädchen-Tätigkeit der Münchener Polizei und gegen die Artigkeit, mit der die Münchener davor kuschen. Aber es schien, als ob ich tauben Ohren predigte. Verachtungsvoll sah man über mich hinweg und als ich, einem Märtyrer gleich, selbst die Geißel der Geldstrafe wegen nächtlichen Kaffeetrinkens am Bahnhof auf mein Haupt beschwor, da referierte die Münchener Presse mit ernster Würde über das bedauerliche Vorkommnis und übermittelte das Urteil des Schöffengerichts und der höheren Instanz wie eigene Weisheit der Kenntnis ihrer Gläubigen.

Aber welche Wendung durch Heydtes Verfügung! Seit die Pforten des Odeon-Kasinos geschlossen sind, weht Märzluft durch Bayerns Hauptstadt. Nie sah man das Bürgertum trutziger sein Haupt erheben. Die Blätter erinnern sich plötzlich, daß München eine Fremdenstadt sei und großstädtisches Leben beanspruche. Und selbst im hohen Gemeindekollegium wurden Stimmen gegen Herrn v. d. Heydte laut, daß man glauben konnte, die Tage des Präsidenten seien gezählt. — Wir wurden aber belehrt, daß die Gemeindebevollmächtigten ihm gar nichts zu sagen haben, weil die Polizei hierorts keine städtische, sondern eine königliche Einrichtung ist.

Immerhin. Ich betrachte befriedigt die Früchte meines Wirkens und freue mich aufrichtig, meine seit zwei Jahren immer wiederholten Beschwerden nun endlich von den zünftigen Betreuern des gesitteten Lebens aufgegriffen zu sehen. — Mich beschäftigt aber jetzt ein Rechenexempel: Wenn es zwei Jahre gedauert hat, bis man den Münchener Zeitungen beibringen konnte, daß erwachsene Menschen das Recht beanspruchen dürfen, die Stunde ihres Schlafengehens selbst zu bestimmen, — wie lange Zeit wird nötig sein, bis sie eingesehen haben werden, daß die Polizei ein unnotwendiges Uebel ist? — Wie lange aber erst, bis sie selbst, endlich überzeugt von ihrer kulturhemmenden Tätigkeit, sich in ihres Wesens Nichts auflösen werden?

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München. Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baadersir. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderstr. 1a.Tel.2355

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: .... **Name:** ....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III. No. 1. Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Patrioten. — Münchener Theater. — **Bemerkungen:** Ernst v. Possart. — Schwarzkünste. — Polizeibericht. — 2 Briefe. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III.
No. 1

München,
April 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Heraisgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Das Elend der Diplomatie.

Der zukünftige Historiker, der den Zusammenbruch der europäischen Großmächte und daraus folgernd die allmähliche Auflösung der Staatszentralen in autonome Wirtschaftsgefüge des Sozialismus zum Gegenstand seiner ergründenden Studien macht, wird den großen Balkankrieg 1912/13 als Ausgangspunkt der Epoche buchen müssen, in der der Biß im politischen Unterbau der Gesellschaftsordnung allem Kleister zum Trotz sichtbar ward und das Werk der Zerstörung unaufhaltsam einsetzte. Er wird schildern müssen, wie der Wiener Kongreß 1815 unter der Leitung des biegsamen Intriganten Metternich das von Napoleons nachdrücklicher Handschrift übermalte Kartenbild Europas für ein Jahrhundert im wesentlichen fixierte, wie Bismarcks großzügige Politik durch die Verbindung des nichtösterreichischen Deutschlands zu einem Reich die Hegemonie Mitteleuropas in seiner Hand befestigte, und wie sich in den zwanzig Jahren nach seinem Sturz die von ihm gehaltenen Fäden lockerten, bis die berühmte Staats-

kunst der europäischen Diplomatie dank der vollkommenen Unfähigkeit aller daran teilnehmenden Persönlichkeiten jammervoll in die Brüche ging. Er wird im besonderen darauf hinweisen müssen, wie der Mißklang in das europäische Konzert hinein die ganzen hundert Jahre hindurch immer wieder aus der Südostecke erklang, wie der geniale Dirigent Bismarck 1878 im Berliner Kongreß die türkischen, kretischen, mazedonischen und albanischen Mißlaute in seine Symphonie hineinkomponierte, wie ihm dann der Taktstock aus der Hand gewunden wurde, und wie von da ab die balkanische Katzenmusik lauter als irgend wann vorher die sanfte Harmonie des Mächteständchens zerstörte.

Der zukünftige Historiker wird nicht umhin können, festzustellen, daß die Schließung des Balkanbundes 1912 und der Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und den vier angrenzenden Königreichen der erste nicht mehr mißzuverstehende Beweis dafür war, daß trotz der Zusammenschlüsse der Großstaaten in Dreibund und Tripleentente die tatsächliche Macht der sogenannten Mächte gebrochen war. Denn hatte schon der Marokkokonflikt und die unfruchtbare lächerliche Diplomaten-Konferenz in Algeciras bewiesen, daß die europäischen Staaten aus allen internationalen Schwierigkeiten nie einen andern Ausweg zu finden wußten, als die Schwächung der eigenen Existenz durch immer noch gesteigerte Kriegsrüstungen, so war im Jahre 1911, als der Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Serbien unvermeidlich schien, evident geworden, daß jedes Rütteln am Balkanpfosten die Erschütterung des europäischen Friedens und damit die schwerste Gefährdung des Bestandes der Staaten selbst bewirken müßte.

Als der Krieg vor allen sehenden Augen zu Ungunsten der Türkei entschieden war, setzten sich in London die Botschafter zusammen, um — nicht um

dem fürchterlichen Blutstrom einen Damm zu bauen, sondern um Friedensbedingungen aufzustellen, bei denen jeder für sein Land einen besonderen Rebbach heimtragen könnte. Was dabei zustande kam, war eine unerträgliche Pression auf das besiegte Land, dessen Regierung widerwillig nachgab, aber durch die Revolution im eigenen Hause gezwungen ward, weitere und noch viel größere Menschenopfer zu bringen und von ihren Feinden zu fordern. Damals hätten es die Diplomaten in der Hand gehabt, durch billiges Entgegenkommen gegen alle kämpfenden Parteien und durch sanften Druck auf die Habgier der Sieger viele Tausende von Menschenleben von dem unrühmlichen Tode des maschinenmäßigen Hingemordetwerdens zu retten, wenn nur neben den materiell-egoistischen Gesichtspunkten auch ein wenig menschliches Gefühl zur Beratung zugelassen worden wäre. Aber der Augiasstall der russischen Selbstherrlichkeit, der schon im eigenen Lande unzählige tapfere Männer und Frauen in seinem Dreck ersäuft hatte, mußte seine giftige und mörderische Jauche auch noch verheerend über die Grenzen spritzen, sodaß die Einigung auf einer menschlich möglichen Basis vereitelt wurde.

Es kamen die Nachrichten von den grauenhaften Metzeleien der Serben und Montenegriner in Albanien, das die Großmächte mit eigener Staatsgewalt auszustatten beschlossen, und dem die slavischen Völker deshalb die gänzliche Ausrottung gelobt hatten. Dem nationalen Furor paarte sich religiöser Wahnsinn, dem organisierten Morde des Krieges der nichtorganisierte wüstester Freibeuterei. Blutige Nötigung zum Glaubenswechsel, verbunden mit Totschlag, Notzucht und Räuberei gab die teuflische Begleitmusik zu dem selbstmörderischen Heldenmut, mit dem die alles Wissens um sich selbst entkleideten und bei aller viehischen Roheit bedauernswerten Sol-

daten die eigentlichen Kriegsschlachten lieferten. — Dies alles ließ die europäische Diplomatie kalt, A la guerre comme à la guerre.

Aber Adrianopel fiel. Nachdem ihnen die Stadt schon von den Mächten zugesichert war, erstürmten die Bulgaren sie unter furchtbaren Verlusten und zogen zwischen den vom Verteidiger in Brand gesteckten Straßen ein. Tausende mußten auf beiden Seiten sterben: damit ihre Führer als Helden in die Annalen ihrer vaterländischen Geschichte kommen. Die Einnahme dieser Stadt machte die Bevollmächtigten Europas nervös, obwohl sie an der politischen Konstellation nichts änderte. Aber zugleich drohte die Eroberung Skutaris durch die Montenegriner, — und die Diplomaten haben, um einen Krieg zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten, bestimmt, daß Skutari albanisch werden solle. Die tatsächliche Einnahme der Festung mußte also das Konzept verderben.

Montenegro — das darf nicht verkannt werden — führt, da es sich einmal in den Krieg eingelassen hat, einen Kampf um die Existenz. Es hat einen völlig beispiellosen Heroismus im bisherigen Verlauf der Ereignisse betätigt. Das ganze Land hat nur 240 000 Einwohner, also so viel wie eine größere deutsche Mittelstadt, und hat davon, was in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dasteht, nicht weniger als 12 Prozent ins Feld gestellt (Deutschland kann im äußersten Falle nur 4 Prozent der Bevölkerung mobil machen). Die kleine montenegrinische Armee hat — ein Fall ganz unglaublicher Selbstaufopferung — bisher schon ein volles Drittel ihrer Soldaten verloren. Das ganze Volk wird also, wenn der Krieg vorüber ist, nahezu dezimiert sein. Es hat den Krieg um Skutaris willen begonnen und geführt, hat alle die unmenschlichen Opfer für Skutari gebracht. Da ertönt kurz vor dem letzten Sieg, vor der Erreichung

des ersehnten Zieles, das Machtwort der Londoner Konferenz: Halt! Bis hierher und nicht weiter! — Und jetzt erleben wir es, daß das kleinste Königreich der Erde, das noch dazu bis zum letzten Lebensnerv geschwächt und erschöpft ist, auftrotzt gegen das Gebot der vereinten, mit unerhörten Machtmitteln ausgestatteten europäischen Staatsgewalten. Wir erleben das groteske Schauspiel, daß sich sämtliche europäischen Großmächte zu einer völkerrechtswidrigen Gewaltsaktion gegen das winzige Balkanländchen verbünden, und daß der montenegrinische Zaunkönig seinen entschlossenen Willen mit Erfolg der internationalen Kriegsschiffsparade vor seinem Hafendörfchen entgegenstellt. Denn Nikita der Forsche weiß ganz genau, daß er die Suppe nicht so heiß wird löffeln müssen, wie sie ihm aufgetragen wird, weil jede energische Tat, die die Mächte ihrer energischen Pose folgen ließen, den Funken ins eigene Pulverfaß jagen kann, und weil ein um Montenegros willen entbrannter groß europäischer Krieg wohl zu allerletzt erst von Montenegro bezahlt werden müßte. Skutari wird also im begründeten Vertrauen auf die Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie allen Drohungen zum Hohn weiter beschossen. Fällt es angesichts der imposant vor der Küste kreuzenden Mischmasch-Flotte, dann ist das Gehirnschmalz der Londoner Botschafter nutzlos verschmiert, und die Kanonen Europas sind zum Platzen reif. Der Historiker der Zukunft wird, sofern er über Humor verfügt, das gegenwärtige Stadium der Angelegenheit einem Aristophanes mundgerecht erzählen müssen.

Daß Nikita sich durch sentimentale Anwandlungen nicht von seiner Desperadopolitik abbringen läßt, wird man ihm schwerlich verargen können. Was geht ihn das Schicksal der europäischen Soldaten an! Er hält sich an das Beispiel der Mächte, denen das wahnwitzige Menschenmorden auch erst an die Ner-

ven ging, als ihnen derlei Empfindsamkeiten in den politischen Kram paßten. Vorher ist es ihnen gar nicht eingefallen, sich den Geruch der verwesenden Weiber und Kinder in die Nase steigen zu lassen. Oesterreich hat ja im Falle Prohaska gezeigt, wie es gemacht wird. Als die Volkswut geheizt werden sollte, da waren die schändlichsten Greuel an dem Manne und seiner Familie verübt worden, und als man die Geschütze dann abschirrte, da hatte der Prizrender Konsul plötzlich seine Kinder und seine Mannbarkeit unversehrt wieder. Und jetzt: als die Blätter Einzelheiten über die fürchterlichen Schandbarkeiten veröffentlichten, die Bulgaren, Serben und Montenegriner an wehrlosen Geschöpfen verübten, hatte keine Regierung davon etwas erfahren, — als aber das Eingreifen der europäischen Staatsweisheit in die Ereignisse motiviert werden sollte, da tat auf einmal der Diplomatie das Herz weh von all dem Greuel.

Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ist natürlich noch gar nicht abzusehen. Nur soviel erkennt man, daß jede unvorhergesehene Kleinigkeit — und was hätten die Diplomaten wohl vorhergesehen? — zu gräßlichen Katastrophen führen kann. Das haben sogar die zur Balanzierung des internationalen Gleichgewichts eingesetzten Herrschaften begriffen und verlangen nun, daß die Völker sich kriegsbereit machen, um ihre angebrannte Brühe auszusuppen. In Deutschland, in Oesterreich, in Frankreich, in England — jedes Jahr neue Militär- und Flottenforderungen, und jetzt sind wir glücklich so weit, daß an die Wirtschaftskraft der Völker Ansprüche gestellt werden, die das Gespenst des allgemeinen Krachs selbst dem loyalsten Staatsbürger im Traum erscheinen lassen. In Frankreich Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit — will heißen: die Verminderung der jährlichen Produktion um hunderttausend Arbeitskräfte. In Deutschland Unfrucht-

barmachung eines halben Prozents des Nationalvermögens, — ich habe im vorigen Heft nachgewiesen, daß diese einmalige Steuer genau die gleichen Wirkungen hat, wie jede indirekte Steuer, und diese Beweisführung ist ohne weiteres auch auf jede sonstige Besteuerung von Erbschaften, Liegenschaften, beweglichem Besitz oder Geldwerten anzuwenden. Das alles kann — genau wie jede unverhülltere Belastung des arbeitenden Volkes — dem konsequenten Sozialisten gerade recht sein. Er sieht darin einfach eine Beschleunigung des Verfalles der kapitalistischen Einrichtungen und die Ebnung des Bodens für den Aufbau grundsätzlich neu organisierter Wirtschaftsverhältnisse. Der künftige Geschichtsschreiber wird eine dankbare Aufgabe darin finden, zu berechnen, wieviel Jahrzehnte die Staatspolitiker unserer Zeit den sozialistischen Revolutionären an propagandistischer Vorarbeit erspart haben.

Heute sind wir soweit, daß gute Leute mit solider Lebensführung, die sich all ihr Lebtag um keine Politik gekümmert haben, mit geängsteter Miene fragen: was wird werden? Das sorglose Vertrauen auf die unbeirrbare Klugheit der Oberen, das sonst nur alle fünf Jahre durch das Stimmfanggetöse der Parteien unterbrochen wurde, scheint ein- für allemal dahin. Der komische Appell der Staatsbetreuer an die Opferfreudigkeit der Deutschen vor hundert Jahren, die für die Einrenkung der Diplomatenentgleisungen wieder aufwachen soll, verhallt vor der gesunden Unfröhlichkeit des Publikums, anderer Leute Dummheiten bezahlen* zu sollen. Die Kritik hat eingesetzt, wo sonst stumme Ergebung war. Die Diplomatie Europas ist zum Gespött der Schuljugend geworden.

Man gibt die Schuld an allem Unglück dem merkwürdigen Verfahren bei der Auslese der Diplomaten und vergißt dabei, daß die Vertreter der verfahrenen

Situation doch selbst nur der Ausdruck dieser Verfahrenheit sind. Denn ob die Staatsmänner wie in England aus den Kreisen des Großkapitals genommen werden, die die rein kapitalistischen Interessen der nationalen Volksausbeutung wahrnehmen, oder wie anderswo aus jener Lebe weit, die niemals Werte geschaffen hat, und die mit fremden Werten in der Weise herumaast, wie es jetzt im Stallmannprozeß so anmutig zutage tritt, das bleibt sich für die friedliche Entwicklung der Länder absolut gleich. Das Elend der gegenwärtigen Diplomatie hat nur das Verdienst, diesen Tatbestand vor aller Augen deutlich zu machen. Die Schilderung, wie der internationalen Diplomatie unserer Tage die Not der Zeit über den Kopf wuchs, wie sie bei ihren heimlichen Beratungen allen Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Völker verlor, und wie sie, die berufen war, den Gang der Staatsgeschäfte zu leiten, den Verfall der Staatsmöglichkeit in schicksalhaftem Verhängnis herbeiführte, — diese Schilderung wird ein besonders lehrreiches Kapitel im Geschichtswerk des zukünftigen Historikers bilden.

Münchener Theater.

Seit vier Monaten habe ich keinen zwingenden Anlaß mehr gefunden, die Kulturbemühungen der Münchener Theater hier Revue passieren zu lassen. Jetzt geht die Saison langsam zu Ende, und auf die Frage, was sie außer Wedekinds „Franziska" Förderliches gebracht hat, wird die einzige orientierende Antwort ein vernehmliches Gähnen sein müssen. Zugegeben: Man hat im Hoftheater „Macbeth" von Steinrück inszenieren lassen. Die Regie bot denn auch viel Kluges und Schönes, aber der Darstellung kann man, mit wenigen Ausnahmen, das einzige Gute nachsagen, daß in dem riesigen Opernbau wenigstens ein Teil der Peinlichkeiten verloren ging. (Uebrigens sah ich nicht Steinrück als Macbeth, sondern nur die spätere Besetzung.) Auch das soll anerkannt werden, daß man zu Hebbels hundertstem Geburtstag „Agnes Bernauer"

hervorholte. Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, die Aufführung zu sehen, da das Drama gleich wieder abgesetzt wurde. Aber ich unterstelle, sie sei glänzend gewesen, — ist Herr v. Franckenstein mit diesem Ergebnis seiner bisherigen Intendantentätigkeit zufrieden? Oder ist er auf die Auslese der modernen Stücke stolz, mit denen er uns im Residenz-Theater regaliert hat? Was hat sich denn davon bis jetzt auf dem Repertoir gehalten? Verdammt wenig — oder auch gar nichts. Es scheint, als wolle der neue Herr erst einmal die ganze Probezeit bis zu seiner festen Berufung hingehen lassen, ohne etwas von der Richtung seines eigenen Geschmacks zu verraten, damit er nur um Gottes Willen nicht irgendwo anstößt. Dabei übersieht er wohl, daß die absolute Physiognomielosigkeit seiner bisherigen Tätigkeit nachgerade von allen, die vom Hoftheater Kunst verlangen, sehr übel vermerkt wird. Wir danken dafür, uns zwei Jahre lang mit Limonade tränken zu lassen, ohne noch dazu die Garantie zu haben, daß nachher besseres Gebräu auf den Tisch kommt. Demaskieren Sie sich endlich, Herr Baron!

Das Schauspielhaus. Der Speisezettel dieser Kunstküche war ja wieder bunt genug, und es ist sicherlich erfreulich, daß wir doch ein Theater haben, das hinlänglich für Abwechslung sorgt. Herr Direktor Stollberg liebt es, den Münchnern die Stücke zu servieren, die anderswo die Häuser füllen oder als literarisch gelten. Wir können uns das gern gefallen lassen. Denn es ist nicht einzusehen, warum wir einen neuen Sudermann nicht sehen sollten, obwohl wir seine Mißratenheit ungesehen vorhersagen können. Der Name steht in der Literaturgeschichte, und wir wollen uns mitunter überzeugen, daß ihr der benervtere Mensch mit Recht verpönt. Bringt uns doch das gleiche theatergeschäftliche Verfahren auch mal mit einem neuen Schnitzler in Berührung. Viel weniger Glück als mit solchen Anlehnungen an die Saison-Konjunktur hat das Schauspielhaus meistens mit Unternehmungen, die der eigenen Initiative entspringen. In der letzten Zeit gab es allerdings einige Premieren, die dem sechzigjährigen Direktor mit Vergnügen auf der positiven Seite angemerkt werden sollen. Eine Neueinstudierung der „Rose Bernd" gab der neuen Kraft des Theaters, Frl. Annie Rosar, Gelegenheit, sich sehr vorteilhaft einzuführen. In „Marys großes Herz", einer Komödie des geschmackvollen und klugen Korfiz Holm, die sich trotz ihres ausgezeichneten Dialogs auf dem Repertoire hält, erfreute Frau Ottilie Gerhäuser durch die entzückende Verkörperung der liebenswürdigen, alternden Lebedame. — Im Uebrigen aber ist wenig Erbauliches sichtbar geworden. Mit gelindem Schau-

dern gedenke ich einer Aufführung von Strindbergs herrlichem „Rausch" und mit Aerger des Versuchs, Ruederers „Morgenröte" von neuem als eine historische Satire auszugeben. Die Aufführung stand — unter der Leitung des Autors und mit der prächtigen Lina Woiwode als Lola Montez — hoch über dem Niveau der üblichen Leistungen dieses Theaters. Aber daß ein solches Stück von einem literarisch wertenden Publikum goutiert wird, ist arg kompromittierend. Wenn ein Dramatiker seine eigenen Geschöpfe, um eine historische Begebenheit lächerlich zu machen, verächtlich werden läßt, so ist daß keine Satire, sondern Mangel an dichterischem Empfinden. Wenn man bedenkt, was man aus dem famos angelegten jungen, aufbrausenden Studenten in seinem Konflikt zwischen Ideal und Erotik hätte machen können, und wie lieblos Ruederer den Prachtjungen einfach zum dummen Bengel macht. — man möchte weinen. . . Aber ich wollte ja heute keine Stücke rezensieren, sondern nur die Theater. Das Schauspielhaus also hat die üppigste Speisenkarte. Wäre nur die Zubereitung besser! Schauspielerische Talente sind da: Herr Günther erweist sich als recht brauchbare Acquisition, auch zu Herrn Kalser kann man die Direktion beglückwünschen. Die Damen Glümer, Gerhänser, Woiwode, Nicoletti, Rosar sind vorzügliche Kräfte. Woran fehlt's also? — An Regie, immer nur an Regie. Wird da einmal Wandel geschafft, dann kann das Schauspielhaus sein altes Renommee leicht wieder herstellen.

Bleiben noch die Kammerspiele. Ich bin ja nun einmal auch diesem Theater gegenüber immer ein Nörgler gewesen. Aber um die Tatsache, daß Dr. Robert die „Franziska", an die sich so leicht kein Direktor gewagt hätte, zum Kassenstück machen konnte, das schon mehr als 25 Aufführungen hinter sich hat, kommt man nicht herum. Das ist eine Tat, vor der man den Hut ziehen muß. Kommt „Crainquebille" hinzu, mit der erschütternden Leistung Carl Götzens, — dann sollen uns die ungarischen Reißer, die das Theater zu solchen Leistungen ernähren müssen, gerade recht sein. Nur soll man nicht glauben, daß Molnars „Märchen vom Wolf", das eine schwächere Variation von Molnars „Leibgardist" ist, aufhört, ein Reißer zu sein, weil die Regie einen großen technischen Apparat aufgeboten und illüstre Gäste aus Berlin und Wien zur Darstellung gewonnen hat. Bleiben wir gegen die Kammerspiele skeptisch, und freuen wir uns, wenn wir recht häufig bekehrt werden.

Alles in allem ist sehr wenig Veranlassung vorhanden, mit dem gegenwärtigen Theaterbetrieb in München zufrieden zu sein. Die Herren Theaterdirektoren machen sich gegen-

seitig das Leben nicht schwer genug. Die kommerziellen Gesichtspunkte stehen zu weit im Vordergrunde, als daß das Bestreben zur Geltung käme, einander künstlerisch den Rang abzulaufen. — Natürlich soll durchaus nicht verkannt werden, daß ein Theatermann vollkommen in seinem Rechte ist, wenn er sein Institut in erster Reihe als Erwerbsgeschäft betrachtet. Kein Mensch kann verlangen, daß er sich wirtschaftlich ruiniere, um .hohe Kunst für ein Publikum zu exekutieren, das für hohe Kunst kein Geld übrig hat. Nur darf er nie außer Acht lassen, daß nach außen hin das Kriterium für seine Leistungsfähigkeit nicht sein Kassenrapport, sondern seine künstlerische Arbeit ist. Zeigt sich das große Publikum gegen künstlerische Darbietungen unzugänglich und gleichgültig, so ist es gerade Sache des Theaterleiters, es durch gute Vorstellungen zu Geschmack und Interesse heranzubilden. Nur so kann er es verhindern, daß sich ein großer Teil des Publikums langsam vom Theater ganz abwendet und lieber in den Kientop geht, dem auch der feiner organisierte Mensch vor minderwertigem Theaterspiel schon lange den Vorzug gibt.

Bemerkungen.

Abschied vom Kausen. Armin Kausen ging von uns. Sein Tod reißt eine Lücke in den Schmutz in Wort und Bild, die selbst durch Rören nur ganz unvollkommen ausgefüllt werden kann. Um sein Grab vereinen sich dichtende und bildende Künstler, soweit je ihre Psyche sich von Eros befruchten ließ. So wie der Verstorbene hat niemand ihr Schaffen verfolgt, — verfolgt bis zum Staatsanwalt, bis zum Justizfiskus, bis zum Gefängnis. Die schmutzfindigsten Augen haben sich geschlossen. Die kotspürigste Nase hat ihre Fährte verloren. Nie wieder wird von den verblaßten Lippen ein Denuntiamento ertönen. Armin Kausens Mund ist verstummt und mit ihm die Telefonglocke der Sittenpolizei.

Wer wird künftighin die sittlich-keuschen
Warnungsschreie durch die Straßen röhren?
Wer wird in des Parkes Nachtgeräuschen
Die verbot'ne Lust des Lasters hören?
Wer wird in den Geisteswerken schnüffeln,
In der Kunst, im Wissensschatz nach Zoten?
Wer wird fürder die Regierung rüffeln:
Denn das Küssen ist noch nicht verboten. — ?
Wer wird unser Schutzmann sein auf Erden
Und verhindern tugendhaft und sittlich,
Daß die Menschen nackt geboren werden? —
Oh, der Tod ist hart und unerbittlich.

Freunde, laßt uns nicht verzweifeln. Die Allgemeine pornographische Rundschau ist uns erhalten geblieben. Der Geist des Verblichenen wird unter uns fortleben. Der Thamerus steht noch auf seinem Posten. So brauchen wir nicht darum zu bangen, daß das Bewußtsein der Unanständigkeit des Liebens im Volke untergehen könnte. Ernste Männer werden auch in Zukunft die sündhafte Geistesrichtung dem Volke fernzuhalten wissen, die zwischen sexuellen und fäkalischen Handlungen unterscheiden möchte. Denn wenn auch der Mensch Kausen aus unserer Mitte abberufen ward, — der Begriff Kausen wird dauern, solange es Sinnenfreude geben wird und ihre Ergänzung: Sinnenneid.

Der Kausen ist tot. — Das Kausen wird leben.

Sternickels Verteidiger. Auch in der entmenschtesten Brust, sollte man meinen, hat der Gott seine Stätte. Niemand sinkt so tief, daß er den Namen eines Bruders unter den Menschen verwirken könnte. Ein wenig Nächstenliebe findet noch im letzten Verbrecher Spuren von Güte und menschlichem Anstand. Hätte nicht der unlebendige Schematismus der Strafjustiz aus allem Rechtssuchen ein trübsinniges Paragraphenstechen gemacht, dann hätte auch das Aufstellen eines Verteidigers an die Seite jedes Rechtsbrechers guten Sinn und schöne Wirkung — für den Sünder sowohl wie für die Richter.

August Sternickel erfreute sich eines Verteidigers, der vor den Geschworenen nicht den verirrten Nebenmenschen bedauerte, der auf seine Fürsprache hoffte, sondern sich selbst, da ihm die Pflicht ward, einem Kerl beizustehen, für den er nichts als Abscheu empfand. Nichts, aber auch gar nichts wußte der Justizrat seinem Klienten nachzusagen, was das vom Staatsanwalt entworfene Porträt des Mörders den Geschworenen ein wenig freundlicher scheinen lassen konnte. Nicht einmal die Möglichkeit gab er zu, der wüste Geselle, der hemmungslos jeden umbrachte, an dem er einen lumpigen kleinen Geldraub unternehmen wollte, könnte gestörten Geistes sein. Die einzige Gefälligkeit, die er dem Massenmörder erwies, war die, daß er die Bedenken der Geschworenen, die von Sternickel verführten armen jungen Esel fürs Schaffot zu bestimmen, zerstreuen half.

Der Verteidiger erklärte, es sei nicht seine Aufgabe, den Angeklagten reinzuwaschen. Er habe nur seine Ueberzeugung wahrheitsgemäß auszusprechen. Wie sich die moderne Rechtslehre zu dieser Auffassung verhält, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß sich mein Menschlichkeitsgefühl mit aller Empörung dagegen sträubt. Was hat ein „Verteidiger" noch für einen Wert, wenn sein subjektives Empfinden genügt, um aus ihm einen Gehilfen des Anklägers zu machen, dessen Worte bei den Geschworenen dreifache Wirkung tun, weil sie sich sagen müssen: Was für ein Rabenaas, dem selbst sein Fürsprecher das Messer wetzt! — Mein Gefühl hält es für die Pflicht eines Verteidigers, ohne Rücksicht auf seine persönliche Einstellung alles zusammenzutragen, was irgendwie geeignet ist, die Tat in milderem Licht erscheinen zu lassen. Ob der

Delinquent verrückt ist oder nicht, hat sein Verteidiger nicht zu entscheiden. Aber er hat es zur Frage zu stellen und hat die Möglichkeit nachdrücklich zu betonen. Er hat die menschlichen und bürgerlichen Züge des Angeklagten aufzuzählen, da die unmenschlichen und gesellschaftsfeindlichen ihm ja schon von seinem Ankläger vorgehalten sind. Aber dem Berater Sternickels fiel es nicht ein, darauf hinzuweisen, daß sein Schutzbefohlener der liebevollste Taubenfreund war, und daß er während der ganzen Verhandlung immer wieder mit wahrhaft philiströser Selbstzufriedenheit hervorhob, was für ein tüchtiger Arbeiter er allezeit gewesen ist und was für gute Zeugnisse ihm seine Brotherren ausstellten. Der Justizrat kam nicht darauf, zu bemerken, daß auf Sternickel Nietzsches Wort passe: „Was mordete doch dieser Verbrecher? Er mordete nicht, um zu rauben, sondern er raubte, um zu morden", — daß also vielleicht nicht Habgier das Motiv seiner Verbrechen war, sondern ein pathologischer Trieb. Sternickel wurde zum Tode verurteilt, ohne ein einziges Wort gehört zu haben, aus dem menschliches Verstehen geklungen hätte.

Von den Demokraten aller Schattierungen wird immer wieder die Erweiterung der Laiengerichte verlangt, weil dem Bürger, der im Getriebe des Lebens stehe, ein sichereres Rechtsgefühl innewohne, als dem vom Buchstaben geleiteten Berufsrichter. Ich habe meine starken Bedenken gegen Geschworene ebensowohl wie gegen Juristen. Denn ein Schuldelkenntnis durch Volksabstimmung ist eine gefährliche Sache. — Aber warum läßt man zur Verteidigung keine Laien zu? Ich denke mir oft, wenn ich die Advokaten-Plädoyers in Prozeßberichten nachlese: Wieviel Stärkeres, Wahreres hätte sich zugunsten des Angeklagten sagen lassen! Wieviel schuldiger als er steht die Gesellschaft da, die seine Taten zuließ und erst möglich machte!

Der Rechtsanwalt in Frankfurt a. 0. mußte die Verteidigung Sternickels ex officio übernehmen. Vielleicht hätte sich unter allen Juristen kein Anwalt finden lassen, der dem Mörder wirklich ein Verteidiger geworden wäre. Daß aber ein Laie bereit gewesen wäre, gerade dem furchbarsten Verbrecher an allem Menschlichen ex amore beizustehen, dafür verbürge ich mich mit meiner eigenen Person.

Lockspitzelei? Junge Damen seien ernsthaft gewarnt, abends ohne Begleitung Münchener Straßen zu passieren. Nicht, weil es anschlußsuchende Herren gibt. Deren Begleitanträge könnten sie je nach Geschmack oder Verlangen annehmen oder ablehnen. Nein — die Münchener Straßen werden nicht von Erotikern gefährdet, sondern sie werden von den Organen der öffentlichen Sicherheit unsicher gemacht. Bestallte Aufpasser der Sittlichkeit, Beamte der Kriminalpolizei, bedrohen den Bürgerfrieden allein promenierender Frauen. Ich erhalte von einer jungen Anarchistin folgendes Schreiben:

> „Lieber Kamerad Mühsam! Ich ging neulich vom Kaffee Stefanie weg, etwa um einhalbzehn Uhr. Es war auffallend mildes Wetter, und ich bekam Lust, spazieren zu gehen. Das ist doch sicher nicht strafbar. Merkte nämlich schon bei der Ecke der Türkenstraße, wie ein

Mann mich so frech musterte, daß auch ich ihn ansehen mußte. Er mit seinem Aussehen erinnerte mich gleich an die Menschen, die damals bei einer Haussuchung in meiner Abwesenheit mein Zimmer durcheinander machten und den Kehrichteimer mitten ins Zimmer leerten. Und weil es so schönes Wetter war, dachte ich nicht weiter an den Menschen. Bald darauf hörte ich, daß mir jemand folgte. Es war ein junger Mann. Er kam auch näher und weil er freundlicher dreinschaute, wie der andere und weil schönes Wetter war, ließ ich mich ansprechen. „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen?" „Ja gewiß dürfen Sie das", sagte ich. Nicht wahr, Mühsam, das ist doch nicht verboten? Wir redeten hin und her, in welches Kaffee wir gehen wollten und waren gerade in der Schellingstraße, da gleich beim Simplizissimus. Der junge Mann blieb stehen und sagte auf einmal: „Wollen wir nicht den Kaffee auf meinem Zimmer trinken?" Ich überlegte gerade, guckte mir auch den Mann näher an, wie er eigentlich aussah, da kam derselbe grimmige Mensch, der mich früher so auffällig gemustert hatte, zu uns, zeigte seine Karte und sagte: „Sie wollten doch mit dem Fräulein in ihr Zimmer gehen." (Ich wußte nicht, ob der Herr da, wo er stehen geblieben war, wohnte.). Der junge Mann erzählte, daß er mich in das Kaffee eingeladen habe, „aber die Dame wäre nicht zu mir gegangen." Während er sich ein Stück mit dem Kriminalbeamten entfernte, lief ich dummerweise, was ich konnte, davon, vor Simplizissimus vorbei, Kurfürsten- oder Blütenstraße, ich weiß nicht so genau, hinein, und lief dem Kriminalbeamten in die Hände, wie der dahin kam, weiß ich nicht. Ich lief ihm wieder davon, ich konnte nicht mehr laufen, er kam mir nach und sagte: „Sie gehen mit mir". „Ich gehe nicht," sagte ich. Da kamen einige junge Herren, die mich vom Kaffee her kannten und denen erzählte ich, daß mich der Kriminalbeamte mitnehmen wollte, obwohl ich absolut nichts getan hätte, und nicht einsehen könnte, warum ich folgen müsse. Die Herren sagten aus, sie kennen mich gingen aber zu meinem Erstaunen weiter, ohne sich um mich zu kümmern. Ich ging ein paar Schritte und der Beamte, der junge Mann, der mich eingeladen hatte, erschien auch, was mir sehr auffiel. „Haben Sie Papiere?,, fragte der Beamte nochmals. „Nein, ich habe gar nichts." „Dann geben Sie Ihre Adresse an". Ich sagte ihm meinen Namen. Jetzt ließ er mich endlich gehen.

Lb. Mühsam! Da Karl jetzt fort ist und ich niemanden habe, der mir hilft, würde ich Sie bitten, im Falle noch was nachkommen würde, beizustehen Ihrer . . . ."

Einen hohen sittlichen Erfolg hat also das Institut des Herrn v. d. Heydte sicher zu verzeichnen. Es hat verhindert, daß an einem milden Frühjahrsabend zwei junge Leute einander Liebes taten. Deshalb, werte Münchnerin, zahlst du deine Kommunal- und Staatssteuern, damit dafür Personen engagiert werden, die dir auf der Straße nachsteigen, aufpassen, bis dich jemand anspricht und dir dann deine Papiere abverlangen, — am dir womöglich zu deren Ergänzung noch ein Büchel anhän-

gen zu können. Auf die Idee nämlich, daß ein junges Mädchen sich auch ohne Erwerbslüsternheit einem Herrn anschließen könnte, kommt ein Organ der Münchener Polizei nicht. Die seltsame Einrichtung der Natur, daß erotische Bedürfnisse auch bei unverheirateten Frauenspersonen vorkommen, ist in der Weinstraße bislang ein unbeobachtetes Phänomen geblieben. Die Tatsache, daß ein Mädchen sich ansprechen läßt, genügt zur Rebellierung des öffentlichen Moralempfindens. Die Absicht, sich für Bargeld zu prostituieren, wird vorausgesetzt, sobald ein Mädchen Miene macht, mit einem Herrn Kaffee zu trinken. Die Toleranz kommt hernach: Wenn der Name notiert und in gewisse Listen eingetragen ist, stellt die Polizei selbst einen Freibrief aus für „gewerbsmäßige Unzucht", — und eben der Drang, solche Freibriefe, die man Kontrollkarten nennt, und nach denen die Nachfrage nicht allzu groß zu sein scheint, los zu werden, veranlaßt die Behörde, auf harmlose Mädchen, die aus dem Kaffeehause kommen, sittenstrenge Jagd zu machen (für dein Geld, werte Münchnerin).

Ob der Beamte, der die Briefschreiberin belästigte, in berechtigter Ausübung seiner Amtsbefugnisse handelte, mag dahin gestellt bleiben. Meines Wissens darf er erst einschreiten, wenn er einem Mädchen die Bereitwilligkeit, ihren Leib gegen Entgelt zu vermieten, nachweisen kann. Aber eine Klage wegen Beleidigung hätte wohl keinen Zweck, da dem Mann die „Wahrung berechtigter Interessen" wahrscheinlich zugebilligt würde. Auch ist er ja nur der Vollstrecker höherer Weisungen. Uebrigens ist es in München nichts Neues, daß Sittenkriminaler im Schutze der Häuserschatten beobachten, wie unter jungen Menschen Bekanntschaften auf der Straße entstehen, „Aergnis nehmen" und „einschreiten". Die Empfindungen, mit denen dergleichen Polizeiexerzitien von manchem Passanten begleitet werden, sollen hier nicht näher charakterisiert werden.

Im vorliegenden Falle ist aber das Verhalten des Kriminalbeamten eigentlich viel weniger interessant, als das des Bekanntschaft suchenden Jünglings. Der lädt ein Mädchen ein — erst ins Kaffeehaus, dann zu sich in die Wohnung, sieht zu, wie der Polizist seine Dame zur Rede stellt und entfernt sich dann mit dem Beamten, wodurch das geängstigte Mädchen Zeit gewinnt, zu flüchten. Was hatte der Mann wohl abseits mit dem Kriminaler zu verhandeln? — Und nachher, als das Opfer der Sittlichkeit ihrem Verfolger wieder in die Hände rennt, heißt es: „Der junge Mann, der mich eingeladen hatte, war auch da, was mir sehr auffiel". Das ist allerdings sehr auffallend und legt die Vermutung nahe, daß die Einladung zum Kaffee und in die Wohnung des Herrn und das Mustern und Hinterherschleichen des Beamten in einem merkwürdigen Zusammenhang standen.

Ist die Kombination, die sich hier aufdrängt, richtig, dann ergibt sich, daß die Münchener Polizei ihre Absicht, junge Mädchen in die Netze der Sittenkontrolle zu ziehen, mit Hilfe von Lockspitzeln zu erreichen sucht. Da die Herren Beamten sich offenbar selbst nicht anziehend genug finden, um das Herz junger an Frühlingsabenden promenierender Damen zu gewinnen, so scheinen hübsche junge Männer an der Arbeit zu sein, um die Willfährigkeit des anderen Geschlechts auf die Probe zu stellen.

Ich fordere hiermit den Münchener Polizeipräsidenten auf, klar und deutlich zu erklären, ob zur Ermittlung: heimlich Prostituierter Lockspitzel verwendet werden, und auf Grund welches Rechtes seine Beamten befugt sind, einer Dame, die auf der Straße spazieren geht, sobald sie die Begleitung eines Herrn annimmt, die Papiere abzuverlangen. — So eifersüchtig der Herausgeber des „Kain" den engen Raum des Blattes seinen eigenen Aeußerungen vorzubehalten pflegt, — die Darlegungen des Herrn v. d. Heydte über die sittlichen Grundsätze bei der Ueberwachung der Weiblichkeit sollen hier ohne Einschränkung ihre Stätte finden.

Ungenannt und doch bekannt. Wohlbekannt. Zwar nicht dem Namen nach, aber nach der Beschaffenheit. Die Ungenannten sind nämlich alle vom selben Klischee abgezogen. — Der Hang zum anonymen Briefschreiben beruht auf der unbewußten Sucht, Wesenszüge, auch die gemeinsten, in die Unsterblichkeit hinüberzuretten. Man bedreckt irgendwen, nur damit der Dreck irgendwo klebt. Es sind die gleichen Motive, die das Beschmieren vielbesuchter Abtritte mit schweinischen Zeichnungen und Sprüchen veranlassen. Der persönliche Charakterzug, der bei allen Ferkeln derselbe ist, soll der Ewigkeit übermittelt werden. Um den freundlichen Absendern anonymer Briefe an mich in ihrer methaphysischen Sehnsucht entgegenzukommen, auch um reichlich verschwendetem Papier eine sozial nützliche Verwertung zu sichern, werde ich dergleichen Seelendokumente fernerhin nicht mehr sogleich vernichten, sondern sammeln, um sie letztwillig der Verwaltung der städtischen Bedürfnisanstalten zu vermachen. Damit wird auch der späteren Generation die Möglichkeit geboten sein, auf die Wische zu sch — impfen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftst.: München, Baaderstr. 1a. Tel .2355

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

....

....

Jahrgang III. No. 2. Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Patrioten. — Münchener Theater. — **Bemerkungen:** Ernst v. Possart. — Schwarzkünste. — Polizeibericht. — **2** Briefe. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant

sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer Zeitgenossen,** führende Frauen und Männer aus allen Ständen, die Staatsoberhäupter der Welt, 3200 Pseudonyme u. reiches anderes Material, aufgespeichert auf ca. 2130 Seiten mit 14 Millionen Buchstaben, vornehm gebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.



Degeners Zeitgenossenlexikon

Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe **darf** in einem Hause **nicht fehlen.**

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13–15

Jahrgang III
No. 2.

München,
Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse la

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Patrioten.

Das Vaterland, als Ding an sich betrachtet, ist gewiß eine schöne Sache. Nur wissen wir von seines Wesens Besonderheit nicht vielmehr, als was uns der Barde E. M. Arndt in seinem Trutzliede versichert: Es muß größer sein. Der beliebte Dichter spricht dabei zwar nur vom deutschen Vaterland, und die patriotische Lyrik unseres Erbfeindes ist mir nicht geläufig, — aber es ist wohl bestimmt zu hoffen, daß auch in den Kampfgesängen der Franzosen, Engländer, Russen und Turkestaner das Vaterland als ein geographisches Gebiet gedeutet wird, das größer sein muß. Denn darin haben sich die Völker der Erde gegenseitig nichts vorzuwerfen: haben sie sich einmal in einen Begriff verliebt, dann stehen sie dafür ein mit Leib und Leben, und es gibt keine Dummheit, die ein Volk nicht um einer Redensart willen begehen würde.

Patriotismus ist bei allen Völkern eine Voraussetzung, die keines Beweises bedarf, eine Eigenschaft, die der Kritik entzogen ist. Ich gestatte mir

dennoch auf die Frage: Was ist Patriotismus? zu antworten: Ein gutes Geschäft oder eine leere Phrase.

Die wertgeschätzten Leser, die sich jetzt in ihren heiligsten Empfindungen verletzt fühlen, werden freundlichst ersucht, diese Empfindungen einen Augenblick neben sich zu stellen und ihren bewährten kritischen Verstand an deren Platz zu lassen. Dann werden sie erkennen, daß Patriotismus ein dem natürlichen Heimatgefühl künstlich aufgepfropfter Begriff ist. Ein Sentiment, das räumliche Grenzen voraussetzt, das bei uns Deutschen bis weit ins dänische, französische und polnische Nationalgebiet hineinstrebt und bei der Basler und Salzburger Zollrevision seine Wirksamkeit einstellt. Oder ist Patriotismus etwas anderes? Etwa das Bewußtsein einer nationalen Zusammengehörigkeit, einer Verschmolzenheit seelischer Interessen? Das wird zu prüfen sein.

Unsere gesellschaftlichen Einrichtungen sind solche, daß die Lebensmöglichkeit des Einzelnen sich nicht auf persönliche, oder korporative Tüchtigkeit gründet, sondern durchaus nur auf die Ruderkraft der Ellenbogen im sozialen Kampf. Da eine Minderheit der Menschen im Alleinbesitz aller Produktionsmittel ist, und die Mehrheit von ihrer Gnade abhängt, um auch nur zur Arbeit zugelassen zu werden (gegen den Preis kärglicher Entlohnung und frühzeitiger Kräfteabnutzung), da diese Mehrheit ferner unterernährt zur Welt kommt, unterernährt aufwächst und alle Energie für die Möglichkeit, primitiv zu existieren und schon im Keimzustand entrechtete Kinder zu zeugen, aufwenden muß, so ist der soziale Kampf der Menschen der ungleichste Kampf im ganzen Naturgeschehen. Ausbeuter und Ausgebeutete — so setzt sich ein Volk in diesen Zeitläuften zusammen. Und unter diesen Menschen soll das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit be-

stehen, unter ihnen sollen irgendwelche seelischen Interessen verschmolzen sein? Wer das behaupten wollte, müßte die Augen zehnfach verbinden vor dem Haß, der Gier, der Skrupellosigkeit, mit der die Menschen des gleichen Volksstammes gegeneinander-wüten. Wo aber wirkliche Interessen ineinander-greifen, da sind sie nicht an den Raum gebunden. Die Verbindungen der Reichen gegen die Armen greifen über die Grenzen der Länder hinaus und zeigen den Armen damit an, daß auch sie sich international verbinden müssen, wollen sie je wieder zu menschenwürdigen Zuständen gelangen.

Versuchen wir also, der Ergründung des Patriotismus von einer anderen Seite beizukommen. In welchen Formen äußern sich die Gemütswallungen der Patrioten? In devoten Kundgebungen für das Staatsoberhaupt oder die gerade gültige Staatsform und in säbelrasselndem Selbstlob auf Kosten des „Feindes". Daraus ergibt sich, daß Patriotismus stets eng verquickt ist mit äußerlichen Zeiterscheinungen, mit der oft zitierten „Liebe zur Scholle" aber garnichts zu tun hat. Die Liebe zur Scholle wird als Heimatsgefühl ursprünglich in jedem Menschen leben, ist aber von politischen Grenzabsteckungen ganz unabhängig und kann als ethisches Postulat überhaupt nicht verwendet werden, weil ihre Intensität von der Fülle und der Art individueller Jugendeindrücke bestimmt ist, und weil die gesegneten kapitalistischen Einrichtungen bei vielen, die nie eine Handbreit Scholle zu eigen besessen haben, das ursprüngliche Gefühl gar nicht haben aufkommen lassen. Ergo: Patriotismus ist, wo das Wort überhaupt eine Empfindung umschließt, politisch-konservative Staatsbejahung, verbunden mit kriegerischer Eitelkeit.

Das politische Bekenntnis ist bei den Meisten viel weniger im Temperament begründet als in prak-

tischen Erwägungen. Daher ist auch der wahre Patriot der, der seinen Nutzen in der Erhaltung des bestehenden Staatssystems und in der Feindschaft der Völker gegeneinander erkennt. Wenn sich diejenigen, deren Interessen in direktem Gegensatz zum Kapitalismus und Militarismus stehen, gleichwohl ebenfalls als Patrioten, bezeichnen, so ist das ein demagogischer Kniff und eine Anerkennung der Ueberlegenheit der Konservativen, denen es noch immer gelungen ist, ihr Geschäft mit Hilfe einer suggestiven Phraseologie zum idealen Wert der Gesamtheit zu machen.

Es genügt vollkommen, einer parlamentarischen Opposition Antipatriotismus vorzuwerfen, um sie als gekränkte Unschuld zum Greinen zu bringen. Der Begriff ist selbst den rötesten Schreiern als moralische Tugend so tief in Fleisch und Blut eingedrungen, daß sie uns, die wir uns aus Liebe zur Ehrlichkeit klar und offen als Antipatrioten bekennen, mit derselben Verachtung abschütteln, wie das die konservativsten Staatsstützen tun. Sie haben aber gegen die Loyalitätspächter den Nachteil, daß sie wider die Wahrheit Patrioten sind, und um ihre Suggestion zu erhalten, als Ideal konstruieren müssen, was den andern praktische Selbstverständlichkeit ist.

VV ie sehr der Patriotismus bei seinen natürlichen Bekennern als geschäftliche Nützlichkeit gewürdigt wird, dafür hat die letzte Zeit beweiskräftiges Material in Hülle und Fülle geliefert. Und überall ergibt sich aus den Tatsachen das gleiche Bild: der spekulative Patriotismus der Staatsinteressenten schürt den ideellen Patriotismus der phrasengläubigen Völker und macht sein Geschäft dabei. Hier einige Beispiele.

Bulgarien. Ferdinand, ein aus Deutschland importierter Balkanfürst, ist ohne Anstrengung bulgarischer Patriot geworden. Er hat sein slavisches

Volk gewöhnt, im Vivat-Schreien auf einen Westeuropäer seinen Patriotismus kundzutun. Er belohnt das Volk, indem er sich zum König macht. Da er Gebietserweiterungen anstrebt, die erhöhte Steuerleistungen und für ihn erhöhte Apanage zur Folge haben müssen, begibt er sich mit seinen slavischen Nachbarn auf den Kriegspfad und läßt zehntausende seiner durch Gottes Fügung dazu avanzierten Volksgenossen hinmorden, nicht ohne vorher erfolgreich an der Pariser Börse à 1a baisse spekuliert zu haben.

Montenegro. Nikita, der Fürst der schwarzen Berge, der sich ebenfalls bei günstiger Konjunktur zum König seines Ländchens befördert, erkennt die geschäftlichen Vorteile einer Beteiligung an dem Handel der übrigen Balkanländer. Die unterhandeln noch mit der Türkei, als ihm eine Wiener Bank anträgt, er solle ohne das Ergebnis der Verhandlungen abzuwarten, losschlagen, wofür ihm ein Trinkgeld von fünf Millionen Kronen zugesichert wird. Fünf Millionen Kronen sind ein tüchtiges Stück Geld, und Nikita enfesselt für diesen Preis den Krieg, der unzähligen Menschen das Leben kostet, unermeßliche Werte zerstört, unerhörte Infamie lebendig macht. Sein eigenes Land ist der Vernichtung nahe — aber Nikita hat seine 5 Millionen in der Tasche. Das Kriegsglück lächelt ihm. Skutari, das Ziel seines Strebens, fällt in seine Hand — durch den Verrat des Herrn Essad Pascha, der, bisher ein gefeierter türkischer Patriot, das ihm anvertraute Pfand dem Feinde unter der Bedingung überläßt, daß er künftighin — als König — albanischer Patriot sein dürfe. Die Geschäftsinteressen der in der Londoner Botschafter - Konferenz repräsentierten Patrioten Westeuropas sind mit denen Nikitas nicht identisch. Er soll Skutari wieder hergeben. Er widersetzt sich und beschwört die Gefahr eines großeuropäischen Krieges herauf. Es scheint, er wird sich

mit den Kompensationen abfinden lassen, die seinem kaufmännischen Prestige nicht zur Schande gereichen werden[1]). Jedenfalls glaubt er es schon riskieren zu können, an der Wiener Börse à 1a hausse zu spekulieren.

Oesterreich-Ungarn. Die Donaumonarchie verfügt über ungewöhnlich gewandte Patrioten. So dumm wie unsere östlichen Bundesfreunde hat sich selten ein Volk bluffen lassen. So unverfroren wie dort ist aber auch selten der unbeteiligte Patriotismus des Volkes aufgekitzelt worden. Auf der Blutwiese des Balkankrieges wünschte auch Oesterreich sein Schäfchen zu weiden. Dazu empfahl es sich für das im Wesentlichen slavische Land, den Anwalt des nichtslavischen Europas zu spielen. Als der Krieg mit dem Unterliegen der Türkei ausging, mischte sich Oesterreich-Ungarn hinein, um die Sieger um den Ertrag ihrer Anstrengungen zu bringen und schuf den ganz Europa bedrohenden Konfliktsfall Skutari. Das darf nicht an Montenegro fallen, weil das für die Geschäfte der österreichischen Patrioten nicht opportun ist. Montenegro wehrt sich natürlich so lange es kann gegen die Herausgabe — und nun spielt Oesterreich den Beleidigten, spielt ihn mit so ausgezeichneter Mimik, daß die Volksseele in jedem Bürger der Wiener Josephsstadt kocht. Die Bevollmächtigten des österreichischen Patriotismus haben es allmählich so weit gebracht, daß ihnen die Opfer ihrer Spekulationen in die Ohren schreien: Es ist eine Affenschande, was ihr für Schlappschwänze seid! Wir schämen uns Oesterreicher zu sein, wenn ihr Euch die Frozzeleien Nikitas noch länger gefallen laßt! Wir wollen Krieg! Krieg! Krieg! — Ob Oesterreich-Ungarn den heldenhaften Feldzug gegen das winzige Balkanländchen unternehmen wird, oder ob es bei der Verhängung des

[1]) Inzwischen geschehen.

Belagerungszustandes in den Kronländern bleibt, läßt sich, während ich dies schreibe, noch nicht übersehen. Auch nicht, ob im ersteren Falle Oesterreich-Ungarn Cetinje oder Montenegro Wien okkupieren wird. Das aber läßt sich übersehen, daß das Losmarschieren der Oesterreicher vor der Geschichte nicht als eine Abwehrmaßregel gegen schmähliche Herausforderungen, sondern als ein ganz ordinärer Raubzug dastehen würde, dessen Folgen unabsehbar wären. Denn daß die Oesterreicher Patrioten sich nicht mit einer polizeilichen Aktion begnügen würden, steht doch fest. Wenn die Monarchie aber erst einmal nach Balkanland für den eigenen Bedarf langt, dann werden Rußlands Patrioten gewiß nicht müßig zusehen — und dann gnade uns Gott.

Deutschland. Im Reichstag hat Dr. Karl Liebknecht einige Mitteilungen gemacht, die den geschäftlich. Charakter einer gewissen Sorte von Patriotismus magisch beleuchtet. Danach unterhält die Firma Krupp eine reguläre Spitzelorganisation, die berufen ist, mit Hilfe von Bestechungsgeldern die Absichten der Regierungsämter zu ermitteln und darauf Spekulationen zu gründen. Danach hat die Deutsche Waffen- und Munitionsgesellschaft falsche Nachrichten über neue französische Rüstungsaktionen in die französische Presse zu lanziren versucht, um die deutsche Regierung auf Kosten der Steuerzahler und zum Nutzen der Waffenindustrie zu weiteren Militärausgaben zu veranlassen. Diese Mitteilungen sind nicht gerade überraschend, aber wichtig, weil sie endlich einmal positives Material bringen. Psychologisches Interesse bietet dabei auch das Verhalten der patriotischen Presse. Die konnte zwar nicht anders, als im Brustton der Ueberzeugung schonungslose Aufklärung fordern, erging sich aber gleichzeitig in Beschimpfungen gegen Dr. Liebknecht und suchte mit dem bewährten (und von den

Sozialdemokraten keineswegs mißachteten) Mittel der persönlichen Verunglimpfung die Wucht der erbaulichen Tatsachen abzuschwächen. Die Bewilligung der von Deutschlands Patrioten als notwendig erachteten neuen Wehrmittel mit all ihren scheußlichen Nachwirkungen auf die Volkswirtschaft des Landes wird denn auch über die Kleinigkeit dieser patriotischen Schweinereien nicht stolpern. Man soll übrigens nicht ungerecht sein und die deutsche Militärindustrie für korrupter halten als die ausländische. Kein ehrlicher Mensch zweifelt daran, daß die Geschäftusancen der französischen, englischen und italienischen Waffenfabriken genau die gleichen sind. Der Patriotismus der Völker gedeiht dabei überall vortrefflich.

Wir erkennen an allen diesen Beispielen, daß die Woge der nationalen Begeisterungen einem cirulus viciosus gleicht. In den Geschäftskontoren der Interessenten wird der Patriotismus erregt. Der fertige Patriotismus schafft aus sich selbst heraus fortgesetzt Reibungen und Skandale (wie z. B. den Dummenjungenkrach in Nancy), aus den Reibungen entwickelt die Geschäftigkeit der Interessenten neuen Patriotismus. Die Völker aber, die lieber verrecken, als sich von ihrer patriotischen Phrase trennen, zahlen die Kosten.

Münchener Theater.

Der Fall Robert

Den Sachverhalt habe ich in der „Schaubühne" mit der äußersten Bemühung um vollkommene Objektivität dargestellt. Hier wird die subjektive Beurteilung der seltsamen Vorgänge im Münchener Kammerspieltheater zum Ausdruck kommen dürfen.

Als die überraschende Nachricht von der plötzlichen Entlassung des Direktors Dr. Robert aus seiner Stellung als Leiter der Kammerspiele nach München drang, gab die Stimmung

in den interessierten Kreisen allgemein der Theatergesellschaft in. b. H. und ihrem Aufsichtsrat Unrecht, obwohl man zuerst die Gründe, mit denen das rigorose Vorgehen seine Rechtfertigung suchte, erheblich gravierender vermutete, als sie sich nachher präsentierten. In den Erklärungen der Gesellschaft war von einer „strafrechtlichen Seite" der Angelegenheit die Rede, sodaß der Verdacht, es seien Unterschleife vorgekommen, laut ausgesprochen wurde. Gleichwohl fand erfreulicherweise die Auffassung überall Beifall, daß in Kunstdingen finanzmoralische Betrachtungen wohl bei denen berechtigt seien, die ihr Geld in künstlerischen Unternehmungen arbeiten lassen, daß andere Leute aber dergleichen Vorkommnisse nur mit Rücksicht auf Nutzen oder Schaden für die Kunst zu beurteilen haben. Es wurde deshalb sehr sympathisch vermerkt, daß sich unmittelbar nach der Katastrophe die Mitglieder des Theaters fast ausnahmslos in einer öffentlichen Erklärung mit ihrem Direktor solidarisch erklärten, und daß die meistgespielten Autoren der Kammerspiele die Aufführung ihrer Stücke auf der Bühne unter einer andern Direktion, als der des Dr. Robert untersagten (was rechtlich natürlich bedeutungslos war, als Stimmungssymptom aber großen Wert hatte).

Es stellte sich dann heraus, daß die Zerwürfnisse zwischen der Gesellschaft und dem Direktor, soweit sie finanzieller Natur waren, Lappalien betrafen. Die Zivilkammer des Landgerichts setzte auf die Beschwerde des Betroffenen gegen die vorläufige Verfügung, die ihm das Betreten des Theaters verbot, und der Gesellschaft den Arrest auf die letzten Gastspieleinnahmen zubilligte, die Höhe der einzubehaltenden Gelder auf 6582 Mark fest und attestierte Herrn Dr. Robert die subjektive Berechtigung der Entnahme dieser Summe, die allerdings objektiv unberechtigt gewesen sei. Es handelt sich also um einen noch lange nicht entschiedenen zivilrechtlichen Streit, der jedem Außenstehenden höchst gleichgültig sein kann.

Trotzdem schlug die für Robert günstige Meinung bei vielen um, als die Beschwerden laut wurden, die die Gesellschaft in künstlerischer Hinsicht gegen ihn erhob. Man warf dem Direktor vor, daß das Theater unter seiner Leitung zusehends verludert sei, da er sein Interesse immer weiter von der ihm unterstellten Anstalt weg, auf Gastspielreisen nach auswärts zu richten schien. Es wurde festgestellt, daß Robert, wenn hier ein Stück abgespielt war, mit fast seinem ganzen Ensemble in die Ferne zog und in der Augustenstraße vor leeren Bänken minderwertige und unausgebildete Kräfte sich austoben ließ, die dafür mit 2 bis 5 Mark für den Abend entlohnt wurden. Der

Umstand, daß der Gewinn der Gastspiele in Roberts eigene Tasche floß, machte diese Gewöhnung für die Theatergesellschaft besonders schmerzlich fühlbar.

Der heftigste Vorwurf traf den Direktor deswegen, weil die bestbezahlte Kraft des Theaters sich in letzter Zeit immer seltener auf der Münchener Bühne zeigte, weil sie für wochenlange Gastreisen beurlaubt wurde. Ja, den Dramaturgen sei der direkte Auftrag gegeben worden, nur noch solche Stücke anzunehmen, in denen der Star der Bühne nicht beschäftigt zu werden brauche. Diese Beschuldigungen konnte Dr. Robert trotz seines sehr geschickten und eindrucksvollen Auftretens vor Gericht nicht entkräften, sodaß die in der Kritik des unbeteiligten Publikums entschiedene Parteinahme für Robert jener unbefangenen Gelassenheit gewichen ist, die die Dinge ohne Enthusiasmus oder Raserei an sich herankommen läßt. Ich bekenne mich heute auf die Gefahr hin, nationalliberal gescholten zu werden, zu der Partei, die beiden Teilen Unrecht gibt: dem Direktor, weil er sich nun wirklich mal Verstöße hat zuschulden kommen lassen, die gegen den heiligen Geist der Kunst sündigen, der Gesellschaft, weil sie deswegen einen Eclat herbeigeführt hat, der der relativen Bedeutungslosigkeit des Streitfalles nicht entfernt adäquat ist. Sie hätte wenigstens erst die vier Wochen abwarten sollen, bis das Theater ohnehin in die Ferien gegangen wäre, ehe sie die große Säge ansetzte. Dann wäre der gewaltige Spektakel vermieden worden, der einem nun seit Wochen mit seinem Theaterdonner in die Ohren lärmt, und dann wäre vor allen Dingen den Mitgliedern des Theaters, die allem Anschein nach die Leidtragenden bei der Tragödie sind, die Möglichkeit geboten gewesen, sich über ihre Entschlüsse, die doch wohl ihre Existenz betreffen, in Ruhe zu entscheiden.

Zurzeit steht die Angelegenheit so, daß das Ensemble in zwei scharf getrennte Lager geteilt ist. Ein Teil hält nach wie vor zu Robert, und soll, wie es heißt, mit ihm auf Gastspielreisen gehen. Der andere Teil, der die Mehrheit und fast alle wichtigen Kräfte umfaßt, hat sich von der Theatergesellschaft übernehmen lassen und spielt unter der Direktion Erich Ziegels in den Kammerspielen. Wenn der jetzt beginnende Prozeß zwischen Robert und der Gesellschaft nach Ablauf aller Instanzen mit Gottes Hilfe in drei, vier Jahren entschieden sein wird, dann werden, falls Robert obsiegt, die jetzigen Mitglieder der Kammerspiele kontraktbrüchig erklärt werden, verliert er, dann wird es seinem treuen Stamm nicht besser ergehen. Es ist deshalb und weil von den Schauspielern aus ihrer Haltung

keinem der geringste Vorwurf zu machen ist, aufs Energischste die Forderung zu erheben, daß die Parteien, wie ich schon in der „Schaubühne" aussprach, sich gegenseitig verpflichten, daß das gesamte Ensemble, wie immer die Entscheidung lauten wird, vom Prozeßsieger schadlos gehalten werde.

Vorerst werden wir uns mit der Tatsache abzufinden haben, daß Herrn Direktor Dr. Robert für absehbare Zeit die Direktion der Kammerspiele entzogen ist. Daher wird eine kurze Würdigung seiner bisherigen Tätigkeit am Platze sein.

Robert ist — was hier (nur hier) häufig schonungslos gesagt wurde — von der Zeitungskritik und vom Publikum als künstlerische Kraft erheblich überschätzt worden. Bei seinen Inszenierungen war, sobald sie größere kompositorische Anforderungen stellten, fast immer der zusammenfassende Ueberblick und die empfindsame Abstimmung des Tempos zu vermissen. Die Schauspieler wurden zu sehr sich selbst überlassen, was zwar oft dem Einzelnen zu einer prächtigen Entwicklung seiner individuellen Anlagen verhalf, aber bei weniger geschulten Kräften leicht zur Zersplitterung des Zusammenwirkens führte. Was aber Robert gern auf die Plusseite notiert werden soll, das ist das mutige Drauflosgehen auf ganz schwierige Aufgaben, die eigensinnige Eitelkeit, in seinem Repertoire stets ein literarisch erstklassiges Stück zu haben. Er hat zuletzt noch mit Wedekinds „Franziska" eine Tat geleistet, die ihm unvergessen bleiben soll, und er hat — das muß ohne jede Einschränkung zugestanden werden — in einem baulich recht kümmerlichen Kunsttempel hundertmal Besseres geleistet, als gemeinhin in den übrigen Münchener Schaubuden gezeigt wird (wovon ich allein das Residenztheater ausnehme, und auch das nur bis zum Tode Albert v. Speidels).

Roberts Verhängnis war seine erste schauspielerische Kraft, Ida Roland. Ich will hier nicht davon reden, daß ich persönlich in die Begeisterung, die ihr Auftreten jedesmal bewirkte, so gut wie niemals einstimmen konnte. Ich habe in ihr immer nur die Virtuosin bewundern können, die enorm viel kann, aber den Rest, das Leben selbst, ganz schuldig blieb. Jedoch die tatsächlichen Erfolge, die sie in München errang, können nicht bestritten werden. Wären nur die Erfolge nicht gewesen! Sie gaben Robert den unglücklichen Mut, aus seinem Theater ein ausgesprochenes Starunternehmen zu machen. Er gewöhnte das Publikum an die Idee, als ob es ohne die Roland nicht ginge, und als er dann endlich von dem System zurückkam, das nie einer anderen Künstlerin die Möglichkeit bot, sich zu entfalten, da war es zu spät, da verlangte

das Publikum nach der Roland, die in Wien gastierte, und ging, da sie fort war, nicht mehr in die Kammerspiele. Tua culpa Dr. Robert, tua ipsissima culpa!

Die Direktion der Bühne führt während des Interregnums Erich Ziegel, der das Theater für die Sommermonate sowieso gepachtet und vorher schon bei Robert Gastrollen gegeben hatte. Seine erste Leistung war brillant, Strindbergs „Kameraden" — eine der herrlichsten Herrlichkeiten, die der große Schwede hinterlassen hat — brachte er zu einer ganz vorzüglichen Aufführung (bei der nur leider die sonst so tüchtige Frau Prasch-Grevenberg versagte). Ziegel selbst spielte die Hauptrolle mit hervorragendem Verstand und Ausdruck, Mirjam Horwitz die kleine Kanaille von Frau und Konkurrentin mit aller erwünschten Grazie. Eine neue Persönlichkeit, Frl. Sagan, ließ als die geschlechtslose Malerin viel Gutes für das Theater erhoffen. Die Regie ließ nichts zu wünschen übrig, doch stellt das Stück daran so wenig Ansprüche, daß sich Ziegel als Regisseur erst noch wird beweisen müssen. — Die Theatergesellschaft hat großes Glück, in der gegenwärtigen Krise gleich so brauchbaren Ersatz für Dr. Robert gefunden zu haben. Sollte es nicht gelingen, Erich Ziegel dauernd an die Kammerspiele zu fesseln, so sei sie rechtzeitig darauf bedacht, einen fähigen Theatermann zu gewinnen. Sonst werden wir nicht verfehlen, ihr den Hinauswurf des Dr. Robert gelegentlich nachdrücklich unter die Nase zu reiben.

Bemerkungen.

Ernst v. Possart Er will uns verlassen. Endgültig. Nur noch die letzten beiden Male durften wir das Oel seiner Stimme in unsere Seelen triefen lassen. Da stand er, dreiundsiebzigjährig, aber beschwingten Gemütes, in wohlgeübter Lässigkeit in die Buchtung des Konzertflügels gelehnt, die Hände sinnig ineinander geschlungen, entfaltet nur, wenn sich manchmal zu neckischer Pointe ein Finger heben mußte. Und die Worte rollten von seinen Lippen, mild beschwingt, im Munde ganz vorn gekräuselt, sowie es in den Lehrbüchern der Sprechkunst steht, daß der Vortrag erklingen soll. Wer ihn schon gehört hatte, erfuhr von neuem, daß auch Goethes Gedichte, sofern sie nur mit jener letzten Vollendung aufgesagt werden, die der Kenner an Ernst v. Possart rühmt, ein Schleim werden können, der sich kühlend über unser Herz zieht, daß es sich anfühlt wie eine Hundeschnauze. Heines Wallfahrt floß da-

hin wie Zucker in der Melange, und Schillers Balladen wurden uns von neuem vertraut als die lehrreichsten Schulgedichte, an denen ein Quintanerherz sich erquicken kann.

Possarts Abschied. Werden wir es ertragen, ihn nie wieder die traurige Mär vom jungen Olaf, nie wieder den Enoch Arden säuseln zu hören? Sei getrost, o Seele, er wird auch in allen künftigen Jahren seine endgültigen letzten unwiderruflichen Abschiedsabende geben. Aber sehr rührend war es auch diesmal wieder, und des Beifalls der ergriffenen Menge wollte kein Ende nehmen. Als aber am zweiten Abend die Tücher winkten und die Tränen flössen, sprach der Meister ein paar rührhafte Abschiedsworte, die von seinem Munde troffen, als ob sie aus dem Innersten stiegen, und als dann immer noch kein Halten war, und als die Lorbeeren sich auf dem Podium zu Wäldern häuften, da fühlte er sich zu einem letzten, allerletzten Wort gedrängt. Und er sagte — nicht Auf Wiedersehn!, auch nicht Frohes Gedenken! oder Ich danke Ihnen! — o nein, seine Lippen wurden süß und seine Blicke umflort, und er sprach, während sich seine Hände segnend gegen das Auditorium erhoben: „Gott schütze Sie!"

Schwarzkünste. Die deutsche Sprache ist nicht arm an Schimpfwörtern. Aber das ist noch nicht erfunden, das dem Detektiv Paul Schwarz, „Zuständigkeit am Königlichen Polizeipräsidium Berlin-Charlottenburg"' gebührt. Dessen Schnüffelsinn glaubt einem Kapitalverbrechen auf der Spur zu sein, an dem das Dienstmädchen Elisabeth Heinrich beteiligt sein konnte. Er schlängelt sich an sie heran, umgirrt sie, macht sie verliebt und gibt ihr in aller Form das Eheversprechen. In zärtlichen Stunden bedrängt er sie, ihm ihr Geheimnis preiszugeben. Sie hat gar kein Geheimnis, aber sie muß eins haben. Sein Ruhm als Detektiv, als Staatsretter verlangt es. So droht er mit der Auflösung der Verlobung, und das dumme verliebte Mädel gesteht, was er hören will. Herr Schwarz hat die Amtsperson schon bei der Hand, die das Opfer ins Gefängnis abführt, und steht nun als Held des Tages da. „Ein moderner Sherlok Holmes", so nannten ihn die Zeitungen zuerst, als er in einem renommistischen Inserat seine Schurkerei der Welt kundtat. Erst als die Heinrich «wieder aus dem Loch entlassen war, weil selbst ihr erstes Geständnis sie nicht lange verdächtig machte, besannen sich Deutschlands Schmöcke auf ihre Menschlichkeit.

Begreift man, was dem unglückseligen, armen Geschöpf geschehen ist? Begreift man, daß dieses Schwein von einem Spitzel einem jungen hoffenden Menschenkind allen Glauben an Reinheit, Wahrheit, Anstand, Treue, Liebe bespieen und mit Kot verschmiert hat? Begreift man, wie unerhört dieses Mädchen betrogen wurde, das entsetzt erkennen mußte, wie alle Küsse und Liebesbeteuerungen des Geliebten schmutzige

Finten waren, um für die Tätigkeit als Polizeihund ein paar Silberstücke zu erwerben? Man stelle sich vor, daß aus der teuflischen Gemeinheit des elenden Burschen eine Schwangerschaft hätte entstehen können: Was wäre aus der Mutter, was aus dem zum schändlich gezeichneten Bastard geborenen Kinde geworden?

Und wenn Elisabeth Heinrich hundertmal gemordet hätte, die Tat des Schwarz wäre um nichts besser, um nichts entschuldbarer. Denn noch die Seele einer Mörderin ist tausendmal mehr wert, als die des Wegelagerers, der um schäbigen Gewinn und schäbigen Spitzelruhm an ihr Notzucht begeht.

Und doch: Auch für Paul Schwarz gibt es eine Entlastung. Das ist die amtliche Erziehung des Publikums zur freiwilligen Polizei: An allen Bahnhöfen und an jeder Anschlagstafel kleben Wische, auf denen Belohnungen ausgeschrieben sind für die Ergreifung irgend eines Ausgeglittenen. Im Inseratenteil jedes Winkel- und Witzblattes finden sich Steckbriefe, in denen den Lesern Geldprämien zugesichert werden, wenn sie mit Glück Häscherdienste verrichten können. Die Bereitschaft, für Geld Spitzel zu spielen, wird also bei jedem Menschen vorausgesetzt, und das Bewußtsein, welche haarsträubende Zumutung darin liegt, scheint im ethischen Empfinden der Massen gar nicht aufzukommen. Im Falle Schwarz sieht man die Folgen. Die Scham vor sich selber ist bei dem Menschen nicht vorhanden, aber er kennt nicht einmal die Besorgnis vor der Schande, die ihm sein abgefeimtes Verfahren eintragen könnte, und in der Tat ist es einfach sein Pech, daß Elisabeth Heinrich nicht wirklich eine Mörderin ist. Sonst wäre ihm seine Abscheulichkeit von Polizei und Publikum mit freundlichster Anerkennung quittiert worden. Solange aber die Ansicht nicht Allgemeingut ist, daß Vertrauensbruch und Verrat infam sind, gleichviel gegen wen sie geübt werden, solange wird man sich nicht wundern dürfen, wenn sich jeder Scheißkerl berechtigt glaubt, mit Treu und Glauben seiner Nebenmenschen Schindluder zu treiben.

Polizeibericht. Die Münchener Polizeidirektion hat Gnade walten lassen. Das Odeon-Kasino durfte seine Pforten wieder auftun. Die Residenz verfügt also wieder bis 3 Uhr nachts über ein mondänes Tanzlokal, das sich von ähnlichen Instituten an anderen Orten nur dadurch unterscheidet, daß darin nicht getanzt werden darf. Außerdem mußten zum Schaden der Innenarchitektur einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden, die es den Abgesandten der Polizei fürderhin ermöglichen, die Unterhaltung suchenden Paare über das ganze Lokal weg überall zu finden. Die Tischtelefone mußten entfernt werden, weil von der besorgten Behörde behauptet wird, es seien mit Hilfe dieser Apparate manchmal Bekanntschaften angeknüpft worden. Von jetzt ab wird sich also der liebeshungrige Jüngling persönlich an den Tisch der Dame bemühen müssen, nach deren Gunst er trachtet. Meine persönlichen Erfahrungen lassen das auch vorteilhafter erscheinen. Telefonische Verhältnisse werden von den wenigsten Menschen

auf die Dauer als ausreichend empfunden werden. Schließlich ist auch das Werfen mit Zelluloidbällen künftig nicht mehr gestattet. Ein Beamter, der offenbar erfolgreich Freud studiert hat, glaubte in den kleinen Geschossen Sexualsymbole erkennen zu könnnen. Nachdem die Fürsorge der Polizei nun auch die Gelegenheit zu sündhaften Ideen-Assoziationen aus der Welt geschafft hat, wird man hoffen dürfen, daß die Geschlechtlichkeit in München endlich nachhaltig ausgemerzt ist.

Bei der Fülle von Aufgaben, vor die die Wiedereröffnung des Odeon-Kasinos die Polizeidirektion stellte, hat sie die Zeit nicht gefunden, mir auf die Anfrage, ob in München Lockspitzel beschäftigt werden, um die Tugendhaftigkeit abendlicher Spaziergängerinnen auf die Probe zu stellen, zu antworten. Es soll keineswegs der Verdacht ausgesprochen werden, als ob das Schweigen des Herrn von der Heydte eine Bejahung meiner Frage bedeute. Vielleicht drückt sich darin nur verachtungsvolle Ueberlegenheit aus. Ist dem so, so werde ich die Verachtung des Polizeipräsidenten mit Haltung zu ertragen versuchen.

Immerhin hat sich die Polizei im vorigen Monat doch auch zu einer energischen Aktion gegen den „Kain" veranlaßt gesehen. Ich hatte den üblichen Reklamestreifen auf den Plakaten, die das Erscheinen eines neuen Heftes anzeigen, mit der Aufschrift versehen lassen: „Abschied vom Kausen". Die Polizei breitete indessen ihre schützenden Fittiche über das Grab ihres betriebsamsten Denunzianten. Sie beanstandete diese Aufschrift, sodaß ich mich entschließen mußte, neue Streifen drucken zu lassen, auf denen stand: „Nachruf auf Dr. Armin Kausen!" Ich konstatiere also, daß die Bosheit, meine Gemütlosigkeit auch noch als „Nachruf" zu bezeichnen, ohne die Mitwirkung der Plakatzensur nicht zustande gekommen wäre.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, Mönchen, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderstr. la.Tel.2355

München, Prinzregentenstrasse 50
7. Mai 1913.

An die
Redaktton des „Kain", Zeitschrift für Menschlichkeit
München.

Sehr geehrter Herr Mühsam!

Der Stiftungsrat der Johannes-Fastenrat-Stiftung in Köln hat mir eine Ehrengabe von Mk. 1000 zugesprochen. Die hohe Auszeichnung bedeutet für mich ohne Zweifel eine grosse ideelle Förderung, da sie unzähligen Vorwürfen, die auf Missverständnis meiner Arbeiten beruhen, entgegentritt. Da ich mich augenblicklich aber nicht in bedrängter Lage befinde, frage ich mich, wie der materielle Wert der Gabe im Geist seines hochherzigen Stifters seiner segensvollen Bestimmung am besten erhalten bleibt. Diesen Zweck glaubte ich am sichersten zu erreichen, wenn ich die Hälfte der Summe, Mk. 500, der von Ihnen in München herausgegebenen Zeitschrift für Menschlichkeit "Kain" zuwende, während die andere Hälfte dem Schutzverband deutscher Schriftsteller zufallen soll.

Erlauben Sie mir daher, geehrter Herr Mühsam, Ihnen die genannte Summe mit gleicher Post zu übersenden.

Mit dem Ausdruck grösster Hochschätzung

Ihr ergebener
Frank Wedekind

München, Akademiestrasse 9
8. Mai 1913.

Hochgeehrter Herr Wedekind!

Empfangen Sie meinen herzlichen und aufrichtigen Dank für die ausserordentliche Anerkennung, die Sie meiner Arbeit durch die fördernde Tat zuteil werden lassen. Ich nehme Ihre Spende freudig an, weil ich weiss, dass sie als Ausdruck der Zustimmung gedacht ist zu dem Kampf um freie Menschlichkeit, für den der „Kain" bemüht ist. Ick nehme sie an als Zeugnis dafür, dass die Sache des „Kain" gemeinsame Sache aller derer ist, die nach Wahrheit und Kultur und nach freier Luft im Leben und in der Kunst trachten. Zu denen, glaube ich, hat auch Johannes Fastenrat gehört, und ich bin stolz genug zu denken, dass der Preis, den Ihr dichterisches Werk in seinem Namen erhielt, mit der Förderung des „Kain" in seinem Geiste verwendet wird. Der „Kain" wird sich der grossen Auszeichnung wert zu zeigen bestrebt sein, indem er, unbekümmert um Verkennung und Anfeindung, auf dem Wege vorwärts geht, den er für den rechten hält.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr Sie dankbar verehrender
Erich Mühsam.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

....

....

Jahrgang III. No. 3. Juni 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Der Kaiser. — Der Münchener Zensor. (Offener Brief an den Staatsanwalt.) — **Bemerkungen:** Friedrich Huch. — Straßer und Redl. — Anemonen. — Die sturmfreie Bude.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III
No. 3.

München,
Juni 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Der Kaiser.

Wie doch die Welt so herrlich ist! Wie köstlich sich von Tag zu Tag die Saat der Freiheit entfaltet! Wie glücklich dürfen wir uns preisen, unsere Zeitgenossen zu sein! Wenn wir den Festschmöcken und Jubiläumsschwaflern glauben können, dann hat Drang und Qual aller Jahrtausende nur den einen Sinn gehabt, uns diesen Tag erleben zu lassen, an dem der Erdball von fünfundzwanzigjährigem Ruhme wilhelminischer Regierungsweisheit und Herrschergröße widerhallt. Der deutsche Oberlehrer tropft von Begeisterung. Die patriotische Köchin schwitzt von Hochgefühlen. Der Plauderkuli des hinterposnerischen Generalanzeigers impft Kinderbewahranstalt und Synagogengemeinde mit teutonischen Lyrismen. Heil Kaiser dir!

Die Liebe des freien Mannes macht es skeptischer veranlagten Naturen einigermaßen schwer, das Bild des Gefeierten frei von karrikierenden Verzerrungen aufzunehmen und alle Ironie gerechterweise auf die Feiernden zu häufen. Es soll hier ver-

sucht werden, ein Portrait des Kaisers zu entwerfen, wie es sich, herausgehoben aus dem Hurrahspalier der vaterländischen Sykophanten, dem Auge eines überzeugten Antimonarchisten darstellt. Es soll sine ira et studio versucht werden, den Charakter Wilhelms II. gegen seine Zeit abzugrenzen. Dabei werde ich den Freunden, die in den Betrachtungen eines Anarchisten über einen Monarchen auf kecke Kunststückchen hoffen mögen, um den Majestätsbeleidigungsparagraphen des Strafgesetzbuches zu umgehen, eine gelinde Enttäuschung bereiten müssen. Die Angriffsflächen, die der deutsche Kaiser nach dieser Seite hin bietet, sind so rein persönlicher Natur, daß ich ihre Beschießung gerne denen überlassen will, die es nötig haben, ihre Unfreiheit vor dynastischen Ueberkommenheiten hinter verstohlenem Schimpfen zu verstecken. Wer hinter dem Katheder eines Schulmeisters die Zunge herausstreckt, dokumentiert damit, daß er dem Zuchtbakel des Lehrers noch nicht entwachsen ist. Wer sich von der Autorität monarchischer Institutionen im Innersten frei weiß, der begeht keine Majestätsbeleidigung. Die Privatperson eines Kaisers geht den Feind der Krone nicht das mindeste an, und es sei denen unter meinen anarchistischen Kameraden, die mit Revolver und Dynamit die Spaziergänge der Fürsten gefährden möchten, nachdrücklich gesagt, daß darin eine verhängnisvolle Anerkennung des dynastischen Uebermenschentums zum Ausdruck kommt.

Zur Beurteilung Wilhelms II. ist weder sein hochgedrehter Schnurrbart noch seine Freude am Reisen und am Reden wichtig, sondern die Rolle, die er in der Geschichte dieser Tage spielt, und die Stellung, die er vor der Nachwelt im Bilde unserer Zeit einnehmen wird. Seine Charakteristik ergibt sich aus dem zeitgeschichtlich sehr interessanten Gegensatz zwischen seiner eigenen Auffassung von seinem

Beruf und der Einschätzung, die das Herrscheramt in der Philosophie und Ethik des modernen Empfindens erfährt.

Wilhelm war zwölf Jahre alt, als sein Großvater in Versailles die Salbung zum deutschen Kaiser entgegennahm. Zwölf Jahre: das ist das empfänglichste Knabenalter, die empfindlichste Pupertätszeit, wo das Gefühl für die Mysterien des Lebens ahnungsvoll erwacht, wo das junge Gemüt jeden Eindruck gierig in sich aufnimmt und in der Phantasie romantisch ausbaut. Das ist die Zeit, wo andere Jungen, denen das eigene äußere Erleben nicht genug tut an Abenteuern, nach Indianergeschichten langen, um im Geiste Heldentaten zu verrichten, um mitzukämpfen und mitzuleiden mit Karl Mays Räubern und Häuptlingen und sich selbst in heldische Posen und Erlebnisse hineinträumen. In dieser Zeit bestimmt sich zum guten Teile ein Charakter nach dem Grade, in dem der Geist des Knaben von Eindrücken und Traumbildern befruchtet wird. Wilhelms, des Erstgeborenen eines preußischen Thronfolgers, Erziehung war naturgemäß von Anbeginn der Einwurzelung des Bewußtseins seiner zukünftigen Herrscherwürde gewidmet. Gouvernanten und Hofmeister mußten ihm die Taten seiner Vorfahren in einer Beleuchtung servieren, von der die byzantinische Geschichtslehre, mit der man andere Sterbliche in deutschen Schulen beglückt, vermutlich nur einen schwachen Abglanz gibt. Die Verehrung mannhafter Größe, die seine Altersgenossen auf die Produkte dichterischer Erfindung projizieren mußten, durfte der junge Prinz in der eigenen Familie ausleben. Seine kindlichen Spiele verrichtete er unter den Bildern der bewunderten Ahnen. Dazu kam die kriegerisch bewegte Zeit, in die die frühen Kinderjahre des Knaben fielen, und die ihm den Großvater, den er leibhaft vor sich sah, zum Inbe-

griff alles Heldentums werden ließ. Mit fünf Jahren prägte sich ihm das Wort Düppeler Schanzen, mit sieben Jahren der Name Königgrätz ein. Und dann erlebten die frischen Sinne des wachen Knaben den französischen Krieg mit Gravelotte und Sedan, mit der Reichsgründung und dem pomphaften Einzug der Sieger durchs Brandenburger Tor. Der erwachsende junge Mann sah den ersten Kaiser das lange Greisenalter hindurch als Gegenstand jener „Liebe des Volkes", die die ehrlichen Empfindungen der Massen niemals zu den Stufen des Thrones dringen läßt, sah ihn als friedlichen Herrscher, umringt von weisen Beratern, (die ihn die „Handlanger seines erhabenen Willens" dünkten), sah den als milden, weisen und gerechten Herrn, den reife Männer jener Zeit noch als Prinzen von Preußen, den Kartätschenprinzen und verhaßtesten Mann des Landes gekannt hatten.

Also vorbereitet auf seinen Beruf und völlig im Banne der mächtigen Jugendeindrücke nahm Wilhelm, erst neunundzwanzigjährig, als fast unmittelbarer Nachfolger den Platz des Großvaters ein. Die Krankheit und der rasche Tod Friedrichs III. realisierten ohne Uebergang die Träume des Jünglings, der, erfüllt von romantischem Ueberschwang und im festen Glauben, jetzt sei sein Wille oberstes Gesetz, die Zügel in die Hand nahm.

Nichts ist menschlich so verständlich, wie Wilhelms eiserne Ueberzeugung von seiner göttlichen Sendung, und der Kontrast zwischen seinem starren Königsbewußtsein und der Realität der Dinge wird späteren Dramatikern als dankbarer Vorwurf für psychologische Zerlegungen dieses unzeitgemäßen Fürstencharakters dienen können. In unzähligen Reden und Manifestationen des Kaisers ist seine Auffassung von Pflicht und Recht des Monarchen niedergelegt. Ich kann nicht umhin, meine Leser

mit dem Bekenntnis zu erschrecken, daß ich die Meinung Wilhelms II. von seinem Beruf für die einzig mögliche halte, mit der das Prinzip des Monarchismus überhaupt innerlich zu rechtfertigen ist.

Wilhelms Ansicht über das Herrscheramt ist tief religiös fundiert. Ihre Voraussetzung ist Gott, ihr Beweis die Unfehlbarkeit der göttlichen Gnade. Wilhelm nennt sich „von Gottes Gnaden deutscher Kaiser und König von Preußen". In vollkommener Uebereinstimmung mit diesem Titel beruft er sich auf die Gottesgnade als einzige Grundlage seines fürstlichen Wandels. Im August 1910 noch erklärte er in Königsberg ausdrücklich, er sei das Instrument des Herrn und weder Parlamenten noch Volksbeschlüssen, sondern nur dem lieben Gott verantwortlich. Soweit ich davon entfernt bin, die Prämissen des Kaisers zu den meinigen zu machen, so rückhaltlos muß ich doch zugeben, daß nur diese Prämissen das monarchische System stützen können. Damals jammerten die liberalen (und natürlich auch die republikanischen, sozialdemokratischen) Zeitungen bitterlich, der Standpunkt des Kaisers sei unhistorisch, anachronistisch, er sei ein konstitutioneller Fürst, also nicht Gott, sondern dem in den Parlamenten repräsentierten Volkswillen verantwortlich. Ich finde aber mit dem Kaiser, daß jeder andere Standpunkt, von dem aus die Institution der Monarchie verteidigt wird, unhistorisch, unlogisch und unhaltbar ist. Eine konstitutionelle Monarchie ist — schon sprachkritisch betrachtet — eine contradictio in adjecto. Wie soll man den Begriff Alleinherrschaft verstehen, wenn sie von verfassungsmäßigen Instanzen mit gesetzgeberischen Befugnissen abhängig ist! Die Monarchieen unserer Tage haben bei nüchternem Zusehen auf ihre Bezeichnung nur noch sehr wenig Anspruch. Die deutsche Kaiserwürde zumal — und hier liegt ein Irrtum des Kaisers in der Sache vor,

nicht in der Idee — ist fast eine reine Titular-Einrichtung. Denn das deutsche Reich ist eine durchaus republikanisch organisierte Staatenföderation, nur ist die Präsidialwürde erblich, und ihr Inhaber trägt die Insignien eines Kaisers. Daß die Nationen, als sich die Despotieen überall als überlebt erwiesen, die Ausflucht der konstitutionellen Monarchieen fanden, ist nur ein Beispiel für die Halbheit aller ihrer Entschlüsse. Sie wollten einfach nicht auf die Gelegenheiten verzichten, ihre Untertaneninstinkte zu betätigen, und blieben mitten auf dem Wege zur Republik stehen. Dem Fürsten aber, der sich gegen die Regierungskameradschaft seiner katzbuckelnden Untertanen wehrt, die seinem umschauenden Auge stets nur den Ausblick auf ein Feld von krummen Rücken darbieten, ist gewiß kein Vorwurf zu machen. Es ist mehr als natürlich, daß er sein Werk, das ihm heilig gilt, lieber auf Gottes Hilfe baut, als auf die Federfuchserei devoter Gerngröße, und daß er diese Herrschaften in bewährter Erfahrung mit einem unzweideutigen „Sic volo, sic jubeo!" ins Mauseloch jagt.

Daß die Auffassung des Kaisers unhistorisch sei, ist blanker Unsinn. Solange der Begriff des Herrschertums irgendwo in der Welt Geltung hatte, stand die Autorität des selbstmögenden Herrscherwillens von selbst fest. Anachronistisch ist seine Meinung allerdings. Denn die Begriffe haben sich gewandelt. Die Völker sind — seit der französischen Revolution — selbständiger geworden und der Glaube an die Gottesgnade, die den Königen die Majestät verleihe, ist erschüttert. Die Konsequenz dieser Erkenntnis aber ist die Ablehnung des monarchischen Prinzips insgesamt und darüber hinaus die Anstrebung der unstaatlichen, anarchischen Autonomie der Einzelnen.

Es ist gezeigt worden, wie Wilhelm II. durch Erziehung und Kindheitseinflüsse zu der merkwür-

digen Stellung gekommen ist, die er in der Geschichte unserer Tage einnimmt: der letzte Romantiker auf einem europäischen Thron. Sehr bezeichnend aber ist, wie sich gerade an seiner Person zum ersten Male der Einfluß der wirtschaftlichen Entwicklung als nivellierender Faktor geltend macht. Als Besitzer des Gutes Cadinen ist derselbe Mann, den das Szepter das Symbol seiner Ausnahmestellung unter den Menschen dünkt, als konkurrierender Kaufmann und Fabrikant ins Geschäftsleben seines Landes mitten hineingegangen. Sein kommerzieller Eifer in der Bewirtschaftung seines Gutes und in der Fruktifizierung seiner Kachelindustrie hat nichts mit der viel kritisierten Ubiquität des in allen Künsten dilettierenden Amateurs zu tun. Dieser Zug im Charakterbilde des Kaisers weist vielmehr auf den großen Fortschritt der Decadenze hin, der der dynastische Romantizismus heute schon verfallen ist. Der enragierteste Verfechter der Adelsidee, der immer noch über ein so großes Maß tatsächlicher Macht verfügt, daß z. B. sein antiquierter Kunstgeschmack ganze Stadtbilder beherrschen kann, kommt an der höheren Macht des Kapitalismus nicht mehr vorbei und muß sich, will anders er die materielle Basis für sein ideelles Amt nicht verlieren, mit beiden Füßen als einer unter vielen in aktiver Betätigung in den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf stellen.

Und noch eins: Derselbe Mann, der, erzogen in kriegerischen Erinnerungen, aufgewachsen in kriegerischen Eindrücken, immer und immer wieder den Beruf der Deutschen als kriegerische Nation gepredigt hat, der mit der Devise: „Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen!" durch seine Initiative unendlich viel an den ungeheuren Kriegsrüstungen des Landes mitgewirkt und Flotte und Kolonialbesitz des Reiches erst geschaffen hat, — dieser selbe Mann war trotz seiner Gewalt über Krieg und Frieden ge-

zwungen, sich die ganzen fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung für den Frieden zu entscheiden. Darin liegt eine gewisse Tragik, daß die Fittiche seiner Phantasie, mit der uns Wilhelm herrlichen Tagen entgegenführen wollte, immer wieder umknicken an den harten Wänden der realen Verhältnisse. Diese Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden tatsächlich nicht mehr bei dem steht, der das formelle Recht hat, darüber zu bestimmen, sondern bei denen, die an der Börse die Kurszettel machen. Daher braucht man auch die Kriegsbegeisterung des Kronprinzen nicht allzu feierlich zu nehmen, der angesichts einer Kavallerieattacke im Manöver sehnsüchtig ausruft: „Wenn das doch Ernst wäre!" Der junge Herr, (der freilich heute schon ein paar Jahre älter ist, als sein Vater im Jahre 1888), ahnt noch nicht, daß auch der selbständige Beherrscher eines kapitalistischen Staates längst ein Geschobener ist, und daß die Schieber unter denen sind, die bei patriotischen Gelegenheiten am demütigsten auf dem Bauche rutschen.

Der Münchner Zensor.

Offener Brief an den Herrn Kgl. Staatsanwalt beim Landgericht I zu München, Justizpalast

Herr Staatsanwalt! Es wird Sie überraschen, mich, den Sie bisher nur als Objekt Ihrer anklägerischen Tätigkeit kennen gelernt haben, plötzlich an der Seite derer zu finden, die Ihrer Wachsamkeit anklagendes Material zuführen. Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich als Denunziant die Staatsmacht gegen eine, wie mir scheint, vom Strafgesetz verbotene Handlung anrufe, das erstemal, daß ich es vorziehe, Sie zu belästigen, statt über eine Verfehlung den Mantel verstehender Hilfsbereitschaft auszubreiten.

Ich komme ungern zu Ihnen, umso unlieber, als ich diesen Platz meines Blattes, wenn irgend möglich, der kritischen Wertung mir künstlerisch wichtig scheinender Ereignisse im Münchener Theaterleben zu reservieren pflege. Im laufenden

Monat ist es mir besonders schmerzlich, auf diese Gepflogenheit verzichten zu müssen, da eine Reihe künstlerischer Darbietungen zu registrieren wäre, die in das Gebiet dieser meiner privaten Liebhaberei fallen. Wenn Sie, was ich natürlich kaum zu hoffen wage, im Laufe der beiden letzten Jahre verfolgt haben sollten, mit welch liebevoller Aufmerksamkeit ich mich hier stets des seltenen Guten angenommen habe, das auf den Münchener Bühnen gezeigt wurde, dann werden Sie verstehen, daß nur ein Vorkommnis von eminent öffentlicher Bedeutung mich veranlassen kann, die Hymnen auf Else Lehmanns herrliche Kunst, die wir beim Gastspiel des Berliner Lessingtheaters im Schauspielhause bewundern durften, den Ausdruck der Dankbarkeit für Lina Lossens köstliche Leistungen, das bedingte Lob der in den Kammerspielen gebotenen Vorführungen des Düsseldorfer Schauspielhauses, sowie die kritischen Mahnungen an die Adresse des Künstlertheaters zu unterdrücken und statt dessen Ihr Interesse für eine Anzeige und einige juristische Explikationen zu erbitten.

Um Ihnen einen klaren Ueberblick über die res agenda zu ermöglichen, ist es notwendig, ziemlich weit auszuholen und Sie an gewisse Einrichtungen im Münchener öffentlichen Leben, die sehr vielen Leuten längst als Mißstände gelten, zu erinnern. Der Münchener Polizeipräsident, Herr Baron v. d. Heydte, hat in seiner Eigenschaft als Theaterzensor sehr weitgehende Machtbefugnisse. Da in Bayern — im Gegensatz zu Preußen — ein Einspruch gegen seine Entscheidungen beim Oberverwaltungsgericht nicht zulässig ist und sich seine vorgesetzte Behörde, das Kgl. Ministerium des Innern, erfahrungsgemäß gegen Beschwerden über Zensurmaßnahmen unzugänglich verhält, haben seine Zensuredikte die Wirkung einer vollkommenen Unterdrückung der von seinem Verbot getroffenen Werke. Zwar besteht eine Instanz, die bestimmt sein soll, der Polizei bei der Prüfung der vorgelegten Theaterdramen sachverständig zur Hand zu gehen: der sogenannte Zensurbeirat. Doch hat sich dieses eigentümliche Polizeiorgan bislang für die Förderung künstlerischer Kultur als so absolut wertlos erwiesen, daß es von den beteiligten Künstlern eher noch als Erschwerung ihrer Situation empfunden wird. Das liegt erstens an der Zusammensetzung des Beirats aus der Kunst oder wenigstens der modernen künstlerischen Entwicklung zumeist völlig fremden und teilweise geradezu feindlichen Elementen, die die Zustimmung seiner Mehrheit zu Zensurverboten immer wahrscheinlich macht, dann aber auch an der Geheimhaltung ihrer Meinungsäußerungen und an der Bestimmung, die der Polizei

das Recht vorbehält, nach eigenem Ermessen auch gegen die Ansicht des Zensurbeirats zu entscheiden. Wie berechtigt das Mißtrauen gegen diese halbamtliche Behörde ist, mag daraus erhellen, daß zwei bekannte und bedeutende moderne Autoren, die ihr angehörten, in Erkenntnis ihrer Ueberflüssigkeit auf diesem Posten aus der Stellung ostentativ ausgeschieden sind: zuerst Max Halbe, und jetzt neuerdings Thomas Mann. Wie heftig aber die Empörung unter den Schriftstellern gegen das Institut ist, beweist eine Resolution des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (Ortsgruppe München), die fast einstimmig angenommen wurde, und die es mit der Würde eines deutschen Schriftstellers als nicht mehr vereinbar erklärt, dem Münchener Zensurbeirat anzugehören. Welche Konsequenzen die annoch dem Beirat angehörigen Schriftsteller, die Herren Ruederer, Weigand, v. Gleichen-Rußwurm und Hofmiller aus diesem Beschlüsse ziehen werden, tut hier nichts zur Sache. Sie haben jetzt die Wahl, ob sie lieber zur Polizei oder zu ihren Standesgenossen halten wollen.

Die Darlegung dieser Verhältnisse schien notwendig, um Sie, Herr Staatsanwalt, von der außerordentlichen und durch nichts geminderten persönlichen Macht des Münchener Zensors zu überzeugen, und seine Verpflichtung, unter solchen Umständen alle Entscheidungen nur unter dem Gesichtspunkt vorsichtiger Sachlichkeit zu treffen, evident zu machen.

Der Austritt Thomas Manns aus dem Zensurbeirat. erfolgte, nachdem der Zensor dem Künstlertheater die öffentliche Aufführung von Frank Wedekinds Trauerspiel "Lulu" untersagt hatte. „Lulu" ist die Zusammenziehung der beiden Dramen „Erdgeist" und „Die Büchse der Pandora", von denen das erste längst alle großen Bühnen erobert hat, das zweite vor drei Jahren in München bei einer geschlossenen Aufführung einen riesigen Erfolg beim Publikum davon trug. Der Dichter hatte ein übriges getan, um dem Polizeipräsidenten den Entschluß zur Freigabe zu erleichtern: er hatte den Schluß (nicht zum Nutzen der Wirksamkeit des Dramas) abschwächend geändert. Aber es nützte alles nichts, und die Direktion des Künstlertheaters entschloß sich, nunmehr zwei geschlossene Aufführungen des Werkes zu veranstalten, um die großen künstlerischen Vorbereitungen, die sie getroffen hatte, nicht nutzlos vertan zu haben und einem ausgewählten Publikum die Gelegenheit zu geben, selbst zu urteilen. Bedeutende Schauspielkünstler hatten ihre Kräfte zur Verfügung gestellt, von denen nur die Damen Tilla Durieux und Maria Mayer und Herr Karl Goetz genannt sein mögen. Kurz vor der ersten

Vorstellung verbot die Polizei noch rasch die zweite, sodaß nur ein Teil der Einladungsgesuche berücksichtigt werden konnte.

Inzwischen trat die erwähnte Münchener Ortsgruppe des Schriftsteller-Verbandes zusammen und beschloß, eine Zeitungsnotiz zu veröffentlichen, in der das Vorgehen der Polizei gegen die Wedekindsche Tragödie als „bedauerlicher Mißgriff" bezeichnet wurde, und eine neue Zusammenkunft einzuberufen, die sich ausschließlich mit dem Thema „Zensur und Zensurbeirat" befassen sollte.

Bei dieser neuen Zusammenkunft wurde nun ein sehr merkwürdiger Brief verlesen — und dieser Brief ist es. Herr Staatsanwalt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte —, den die Münchener Polizeidirektion an die Direktion des Künstlertheaters gerichtet hatte, und der von dieser an den S. D. S. weitergeleitet war. In dem Schreiben hieß es unter dem Hinweis auf die jüngste Zeitungsnotiz (die, wie gesagt, die Ortsgruppe des S. D. S. unter Nennung ihres **Namens** veröffentlicht hatte): **Sollte in den Zeitungen noch eine ähnliche Publikation erscheinen, so werde die Polizei auch die bereits genehmigte geschlossene Aufführung des Trauerspieles „Lulu" verbieten.**

Herr Staatsanwalt! Ich erblicke in diesem Schreiben der Polizeidirektion an die Direktion des Münchener Künstlertheaters ein Vergehen gegen § 339 des Strafgesetzbuches für das deutsche Reich. Dieser Paragraph lautet:

> Ein Beamter, welcher durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauches derselben Jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich nötigt, wird mit Gefängnis bestraft.
>
> Der Versuch ist strafbar.

Die Tatbestandsmerkmale des Vergehens scheinen mir im vollen Umfange gegeben. Daß ein Mißbrauch der Amtsgewalt angedroht wurde, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Zensor hier weder künstlerische noch moralische noch sonst irgendwie sachliche Gesichtspunkter geltend macht, sondern sein Eingreifen lediglich von der Begehung oder Unterlassung einer Handlung abhängig macht, die seiner Kritik gar nicht untersteht. Die Veröffentlichung von Zeitungsnotizen ist ein staatsbürgerliches Recht, das niemandem verwehrt werden kann. Die amtliche Bedrohung der Ausübung dieses Rechtes mit einer Maßnahme, die eine schwere wirtschaftliche und künstlerische Schädigung bedeuten müßte, schließt einen klaren Mißbrauch der Amtsgewalt in sich. Wenn aber, wie im vor-

liegenden Fall, eine schikanöse Maßregel angedroht wird für den Fall, daß ein Dritter (der Schutzverband) von einem staatlich gewährleisteten Recht Gebrauch macht, ein Dritter, auf dessen Entschlüsse der amtlich genötigte gar keinen Einfluß hat, so ist damit auch das Kriterium der Widerrechtlichkeit ohne jeden Zweifel erfüllt. Ob es sich um ein vollendetes Vergehen oder nur um den Versuch handelt, ob also das Erscheinen weiterer Notizen auf die Nötigung des Zensors hin oder zufällig unterblieben ist, wird die gerichtliche Ermittlung zu ergeben haben. Der Strafausschließungsgrund des § 46 Ziffer 1 Str. G. B. kommt jedenfalls nicht in Betracht, da die Polizeidirektion ja nicht in die Lage kam, die Ausführung der beabsichtigten Handlung etwa aus eigenem Entschluß aufzugeben. Sie ist an ihrer Ausführung durch das Ausbleiben weiterer Pressepublikationen, also durch Umstände, die. falls sie nicht die Wirkung ihrer Nötigung darstellten, doch von ihrem Willen unabhängig waren, gehindert worden.

Ob Sie die öffentliche Anklage gegen den Herrn Polizeipräsidenten von der Heydte in Person als den Leiter der Münchener Polizei, gegen den Ressortchef der Zensurbehörde (der Zensurbeirat wird ja wohl in diesem Falle nicht befragt worden sein), oder gegen den etwa für den Brief verantwortlichen beauftragten Beamten erheben müssen, das, Herr Staatsanwalt, werden Sie selbst zu entscheiden haben. Als Zeugen für das Verfahren benenne ich Ihnen schon jetzt die Direktion des Künstlertheaters als Adressatin des Briefes, den Schriftführer des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (Ortsgruppe München) als gegenwärtigen Inhaber des Briefes und mich, der ich als Mitglied des S. D. S. von den hier denunzierten Tatsachen Kenntnis erhalten habe, und, selbst dramatischer Schriftsteller, an der Aufklärung der Angelegenheit, wie Sie begreifen werden, persönlich lebhaft interessiert bin.

Dieses Heft wird Ihnen, Herr Staatsanwalt, eingeschrieben und angestrichen zugehen. Sie werden also laut § 52 Str. Pr. O. verpflichtet sein, den Sachverhalt eingehend zu prüfen, und kommen Sie, woran ich nicht zweifle, zu der Ueberzeugung, daß meine Anschuldigung berechtigt ist, dann — walten Sie Ihres Amtes!

In größter Hochachtung

Erich Mühsam.

Bemerkungen.

Friedrich Huch. Es ist mir nicht gegeben, angesichts einer ungeheuren Dummheit der Natur beweglich Gottes ewige

Barmherzigkeit zu preisen. Die demütige Ergebung in die unerforschlichen Ratschlüsse des Herrn ist die Weltanschauung eines tranzsendentalen Staatsbürgertums, zu dem ich keine Beziehungen habe. Als ich vor dem Sarge Friedrich Hucha stand, war meine stärkste Empfindung eine heiße Wut über die Talentlosigkeit des Schicksals, das ganz plump, ganz roh, ganz gewissenlos mit sinnlosen Hagelschlossen die zartesten Gartenkuituren zertrümmert, eine Wut, die das Bewußtsein ihrer Ohnmacht nicht im mindesten abschwächen konnte. Dieser feine, kluge, gesellige Mensch, dieser gute, humorvolle, zarte Dichter, dieser gesundheitsstrotzende, schöne Kerl mußte also mit seinen 39 Jahren der erste sein, der aus der Mitte unserer Gesellschaft vom „Jungen Krokodil" abzutreten hatte. Eine Mittelohrerkrankung, eine Eiterung, eine Gehirnentzündung — und Schluß. Aus dem gepflegtesten Körper, der von Kraft und Lebenslust sprühte, machte das Krematorium ein Häufchen Asche. Wir anderen dürfen hinterher blicken, die Augen verdrehen und uns mit der Unsterblichkeit der Seele trösten. Ich schlage vor, wir nehmen uns Huchs Büchel vor, und machen ihn uns in Stunden der Erinnerung wieder lebendig. Diese Form der Trauerfeier wäre auch, wie ich Friedrich Huch kannte, seiner Sinnesart die genehmste gewesen. Wenigstens schützt sie am sichersten vor Vergessenheit. Adjö, lieber Freund!

Straßer und Redl. Wie sich der kleine Moritz in der Sendlingerstraße einen Anarchisten vorstellt: ein verwahrloster Geselle, vor dessen flackerndem Blick sich die Passanten ängstigen, und der angesichts einer preußischen Offiziersuniform einen Browning zuckt und losknallt, hierauf jedoch den zu Hilfe eilenden Polizeiwachtmeister ebenfalls zur Strecke bringt. Man mag sich beruhigen: Ich finde die Scheußlichkeit, die sich beim Münchener Friedensdenkmal begeben hat, genau so scheußlich wie andere Leute auch. Mein Mitleid mit den Opfern des Mörders und ihren Nächsten ist nicht geringer als das, das sich in spaltenlangen Entrüstungskrämpfen in die Tagesblätter ergossen hat. Nur fällt ein Teil meines Mitleids auch für den unglückseligen Straßer ab, der — aus Wut, wie er sagt — die ungeheuerliche Tat des Meuchelmordes auf sich nahm. Welch ein Abgrund von Leid muß in einem Menschen sein, der sich dazu entschließt, auf offener Straße, also ohne Hoffnung auf Entrinnen, den erstbesten Fremden zu töten, nur um die eigene arme Seele noch einmal vor sich selbst mit der Gloriole einer Herostratentat zu umkränzen! In welch fürchterlichem Zustand muß sich diese Seele befunden haben, die im Entschluß zum Selbstmord einen Trost in dem Bewußtsein findet, daß noch andere mit dran glauben müssen! Ich kenne den Typus solcher verzweifelten Verbrecher genau, kenne ihn aus nächster persönlicher An-

schauung. Aber wer es sich einfallen läßt, solchen armen Teufeln, solange es noch Zeit ist, menschlich zuzusprechen, ihnen Hoffnungen und Sehnsüchte zu geben, die sie innerlich aufrichten und sie dahin bringen, sich wieder als Menschen zu fühlen, der wird — ich kann ein Lied davon singen — von den Schergen der öffentlichen Gerechtigkeit in seinem Tun mit Gefängnis und Gewalt gestört, der wird von den Mitmenschen, die mit ihrem eigenen Wandel stets über die Maßen zufrieden sind, mit tötlicher Verachtung gestraft, der wird von den Organen der öffentlichen Meinung aller Schattierungen zuerst beschimpft, bespieen und mit jedem Straßenkot beschmutzt, und nachher durch Totschweigen und Boykott wirtschaftlich ruiniert. Ich spreche hier meine felsenfeste Ueberzeugung aus: hätte man mich in meiner Vortragstätigkeit unter den Vagabunden, auf die ich heute noch stolz bin, die ich heute noch für sozial nützlich und menschlich anständig halte, nicht gehindert, und hätte zufällig Straßer in meinen Hörerkreis gefunden, dann wäre die entsetzliche Mordtat am Friedensdenkmal nicht geschehen, denn dann hätte ich aus dem verlorenen Menschen das gemacht, was, wie behauptet wird, er zu sein vorgibt: einen Anarchisten. Einem Anarchisten aber ist das Leben seiner Mitmenschen heilig. Und ich spreche noch eine Ueberzeugung aus: Wäre dem Staat das Leben der Menschen ebenso heilig, glaubte der Staat nicht, mit Hinrichtungen der Gerechtigkeit Genüge tun zu müssen, auch dann wäre der unglückselige preußische Major und der hilfsbereite Schutzmann noch am Leben. Denn nur der Wille zum Sterben macht Straßers furchtbare Tat erklärlich und er hätte sie unterlassen, wenn am Ziele seiner Sehnsucht kein Schaffott stände.

Ein verzweifelter Verbrecher von anderem Wuchse als Straßer war der österreichische Generalstabsoberst Redl. Das Genie unter den Verrätern, der König aller Spitzel. Der österreichischen Regierung kann mans ja von Herzen gönnen, daß sie den Bock zum Gärtner gemacht hatte. Bedeutender Sympathien wird sich unser Nachbar und Bundesgenosse mit seiner verpfafften und hinterhältigen Politik ja wohl nirgends erfreuen. Auch wird es keinem Psychologen wunderlich erscheinen, wenn in diesen Tagen der patriotischen Korruption gelegentlich mal ein Organisator nationaler Spionage ins Internationale entgleist. Wessen Lebensberuf es ist, im fremden Lande Verräter zu dingen, dem werden leicht selbst die ethischen Begriffe von Treue und Wahrhaftigkeit in Konfusion geraten. Redl aber hat einen Weltrekord in robustem Gewissen aufgestellt. Seine Schurkerei hat der russischen Regierung eine Karte in die Hand gespielt, die ihr eine absolut sichere strategische Ueberlegenheit über Oesterreich gewährleistete. Daß sie trotzdem in den gespannten Tagen der Balkankrise den Krieg nicht begann, ist wahrscheinlich nur dem revolutionären Gären im russischen Volke zu danken. Sonst wäre vielleicht ein Leichenfeld von Hunderttausend gefallenen Soldaten die Quittung für die Verrätereien des österreichischen Banditen, der nicht einmal vor der abgründigen Niederträchtigkeit zurückschreckte, seine eigenen Kameraden, die Offiziere, die er selbst zur Spionage nach Rußland dirigierte, dem Feinde in die Hände zu liefern.

Und doch könnte man auch für diesen Schwerverbrecher ein entschuldigendes Moment geltend machen. Redl war homosexuell. Die Verlogenheit der sittlichen Anschauungen im zivilisierten Europa bringt es mit sich, daß die erfolgreiche Ausbeutung armer Menschen durch reiche zwar als bürgerliche Tugend in hohem Ansehen steht, daß aber die Bettbeziehungen erwachsener Leute Gegenstand strenger moralicher Kontrolle sind. Redl wußte sich dem Verdacht, von der Norm abweichenden geschlechtlichen Neigungen ergeben zu sein, dadurch zu entziehen, daß er mit frommer Demut jeden Sonntag zur Kirche ging, während sein Lieblingsleutnant in Mädchenhöschen in seinem Schlafzimmer auf ihn wartete. Die Burschen und Soldaten aber, die ihn früher erfreut hatten, machten sich die Tugendhaftigkeit des Strafgesetzbuches zunutze und erpreßten von dem Oberst, soviel sie erpressen konnten. Das war mehr, als der österreichische Staat seinem Spionagechef zahlte, und so mußte denn der russische Staat mithelfen. Ein reizender Zirkel: Der Staat züchtet mit seinen Moralansprüchen Erpresser, die nur mit dem Judasgeld bezahlt werden können, das der Staat selbst seinem Todfeinde wert ist. Dem Wort Redlichkeit aber wird bei seiner verdammten Stammverwandtschaft mit dem Namen Redl fortan eine neue Bedeutung bewilligt werden müssen.

Anemonen. Am Straßenrande sitzen Menschen und klopfen Steine klein. In dumpfen Fabrikräumen und engen Werkstätten spritzt Eisenstaub umher, angefüllt mit Mikroben und allerlei Krankheitsstoffen. Die nötigsten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung schlimmer Folgen sind vernachlässigt. Denn das Kapital hat sparsame Grundsätze, solange für die jung verbrauchte Arbeiterschaft stets ausreichender Nachschub zur Verfügung steht. Der Errichtung von Lungenheilstätten und Sanatorien für tuberkulös geborene Kinder kann man dabei ja immer das herzlichste Wohlwollen bezeigen. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß der Hauptaktionär einer großen Schwefelholzfabrik einen Tausender für solchen menschenfreundlichen Zweck hergegeben hat.

Ja, ja, die Tuberkulose. Das ist halt ein Kreuz. Und der Staat kann natürlich zu ihrer Bekämpfung nicht viel tun. Der braucht sein Geld für Kanonen, Schlachtschiffe, Kundschafterdienst und patriotische Festivitäten. Aber Gott sei Dank: die Schwindsüchtigen brauchen nicht zu verzweifeln. Ist doch dies Land von lauter edlen Menschen bewohnt, die freudig helfen und aus ihrem Ueberfluß abgeben, wo Armut und Krankheit um Hilfe fleht. Man muß es ihnen bloß etwas nahe legen, muß ihnen ein bißchen Amüsement und hinlängliche Publizität ihres Wohltuns garantieren, dann sind sie unermeßlich edelmütig. Die Blumentage sind eine zu diesem Zweck geradezu ingeniöse Erfindung. Die anmutigsten jungen Damen der Gesellschaft figurieren als Verkäuferinnen und nehmen den Großmütterchen, die sonst das Amt der Blumenmädchen versehen, das Brot weg. Männer, deren Gruß sie an gewöhnlichen Tagen nicht erwidern würden, reden sie mit nekkischen Gebärden auf der Straße an und sind um des wohl-

tätigen Zweckes willen auch nicht böse, wenn man sie mal unterm Kinn kitzelt und unter deutlichem Hinweis auf begehrliche Wünsche ihre Leibesformen preist. Die Herren aber lassen sich die Gelegenheit, mit den unnahbarsten Honoratiorentöchtern liebreich zu schäkern, viel Geld kosten, lassen sich von zarter Hand alle noch irgend schicklichen Knopflöcher mit Anemonen stopfen und tragen sie als beredte Beweise ihrer Menschengüte durch die Straßen. Wer jetzt noch tuberkulös bleibt, dem ist nicht zu helfen.

Ich habe meine Ansicht über den ekelhaften Unfug der Blumentage hier schon einmal ausgesprochen (vgl. Kain I, 4: „Menschlichkeit"). Heute darf ich verraten, daß für künftige derartige Verlogenheitsveranstaltungen eine Gegendemonstration vorbereitet wird. Im nächsten Jahre werden Abzeichen verkauft werden mit der Aufschrift: „Ich mache den Schwindel nicht mit!". Der Ertrag soll einem Gartenfest mit Erdbeerbowle und Knutschlauben zugute kommen. Die jungen Damen der Gesellschaft sollen dabei Gelegenheit erhalten, ihre Nächstenliebe ohne charitative Umschreibungen rückhaltlos walten zu lassen.

Die sturmfreie Bude. Die Sorgen mancher Tugendwächter möcht ich haben. In mächtigen Versammlungen hat man in München darüber beratschlagt, in welcher Weise man den Studenten ihre Geschlechtlichkeit abgewöhnen könne, und man ist überein gekommen, daß alle Erothik nur die Folge davon ist, daß die Schlafzimmer der jungen Leute Eingangstüren haben, durch die auch mal ein Mädchen Einlaß finden könnte. Nun wollen hohe Lehrinstanzen selbst die Sache in die Hand nehmen, und es sollen Tabellen von tugendhaften Wirtinnen aufgestellt weiden, die entschlossen sind, die Keuschheit ihrer Aftermieter zu überwachen. Der wahrhaft sittliche Student, davon ist man überzeugt, wird sich nur noch in solche abgestempelten Buden einnisten. Als ein Student den bescheidenen Einwand macht, daß doch gewissermaßen — sozusagen die akademische Freiheit — und so————, da mußte er sich von seinem Professor sehr barsch der Unreife zeihen lassen. Der Einwand, daß man doch von dem Münchener jungen Mädchen eigentlich kaum verlangen kann, ihre Jugendfreudigkeit in den Gebüschen des englischen Gartens auszuleben, wurde meines Wissens nicht erhoben. Auch hat man bisher nichts von dem Beschluß gehört, der doch wohl die selbstverständliche Antwort auf die unglaubliche Zumutung der Moralathleten wäre, die Listen der gesperrten Buden entgegenzunehmen und mit der Ueberschrift: „Zur Warnung!" ans schwarze Brett der Universität anzuheften.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München. Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderstr. 1a.Tel.2355

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

Jahrgang III. No. 4. Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Festspiel. — Der Zensurskandal. — Bemerkungen:
An Hermann Bahr. — Ausgemärzt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer Zeitgenossen,** führende Frauen und Männer aus allen Ständen, die Staatsoberhäupter der Welt 3200 Pseudonyme u. reiches anderes Material autgespeichert auf ca. 2130 Seiten mit 14 Millionen Buchstaben, vornehm gebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe **darf** in einem Hause **nicht fehlen.**

Vertag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 4.

München,
Juli 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Festspiel.

Eine trübseligere Nationalbegeisterung, als die gegenwärtige, die zum Zwecke der Belebung glorreicher Erinnerungen an das Jahr 1813 im patriotischen Zentralofen angeheizt wurde, hat es wohl noch nie gegeben. Die Hurras sind dem deutschen Volke in der Kehle stecken geblieben wie zu heiße Kartoffelknödel. Dazu hat einesteils der angebrannte Jubiläumsschmaus beigetragen, der in der militärischen Küche zubereitet wurde, und dessen unter sozialdemokratischer Bewilligung aufgebrachte Milliardenkosten dem bleichsüchtigen Lande auch noch die letzten roten Blutkörperchen herauszapfen, — andernteils auch das richtige Gefühl, daß zu überschwänglicher Begeisterung die Historie selbst keinen rechten Anlaß bietet.

Was sich in den Jahren 1813—1815 ereignete, erhält seine geschichtliche Bedeutung nicht durch den Ruhm preußischer Waffentaten, sondern durch die Erfüllung des tragischen Schicksals im Leben Napoleons. Dieser dämonische Mann hatte ganz Europa unter seine Faust geduckt. Sein in den

Ekstasen der Revolution geglühtes Heer hatte leichtes Spiel, die Völker zu bezwingen, die es während Frankreichs großer Tage versäumt hatten, ihren Unrat aufzuräumen. Preußen gehorchte dem Willen eines Königs, der keinen Willen hatte, und der sich und sein Land sieben Jahre hindurch den Befehlen des Korsen verschrieb. Als dann im Jahre 1812 im Napoleondrama die Peripetie eintrat, sahen Stein und Scharnhorst ein, daß der Moment, sich aus den Fäusten der Franzosen zu befreien, günstig war, und ihnen gelang es nach langem Bemühen, Friedrich Wilhelm, dem die Sache sehr unbequem war, zur Aktion zu bewegen. Den Sieg von Leipzig errangen dann die vereinigten preußischen, russischen und österreichischen Armeen über die Reste eines Heeres, das in Rußland von Kälte und Hunger und von Strapazen, die mit Waffengängen nichts zu tun hatten, aufgerieben war. Daß es also den Kräften des ganzen Mittel- und Osteuropa gelang, diese Trümmer in ungeheurer Anstrengung schließlich zu besiegen und Napoleon nach Elba zu verfrachten, so zu verfrachten, daß er zwei Jahre später wieder erschien und dann erst auch noch mit Englands Hilfe dauernd geworfen werden konnte, — das ist es, was wir als Deutschlands große Zeit in beweglichem Erinnerungsjubel feiern sollen.

Bleiben solche Feiern auf die Kreise beschränkt, denen patriotische Ruhmredigkeit das tägliche Brot gibt, auf Kriegerbünde und nationalliberale Wahlvereine, dann braucht sich niemand darum zu kümmern. Bedenklich und peinlich werden diese Dinge erst, wenn sich Elemente von geistigem Wert in die Kreise der nationalen Begeisterungsmache ziehen lassen.

Es ist höchst betrübend, daß sich ein Mann vom Range Gerhart Hauptmanns bereit fand, zu

dem künstlichen Rummel bengalisches Feuerwerk zu machen. Er hätte überlegen sollen, wie sich vor hundert Jahren die deutschen Dichter verhielten. Glaube doch niemand, daß die Romantiker, Jean Paul, Brentano, Arnim, die Schlegel Leute waren, die keine Empfindung für die Angelegenheiten des Volkes gekannt hätten. Sie alle hatten von den Emotionen der französischen Revolution tiefe innere Erschütterungen erfahren, aber sie alle, und selbst Goethe, der große Rationalist, empfanden in den Vorgängen von 1813 die Tragik Napoleons stärker als den Ruhm ihres Vaterlandes. Die damals die Saiten rührten, die Körner und Arndt, waren Dichter dritter Garnitur, und nur ein einziger Hochbürtiger im Geiste war dabei, Heinrich v. Kleist, ein altpreußischer Adliger, der den Usurpator aus der Tradition des Blutes heraus haßte, — und dem hat es keiner gedankt.

Hauptmann hätte bedenken sollen, wie er überhaupt zu dem Auftrag kommen konnte, das gewünschte Festspiel für die Breslauer Jahrhundertfeier zu verfassen. Was verbindet ihn denn mit denen, die ihm den Auftrag erteilten? Was veranlaßte diese Leute, gerade ihn auszusuchen? — Daß er zufällig Schlesier ist und durch den Nobelpreis seine offizielle Legitimation als Dichter empfangen hat. Er hätte wissen müssen, daß er diese Patrioten nie im Leben zufrieden stellen konnte, ohne an sich selbst zum Lügner zu werden, und er hätte sich eingestehen müssen, daß ihm das Thema seiner Aufgabe viel zu gleichgültig war, um daraus eine wertvolle Dichtung schaffen zu können.

Gerhart Hauptmann bedachte nichts, wußte nichts und gestand sich nichts ein. Er schrieb das Festspiel und belastete sein gutes Dichterwerk mit einem unverzeihlich schlechten Elaborat. Mit Be-

schämung und Groll habe ich das Stück gelesen, das dürftig in der Erfindung, unecht in der Stimmung, schluderig in der Abfassung und seines Verfassers in jeder Hinsicht unwürdig ist.

Welche kümmerliche Einkleidung des Ganzen! Was soll uns diese nichtssagende und flache Variante des Faust-Vorspieles! Da muß Gottvater als Theater-Direktor bemüht werden, um die tiefe Allegorie, daß die Menschen Puppen in der Hand des Höchsten sind, zur Massendarstellung zu bringen. Da muß die griechische Mythologie heran, der öde Schwätzer Philistiades, der überall, wo Hauptmanns Gestaltung versagt, Hauptmannsche Artikel redet. Da muß Pythia aus allem, was aus sich selbst nicht wirkt, tiefgründige Nutzanwendungen ziehen. Da muß, wo Hauptmann mit 2300 Darstellern immer noch keine Kriegsschrecken glaubhaft machen kann, die Furie in Person an die Rampe und Greuel schnauben. Da muß Madame Germania griechisch aufgetakelt werden und als Athene-Deutschland unterm Goldhut die „Hochgesinnten mit hohem Sinne" grüßen.

Und die historischen Persönlichkeiten selbst! Was für Hahnefatzken und Wortemacher! Welche jammervolle Charakteristik! Was für haarsträubende Verse! — Bei dem großen allegorischen Fastnachtsumzug wird einem Ritter zugemutet, diesen Unfug auszusprechen:

„Nit so vorlaut, mein alter Kronensohn.
Hier sitzt der Beherrscher des heiligen
römischen Reiches deutscher Nation.
Was haben Euch seine Gnaden geton!"

Friedrich der Große wird als ein Trottel vorgeführt, der erst wie ein Abc-Schüler radebrecht und gleich hinterher eine pathetische und wohlgeformte Rede an die deutsche Nation hält. Napoleon kohlt

über sich selbst einen Stiefel zusammen, daß es einer Sau grausen kann:

„Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,
Eine Art Grenzpfahlniederreißer,
Nicht wie jene dort etwa nur Guanoscheißer!
Aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,
Ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.
Allerdings dabei ein Praktiker
Und vor allen Dingen ein Taktiker."

So redet jeder über sich selbst sein Sprüchlein daher. Besonders geschmackvoll unterzieht sich Kleist dieser Aufgabe:

„Wer mich auf Teilens Armbrust weist,
Der hat erkannt mein tiefstes Sinnen,
Mein heimlich düsteres Gedankenspinnen.
Ich bin der Dichter Heinrich v. Kleist".

Fichte stellt sich vor:

„Ich bin gewiß, ihr vernähmet schon
Von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation."

Blücher (sich in der Redeweise mit König Friedrich verwechselnd):

„Euer Diskurs macht mich sehr viel Spaß.
Parbleu! Hölle und Teufel! und noch was!
Vor mir ist das alles Schnickschnack" usw.

Es ist erbarmungswürdig, wie vollkommen den Dichter Hauptmann hier jede Charakterisierungskunst und jeder Geschmack verlassen hat. Uebelstes Herumerzählen statt Handlung, peinlichste Allegorieen statt Gestaltung.

Dabei wird den geschichtlichen Tatsachen schwere Gewalt angetan. Es heißt doch wohl die poetische Freiheit etwas weit treiben, wenn Napoleon im Jahre 1793, wo er längst französischer General war, als zwölfjähriger Knabe den Kreisel dreht, der, wie die Pythia erklärend bemerkt, die Welt be-

deutet. Davon abgesehen aber: geradezu toll ist es, wie Hauptmann mit der großen Revolution umspringt. Aus dieser gewaltigsten, innerlichsten und ethisch schönsten Erhebung, die je ein Volk erlebt hat, macht er eine blöde, rohe, sinn- und verstandslose Mordorgie. Es ist empörend, daß der Dichter der „Weber" in den Revolutionären der großen Zeit nichts anderes zu erkennen vermag, als blutgierige und brüllende Hanswürste. Er hat keine Ahnung davon, daß die Helden seines Festspiels, die Jahn, Blücher, Scharnhorst, Fichte und nicht zum mindesten Napoleon selbst Kinder und Befruchtete der Revolution waren, und daß alles, was vor hundert Jahren an ehrlichem Freiheitswillen zutage trat, vom Geiste der französischen Revolution stammte.

Gewiß gibt es auch bessere Stellen in Hauptmanns Spiel. Gewiß sind Einzelheiten darin, bei denen er den Dichter und feinen starken Geist nicht verleugnen konnte. Die Szene, in der die Mütter ihre gefallenen Söhne zurückfordern, ist ergreifend und schön. Aber der ganze Eindruck des Buches ist deprimierend und hinterläßt den Wunsch, Hauptmann hätte dieses Stück nie geschrieben. . .

Aus Gründen, die das literarische Urteil gar nicht berühren, ist das Festspiel zu einem politischen „Fall" geworden. Die waschechten Patrioten, die Hauptmann mit der Arbeit beauftragt hatten, sind mit seinem Werk nicht zufrieden. Sie nehmen es ihm schwer übel, daß er Friedrich Wilhelm III. nicht als Nationalhelden in den Mittelpunkt gestellt hat, daß die Königin Luise nicht in der Pose der Dulderin erscheint, und daß Napoleon nicht als ein verlumpter Hochstapler gezeichnet ist. Sie schlugen Lärm, und als der preußische Kronprinz gar noch mit der entsetzlichen Drohung kam, er werde das Protektorat über die Breslauer Jahrhundertaus-

Stellung niederlegen, da fiel den guten Stadträten der schlesischen Hauptstadt das Herz in die Hosen und sie verhinderten die Fortsetzung der Reinhardtschen Aufführungen.

Was haben die Hüter des deutschen Ansehens damit erreicht! Daß wir, die wir das Festspiel als absolut mißglückt aufs entschiedenste ablehnen müssen, nun gezwungen sind, trotzdem mit allem Nachdruck Hauptmanns Partei zu nehmen. Es muß jenen patriotischen Pfaffen und Schlotbaronen auf das vernehmlichste ins Gesicht gesagt werden: Es kommt euch nicht zu, dies Stück schlecht zu finden. Das ist unser Vorrecht, die wir etwas von Kunst und Literatur verstehen. Ihr, die ihr mit eurem verwahrlosten Geschmack das Niveau der Theaterkunst geflissentlich auf den Tiefstand der Kientöppe herabdrückt, die ihr euch an zotigen Possen erfreut, die ihr Schönherrs Schleimfladen und Ernst Hardts preisgekrönte Wässrigkeiten als Wahrzeichen edelster Dichtkunst austrompetet, ihr habt kein Recht dazu, ein Werk Gerhart Hauptmanns herunterzureißen! Ihr habt diesen Mann, solange er um Anerkennung ringen mußte, geschmäht und mißachtet und seid jetzt, wo sein Ruhm abgestempelt ist, zu ihm gekrochen und habt ihn veranlaßt, euch ein Festspiel zu schreiben. Ihr habt dankbar zu nehmen, was der Dichter der Weber, des Fuhrmann Henschel und des Pippa-Dramas euch gibt. Daß Gerhart Hauptmann es übernahm, euern Auftrag auszuführen, das dürfen wir ihm vorwerfen — ihr nicht!

Wenn ihr aber von ihm verlangt, daß er seine Ueberzeugungen hätte verleugnen sollen, daß er Gesinnungen hätte vortäuschen sollen, die er nicht hat, daß er Geschichtsklitterung hätte treiben und euern historischen Lügen hätte Ausdruck geben sollen, dann wissen wir, an wessen Seite wir gehören. Ihr

habts' erreicht, daß das geistige Deutschland jetzt geschlossen neben Hauptmann steht, und ihr könnt es noch erleben, daß das geistige Deutschland euch eines Tages ein Festspiel vorführen wird, bei dem euch Hören und Sehen vergeht!

Der Zensurskandal.

Den zahllosen Neugierigen, die wissen mochten, wie der Staatsanwalt auf meine Anzeige gegen den Münchner Zensor wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt reagiert hat, sei mitgeteilt, daß er genau das getan hat, was seine Pflicht von ihm verlangte. Er hat sich die Korrespondenz, die auf die Sache Bezug hat, vom Schriftführer der Münchner Ortsgruppe des Schutz Verbandes Deutscher Schriftsteller ausgebeten und dürfte, während ich dies schreibe, noch mit der Prüfung des Sachverhalts beschäftigt sein. Auf Grund dieser Prüfung wird er entweder das Strafverfahren gegen Herrn Baron v. d. Heydte eröffnen oder das eingeleitete Verfahren einstellen. Sollte er sich dazu entschließen, auf die Erhebung der öffentlichen Klage zu verzichten, so ist er laut § 169 Str. Pr. O. verpflichtet, mir als dem Antragsteller daß unter Angabe der Gründe mitzuteilen. Meine Leser werden also auf jeden Fall über den Stand der Sache orientiert bleiben.[1])

Zunächst einige Mitteilungen über das Verhalten der Presse und der betroffenen Polizei selbst. Es braucht den Freunden des „Kain" nicht mehr erzählt zu werden, daß die Münchner Zeitungen mir allesamt bitterböse sind. Dazu haben sie guten Grund. Als ich nämlich im Jahre 1909 unter dem Verdacht der Geheimbündelei auf Ersuchen des Herrn v. d. Heydte in Charlottenburg verhaftet wurde, ließen sich die Redaktionen von der Polizeidirektion Informationen über mich erteilen, die neun Monate hindurch zu einem schlemmerhaften Sensationsfraß für ihre Abonnenten ausreichten. Nicht genug damit, daß die Knallerbse eines schwachsinnigen Knaben zu einer Dynamitbombe aus meinem anarchistischen Laboratorium anwuchs, waren es besonders auch die höchst schaudervollen Aussagen eines mit hysterischer Phantasie begabten jungen Strolches,

[1]) Unmittelbar vor Fertigstellung des Heftes (am 12. Juli) erhielt ich von der Staatsanwaltschaft ein Schreiben, in dem sie in ausführlicher Begründung meine Vorwürfe gegen die Polizeidirektion zu entkräften versucht. Meine Leser erfahren in einem Monat Näheres.

die die Polizei in der Form einer Strafanzeige gegen mich an den Staatsanwalt weiter gab, und die mich vor den Bürgern des Vaterlandes als das verrottetste aller Scheusäler frisierten. Ich habe massenhaft Zeitungsausschnitte aus jener Zeit, in denen mir das Prädikat eines Schriftstellers nur noch in Anführungszeichen zugebilligt wurde, und in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" rülpste ein anonymer Esel einen Artikel gegen mich aus, in dem er damit renommierte, in Lübeck mein Spielkamerad gewesen zu sein, und beschimpfte mich bis auf mein zehntes Lebensjahr zurück. Damals erhielt ich von Deutschlands Schmöcken meine Erkennungsmarke auf den Hintern geklebt: ein von verbrecherischen Instinkten geleiteter Spitzbuben-Dompteur und Mordanstifter auf päderastischer Grundlage (meine homosexuelle Veranlagung verdanke ich einem Redaktionsbeschluß der „Münchner Post"). Dann kam endlich, im Juni 1910, die öffentliche Prozeßverhandlung und damit der überraschende Nachweis, daß das Relief, das die Blätter die ganzen Monate hindurch als mein Konterfei in die Welt gesandt hatten, aus Stank und Lüge bestand. So etwas verzeiht die deutsche Presse nie. Denn hierzulande ist es nicht üblich, die Verbreitung unwahrer Behauptungen ohne richterlichen Zwang zurückzunehmen. Wer einmal als Giftmörder, Leichenschänder oder siebenbeiniges Ungeheuer stigmatisiert ist, der muß es bleiben sein Leben lang. Da ich nun die unsympathische Eigentümlichkeit habe, mich, teils in dichterischer Produktion, teils in agitatorischer Polemik der öffentlichen Kritik auszusetzen, gerieten die Gazetten, die solche Kritik als ihre Berufspflicht ausgeben, in arge Verlegenheit. Müßte sich doch, wenn sie diese Pflicht erfüllten, die mir von ihnen selbst aufgepappte Etikette eines Schwerverbrechers lockern. So kam man also stillschweigend überein, sich der Kritikverpflichtung in diesem einen Falle zu entziehen, weder meine dichterische Produktion noch meine polemische Schriftstellerei und Rednerei existieren zu lassen und die peinliche Tatsache meiner persönlichen Existenz, soweit sie ehrenhaft erscheinen könnte, mit vornehmer Verachtung zu übersehen.[1])

---

[1]) Eine hübsche Probe auf das Exempel gaben jüngst die M. N. N. — Ein Student stand wegen Saccharinschmuggels vor Gericht. In die Angelegenheit war eine in der Schweiz lebende junge Dame verwickelt, und der Angeklagte gab auf Befragen an, er habe diese Dame seinerzeit durch mich kennen gelernt. Diese Tatsache hatte nun zwar für den Prozeß selbst gar keine Bedeutung. Trotzdem fand das Münchener Intelligenzorgan in ihrem etwa 20 Zeilen langen Bericht genügend Platz für die

Nun beging ich im vorigen Monat hier die Gemeinheit, eine Tatsache von so bedeutendem öffentlichen Interesse mitzuteilen, daß man sie schlechterdings nicht ignorieren konnte. Man ignorierte sie trotzdem, solange es ging. Als aber eine norddeutsche Korrespondenz die Sache aufgriff, mußte man schon in den sauren Apfel beißen. Die „Münchner Zeitung", (die sich übrigens in ihrem Verhalten gegen mich von jeher eine Spur anständiger gezeigt hat, als die übrigen Blätter), brachte zueist die Mitteilung, daß ich gegen den Polizeipräsidenten Strafanzeige erstattet habe, und druckte — allerdings unter ängstlicher Vermeidung einer Erwähnung des „Kain" — auch ein Zitat aus meinem offenen Brief an den Staatsanwalt ab. Am nächsten Tage veröffentlichte sie dann noch einen Brief von mir an die Redaktion, der meine Auffassung, daß die Polizeidirektion sich strafbar vergangen habe, dem Uneingeweihten sinnfälliger verdeutlichte. Inzwischen ging die Notiz durch einen großen Teil der Provinzpresse, und auch Berliner Zeitungen nahmen sie auf. So konnten die Münchner Tagesblätter schlecht daran vorübergehen. Sie halfen sich, indem sie die Verantwortung der norddeutschen Korrespondenz in die Schuhe schoben, deren kleine Glosse sie wörtlich abdruckten. Hierbei sei bemerkt, daß sämtliche größere Münchner und etliche auswärtige Blätter den „Kain" mit einem auf den offenen Brief hinweisenden Begleitbrief von der Expedition zugestellt erhalten hatten, daß aber kein einziges deutsches Blatt den Anstand hatte, bei dem wörtlichen Zitat aus dem „Kain" die Quelle zu nennen.

Höchst amüsant ist jedoch, wie sich die „Münchner Neuesten Nachrichten" mit der Sache abfanden. Sie brachten die Notiz (unter der Versicherung, daß sie einer auswärtigen Korrespondenz entstamme), im „General-Anzeiger", der lokalen Dependance des Weltblattes, in der sonst meistens Fischmarktplaudereien und ausführliche Berichte über gestürzte Pferde und Beerdigungen beliebter Briefträger stehen. Das Blatt läßt sich also einen als Münchener Lokalangelegenheit besonders gekennzeichneten Vorgang aus Norddeutschland kolportieren. — Dann kommt der Korrespondenzbericht im gleichen Wortlaut wie überall, — bis mein verdammter Name im Wege steht. Was tun? Die Augen zukneifen und ihn drucken lassen? — Unmöglich! Die Tatsache, daß ein einzelner den Vorstoß unternom-

Feststellung, daß ich es war, der sich der gesellschaftlichen Verpflichtung, zwei Leute miteinander bekannt zu machen, unterzogen hatte. In diesem Zusammenhange war Erich Mühsam plötzlich wieder vorhanden.

men hat, verschweigen? — Geht auch nicht. Die Redakteure der „M. N. N." haben einen genialen Ausweg gefunden: sie drucken nur meine Initialien: der Schriftsteller E. M.! Ein teuflisch gescheiter Einfall. Jetzt denken alle Münchener Bürger, der bewußte Schriftsteller heiße Eusebius Meyer! — Ein kleiner Satz der Korrespondenz-Notiz wird alsdann geändert: in allen übrigen Blättern wird das Zitat aus dem „Kain" mit den Worten eingeleitet: „Mühsam führt in seiner Anzeige aus: . . . ." In den „M. N. N." heißt es ängstlich: „In der Anzeige soll ausgeführt sein: . . Es könnte ja sonst jemand meinen, ein Redakteur habe sich so weit vergessen, zu lesen, was ich geschrieben habe. — Um aber noch weiter, noch sichebarer von jeder Gemeinschaft mit mir abzurücken, fälschen die Herren auch noch mein Zitat. Eine ganz, ganz kleine Fälschung nur, aber überzeugungsstark und ehrenvoll in der Absicht. Aus meinem Satz: „Die Tatbestandsmerkmale des Vergehens scheinen mir in vollem Umfange gegeben" — streichen sie das Wörtchen „mir". Das wäre nämlich auch ganz gräßlich, wenn solch ein Kerl mit dem Pronomen der ersten Person den Generalanzeiger der „Münchner Neuesten Nachrichten" versauen sollte.

Ich habe einmal geschrieben (s. Kain I, 12. S. 187): „Die ‚Münchner Neuesten Nachrichten schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord." Jetzt zeigt sich, daß sich die Gesinnungslosigkeit der „ M. N. N." vermöge ihrer stupenden Dummheit bis zur Ueberzeugungstreue steigern läßt.

Der Denunzierte selbst hüllte sich in Schweigen. Erst, als ihm die Zeitungsausschnitte dutzendweise auf den Tisch geflogen kamen, fand er Worte. Am 28. Juni brachte die „München-Augsburger Abendzeitung", die als polizeioffiziös gilt — und zwar auffälligerweise ebenfalls in der Ortsausgabe, dem „Lokal-Anzeiger"— eine Ergänzung ihrer 8 Tage früher erschienenen Wiedergabe der Korrespondenz-Nachricht. „Nach genauer Information", heißt es da, „kann man Mühsams Sichvordrängen in dieser Sache wirklich nur als schlechten Witz und Wichtigtuerei betrachten". Also der Herausgeber einer Monatsschrift drängt sich vor, wenn er eine Tatsache, die seit vierzehn Tagen akut ist, der Oeffentlichkeit mitteilt, nachdem die Tagespresse die Angelegenheit verschlafen hat. Das ist Auffassungssache. Auch darüber gehen die Meinungen auseinander, ob ich mir mit der Strafanzeige nur einen Jux machen wollte, oder ob mein schlechter Witz und meine Wichtigtuerei nicht doch ein vitales Interesse des Münchener geistigen Lebens betraf. Nach

dieser deutlichen Versicherung der „M. A. A", daß sie selbst sich in der Sache gewiß nicht vorgedrängt hätte, erteilt die Redaktion dem „zuständigen Referat der Polizeidirektion*' selbst das Wort. Hier ist dessen Darstellung:

„Die Polizeidirektion hat am 16. Mai die öffentliche Aufführung von Wedekinds Trauerspiel „Lulu" verboten. Dieses Stück ist nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbotes der „Büchse der Pandora", da „Lulu" hur eine Umarbeitung darstellt. Eine Beschwerde gegen das Verbot wurde nicht eingelegt. Am 17. Mai hat die Direktion des Künstlertheaters der Polizeidirektion mitgeteilt, daß sie zwei geschlossene Vorstellungen von „Lulu" veranstalten wollte. Daraufhin ist dem Direktor Prof. Fuchs mündlich eröffnet worden, daß nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Preßnotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf oder ein Verkauf an der Abendkasse. Dies entspricht der Praxis der Polizeidirektion, die auch von der vorgesetzten Stelle jederzeit gebilligt wurde und sich auch vollkommen im Einklang mit der Rechtsprechung befindet. Am 20. Mai wurde dann im Hinblick auf die Ankündigung in hiesigen Tageszeitungen vom gleichen Tage die Direktion des Künstlertheaters nochmals schriftlich auf die Rechtslage aufmerksam gemacht. Als aber am 21. Mai neue Preßnotizen erschienen, die auf die geschlossene Aufführung hinwiesen, erging unterm 23. Mai an die Direktion des Künstlertheaters eine Verfügung des Inhalts, **daß, wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellungen durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte.** Anlaß zu dieser Verfügung gaben also die Preßnotizen vom 21. Mai, nicht etwa die Notiz „Wedekinds Lulu" im Vorabendblatt der ‚M. N. N.' vom 24. Mai, noch weniger die Veröffentlichung des „Schutzverbandes" im Morgenblatt des genannten Blattes vom 25. Mai."

Ich sehe mich leider zu der Feststellung genötigt, daß diese Darstellung einige tatsächliche Unrichtigkeiten enthält. Zunächst ist es falsch, daß „Lulu" nur eine Umarbeitung

der „Büchse der Pandora" darstelle. „Lulu" ist eine Zusammenziehung zweier Werke, von denen das eine selbst unter der Münchner Polizeizensur sehr oft unbeanstandet aufgeführt worden ist, das andere einer sehr einschneidenden Aenderung unterzogen wurde. Es lag also ein durchaus neues Stück vor. Was das Polizeireferat mit der Behauptung meint, dieses Stück sei nur eine Wiederholung eines schon im Jahre 1908 erfolgten Verbots, ist nicht ganz klar. Es scheinen hier Unsorgfältigkeiten sowohl bei der Prüfung des eingereichten Dramas als auch bei der Redigierung der Polizeidarstellung vorgekommen zu sein.

Warum nur eine einmalige Darbietung des Stückes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könnte, wird nicht näher erklärt. Es gibt Leute, die sich vorstellen können, daß Aufführungen vor geladenen Gästen, ohne Plakate, Inserate und Preßnotizen und ohne Billettverkauf auch an zwei Abenden stattfinden können. Meine Behauptung, daß die zweite Vorstellung noch kurz vor Toresschluß verboten wurde, wird jedenfalls nicht bestritten, so wenig ich bestreite, daß solche Praxis der Polizeidirektion jederzeit auch von der vorgesetzten Stelle gebilligt wurde.

Nun kommen aber ganz merkwürdige Behauptungen, die mich zwingen, mit widerlegenden Dokumenten aufzufahren. Die „neuen Preßnotizen", die — wie ausdrücklich betont wird — am 21. Mai erschienen, hatten übereinstimmend diesen Wortlaut:

> „Die Ortsgruppe München des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller hat in ihrer Mitgliederversammlung vom 20. Mai 1913 zu dem polizeilichen Verbote der öffentlichen Aufführung des Dramas „Lulu" von Frank Wedekind Stellung genommen. Die Mitgliederversammlung erblickt einstimmig in dem Werk Wedekinds eines der hervorragendsten Denkmäler der modernen Literatur und in dem Verbote der öffentlichen Aufführung einen bedauerlichen Mißgriff der Behörde. Die Mitgliederversammlung beauftragt die Vorstandschaft, sich der Interessen Frank Wedekinds in jeder Weise anzunehmen."

Hieraus ist so deutlich wie nur möglich ersichtlich, daß die Münchner Ortsgruppe des S. D. S. die Zeitungsnotiz veranlaßt hatte, und für jedes Kind klar, daß es sich nicht etwa um eine Reklamenotiz des Künstlertheaters handeln konnte.

Sehr eigentümlich berührt nun aber in der offiziösen

Darstellung die Wiedergabe des Inhalts jenes Briefes, den die Polizei an die Direktion des Künstlertheaters sandte, und der mir Anlaß zur Strafanzeige gab. Der Brief lautet tatsächlich folgendermaßen:

Nr. VI. München, den 23. Mai 1913.

Kgl. Polizeidirektion München.

An die Direktion des
„Münchner Künstlertheaters",
z. Hd. d. H. Professor Fuchs,
München, Siegfriedstraße 16.

Betreff: Theaterzensur.

In der am Mittwoch, den 21. Mai d. J. erschienenen Nummer verschiedener hiesiger Tageszeitungen war neuerdings eine auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu" bezügliche Notiz enthalten.

Ich mache darauf aufmerksam, daß im Falle der Veröffentlichung weiterer solcher Notizen die für Donnerstag, den 29. Mai geplante „geschlossene" Aufführung untersagt werden müßte.

I. V.
gez.:

Wo steht hier etwas davon, daß „wenn die öffentlichen Ankündigungen dieser geschlossenen Vorstellung durch Preßnotizen nicht unterbleiben würden, die Vorstellung als eine öffentliche angesehen und demzufolge untersagt werden müßte"? Männiglich sieht, daß bloß von einer am 21. Mai erschienenen auf die Aufführung des Trauerspiels „Lulu" bezüglichen Notiz die Rede ist, und wie gezeigt wurde, betraf diese Notiz einen Beschluß des Schriftstellerverbandes, der die Direktion des Künstler - Theaters gar nichts anging, und dessen Veröffentlichung sie auf gar keinem Wege hätte verhindern könnnen. Besteht die Polizei darauf, daß ich falsche Angaben gemacht habe, so konfisziere sie den „Kain" und lasse mich unter Anklage stellen. Dann können ja die Beweise einwandfrei geprüft werden.

Daß der am 23. Mai von der Polizeidirektion abgesandte Brief nicht durch die am 24. Mai erschienene Notiz „Wedekinds Lulu" und noch weniger durch die am 25. Mai veröffentlichte neue Erklärung des „Schutzverbandes" veranlaßt war, wollen wir ihr ohne weiteres zugeben.

Seltsam. Ich hatte geglaubt, die Polizei werde einen Juristen bemühen, um den Nachweis zu erbringen, daß ihr Verfah-

ren keine strafrechtlich verbotene Handlung sei, statt dessen „berichtigt" sie meine Behauptungen und macht es mir erdenklich leicht, ihre Darstellung zu widerlegen. Von großer Geschicklichkeit war die Behörde in der ganzen Angelegenheit sicherlich nicht bedient.

Die Dinge mögen nun weiterlaufen, wie sie wollen. Der „Lulu"-Zensor wird uns keinen Anlaß mehr bieten, grollend gegen ihn die Zähne zu fletschen. Denn die Hand des Schicksals hat inzwischen freundlich gewaltet und ihn von seinem Polizeipräsidentensitz herabgewinkt. Herr v. d. Heydte wird Senatspräsident am Verwaltungsgerichtshof, und da der ja in Bayern in Zensurdingen nicht mitzureden hat, braucht niemand böses zu fürchten. Daß ich mit meiner Anzeigeerstattung dem Schicksal bei ihrem liebevollen Eingreifen die Hand ein wenig geführt hätte, — wer möchte so etwas denken?! I Gott bewahre! Es war nur eine heitere Laune des Himmels, die grade in dem Moment den Windstoß in die Weinstraße schickte, wo ein Anarchist sich mit dem Staatsanwalt gegen den Polizeipräsidenten verbündet hatte.

Der Nachfolger des Herrn Barons v. d. Heydte wird der Ministerialrat im Ministerium des Innern, K. Kämmerer Frhr. v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus. Wie sich das Münchener Tag- und Nachtleben unter seiner Obhut gestalten wird, — niemand kann es voraus sehen. Ich spucke jedenfalls einmal vorbereitend in die Hände.

Bemerkungen.

An Hermann Bahr. Lieber und verehrter Hermann Bahr! Unter denen, die in diesem Jahre den fünfzigsten Geburtstag erreichen, sind Sie es, dem wir Jüngeren am freudigsten und dankbarsten die Hand drücken. Nicht wegen Ihrer dramatischen und dichterischen Produktion, auch nicht wegen Ihrer Artikel und Polemiken oder wegen Ihrer Bemühungen. Oesterreich zu europäisieren, sondern des Geistes wegen, aus dem das alles kommt. Den kennen und lieben wir als einen freien und reinen Geist, und wir wissen, daß er stark genug ist, um in stickige Bezirke frische Luft einzulassen. Mit diesem Geiste sind Sie jung geblieben, jung genug, um sich von den Jüngsten, denen Sie seit einem Menschenalter Führer sind, selber führen zu lassen. Dieser Geist hat Sie befähigt, sich vor aller Verknöcherung zu bewahren und allem lebendigen Neuen Ihr Herz offen zu halten. Immer sind Sie ein Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, und wo Sie im Kampfe einmal gründlich vorbeihauen, da macht es nichts aus, weil Sie

Ihre Hiebe so gar nicht philiströs führen. Ich fasse meine Wünsche zu Ihrem Geburtstag in einen zusammen: Bleiben Sie, der Sie sind!

Ausgemärzt. Die folgenden beiden Erklärungen gehen mir mit dem Ersuchen um Abdruck zu:

Heft 27 des „März" bringt den Vermerk: „Infolge Verlegung von Druck- und Erscheinungsort ist Wilhelm Herzog von der Redaktion des „März" zurückgetreten, bleibt aber Mitarbeiter des Blattes".

Das ist unrichtig und könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben. Richtig ist, daß bei einer finanziellen Transaktion, die den "März" auf eine andere Basis stellen sollte, die Wahl des neuen Schriftleiters von dem ausschlaggebenden Druckereibesitzer zur Bedingung gemacht wurde. Dieser Forderung entsprach der Verlag. Der Mitteilung, ich bliebe Mitarbeiter des Blattes, muß ich — aus leicht erklärlichen Gründen — widersprechen.

Wilhelm Herzog.

Wilhelm Herzog ist infolge geschäftlicher Verschiebungen von der Leitung des „März" zurückgetreten. Es ist ihm dadurch ein Werk aus der Hand genommen worden, das er glücklich begonnen hat und das die Anerkennung der Besten fand. Wir halten uns in diesem Augenblick für verpflichtet, ihm für seine radikale Kulturarbeit herzlich zu danken. Er hat das Vorbild einer großen Tribüne des entschiedenen Fortschritts geschaffen, wie sie ohne ihn und uns heute kaum möglich sein wird. Und unser aller Wunsch ist es, ihm bald auf einem neuen Kampfplatz folgen zu können. Heinrich Mann. Ulrich Rauscher. René Schickele. Franz Werfel. Lothar Engelbert Schücking. Catherina Godwin. Wilhelm Schmidtbonn. Hermann Essig. Ferdinand Hardekopf. Hans v. Weber. Bruno Frank. Max Brod. Ludwig Hatvany. Rudolf G. Binding. Wilhelm Hausenstein. Alfons Goldschmidt. Dr. Julian Markuse. Prof. Ernst Stadler. Theodor Reik. Helene Stoecker Camill Hoffmann. Erich Mühsam. Joachim Benn. Ernst Blaß. Walter Hasenclever. Kurt Hiller. Ludwig Rubiner. Alfred Henschke. Gustav Kauder. Kurt Pinthus. Werner Klette. J. L. Windholz. Alfred Richard Meyer. Philipp Löwenfeld. Friedrich Stieve. Johannes Nohl. Gottfried Kölwel. Will Vesper. Stefan Zweig. Carsten F. Jesper. Peter Altenberg. Carl Jentsch. Franz Dülberg.

Das alte Lied. Für ein anständig redigiertes Blatt, in dem die Einsicht höher geschätzt wird als die Vorsicht, gibt es in Deutschland kein Kapital. Ein Redakteur, der Geschmack und Bestreben nach erhöhter Kultur bewiesen hat, kann unmöglich den Anforderungen des „ausschlaggebenden Druckereibesitzers" genügen. Auf dem Umschlag der kämpferische Name „März" — innen aber Haußmannskost, — je nüchterner, umso besser.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsst.: München, Baaderst.: la. Tel.2355

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN",Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: **Name:**

....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Jahrgang III. No. 5. August 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Panama. — Münchener Theater. — Bemerkungen:** Heydteretei. — Leipziger Allerlei. — Heußlicher Streit.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III
No. 5

München,
August 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Panama.

Wer in Deutschland von Panama spricht, meint damit gewöhnlich keine zentralamerikanische Landschaft, auch keinen aufrollbaren Sommerhut, sondern eine aufgedeckte politische Korruption. Diese Sprachwendung, die hinter einer geographischen Bezeichnung die in moralischer Empörung kochende Volksseele verbirgt, verdanken wir den höchst erfolgreichen Bemühungen des seligen Kanalbauers Lesseps, bei der Betätigung heißer patriotischer Inbrünste das geliebte Vaterland zu begaunern. Wo also einmal der unter nationalen Vorwänden gewonnene Kapitalistenprofit mit Gestank wahrnehmbar wird, wo der Dreck, mit dem das vaterländische Geschäft gedüngt ist, einmal an die Oberfläche gelangt, da ertönt von erschrockenen Lippen das Wort Panama, und man erkennt Morast und Sümpfe, wo man blumige Auen vermutet hatte.

Wir haben ja nun, Gott sei Dank, von dem Anklagevertreter im Kriegsgerichtsprozeß gegen die im Interesse der Firma Krupp bestochenen Militärper-

sonen selbst erfahren, daß es sich hier keineswegs um ein Panama gehandelt habe. Er stellte das in dem gleichen Plaidoyer fest, in dem er sich angelegen sein ließ, die Strafbarkeit der von den angeklagten Zeugleutnants und Zeugfeldwebeln begangenen Indiskretionen nachzuweisen, in dem er beklagte, daß es gelungen sei, „durch Schmieren Militärpersonen dauernd ihren Pflichten abwendig zu machen", und in dem er den „Kausalzusammenhang zwischen Pflichtwidrigkeit und hingegebenen Geschenken" als gar nicht zweifelhaft hinstellte. Eine Begriffsdetermination des Wortes Panama, die seine Freude darüber, daß ein solches nicht vorliege, weiteren Kreisen begreiflich hätte machen können, ist der Herr Anklagevertreter leider schuldig geblieben.

Erwiesen ist, daß die Firma Krupp in Essen, die, wie Herr Rechtsanwalt Ullrich sehr schön sagte, „uns Deutschen die Waffen schmiedet für unsere Landesverteidigung", den ehemaligen Zeugfeldwebel Brandt mit dem Gehalt eines Regimentskommandeurs und einem Repräsentationszuschuß in Berlin einquartierte, der für das Schmieren in Militärgeheimnisse eingeweihter Leute draufging. Erwiesen ist, daß Herr Brandt auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, in seinen „Kornwalzern" an die Firma Krupp Mitteilungen gelangen zu lassen, die ihr sonst fremd geblieben wären, Mitteilungen, die ihr zur Kontrolle und zur Ausstechung konkurrierender Staatswaffenlieferanten äußerst nützlich waren, und die für Herrn Brandt ausgeworfenen Gelder sicher reichlich bezahlt machten. Erwiesen ist, daß die Firma Krupp auf diese Weise so diskrete Dinge erfuhr, daß ihre Erörterung in der Prozeßverhandlung im Interesse der Sicherheit des Landes nur hinter verschlossenen Türen und mit der Verpflichtung aller Zuhörer zu strenger Verschwiegenheit erfolgen durfte.

Daran, daß man mit der Bestrafung der paar armen Schlucker, die für ein warmes Abendbrot oder ein Goldstück Stellung und Reputation aufs Spiel setzten, den Schlammherd nicht auskehrte, hat das Berliner Kriegsgericht wohl selbst nicht gezweifelt. Herr Brandt ist ein diskreter Mann. Er hat nicht mehr Leute bloßgestellt, als auch ohne seine Angaben erwischt worden wären. Und daß Herr Brandt mit seinen Bestechungen nicht schob, sondern geschoben wurde, ist erst recht klar. Er saß in Berlin und hatte nach Essen Kornwalzer zu schicken. Woher er aber die geheimen Nachrichten bekam, war seine Sache. Fiel er rein, dann badeten seine Vorgesetzten die Hände in Unschuld. Ueber dieses Verhältnis haben ihn die Direktoren der Firma niemals im Unklaren gelassen.

Die Angeklagten entschuldigten ihre Vertrauensseligkeit gegen Herrn Brandt damit, daß sie geglaubt hätten, vor der Firma Krupp gebe es in militärischen Dingen keine Staatsgeheimnisse. Dieselbe Auffassung bekundeten in ihren Plaidoyers die Verteidiger. Ich zweifle, ob es in Deutschland viele Leute gibt, die vor dem Kornwalzer-Prozeß anderer Meinung gewesen wären. Tatsächlich haben ja auch hohe Beamte der Firma vor Gericht erklärt, man hätte die Spionage der Zeugoffiziere gar nicht so nötig gebraucht, Krupp hätte doch stets erfahren, was er erfahren wollte.

Man sollte aber auch vorsichtig sein, ehe man gegen die Leitung der großen. Waffenfabrik den Vorwurf sträflicher Korruption erhebt. Ich finde, daß das Essener Werk nie etwas anderes hat scheinen wollen, als es in Wirklichkeit ist: ein kapitalistisches Erwerbsgeschäft. Die Tatsache, daß das deutsche Reich der Hauptkunde dieses Geschäftes ist, und der alte kaufmännische Grundsatz, daß eine Hand die andere wäscht, ließe es natürlich verstand-

lich erscheinen, wenn in Essen der Patriotismus lichterloh flammte. Der aufmerksame Zeitgenosse wird aber bemerkt haben, daß das Liebeswerben des Reiches um Krupp stets heftiger in die Erscheinung getreten ist, als umgekehrt. Offenbar hat die Regierung das Waffenwerk viel nötiger als Krupp die Regierung. Denn der Patriotismus des Armeelieferanten hat sich noch immer sehr leicht getan. Man bewirtet mal in der Villa Hügel einen vornehmen Gast und drillt die von den Segnungen der berühmteu Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen betroffenen Arbeiter, die weder über das Koalitionsrecht noch über sonst ein Recht freier Willens- oder Gedankenbestimmung verfügen, zum Hurraschreien, aber man stellt sich im geringsten nicht so, als ob man deswegen auf irgend welche geschäftlichen Vorteile verzichten möchte. Es ist schon vor Jahren unwiderlegt behauptet worden, daß Krupp das Ausland billiger mit Waffen bediene, als sein deutsches Vaterland. Deshalb ist es der Regierung noch lange nicht eingefallen, die Firma zu boykottieren. Sie schmiedet uns Deutschen nach wie vor die Waffen zu unserer Landesverteidigung gegen den Ansturm der Waffen, die sie ebenfalls schmiedet. Sie wird sie auch dann noch schmieden, wenn wirklich Herr Brandt und meinetwegen noch einige Direktoren des Unternehmens zu ein paar Wochen Festung verurteilt sein werden.

Panama! Verkrampfen wir uns doch nicht in so ein Schlagwort, sondern bleiben wir lieber nüchtern bei der Sache. Solange Krupp sich nicht verrechnet, solange Machenschaften, wie sie jetzt zutage getreten sind, seinem Unternehmen nichts schaden, hat er ja ganz recht mit seinem Verfahren. Auf Sentimentalitäten ist seine Industrie schon ihrem Wesen nach nicht abgestimmt. Bisher hat er dem Reiche Kanonen und Waffen geliefert. Waren

die Regimenter damit versorgt und in ihren Gebrauch eingeübt, dann ließ er Verbesserungen erfinden, die er der Regierung anbot. Nehmen mußte sie sie, denn sonst nahm sie das Ausland, der „Feind". Es gab also eine neue Militärvorlage, neue Steuern fürs Volk und neue Millionen fürs Geschäft. Nun tritt plötzlich die Konkurrenz auf den Plan, macht der Regierung Angebote und stört dadurch die ungetrübte Beziehung zwischen Essen und Berlin. Krupp tut dagegen, was er tun kann. Er erkundigt sich nach den Preisen des Rivalen. Erfährt er sie nicht direkt, so erfährt er sie halt hintenherum. Wenn Herr Brandt sich dabei in die Nesseln setzt, dann ist ihm nicht zu helfen.

Panama! — Geschäft ist Geschäft. Ein Schneider weiß gern zeitig, wann sein Kunde einen neuen Anzug braucht. Sagt er's ihm nicht selbst, so gibt vielleicht das Zimmermädchen Auskunft, ob das Hosenfutter nicht schon mürbe ist. Der Kunde ist ja auch nicht böse, wenn er die kleine List durchschaut. Die Regierung war offenbar gar nicht sehr böse. Denn als Liebknecht im Reichstage mit seinem Material anrückte, da war das erste, daß der Kriegsminister der Firma Krupp ein Loblied sang, und das zweite war ein schöner, neuer Orden ins Knopfloch des Herrn Krupp- v. Bohlen. Unangenehm ist die Geschichte natürlich trotzdem für beide Teile. Aber vielleicht einigt sich die Regierung mit Krupp über eine Methode, wie die Firma künftig bei hellem Sonnenlicht und ohne Benutzung eines unterirdischen Panamakanals die gewünschten Kenntnisse erlangen kann.

Panama! Man wird sich schon ein paar Stufen über dem Niveau der Wehschreier aufstellen müssen, um in dem patriotischen Wurstkessel das Panama erkennen zu können. Dann aber wird man noch andere Dinge neben den Kruppschen Schweinereien bemer-

ken, die einem den Appetit verderben mögen. Dann "wird man erkennen, was der deutsche Großgrundbesitz mit seinen Einfuhrzöllen und Ausfuhrprämien, mit seinen Liebesgaben und Privilegien für Patriotismus hält, und wie eng die patentierte patriotische Gesinnung dem geschäftlichen Profiteifer verschwägert ist.

Und nun noch ein Wort an die Adresse der Herren, die das Kruppsche Panama enthüllt haben und sieh in sittlichen Ekstasen darüber nicht genug tun können. Als die neue Militärvorlage kam, die das deutsche Volk mit unerhörten Lasten behäuft, da haben die Sozialdemokraten nichts getan, um ihre Annahme zu verhindern. Nicht einmal der schwache Versuch wurde gemacht, im Reichstage eine Obstruktion zu inszenieren, geschweige denn die Massen auf die Straße zu bemühen. Man hat zum Fenster hinaus Reden gehalten, von deren Wirkungslosigkeit man selbst überzeugt war, und man hat die Milliarde, mit der das neue Werk der militärischen Volksauspowerung einsetzt, in „positiver Mitarbeit" bewilligen helfen. Es ist hier schon auseinandergesetzt worden, daß diese direkte Vermögenssteuer genau wie jede indirekte Volkssteuer auf die Oekonomie des Landes wirken muß. Denn die Verringerung des Nationalkapitals bedingt die Verminderung der Gesamtproduktion und mithin die Verteuerung des Gesamtkonsums. Aber selbst, wenn den Herren diese simple Rechnung zu schwierig sein sollte, und selbst, wenn sie noch nicht wissen sollten, daß sich das Kapital, wo ihm Blut abgezapft wird, stets bei der Masse schadlos hält, ist die Bewilligung dieser Gelder ein noch nicht dagewesener Skandal. In demselben Augenblick, wo man mit heiliger Empörung die Geschäftspraktiken der Firma Krupp aufdeckt, stimmt man für die Aufbringung der ungeheuren Summe, die sehr wesentlich eben dieser Firma zugute kom-

men soll. Das ist die Illustration zu der tausendmal geleierten Phrase: diesem System keinen Mann und keinen Groschen! Das ist die praktische Betätigung des Antimilitarismus, mit dem die Partei in Volksversammlungen hausieren geht. Kommt es eines Tages zum Kriege, fallen dann ein paar hunderttausend junge deutsche Männer „auf dem Felde der Ehre", dann mag das Volk sich erinnern, daß die Kosten des Massenmordes unter Zustimmung der deutschen Arbeitervertreter der nationalen Arbeit entzogen wurden. Die deutsche Sozialdemokratie möge sich nicht wundern, wenn die Internationale ihr Verhalten als Verrat an der sozialistischen Solidarität der Völker auffaßt, und wenn ihr eines Tages aus den Reihen, die noch nicht um des politischen Geschäftes willen vor Staat, Heer und Besitz kapituliert haben, der Vorwurf entgegenschallt: Panama!

Münchener Theater.

Gäste.

Die sonderbaren Praktiken des nunmehr dank Gottes ewiger Barmherzigkeit im Verwaltungsdienst ruhenden Münchener Zensors haben bewirkt, daß der Theaterchronist des „Kain" zwei Monate hindurch von dem Cerberus der öffentlichen Wohlfahrt an die Wand gedrückt wurde. Dadurch sind die kritischen Erörterungen hier leider zu kurz gekommen, zu denen ja der Münchener Theaterbetrieb im Gegensatz zu anderen Orten gerade im Sommer stets ausgiebigen Anlaß bietet.

Die Auseinandersetzung mit dem Künstlertheater, die mir schon lange am Herzen liegt, möchte ich noch einen Monat zurückstellen, und mich heute lieber mit einigen Gästen beschäftigen, die die stille Zeit ihrer Heimatbühnen benutzten, um uns ihre Leistungen vorzuführen.

Die Vorstellungen des Düsseldorfer Schauspielhauses in den Kammerspielen liegen zwar schon ziemlich weit zurück, sollen aber doch nicht unerwähnt bleiben. Das Dumont-Lindemannsche Ensemble erfreut sich im ganzen Reiche eines sehr vorteilhaften Rufes, den nachzuprüfen von hohem Interesse schien, zumal das angekündigte Repertoir sehr verheißungsvoll klang. Georg Büchner, Goethe, Ibsen und Knut Hamsun: große Aufgaben hatte man sich in der Tat gestellt. Leider muß ich gestehen, daß meine Erwartungen nur sehr unbefriedrigt erfüllt wurden (so leid es mir tut, mich schon wieder in Gegensatz zur gesamten Münchener Tageskritik stellen zu müssen). Die so viel gerühmte Regie des Herrn Lindemann erschöpft sich in guten Bühnenbildern und in kleinen szenischen Einfällen, die bedenklich nach Reinhardt riechen. In dieser Abhängigkeit läge kein Vorwurf, wenn, wie bei Reinhardt, die szenischen Mittelchen stets von innen aus dem Stück motiviert wären. Das ist aber häufig nicht der Fall, vielmehr empfindet man sie gar zu oft als Mätzchen, als deren einziger Grund gewollte Originalität angenommen werden muß. So geht bei der „Komödie der Liebe" in jedem Akt der Vorhang zuerst nur in der Mitte ein wenig auf und läßt durch einen Schlitz den mittleren Ausschnitt der Bühne sehen, in den irgend eine Gruppe dekorativ hineingestellt ist. Das wirkt gewiß recht niedlich, sitzt man aber zufällig seitlich zur Szene, dann erblickt man das Mittelbild in störender Verzerrung und mit einem Hintergrund, der nicht dazu gehört. In Hamsuns „Vom Teufel geholt" geht der Vorhang in jedem Akt vor der stockdunklen Bühne auf, die dann erst erleuchtet wird, und geht zu, nachdem die Bühne vor den Augen des Publikums verdunkelt ist. Wazu das? Eine besondere Stimmung wird dadurch nicht erzeugt. Man will einfach à tout prix originell sein.

Das Ensemble setzt sich aus sehr ungleichen Kräften zusammen, dies, wie es scheint, keineswegs immer an die richtige Stelle postiert werden. Wer heute jugendliche Liebhaberin spielt, muß morgen komische Alte sein, der polternde Vater von heute morgen Bonvivant. Das mag an Theaterschulen ein brauchbares Prinzip sein, in einem Theater, das auf Reisen geht, um Musteraufführungen zu veranstalten, wirkt es dilettantisch. Unbedingt zuzugeben ist, daß das Ensemble in allen seinen Darbietungen brillant exerziert ist. Aber das genügt noch nicht. Die Herausstellung künstlerischer Persönlichkeiten kommt darüber zu kurz. Man ist bei der Beurteilung der einzelnen

Schauspieler und Schauspielerinnen ganz auf instinktive Eindrücke angewiesen. Ueberragend kam mir allein eine Dame vor, ein Fräulein Ilse Wehrmann, das auch in kleinen Rollen viel Anmut und kluges Verständnis verriet. In Einzelheiten boten die Damen Olivia Veit und Emilie Unda Gutes, und auch die Herren Peter Esser, Franz Everth, Eugen Dumont und Richard Weichert verdienen lobende Erwähnung.

Um nachträglich noch auf die einzelnen Aufführungen näher einzugehen, dazu fehlt es an Raum. Die bei weitem beste und wertvollste war die erste: Büchners „Leonce und Lena", verdienstlich auch besonders deswegen, weil sie die Aufführbarkeit und Wirksamkeit der entzückenden Rokoko-Komödie evident erwies. Die Ausgrabung von Goethes „Triumph der Empfindsamkeit" war höchst überflüssig, noch überflüssiger die Kenntnisprotzerei, die in der Benennung mit dem verschollenen Untertitel „Die geflickte Braut" lag. An der überlebten Gelegenheitsdichtung vermochte auch die Durchsetzung mit aktuellen Witzchen, die von Goethe kaum etwas übrig ließen, nichts zu retten. Eine gleichgültige Offenbachiade ohne Musik — das war alles, was dabei herauskam. Sehr zu loben ist hingegen die Aufführung von Hamsuns prachtvollem Schauspiel „Vom Teufel geholt". Das ist eines der erschütterndsten Dramen, die seit langer Zeit eine deutsche Bühne passiert haben, und es ist geradezu ein Skandal, daß dieses Stück nicht längst durch das ganze Reich die Runde gemacht hat. Was darin vorgeht, das greift dem abgebrühtesten Theaterbesucher an Herz und Nieren, so voll ist es von innerlichster Menschlichkeit und aufregendstem Theatergeschehen. Hoffentlich besinnen sich die Bühnen noch auf ihre Pflicht. Den Düsseldorfern gebührt großer Dank, das Werk aus dem Dunkel gezogen zu haben.

An Ibsen erlitten die Gäste völlig Schiffbruch. In der (ungekürzten) „Komödie der Liebe" waren fast alle Mitwirkenden falsch plaziert, gar nicht davon zu reden, daß das dürftige Verslustspiel das langweiligste und abgetakeltste Elaborat ist, das Ibsen hinterlassen hat. Ganz schlimm wurde es dann aber mit „Rosmersholm", dem man mit besonderen Erwartungen entgegensah, da Luise Dumont die Rebekka West spielen sollte. Gewiß: ihre Leistung in Ehren. Aber von den großen Erlebnissen, die ich dieser Frau vor zehn Jahren in Berlin verdankte, fiel kaum ein Schatten auf mich. Es widerstrebt mir, die Leistung der verehrten Künstlerin, die ja schon figürlich für die Rolle nicht mehr geeignet ist, zu zergliedern. Was aber um sie herum vorging, das war Schauder-

haft. Herr Lindemann als Rosmer — ein hilfloser Debutant, der Rektor Kroll eine Karrikatur, der Ulrik Prendel ein Dorfschullehrer. In dem Zimmer, in dem sich die Tragödie abspielte, hätte man ebenso gut eine Kadelburgsche Posse geben können. — Die „Gespenster", mit denen das Gastspiel schloß, schenkte ich mir, zumal ich ein paar Tage vorher die göttliche Else Lehmann als Frau Alving gesehen hatte. Unter diesem Eindruck und nachdem ich auch Agnes Sorma mehrfach in der Rolle gesehen habe, fürchtete ich, zum zweiten Male von Frau Dumont enttäuscht zu werden.

Die Düsseldorfer wurden von Harry Waiden abgelöst, der einen ganzen Monat hindurch den Charmeur in einem belanglosen französischen Lustspiel „Schöne Frauen" spielte. Man braucht über diesen liebenswürdigen Schauspieler kein Wort mehr zu verlieren. Er verfügt Uber alle Eigenschaften des netten Kerls, bleibt immer geschmackvoll, auch wo sein Textschreiber es ihm erschwert, und macht in jedem Moment glaubhaft, daß die Weiber sich alle miteinander in ihn verlieben. In Mirjam Horwitz fand er eine graziöse und gewandte Partnerin, in Walter Steinbeck einen sehr gelungenen Gegenspieler.

Inzwischen hatte das Ensemble des Berliner Lessingtheaters das Schauspielhaus verlassen, und Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer traten an dessen Stelle. Schon im vorigen Jahre hatte das Künstlerpaar uns Tolstojs „Und das Licht scheinet in der Finsternis" vermittelt. Mit dem gleichen Drama eröffneten sie auch ihr diesjähriges Gastspiel. Dieses Stück ist nicht, wie ich irgendwo las, bedeutend und interessant, — es ist gar kein Stück. Es ist lautere Wahrheit, reinste Schönheit, tiefste Ehrlichkeit, gewaltigste Leidenschaft. Das persönliche Bekenntnis des Mannes, dessen Geist und Inbrunst das Jahrtausend überstrahlt. Wollte Tolstoj ein Drama schreiben? Kaum. Er wollte sich auseinandersetzen mit seiner Familie und mit den Widersprüchen zwischen seinen Lehren und dem Leben, in das er durch seine Umgebung gezwungen war. Aus dieser Auseinandersetzung ist fast zufällig ein Drama geworden, und bei der unvergleichlichen Künstlerschaft Tolstojs ein Drama von fortreißender Kraft und Eindringlichkeit. Es ist das Drama des Menschen, dessen schrankenlose Wahrhaftigkeit von niemandem verstanden wird, und der daran umsomehr leidet, als er selbst aus seiner tiefen Gerechtigkeit heraus für seine Widersacher das allertiefste Verständnis hat. Er weiß, daß er die Brücken abbrechen, daß er fort-

gehen, seinen Reichtum aufgeben, Frau und Kinder zurücklassen maß. Andere sieht er furchtbar dulden um seiner Ideen willen, andere, die von seiner Wahrheit überzeugt, sich weigern, die Waffen zur Hand zu nehmen, die zum Töten bestimmt sind. Er aber findet die Kraft nicht, die Seinen im Stich zu lassen und zu tun, was sein Gewissen verlangt. So verharrt er in der Finsternis, nur getröstet von dem Licht, das aus seinem Glauben an die Wahrheit zu ihm scheint. — Das wäre kein befriedigender Schluß dieses Ausschnittes aus Tolstojs Leben, wüßten wir nicht, wie dies Leben tatsächlich geendet hat. Die Wirklichkeit des Todes Tolstojs, seine Flucht vom Sterbebett in die Einsamkeit, die Erfüllung seiner Sehnsucht im letzten Atemzuge — das erst ist der letzte Akt dieses herrlichen Stückes, das erst läßt uns dies Stück in seiner ganzen, reinen, ungeheuren Wahrheit erfassen.

Friedrich Kayßler spielte den Nikolaj Iwanowitsch in Tolstojs Maske. Das wäre nicht viel, wenn er ihn nicht auch in Tolstojs Geist gespielt hätte. Jedes Wort kam ihm aus dem Innersten. So wenig das Werk Tolstojs eine konstruierte Arbeit ist, so wenig war Kayßler der Schauspieler, der sie kommentierte. Er war Mensch, war es so sehr, daß die Unterscheidung zwischen Dichter und Darsteller aufhörte. Da stand Leo Tolstoj leibhaftig vor uns, der harte, unerbittliche, gegen sich selbst unnachsichtige, wahrhaftige Mensch. Und ihm gegenüber seiner Gattin, die wir uns immer als die Natter vorgestellt haben, die dem Manne das Leben vergällte, kalt und empfindungslos. Frau Fehdmer lehrte uns diese Frau in ganz anderem Lichte sehen, als das warmherzige, liebende Weib, das den Mann so endlos gern verstehen möchte und ihn doch niemals verstehen kann. Mich hat dieses Werk und seine Darstellung im Tiefsten erschüttert. Aber auf dem Heimwege legte ich mir ein wenig traurig die Frage vor, warum wohl das Publikum, das mit solcher Begeisterung applaudiert hatte, die Wahrheiten Tolstojs nur von der Bühne herunter hören mag. Wer ihm ähnliches im Leben sagt, der ist ein Schwindler oder ein Narr, im besten Falle ein unklarer Phantast.

Wie bedeutungslos schienen danach die Stücke, die uns die Gäste weiterhin vorführten. Sie erfreuten nur durch die schöne Darstellung. Da war zunächst ein neuer Shaw „Kapitän Braßbounds Bekehrung." Wie mir dieser Shaw zuwider ist! Ich habe hier schon einmal von seiner Unfreiheit den eigenen Freiheiten gegenüber gesprochen, ihn einen gereckten

Philister genannt und behauptet, er stelle sich auf die Zehenspitzen, um über seinen eigenen Horizont kucken zu können (vgl. Kain I S. 123 f.). Ich gehe noch weiter: Shaw ist ein sentimentaler Schwätzer, ein grinsender Heimatkünstler, ein Revolutionär unter Weinreisenden. Daß er ein höchst talentierter Bursche ist, verschlimmert die Sache nur, denn nur daraus erklärt es sich, daß Leute, die etwas bedeuten, immer wieder auf solche gefühlvollen Hanswurstereien hineinfallen, wie „Kapitän Braßbounds Bekehrung" wieder eine ist. Eine gründliche Ueberführung des albernen Schwaflers sei später einmal einer Spezialarbeit vorbehalten. Herr Kayßler und Frau Fehdmer in den Hauptrollen waren, wirksam unterstützt besonders von Herrn Hans Steiner, famos.

Ein Stück des Herrn Henry Bernstein aus Paris sah ich mir lieber nicht an, und die letzte Gabe, Björnssons „Paul Lange und Thora Parsberg" bietet, wieder abgesehen von der ausgezeichneten Darstellung, keinen Anlaß zu großem Jubel. Björnsson will einen in sich selbst ewig unsicheren Idealisten schildern, es gelingt ihm aber nur, seine eigene dichterische Unsicherheit vor uns auszubreiten. Der tragische Ausgang des Dramas ist im Verlauf der Handlung nicht gerechtfertigt, denn das Unglück trifft den Helden nicht um seines Idealismus willen, wie Björnsson glauben machen möchte, sondern weil er ein klar und deutlich gegebenes Ehrenwort bricht, was durchaus unzulänglich motiviert wird. Hoffentlich macht das ungemein sympathische Künstlerpaar seine Gastspiele in München zur dauernden Gewohnheit. Hoffentlich kommt es aber in Zukunft mit einem Repertoir, das dem herrlichen Tolstojschen Werk wenigstens einigermaßen ebenbürtig ist.

Bemerkungen.

Heydteretei. Wir sind ihn los. Am 1. August räumte Herr v. d. Heydte die Weinstraße. Jetzt wohnt er im Gebäude der gemeinnützigen Wirksamkeit eine Etage höher, der kritischen Kontrolle der leidtragenden Oeffentlichkeit jedoch durch die wohltätigen Gardinen des bayerischen Zivildienstes freundlich entzogen. Die Zeitungen der Residenz München gaben ihm weihevolle Dankesworte auf den Weg und über-

ließen es ihren auswärtigen Kolleginnen, seine Beförderung mit gewissen Vorgängen während seiner polizeilichen Tätigkeit in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Als Denkmäler seines polizeidirektorialen Wandels hinterläßt er die Barriere vor dem Bahnhofsrestaurant, die Ruinen karnevalistischer Vergnügungsfreiheit, ein nach sitelichen Prinzipien umgebautes Odeon-Kasino, nächtliche Grabesruhe in allen Münchener Cafés und Trinkstuben, einige historische Reminiszenzen an den Schiebetanz, zahllose schlecht stilisierte Verordnungen und Kundgebungen über das Wohlverhalten des Münchener Bürgers und in den Räumen deutscher Bühnenverlagsanstalten einen Stoß im Interesse der allgemeinen Moral unaufgeführter Kunstwerke. Der „Kain" dankt dem Dahingegangenen eine Fülle publizistischen Materials und somit eine erhöhte Absatzziffer, Da wäre es undankbar, länger mit ihm darum zu rechten, ob er in seinem Verfahren in der „Lulu"-Angelegenheit seine nunmehr entschwundene Amtsgewalt mißbräuchlich angewandt hat oder nicht. Ich sage dem verflossenen Polizeipräsidenten Lebewohl, indem ich hinter meine Attake gegen seine jüngsten Zensurtaten einen Punkt setze. Es mag hier nur noch das Résumé Platz finden, das ich ein paar Tage nach Empfang des staatsanwaltlichen Schriebs in der „Münchener Zeitung" veröffentlichte:

> „Irgendwo ist behauptet worden, der Staatsanwalt habe das von mir gegen den Münchener Polizeipräsidenten beantragte Verfahren eingestellt. Das ist nicht richtig, wenigstens geht es nicht aus dem Schreiben hervor, das ich von der Staatsanwaltschaft erhielt. Darin wird nur versucht, meine Behauptungen zu entkräften, ohne daß von irgend einer Entschließung der Anklagebehörde die Rede ist. Der Staatsanwalt teilt mir als Ergebnis seiner Erhebungen mit, daß sich der betreffende Brief des Polizeipräsidenten an die Direktion des Künstlertheaters nicht auf die vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller veranlaßte Zeitungsnotiz, sondern auf eine vorher erschienene, von der Theaterleitung selbst ausgehende Notiz bezogen habe. Demgegenüber ist festzustellen, daß der Adressat selbst den Brief an den Schutzverband weiterleitete, und das der Polizeidirektion mit dem Bemerken mitteilte, daß die beanstandete Notiz eine Angelegenheit des Schutzverbandes sei und das Künstlertheater gar nichts angehe. Ferner ist festzustellen, daß die Polizeidirektion diese Korrektur ohne Einwand entgegennahm. Da jedoch Herr Baron v. d.

Heydte in diesen Tagen ohnehin sein Zensoramt aufgibt, habe ich kein Interesse mehr daran, die Sache weiter zu verfolgen."

Nun aber laßt uns die Schnupftücher zur Hand nehmen und dem frischgebackenen Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofs einen fröhlichen Abschiedsgruß zuwedeln.

Leipziger Allerlei. Es ist eine in Deutschland zu allgemeiner Gültigkeit erhobene Regel, daß gewisse Bestrebungen, die mit ethischen, nationalen, religiösen oder sonstwie seelischen Dingen garnicht das mindeste zu tun haben, von patriotischen Kampfhähnen okkupiert und zu Angelegenheiten des vaterländischen Gemüts gemacht werden. So kommt es, daß die Pflege gemeinschaftlichen Gesanges, das Fußballspielen, Turnen, Radfahren, die Befehdung der Fremdwörter und die Anrufung des Vaters Rhein mit Loreleyerkasten-Begleitung in weitem Umkreis als dem antisemitischen Teutonismus des deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes angegliedert gelten. Die äußeren Abzeichen also germanisch-arischer Gesinnung bestehen aus einer ins Knopfloch gehefteten schwarzweißroten Kokarde, Sparröllchen (mit Radiergummi zu behandeln), hurrageblähtem Halse ohne Umkleidung und der Ausbreitung penetranten Schweißgeruchs durch poröse Wollhemden.

Eine in deutschen Landen noch viel weiter verbreitete Moral verlangt, daß dergleichen jeden Beobachter in Augen und Nase stechende Tatsachen von keinem zur Beobachtung öffentlicher Erscheinungen eingesetzten Kritiker bemerkt werden dürfen. Sonst schlägt das Donnerwetter drein.

In Leipzig fand vor einigen Wochen ein allgemeines deutsches Turnfest statt, an dem gegen hunderttausend kragenlose Klimmzügler teilnahmen. Ich stelle mir die Aufgabe der Leipziger Zeitungskorrespondenten in diesen Tagen nicht gerade beneidenswert vor.Sich auf Schritt und Tritt von sportseligen Kraftmeiern anschwitzen lassen und sich noch dazu immer da aufhalten zu müssen, wo die Bicepse am dichtesten bei einander auftauchen, das muß für einen benervten Menschen, der selbst kein Rekordturner ist, ein Martyrium sein. Aber die Sache wills.

Das „Berliner Tageblatt" wird seit einiger Zeit in Leipzig von einem jungen Literaten vertreten, der seinen Namen, Dr. Kurt Pinthus, auch schon in anderer Weise als durch Zeilenkorrespondenzen vorteilhaft bekannt gemacht hat. Noch nicht vertraut mit der ersten journalistischen Pflicht, in subjektiv gefärbten Berichten alle Subjektivität ängstlich zu vermeiden, begann er seinen Artikel über das Turnfest mit ein paar Bemerkungen, die der ästhetischen Reaktion seiner Nerven auf das von den Turnern bewirkte Straßenbild Leipzigs entsprangen. Er leitete von dieser Betrachtung sehr hübsch über auf den gegensätzlichen Eindruck, den er von den ge-

meinsamen Vorführungen der Hunderttausend empfing, und die großartige turnerische Gedrilltheit der ihrer persönlichen Wesenheit entkleideten und in ihrer Gesamtheit höchst imposanten Turnerschaft begeisterte ihn zur enthusiastischen Bejahung des Festes.

Damit war jedoch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Jägerwäsche der in den Straßen promenierenden Muskelmenschen seinen spähenden Augen nicht entgangen war. Jetzt ging der Spektakel los. Alle heiligen deutschen Empfindungen waren verletzt. Herr Dr. Pinthus wurde bedroht, mißhandelt und boykottiert, das „Berliner Tageblatt" (ausgerechnet) als Brutstätte aller Rohheit und Tücke beschimpft, die Gastwirte Leipzigs bestellten es, von Empörung triefend, ab, und die Redaktion wurde zu einem etwas blamablen Rückzug genötigt. Trotzdem hat sich das Blatt seinem Mitarbeiter gegenüber allem Anscheine nach anständig benommen, indem es ihn allem Drängen zum Trotz nicht fallen ließ, und indem der Chefredakteur in einem ausgezeichneten Leitartikel „Die Schlacht bei Leipzig" die gröhlenden Teutonen zwar reichlich nachträglich, aber doch recht wirksam abfertigte.

Die Abgekragenten hatten aber auch böses Pech. Denn mitten in ihre flammende Entrüstung platzte ein Artikel des sittlich-frommen „Reichsboten", der den Turnern moralisch auf den gemüllerten Leib rückte. Er stellte nämlich fest, daß die zu deutschem Tun in deutscher Keuschheit versammelten Springfritzen allabendlich die Leipziger Hurengäßchen geradezu belagerten, daß sie also ihre turnerischen Uebungen nicht allzu pedantisch auf Reck und Barren beschränkten. Interessant ist aber, daß die Elegieen des „Reichsboten"-Pastors über die Verwahrlosung der deutschen Sitten von den betroffenen Turnern, von den Leipziger Gastwirten und von der gesamten Presse in merkwürdig solidarischer Schwerhörigkeit ignoriert wurden, während das Wutgeheul gegen das „B. T." und seinen Korrespondenten unvermindert weiterfauchte.

Was beweist das? Das beweist, daß wir eine Empörung der deutschen Zeitungen niemals allzu feierlich zu nehmen brauchen. Denn sie richtet sich nicht gegen bestimmte Tendenzen oder Gebräuche, sondern allemal nur gegen bestimmte Personen oder Parteien, Wären die Turner im „Reichsboten" kragenlos und im „Tageblatt" unzüchtig gewesen, dann wären alle Jungfrauenbünde aufgestanden, um die keusche Turnerschaft gegen die Beschimpfungen von Juden und Judengenossen in Schutz zu nehmen. So wollen wir uns denn im Interesse der jene Straßen bewohnenden kleinen Mädchen freuen, daß ihnen das Geschäft der Hochsaison infolge der Ablenkung des öffentlichen Zorns auf den liberalen Störenfried nicht vermasselt worden ist.

Heußlicher Streit. Sollte nach der Entlassung des Hern Wilhelm Herzog aus der Redaktion des „März" noch ein Leser dieses Organs vorhanden sein, so kläre ihn nachfolger Brief

über die Ursachen des Redaktionswechsels und über den Wert der im „März" in den letzten Wochen versuchten Darstellung auf:

„Der jetzige Drucker der Zeitschrift „März" erklärt——entgegen der mir gewordenen offiziellen Darstellung — — in einer Zuschrift an die Presse, daß er „auf den Redaktionswechsel im „März" keinerlei Einfluß gehabt habe und daß er deshalb auch gar nicht in der Lage gewesen sei, irgend welche Bedingungen zu stellen."

Im Heft 30 des „März" ist ferner plötzlich die Behauptung zu lesen, daß die Berufung des neuen Redakteurs „aus literarischen und politischen Gründen" erfolgt sei.

Diesen Angaben entgegen stehen die Dokumente, die sich in meinem Besitz befinden.

Hier erklärt die März-Verlag-G. m. b. H., „daß ein württembergischer Buchhändler und Buchdruckereibesitzer bereit sei, die nötigen Kapitalien zur Fortführung des „März" über den 1. Juli hinaus zu beschaffen, aber daran die Voraussetzung knüpfe, daß Herr Dr. Theodor Heuß die Leitung der Redaktion von diesem Zeitpunkte an übernehme."

Telegramm eines Mitgliedes des März-Verlages, des Herrn Conrad Haußmann, vom 21. Juni 1913:

„Abkommen mit Heilbronner Verlag definitiv, Redaktion Theodor Heuß zur Bedingung gemacht."

Wilhelm Herzog.

Verantwortlich für Redaktton und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. l u. la.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Jahrgang III. No. 6. September 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Kindersegen. — Bemerkungen: August Bebel. — ...Ich mein Haupt kann kühnlich legen ... — Mesothorium. — Friede auf Erden. — Die konfiszierte Todsünde.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III.
No. 6.

München,
September 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

"KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Kindersegen.

Die unleugbare Tatsache, daß viele Arbeiter unserer Tage mit 40 und mehr Mark wöchentlich entlohnt werden, ist den Leuten, deren Kouponschere größer ist als ihr Verstand, Anlaß zu der Behauptung, daß das sogenannte Proletariat ein wahres Wohlleben führe, und daß alles Elend nur noch von gewissenlosen Hetzern in die Massen hineindiskutiert werde. Es ist einigermaßen verdrießlich, daß gerade solche Personen am aufgeregtesten die Not des Volkes bestreiten, die am eigenen Leibe nie kennen gelernt haben, wie Hunger weh tut, solche Personen, die obendrein an einem Vor wand interessiert sind, den Kampf der Arbeiter um verbesserte Existenzbedingungen als „Begehrlichkeit" zu verdächtigen. In Wahrheit verhält es sich so, daß jede Lohnaufbesserung des produzierenden Arbeiters vom profitierenden Kapitalisten durch erhöhte Belastung der konsumierenden Arbeiter wettgemacht wird, so zwar, daß letzten Endes stets noch ein Gewinn für den Unternehmer herauskommt. Auf diese gar nicht zweifelhafte Erfahrung hat Lassalle sein „ehernes Lohngesetz" auf-

gebaut, und von diesem Gesetz leitete Marx (mit Unrecht, da er die Gegenmaßregeln des kapitalistischen Staates als Invaliditäts- und Altersversicherung etc. nicht in Betracht zog) seine Verelendungs- und daraus resultierend seine Katastrophen-Theorie ab.

Trotz der forcierten Fürsorge des Staates für Kranke, Arbeitslose, Witwen und Waisen und trotz der eifrigen Mitwirkung der in der Sozialdemokratie repräsentierten Arbeiterschaft an der Verhinderung des Zusammenbruches, häufen sich die Wirtschaftskrisen in den letzten Jahrzehnten in auffallendem Maße. Die entsetzliche Auspressung des Volkes für die Zwecke der Kriegsrüstung hat allmählich zu Verhältnissen geführt, die radikale Entschlüsse der konservativen oder der revolutionären Elemente im Staate zwingend machen. Der ständig wachsende Prozentsatz der Eigentumsvergehen in der Kriminalstatistik, die erhöhte Kindersterblichkeit, der steigende Verbrauch von Abfall-, Hunde- und Katzenfleisch sind deutlich redende Symptome des wirtschaftlichen Niederganges.

Daß das von der deutschen Sozialdemokratie als Allheilmittel gepriesene allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht außer belanglosen Reförmchen innerhalb der bestehenden Einrichtungen garnichts nützen kann, beweist das Beispiel der Sozialdemokratie selbst an allen Enden. Einhundertelf (drei Schnäpse her!) würdige Volksmänner haben erst eben, ohne zu mucken, die ungeheuerste Militärvorlage über ihre Köpfe weg annehmen lassen, die je einem Parlament zugemutet worden ist. Kommt in einem halben Jahre eine entsprechende Flottenvorlage, dann werden sie es genau so machen. Fragt man sie aber, was werden soll, dann haben sie keinen anderen Rat, als: wählt rot!

Nun ist neuerdings aus den Reihen der Sozialdemokratie ein Vorschlag laut geworden, der unter

Anarchisten längst erörtert, längst in die Praxis umgesetzt und von vielen (darunter von mir) längst verworfen ist: nämlich, unter den Frauen dahin zu wirken, daß die Geburtenziffer systematisch herabgemindert wird. In anarchistischen Kreisen rechnet man den Gebärstreik vielfach zu den Kampfmitteln der direkten Aktion. Man argumentiert dabei so:

Der durch die Abnahme der Geburten bewirkte Menschenmangel trifft den Staat an seiner empfindlichsten Stelle, in der Armee, deren Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit sehr wesentlich auf der automatischen Ersetzung der ausgedienten Soldaten durch jungen Nachwuchs beruht. Er trifft den Staat ferner in seiner Eigenschaft als Konkurrent auf dem Weltmarkt, da durch die Schwierigkeit, produzierende Arbeitskräfte in genügender Zahl zu erhalten, und durch das allmähliche Abschwellen der Konsumtion die Zirkulation der Waren verlangsamt wird. Dem konsumierenden Volk hingegen wird bei nachlassender Menschenvermehrung viel Sorge um Erhaltung und Heranziehung der jungen Generation erspart.

Es mag manchen mit einiger Genugtuung erfüllen, daß die von der Unfehlbarkeit ihrer „Wissenschaftlichkeit" so heftig durchdrungene Sozialdemokratie bei der Erörterung ernster volkswirtschaftlicher Fragen sich wieder einmal in die Rüstkammer der Anarchisten bemüht. Das Prinzip der gewerkschaftlichen Koalitionen hat sie den anarchistischen Bewegungen entlehnt und praktiziert es in der Verwässerung ihrer zentralistischen Organisationen. Gegen Produktivgenossenschaften und Konsumvereine, die den Anarchisten von Anfang an als wichtigste Waffen für sozialistisches Leben galten, hat sich die Sozialdemokratie jahrzehntelang mit Händen und Füßen gewehrt, bis sie die gegen ihren Willen aufblühenden anarchistischen Einrichtungen übernahm und

durch geistlose Schematisierung um den revolutionären Sinn brachte. Das syndikalistische Obstruktionsmittel des Generalstreiks, das bisher als undiskutabel verworfen wurde, findet neuerdings in der entfetteten Form des politischen Massenstreiks unter den Sozialdemokraten immer mehr Anhänger, und nun beginnt man also auch, das unter den Anarchisten schon überlebte Verfahren der organisierten Geburtenverhütung zu einer sozialdemokratischen Erfindung zu machen.

Vorerst sträuben sich die Parteiführer und ihre Preßorgane gegen den von sozialdemokratischen Aerzten empfohlenen Weg der Selbsthilfe. Dieses Sträuben will aber bei dem konservativen Geist, der in der Partei vorherrscht, wenig besagen. Wie in allen erwähnten Fällen werden auch hier die liberaleren Elemente schließlich recht behalten. Deshalb scheint es notwendig, die Maßregel der Konzeptionsverhinderung als Massenkampfmittel rechtzeitig zu kritisieren.

Der Einwand, der von Rednern und Redakteuren bisher geltend gemacht wurde, ist nichtssagend und albern: Die sozialdemokratische Partei brauche Kämpfer, der künstliche Druck auf die Geburtenziffer bedeute also eine Schwächung der Partei und somit eine Verzögerung des köstlichen „naturnotwendigen Hineinwachsens" in den „Zukunftsstaat". Käme es auf die Anzahl streitbarer Unterdrückter an, um der Minderheit derer Herr zu werden, die im Besitz der Produktionsmittel sind, dann wäre es für die Viermillionenpartei wohl längst an der Zeit gewesen, „hineinzuwachsen". Das Problem liegt denn doch tiefer, und die Ablehnung des Vorschlages verlangt ernsthaftere Gründe.

Mein Widerstand fußt zuvörderst auf ethischen Erwägungen. Mutterschaft ist das ursprünglichste Recht des Weibes. Es darf keinen Zweck geben,

der von den Frauen einen Verzicht auf dieses Recht beansprucht. So wahr es ist, daß der Zweck die Mittel heiligt, so wahr ist es erst recht, daß jeder Zweck verwerflich ist, der nur mit schlechten Mitteln erreicht werden kann. Es ist traurig genug, daß unsere im tiefsten Grunde verdorbenen Gesellschaftszustände in zahllosen Frauen längst den Wunsch nach Kindersegen erstickt haben. Die Abneigung, die besonders in den sogenannten „besseren" Ständen, vor allem aber unter Künstlerinnen, in der Boheme und unter ledigen Frauen gegen die Empfängnis vorherrscht, ist bei der verrückten Moral, die von Staat und Kirche gezüchtet wird, gewiß begreiflich, beweist aber doch eine höchst bedenkliche Abirrung von den Wegen der natürlichen Gesittung. Es ist natürlich wahr, daß sich in dieser abscheulichen Zeit Millionen Frauen und Mädchen die Mutterschaft selbst verbieten müssen, weil sie die Verantwortung nicht übernehmen können, ihre Kinder dem Hunger oder der Moral der Frommen auszusetzen. Dieser Not wird aber nicht gesteuert, indem man aus ihr eine Forderung macht. Das nenne ich Vogelstraußpolitik, wenn man den Schäden des öffentlichen Lebens das Objekt ihrer Wirkungen entzieht. Damit bekämpft man die Schäden nicht, man flieht sie nur. Die methodische Durchführung des Gebärstreiks wäre das denkbar beschämendste Eingeständnis der Hilflosigkeit gegen die Seuche des Kapitalismus und in der Wirkung auf Generationen hinaus der Verzicht auf alle kämpferische Auflehnung.

Außer solchen sittlichen sprechen aber auch Momente weitsichtiger Volksökonomie gegen die künstliche Dezimierung des Menschennachwuchses. Es ist wirklich erstaunlich, daß die hundertfachen Widerlegungen der Malthus'schen Lehre, wonach die Erde außerstande sein soll, alleMenschen zu ernähren, nicht ausgereicht haben, um diesen Aberglauben wenigstens

unter Revolutionären endgiltig totzuschlagen. Wir wissen heutzutage, daß nur die in die Hände weniger Volksaussauger gelegte Möglichkeit, die Mehrzahl der Menschen von der Benutzung des Bodens auszuschließen, die Ursache aller Not und aller Ungerechtigkeit ist. Wir wissen, daß jedes Land bei geeigneter Bewirtschaftung in der Lage ist, seine Bewohner selbst mit allen notwendigen Lebensmitteln zu versehen. Und wir wissen, daß die Bewirtschaftung des Bodens überall um so intensiver betrieben werden kann, je mehr Menschenkräfte sich an der Produktion der notwendigen Waren beteiligen. Es kommt auf das Freimachen möglichst vieler Arbeitskräfte für die Beschaffung des dringlichen Konsums an, um der Volksgemeinschaft ein Zusammenleben zu bereiten, in dem jeder sein reichliches Auskommen und reichliche Zeit für geistige Ausbildung und persönlichen Genuß findet. Diese Kräfte müssen freigemacht werden aus den Lagern des Militarismus, der Justiz, des Beamtentums, der kapitalistischen Faulenzerei und aus allen Industrieen und Gewerben, die im Dienst dieser Ueberflüssigkeiten arbeiten. Aber die Befreiungsarbeit ist Zukunftsarbeit, und die stärksten Kräfte, die ihr dienen sollen, sind die, die der Schoß unserer Frauen noch gebären muß. Darum ist es die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft, statt die Vermehrung der Menschheit zu verhindern, vielmehr darauf zu halten, daß wir ein körperlich und seelisch gesundes Frauengeschlecht haben, das imstande und willens ist, viele, gesunde, starke und denkende Menschen zur Welt zu bringen.

Selbstverständlich will ich mit meiner prinzipiellen Befürwortung der Geburtenförderung nicht etwa einer Pflicht der Frauen, Kinder zu gebären, das Wort reden. Ich wehre mich nur dagegen, daß dem weiblichen Teil der Menschheit aus mißverstandener Volksfreundlichkeit die Freude an der Mutterschaft

vergällt werde. Dabei darf das freie Entscheidungsrecht der Mutter unter keinen Umständen angetastet werden. Die entsetzliche Tatsache, daß unzählige Kinder von unterernährten Frauen getragen und geboren werden, ungenügend ernährt aufwachsen, im unentwickelten Alter fürs Brot arbeiten müssen, um schließlich dahin zu gelangen, selbst wieder Menschen in die Welt zu setzen, die schon im Mutterleibe ans Hungern gewöhnt werden, — diese grauenhafte Tatsache sollte jede Frau ernsthaft bedenken, ehe sie einem Kinde das Leben gibt, das vielleicht schon im Säuglingsalter zum Hungertode verurteilt ist. So eifrig in jeder gesunden Frau der Wunsch, Mutter zu werden, geweckt werden sollte, so dringend muß doch darauf gesehen werden, daß kein Kind gegen den Wunsch der Mutter geboren werde. Der Mutter wegen nicht, weil eine widerwillige Schwangerschaft mit schrecklichen seelischen Kämpfen und Aengsten verbunden ist, die das ganze Leben eines Weibes vergiften können, vor allem aber des Kindes wegen nicht. Es gibt keine größere Sünde, als ein Kind fühlen zu lassen, daß es unwillkommen ist. Wo aber keine ehrliche Mutterfreude es umgibt, wird der feine Instinkt eines jeden Kindes den Mangel empfinden. Auch die sich häufenden Fälle scheußlicher Kindermißhandlungen und Kindesmorde reden eine deutliche Sprache.

Es ist eine kaum ausdenkbare Vorstellung, daß eine gewaltige Zahl von Menschen unter uns lebt, die ihr Dasein einer unüberlegten Laune verdanken, deren Mütter vor Angst und Grauen fast verzweifelt sind und die verflucht waren, ehe sie das Licht gesehen hatten. Könnte man eine Statistik anlegen über Zeugungen im Alkohol rausch, es würden erschreckende Zahlen offenbar werden. Es bedarf keiner Begründung, daß die Verhütung der Geburt solcher im Zeugungsbett gezeichneter Menschen für

sie selbst, für ihre Mütter und für die gesamte Menschheit, die mit ihnen in höchst schädlicher Weise belastet wird, in jeder Weise erleichtert werden muß. Der billige Rat, die Frauen mögen sich eben vorsehen, ist ebenso dumm wie frivol. Denn ein absolut zuverlässiges Vorbeugungsmittel ist bis jetzt noch nicht erfunden, und die Manipulationen beim Geschlechtsverkehr, die während des Aktes vorsichtige Erwägungen bedingen, sind für mein Gefühl so häßlich, daß sie zum mindesten von Unbeteiligten nicht empfohlen werden sollten. Man soll aber auch nicht vergessen, daß der Liebesrausch plötzlich entsteht und, wo es sich nicht um ordnungsliebende Ehepaare handelt, ohne nüchterne Ueberlegungen zur Vereinigung drängt.

„Ein Seitenblick — des Bettes Planke kracht, —
Das Weib stöhnt auf — da ist ein Kind gemacht",

heißt es in einem Wedekind'schen Gedicht. Für Menschen, deren Sittlichkeitsgefühl noch nicht von Heinzemännchen in Paragraphen zerhackt ist, liegt gerade in dieser elementaren Kraft der Sinnlichkeit die Schönheit und die religiöse Weihe der Geschlechtsliebe.

Vom Staat und seinen Betreuern kann das gemütvolle Verständnis für die Poesie lendenstarker Leidenschaftlichkeit nicht wohl verlangt werden.Aber seiner scheinheiligen Praxis in der Unterscheidung zwischen Moral und Staatszweckmäßigkeit soll die gebührende Kennzeichnung nicht vorenthalten bleiben. Das nicht ordnungsmäßig im Ehebett gezeugte Kind gilt in der allgemeinen und vom Staat protegierten Auffassung als minderen Wertes. Seine Mutter ist eine „Gefallene", ist nicht „unbescholten", und der „Bastard" hat sein Leben lang durch die Moral der lieben Nächsten, die mit Amtsstempel und Kirchensiegel zur Welt gekommen sind, Spießruten zu laufen. Andererseits braucht aber der Staat Menschen

und nimmt sie, wo sie ihm geboten werden. Für den Militärdienst sind ihm die illegitimen Kinder ebenso lieb wie die legitimen, und er wacht strenge darüber, daß seine Bataillone um keinen Rekruten betrogen werden.

Der § 218 des Strafgesetzbuches lautet:

„Eine Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tötet, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Dieselben Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel zu der Abtreibung oder Tötung bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat."

Hebammen oder sonstige Personen, die der Schwangeren gegen Entgelt Abtreibungsmittel verschaffen oder ihr beibringen, werden mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bedroht. (§ 219.)

Der Staat zwingt also seine weiblichen Angehörigen, die Leibesfrucht auszutragen, auch wenn die Schwangerschaft nicht gewollt war. Die Frauen werden von der Moral unserer Tage als Menschen zweiten Ranges bewertet. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß sie durchaus nur als Objekt der Gesetzgebung behandelt werden. Männer schreiben ihnen ihr Verhalten vor, dekretieren ihnen ihre Kinder weg, nehmen ihnen die Entscheidung über das Schicksal ihrer Kinder aus der Hand, verfehmen sie, wenn sie ohne Staatsausweis (Eheschein oder Kontrollkarte) ihren Trieben folgen, verordnen, ohne sie zu fragen, Gesetze über die Behandlung der Säuglinge (Saugflaschengesetz etc.) und lassen ihnen bei alledem nicht einmal das Recht, mit dem eigenen Körper anzufangen, was ihnen beliebt. Sie müssen gebären, auch wenn sie keine Möglichkeit wissen, dem

Kinde zu essen zu geben, auch wenn der Verlust ihrer Existenz droht, selbst auch, wenn sie nach der Schwängerung erfahren, daß der Vater ihrer Leibesfrucht syphilitisch ist. Der Staat verlangt, daß sie gebären — mögen sie selbst, mag das Kind noch so unglücklich dadurch werden. Der Staat braucht Soldaten — und die Frauen haben sie zu liefern, auch wenn der Staat selbst dafür sorgt, daß sie für ihr gemeinnütziges Werk geächtet werden.

Man verteidigt den § 218 mit dem Gefühlsmoment, daß die Abtreibung einer Art Mord gleichkomme. Das ist nach der eigenen Auffassung des Staates nicht der Fall. Denn das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt das Recht der juristischen Person erst mit der Vollendung der Geburt an. Tatsächlich ist die Beseitigung der Frucht nichts anderes, als eine Verletzung des eigenen Körpers, die nach allgemeinem Rechtsbrauch straffrei ist. Wer ohne Brille zu sehen versteht, der durchschaut, daß für den Paragraphen durchaus keine moralischen, sondern nur ökonomische Gesichtspunkte maßgebend sind.

Aber abgesehen von allen Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangen auch sehr ernste Bedenken hygienischer Art die Aufhebung der gräßlichen Bestimmungen. Es braucht hier nicht erst erzählt zu werden, sondern jeder erwachsene Mensch weiß, daß — trotz der furchtbaren Strafdrohung — in Deutschland ebensoviel abgetrieben wird, wie in Frankreich, wo das Staatswohl offenbar keinen Schaden daran nimmt, — denn dort ist die Abtreibung erlaubt. Zahllose Personen nehmen es trotz der fürchterlichen Warnung des § 219 auf sich, teils aus Eigennutz, teils aus Nächstenliebe, unglückliche Frauen und Mädchen von der Angst ihrer Schwangerschaft zu befreien. Natürlich geschieht das nicht unter Wahrung aller hygienisch notwendigen Vorsicht und Sachkenntnis. Die von selbst gebotene

Heimlichkeit der Operation und die Angst vor Entdeckung verursacht oft genug ein Außerachtlassen der primitivsten Reinlichkeit, — und alle Augenblicke liest man, daß eine Hebamme verhaftet wurde, da ihre Klientin infolge mangelnder Vorsorglichkeit bei der Entfernung der Frucht ums Leben kam. Noch gefährlicher und dabei noch häufiger ist die Selbsthilfe der Schwangeren. Mit allen möglichen ungeeigneten Instrumenten geht sich so ein armes Geschöpf zu Leibe, und die Folge ist allzuoft dauernder Schade an der Gesundheit.

Gäbe man es in die Hand erprobter Aerzte, die an sich ja ganz unbeträchtliche Operation vorzunehmen, — die Gesundheit und das Lebensglück zahlloser junger Personen, die vielleicht sehr wohl imstande sind, unter günstigeren Bedingungen die gesunden Mütter gesunder Kinder zu werden, wäre nicht aufs Spiel gesetzt. Die Angst der Heimlichkeit, auf die heute zahllose Fälle von Körper- und Gemütskrankheiten zurückzuführen sind, und die Möglichkeit der Entdeckung mit der schrecklichen Folge des Zuchthauses und der häufigeren des Selbstmordes — wäre ersetzt durch eine völlig ordnungsmäßige Krankheitsbehandlung, bei der die Todesfolge auf ein Minimum von Fällen beschränkt wäre.

Die Paragraphen 218 und 219 sind vielleicht die grausamsten und neben dem § 166 (Gotteslästerung), 184 (Verbreitung unzüchtiger Schriften) und 175 (Päderastie) sicher die sinnlosesten des ganzen deutschen Strafgesetzbuchs, — und das will etwas heißen. Es ist Pflicht aller, die ein Herz im Leibe haben, diese Paragraphen mit allen Mitteln zu bekämpfen. Auf den Kampf gegen derlei absurde, entsetzliche und obendrein verlogene Gewaltsamkeiten, wie die Entziehung des Verfügungsrechtes der Frauen über den eigenen Leib, sollten sich auch die

Neu-Malthusianer beschränken, wenn ihnen am Wohl der Frauen und ihrer Kinder gelegen ist.

Die Gesundung des Volkes kann nur ausgehen von der Freiheit der Persönlichkeit. Von dieser Freiheit haben bis jetzt die Frauen am wenigsten erfahren. Ihr Kampf, der zugleich ein Kampf um die Freiheit der Kinder ist, muß unterstützt werden, damit sie nicht mehr gezwungen werden können, gegen den eigenen Willen Mutter zu werden, und damit sie zu ihrem besten Rechte kommen, nach freiem Ermessen Kinder zu gebären, sobald ihre gute mütterliche Natur danach verlangt.

Bemerkungen.

August Bebel. Als sich August Bebel vor zwei Jahren in Jena als bedingter Anhänger einer imperialistischen Politik erklärt hatte, schrieb ich ihm im „Kain" einen ausführlichen Nekrolog. (Vgl. Kain I. 7.) Denn ich war der Meinung, daß dieses Bekenntnis dem Leben eines revolutionären Kämpfers nicht mehr angehören dürfe, und daß nach einer derartigen Verleugnung einer ehrenvollen rebellischen Vergangenheit der Moment gekommen sei, einen Rückblick auf die Persönlichkeit und ihr Werk zu werfen, wie sie sich den Zeitgenossen bis dahin darstellten. Jetzt hat der wirkliche Tod den Rahmen um das Gesamtbild Bebels gelegt. Seine letzte politische Tat war die Bewilligung des famosen „Wehrbeitrages" für die neue ungeheure Militärreform und damit der Beweis, daß der Volksmann Bebel sich in der letzten Lebenszeit nicht wiedergefunden hatte. Ich brauche das damals ausgesprochene Urteil also nicht zu revidieren. Bebel war eine imponierende Energie, in seiner Weise ein wahrhafter Idealist, aber durchaus kein bedeutender Mensch, sondern ein Unteroffizier mit erheblicher strategischer Begabung. Daß diese für die im inneren Kern schon recht bröckelhafte sozialdemokratische Partei sehr notwendige strategische Begabung aufgehört hat zu wirken, mag den Hirten der großen Wählergemeinschaft einigen Kopfschmerz verursachen. Denn es war der Herzschlag der Partei selbst, der in

Bebels Totenbett gestockt hat, und ob nun Frank, ob Scheidemann zunächst die Fahne an sich reißen mag, — in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie sind wir mit Bebels Abgang bei der Teripetie angelangt. Das völlige Einschwenken der Partei ins bürgerlich-demokratische Lager ist nicht mehr abzuwenden: für Syndikalisten, Anarchisten und konsequente Sozialisten ist jetzt die Zeit gekommen, ihre Scharen für die Aufnahme der Sozialdemokraten bereitzuhalten, die das Aufgehen der Bebeischen Erbschaft im nationalen Liberalismus nicht abwarten wollen.

. . . ich mein Haupt kann kühnlich legen. . . . Im dreimal bekreuzten Jahre 1806 bedankte sich „der Korse" für die unentwegt rheinbündlerische Haltung Bayerns durch Verleihung der Königswürde an den Landesvater Max Joseph. Am 18. Oktober 1813 bedankte sich das Königreich Bayern für die Gnädigkeit „des Korsen" durch unentwegt rheinbündlerische Haltung in der Leipziger Schlacht. Als sich die Rechnung Bayerns durch den Sieg des verbündeten Europas als falsch erwiesen hatte, kündigte Bayern „dem Korsen" die Freundschaft. Im Augu9t 1913 lud der gegenwärtige stellvertretende Landesherr Bayerns die Oberhäupter der übrigen 25 deutschen Vaterländer zur hundertjährigen Jubelfeier nach Kelheim ein und nannte dort den großen Bundesgenossen von Leipzig nicht ohne einen Unterton der Geringschätzung „den Kor9en". In Kelheim gab es viel zu sehen — zwar nicht für das Publikum, wohl aber für die Festteilnehmer: Könige, Herzöge, Großherzöge, Fürsten, Prinzen, regierende Bürgermeister, Statthalter, Minister und Generäle durften sich gegenseitig betrachten. Im Geiste und in Worten wurde hierbei die schwielige Hand des Volkes gedrückt, als welche, wie offiziös versichert wurde, auch mal eine feige Mörderhand sein kann. Diese Erwägung führte zu einer militärischen Besetzung des friedlichen Donaunestes, die Väterchen Zar mit blassem Neid hätte erfüllen müssen. Von 3 Uhr nachts bis 6 Uhr nachmittags standen schweißtriefende Vaterlandsverteidiger in Reih und Glied Spalier und beschützten die im Siegerkranz voi anarchistischen Frevelbuben. Die Festgäste, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, mußten außerhalb des Kordons stehen und oftmals singen:

„Nicht Roß noch Reisi — göh
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn. . . ."

In den Münchener Ministerien soll nach dem schönen Verlauf der Kelheimer Feier große Beruhigung platzgegriffen haben, weil der Festtempel der Teutschen jetzt fünfzig Jahre lang keine Niederwald-Verschwörung mehr zu befürchten braucht.

Mesothorium. Die Abfälle bei der Glühstrumpf-Fabrikation enthalten ein Element, das imstande sein soll, als Heil-

mittel gegen die Erreger der entsetzlichen Krebskrankheit zu wirken. Ein Gramm dieses Heilstoffes kostete, als man seine gewaltige Bedeutung für das Wohl der gesamten Menschheit erkannt hatte, 80 000 Mark. Als die Entdeckung der ärztlichen Forscher bekannt wurde, sahen die spekulativen Leute, die über die Abfälle bei der Glühstrumpf-Fabrikation verfügen, sogleich ein, daß sie das große Los gewonnen haben und teilten mit, daß ein Gramm künftighin 200 000 Mark koste, daß sich also schnelles Zugreifen empfehle, da die Preise sich noch steigern werden. Der Staat hat- bekanntlich für die Erhaltung von Menschenleben kein Geld. Er braucht es für die Anschaffung von Maschinen, die der Vernichtung von Menschenleben gewidmet sind. Sofern sich also die einzelnen Kommunen nicht entschließen, ihren Krankenhäusern ein Weniges von dem kostbaren Stoff zu beschaffen, mag der Klingelbeutel bei Privatleuten umgehen. Vielleicht finden sich bei diesem oder jenem neben den Beiträgen für den Flottenverein, den deutschen Schulverein, den Kolonialverein, den Luftschiffverein und die innere Mission noch anderthalb Mark für Beschaffung von Mesothorium. Wenn nebenher auch noch einige berühmte Künstler für den guten Zweck ihre Kräfte zur Verfügung stellen, man also einen seltenen Genuß geboten bekommt und dabei noch auf dem nobelsten Platz gesehen wird, läßt man gar einen blauen Lappen fliegen. Gegen den Profit, den die Glühstrumpf-Abfall-Aktionäre aus solcher Wohltätigkeit ziehen, hat niemand etwas einzuwenden, der Staat am wenigsten: setzt dieser Profit sich doch bei der Erhebung der Wehrabgabe in blanke Kriegswaffen um. — Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse stellt sich eine eigentümliche Ideen-Assoziation ein, die eigentlich nicht zur Sache gehört: Das Mesothorium gegen die Krebsschäden der Gesellschaft, in der zu leben wir das Vergnügen haben, heißt Sozialismus.

Friede auf Erden. Der trübsinnige Neurastheniker, dessen Selbstherrlichkeit im russisch-japanischen Kriege Hunderttausenden das Leben gekostet hat und der unzählige Idealisten erschießen, erhängen und massakrieren ließ, die in seiner Selbstherrlichkeit nicht das Glück der Welt garantiert sahen, — Nikolaj Alexandrowitsch hat in seinem Leben einen einzigen guten Witz gemacht. Das war sein Aufruf an die Kollegen von Gottes Gnaden und sonstigen Staatsoberhäupter, Kriegsräte in den Haag zu entsenden, die dort den Weltfrieden ausbrüten sollten. Herr Carnegie aus Amerika, dessen unsaubere Finger in infamer Ausbeutung seiner Mitmenschen einige Milliarden ergaunert haben, und dessen Nase allezeit gefeit war gegen den Gestank der Leichen, über die sein Weg ging, hat in seinem Leben mehrere gute Witze gemacht. Das waren seine erfolgreichen Bemühungen, sich der Welt als uneigennützigen Menschenfreund zu empfehlen. Im Haag haben sich die beiden Seelenauktionare zusammengefunden. Carnegie hat dort der Henne, die dem Zaren die Friedenseier legen soll, einen Stall gebaut. Nun gackern auf allen Hühnerstiegen die Pazifisten, daß das Ende aller Kriegsnot gekommen sei. Noch trieft der

Balkan vom Blute über dreihunderttausend Toter aus zwei scheußlichen Kriegen, noch hat sich Europa nicht von der Kriegsangst erholt, die es der grotesken Tolpatschigkeit seiner Diplomatie dankte, — und schon schalmeit es uns von den ewig Beglückten entgegen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Vielleicht aber werden Nikolaus und Carnegie es doch noch erleben, daß die Friedenstaube über Europa schwebt. Das wird dann geschehen, wenn einmal das Volk, das die Soldaten zu stellen hat, keine Neigung mehr haben wird, den Zaren und Milliardären die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Würde jede neue Kriegsdrohung mit dem Generalstreik beantwortet, was die französischen und englischen Arbeiter längst vorgeschlagen haben, und was nur an der nachgerade sprichwörtlichen Schlappheit der deutschen Sozialdemokratie immer wieder scheitert, dann bedürfte es keiner Friedenspaläste im Haag, um „humane" Methoden der Menschentötung auszuhekken. Wir werden es aber in diesen Tagen in Jena wieder hören, daß Generalstreik Generalblödsinn ist und daß das Heil der Völker in der Erringung des Reichstagswahlrechts für Preußen liegt. Das Mittel, mit dem dies Ziel erkämpft werden soll, wird man in analoger Terminologie billig als politischen Massenblödsinn bezeichnen dürfen.

———

Die konfiszierte Todsünde. Die Münchener Polizei ist nicht immer nur, wie ältere „Kain"-Leser vielleicht vermuten, ein Institut zu strafen und zu rächen. Sie kann sich ihren Schutzbefohlenen, und selbst den Künstlern, die sich gemeinhin ihre Fürsorge wie Ausschlag vom Leibe kratzen möchten, auch mal als Born lautersten Vergnügens und ungetrübter Heiterkeit beweisen. Demnächst bezieht das blaue Auge des Gesetzes sein neues Heim hinter dem Augustinerstock. Schon steht der Bau, in dem wir künftighin unsere Fingerspitzen abdrücken werden, in voller Pracht da. Auch der künstlerische Schmuck fehlt ihm nicht mehr. An der Löwengrubenfront zeigt sich uns nun die Münchener Hermandad von der neckischen Seite. Zum Zeichen, mit welchen Lastern sich die hohe Polizei herumprügeln muß, hat sie da die Todsünden in lustigen Mosaikbildern symbolisieren lassen. Erschreckliche Fabeltiere mahnen Münchens Bürger an die Schändlichkeit des Teufels. Da ist der scheele Neid, der hagere Geiz, die grunzende Völlerei dargestellt, daß einem das Herz im Leibe gruselt. Aber Donnerwetter! gibt es nicht sieben Todsünden? Soweit das Auge reicht, findet es am neuen Polizeigebäude nur sechs. Die nähere Prüfung ergibt, daß die Sünde der Fleischeslust von der Münchener Polizei konfisziert worden ist. Endlich einmal kann unsereiner dem Zensor aus voller Ueberzeugung ein Lob erteilen: Er hat ganz recht, die Sinnlichkeit an seinem Hause nicht im Bilde darstellen zu lassen. Wie leicht könnte es passieren, daß ein Schwerverbrecher beim Eintritt in das Polizeigebäude den Blick nach oben richtete und beim Anblick des geilen Fabeltieres zur Wollust angereizt würde. Das ist eine Empfindung, die für ein Verhör mit Bertillonschen Messungen durchaus unpassend ist. — Hoffentlich wirkt die Maß-

nahme der Münchener Zensur vorbildlich und die Fleischeslust bleibt endgültig aus der Zahl de? Todsünden ausgeschlossen. Die niedrige Einschätzung des beliebtesten Vergnügens der hart genug geschlagenen Menschheit wird bei vielen Leuten schon lange als überlebte Ungerechtigkeit empfunden. Der Münchener Polizei sei für ihr reformatorisches Vorgehen auf dem Gebiete der Moral an dieser Stelle wärmstens gedankt und aufrichtige Anerkennung ausgesprochen.

Infolge einer Reise des Herausgebers war es leider nicht möglich, das vorliegende Heft zum gewohnten Termin erscheinen zu lassen. Die Leser werden gebeten, die Verzögerung freundlichst zu entschuldigen.

Kain-Verlag.

Verantwortlich für Redaktion and Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: ....

Name: ....

*) **Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.**

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Jahrgang III. No. 7. Oktober 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit
Herausgeber:
Erich Mühsam



Inhalt: Parteitagsrede. — Verse. — Bemerkungen: Neuer Verein. — Schach dem König! — Hedwig Müller. - Zum Gebärstreik. —

Kain-Verlag, München.

30 Pfg.

Jahrgang 111. München,
No. 7. Oktober 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

"KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis betragt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Marfef (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Parteitagsrede.

Nach dem Hoch auf die Völkerbefreiende (in das die Delegierten dreimal begeistert einstimmten) und nach dem Absingen der Arbeitermarseillaise (zu der sich die Sozialdemokraten endlich mal einen menschenmöglichen Text dichten lassen sollten), ging der Parteitag Jena 1913 auseinander. Ich hatte mir die Verhandlungen von der Journalistentribüne aus angehört, und in meinem Innern stieg die Lust auf, hinunter zu steigen und dem Proletariatsparlament jetzt nach Beendigung seiner Arbeit aus meinem parteifreien Gemüt heraus die Meinung zu geigen. Aber das wäre geschäftsordnungswidrig gewesen. So kommt es, daß die nachfolgende. Rede in den Parteitagsberichten nicht enthalten ist:

„Verehrte Anwesende! Denn die Anrede „Genossen" würden Sie sich jedenfalls entrüstet von mir verbitten. (Lebhafte Zustimmung. Vereinzelter Widerspruch.) Ihr neuer Parteivorsitzender Ebert hat soeben in seinem Schlußwort die Arbeit Ihrer jetzt abgeschlossenen Tagung mit Emphase als eine höchst

fruchtbare und für das Proletariat segensreiche gepriesen. (Sehr richtig!) In welcher Hinsicht Ihre Verhandlungen der Herbeiführung einer sozialistischen Gesellschaft förderlich werdenkönnen, hat er nicht verraten. Es ging auch aus den Reden dieser Woche nicht hervor. (Oho!) Mißverstehen Sie mich bitte nicht. Ich bin weit davon entfernt, Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, daß der Gedanke an ein freiheitliches Endziel bei Ihren Beratungen völlig in den Hintergrund trat. Ich sehe durchaus ein, daß eine politische Partei mit gegebenen Verhältnissen rechnen und mit realen Werten operieren muß, und ich würde, um meine von den Ihrigen abweichenden Ideen zu propagieren, weiß Gott ein anderes Auditorium aussuchen, als gerade einen sozialdemokratischen Parteitag. (Zuruf: ein anarchistisches!) Nein, Herr Dr. David! Einem anarchistischen Auditorium könnte ich mit der Konstatierung, daß alle parlamentarische Advokatenschläue (Frau Luxemburg nickt fast unmerklich mit dem Kopf) und alle Mandatsjägerei gegen Kapitalismus und Militarismus nichts ausrichten kann, keine neue Weisheit predigen. Die Wahrheit, daß Sozialismus in werktätigem Beginnen erarbeitet werden muß, durch praktische Reorganisation der Produktion und der Zirkulation, in dem Sinne, wie der Sozialistische Bund es vorhat, — diese Wahrheit wird am ehesten von einem Publikum verstanden werden, das noch außerhalb Ihrer Parteidisziplin steht, das noch nicht von den stereotypen Schlagworten Ihrer Wahlaufrufe um die Kritik geredet ist. (Große Unruhe.) Mein ideales Auditorium wäre die hier mit einiger Verachtung behandelte unorganisierte Arbeiterschaft (Gelächter), wären die Opfer der von Ihnen seit fünfzig Jahren erfolglos bekämpften kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die Arbeitslosen aus Haß und Ekel, die

Verbrecher, Landstreicher, Vagabunden — und vielleicht auch die jungen Studenten, die noch unverdorben von parteikluger Zeitungslektüre ein leidenschaftliches Sehnen nach Freiheit und Menschenglück in sich tragen: kurz alle, die Brachland sind für Ideale und revolutionäre Gedanken. (Zur Sache! Zur Sache!)

Sie haben recht. Der Hinweis auf Umwälzung, Erneuerung und Sozialismus gehört nicht zur Sache Ihrer Parteitage. Ich werde mich also befleißigen, mit meiner Kritik bei den Gegenständen ihrer Beratungen zu bleiben. Ich wollte mit dem Gesagten nur die Entfernung meiner prinzipiellen Forderungen von den Ihrigen markieren. Um dabei nicht unbescheiden zu sein und die Grenzen, die ich mir als Gast und Geduldeter in Ihrem Kreise stecken muß, nicht zu überschreiten, will ich vorweg bemerken, daß ich mich nur an ein paar Hauptpunkte Ihrer Debatten halten werde, die mir zur Beurteilung der diesjährigen Tagung wesentlich scheinen. Wie Sie den Beschluß, der Herrn Radek unter Beraubung aller Verteidigungsmöglichkeiten ruiniert, einen Beschluß, der in weiten Kreisen wie ein Justizmord beurteilt wird, vor Ihren demokratischen Wählern und vor denen, die in Ihnen die wandelnden Säulen einer zukünftigen Gerechtigkeit erblicken, vertreten wollen, das ist Ihre Sache (Hört! Hört!). Mich geht am Ende das Wohl Ihrer Partei so wenig an wie das des Herrn Radek, den ich nicht kenne und dessen Schuld oder Unschuld ich trotz Herrn Staatsanwalt Müller-Berlin (große Heiterkeit) so wenig beurteilen kann wie bis jetzt irgend einer von Ihnen (Dr. Liebknecht: Sehr gut!). Auch die Maifeierfrage betrachte ich als Ihre interne Parteiangelegenheit (lebhaftes Hört! Hört!). Ich weiß, daß ich mich darin im Widerspruch zur Mehrzahl meiner anarchistischen Käme-

raden befinde. Mir scheint aber die Forderung des Achtstundentages, der die Demonstration des 1. Mai ursprünglich ausschließlich gewidmet war, letzten Endes doch recht untergeordneter Natur (Widerspruch), und ob nun alle an diesem Tage bezahlten Arbeiter, ob nur die Partei- und Gewerkschaftsbeamten das am 1. Mai verdiente Geld an die Parteikasse abliefern, das geht mich um so weniger an, als ja die Durchführung der Maifeier seit zwanzig Jahren schon überall äußerst lax gehandhabt wird (Zustimmung und Widerspruch). Endlich möchte ich auch bei der Frage der Arbeitslosenversicherung, deren Wichtigkeit ich keineswegs verkenne, nicht allzu lange verweilen. Das von Herrn Timm überaus fleißig zusammengetragene Zahlenmaterial hat ja doch kaum mehr als statistischen Wert (oho!), solange keine ernsthafteren Abhilfsmaßregeln empfohlen werden, als die fast kindliche Forderung an die staatlichen Kommunen, den Arbeiterorganisationen in die Arbeitslosen-Unterstützungskassen Beiträge zu zahlen. Wenn Sie das erreichen sollten, was doch sehr unwahrscheinlich ist, so begeben Sie sich damit in eine vom Staat, und das heißt von den Kapitalisten, abhängige Stellung, und mit der Autonomie Ihrer Koalitionen ist es ein- für allemal aus. Wenn ich mir eine Anregung in dieser Frage erlauben darf, so rate ich Ihnen, sich mal mit Hans Ostwald in Verbindung zu setzen, der bekanntlich unter staatlicher Protektion die Urbarmachung von Oedland durch Arbeitslose betreibt (Lachen). Ich glaube, daß Ihre Mitwirkung bei seinen Bestrebungen manches Gute fördern könnte. (Peus-Dessau: Das wäre noch gar nicht so dumm.)

Ich komme nun zu den beiden Hauptpunkten Ihrer Beratungen: zur Massenstreik- und zur Steuerfrage. Verehrte Anwesende! Nach der Art, wie Sie

diese beiden Gegenstände hier erledigt haben, lehne ich es ab, meine von Ihren Beschlüssen weit abweichenden Meinungen näher zu begründen (große Unruhe). Ich begnüge mich damit, aus Ihrem Verhalten selbst einige Schlüsse zu ziehen (Lärm und Schluß-Rufe). Regen Sie sich doch nicht auf! Sie verraten damit nur, daß Sie ein schlechtes Gewissen haben (Ledebour: Sehr wahr!). Die Resolutionen, die Sie in den beiden Angelegenheiten gefaßt haben, die Referate, mit denen die Resolutionen begründet wurden, und die Diskussionen, die sich an diese Referate anschlössen, weisen dem eben beendeten Parteitag in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in der Tat einen besonderen Platz an. Seit Ihrem Jena von 1913 wird man von Revisionisten in Ihrer Partei nicht mehr wohl reden können. Die Revision ist vollzogen. Sie haben sich in diesem Saal in optima forma selbst als eine staatserhaltende, nationale, bürgerliche und militärfromme Partei bekannt (großer anhaltender Lärm). Lesen Sie doch das „Berliner Tageblatt", lesen Sie die ganze liberale Kapitalistenpresse, und schämen Sie sich der Zärtlichkeit, mit der man Sie als verlorenen und endlich heimgefundenen Sohn in die Arme schließt! Diese Blätter haben ganz recht, wenn sie in der Freude über Ihren vollkommenen Verzicht auf alle Opposition gegen die neuerdings vom Staat inaugurierte Steuerpolitik zur Dekkung der Heereskosten für Ihre platonische Liebeserklärung an den politischen Massenstreik ein verzeihendes Lächeln finden. Sie wissen genau, daß Dr. Franks plötzlich wild gewordene Opportunistenseele (Glocke des Vorsitzenden) auch in der preußischen Wahlrechtsfrage weitaus sanfter ist als sie scheinen möchte (Protest Dr. Franks). Ach ja, Herr Doktor! Ihr schönes Schlagwort: Wir werden das freie Wahlrecht in Preußen haben, oder wir werden den Mas-

senstreik haben! hat keinen Anspruch darauf, sehr feierlich genommen zu werden (lebhafter Widerspruch). Ihr Eintreten für die unverbindliche Parteivorstands-Resolution beweist doch, daß auch Sie die Frage, wie lange Sie noch auf die Abänderung des Wahlrechts warten sollen, ehe Sie zu dem Zwangsmittel der allgemeinen Arbeitseinstellung greifen werden, lieber nicht beantworten möchten. (Rosa Luxemberg: Sehr richtig!) Und Scheidemanns Referat? Was war das für ein ängstliches, vorsichtiges Beschwichtigungsgetue! Die Resolution, die den Eindruck erwecken soll, Sie seien für das herrliche Gut des preußischen Wahlrechts zum Aeußersten entschlossen, wurde begründet unter Beschwörungen, man möge nicht über den Massenstreik reden. Seit Scheidemann zu Ihrem Bebelino avanciert ist (Pfui!), hat sich sein gärend Drachengift in die geronnene Milch der frommen Denkart gewandelt (vereinzelter Beifall, Protestrufe). Aber es scheint, wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er auch den Verstand (heiterer Beifall bei den Radikalen). Die Resolution Luxemburg unterschied sich ja eigentlich nicht sehr bedeutend von der zum Beschluß erhobenen. Aber es war doch wenigstens im Unterton eine Art Entschlossenheit darin zu spüren, und die Begründungsrede der Frau Luxemburg zeichnete sich denn doch sehr wesentlich vor Scheidemanns und gar erst Bauers Elegieen aus durch einen erfreulich energischen, temperamentvollen, männlichen — (stürmische Heiterkeit). Na ja, es kann ruhig einmal ausgesprochen werden, daß sich der Rest von Tatkraft, Angriffslust und Idealismus, der noch in Ihrer Partei lebt, fast ganz auf diese eine Frau konzentriert hat (oho!), auf diese Frau, die um ihrer Leidenschaft willen von dem witzlosen Hohn aller liberalen Schmöcke vogelfrei erklärt ist (lebhafte Zustimmung), und vor deren Klug-

heit und Charaktergradheit ich trotz meiner überall abweichenden Ansichten respektvoll den Hut ziehe (Bravo!). Woran sich Frau Luxemburgs Logik festrannte, das war die Kleinheit des Zwecks der empfohlenen Aktionen (Widerspruch). Doch, Herr Ledebour! Daß Frau Luxemburg selbst nicht alles Heil im Parlamentarismus erkennt, wird sie wohl selbst nicht leugnen, und ihr Antipode Bauer hat den Idealismus der Gewerkschafter für die preußische Wahlreform hier sehr eindeutig in Frage gestellt. (Bauer: Das ist ein Mißverständnis.) Ja, Bauer, das ist ganz was anderes (große Heiterkeit): ob man nämlich gegen einen Parteigenossen oder gegen einen Anarchisten polemisieren soll. Ich hätte gewünscht, einer Ihrer Redner, die den Massenstreik als stärkstes Mittel, über das die Arbeiterschaft verfügt, anerkannt haben, hätte seine Anwendung auch für den Zweck der Verhinderung eines Krieges in Erwägung gezogen (aha!). Das ist von keiner Seite geschehen, und so bleibt das Resultat Ihrer Massenstreikdebatte, daß im Ausland das Odium auf der deutschen Sozialdemokratie lasten wird, ihr sei ein allgemeines Wahlrecht in Preußen wichtiger als die Erhaltung des Friedens (lärmender Widerspruch.).

Dieser Gedankengang führt mich nun zu der merkwürdigen Haltung des Parteitages zum Verhalten Ihrer Reichtagsfraktion in der Deckungsfrage (Hört! Hört!). Ich will mich nicht lange bei dem interessanten Naturschauspiel aufhalten, das sich hier vor unseren Augen vollzog, indem der blutrote Wurm sich plötzlich als ein sanft schillernder Schmetterling entpuppte (stürmische Heiterkeit). Ich glaube überdies, daß der verjüngte Wurm, der nun zum ersten Male an den duftigen Blüten des Opportunismus nippt (erneute Heiterkeit), nur die Konsequenz zieht aus der Taktik, die Ihre ganze parlamentarische Ver-

gangenheit bezeichnet hat (Zustimmung und Widerspruch). Die steuerpolitischen Grundsätze, die Wurm dargelegt hat, sind vom staatssozialistischen Standpunkte aus unanfechtbar, und Geyers, Luxemburgs und Ledebours Widerstand dagegen ist wohl mehr im revolutionären Gewissen als in marxistisch faßbarer Logik begründet. Mir, der ich kein Marxist bin, werden Sie freundlich gestatten, in diesem Gewissen mehr Wahrheit zu finden, als in all Ihrer pedantischen Gelehrsamkeit. Für mich bleibt die verhängnisvolle Tatsache bestehen, daß eine sich antimilitaristisch gebärdende Partei dem kapitalistischen Staat geholfen hat, die Mittel zur Deckung einer geradezu unerhörten Armeevergrößerung herbeizuschaffen (sehr wahr!). Die Folgen dieser Konzession an Ihre Wahlbündnisfähigkeit — denn allein darauf läuft Ihr Verhalten hinaus (lebhafte Zustimmung) — werden Sie noch schmerzhaft zu spüren bekommen, und mit der landläufigen Redensart: Diesem System keinen Mann und keinen Groschen! werden Sie fernerhin keine Geschäfte mehr machen können! (Sehr gut! bei den Radikalen.)

Aber, verehrte Anwesende, das Aergste, was die Fraktion auf dem Gewissen hat, ist in Ihren Debatten kaum gestreift worden. Das ist die Lässigkeit, mit der die sozialdemokratischen Abgeordneten die Heeresvorlage selbst bekämpft haben (sehr richtig!). Wenn mein Gedächtnis nicht trügt, hat nur Heilmann-Chemnitz in mildem Tadel bemängelt, daß die Fraktion sogar dafür gestimmt hat, daß der Reichstag sofort in die zweite Lesung des Gesetzes eintrat. Davon, daß hier die schärfste Obstruktion am Platze war, daß die stärkste Partei des Parlaments unter allen Umständen Mittel zur Verschleppung der Sache hätte finden müssen, hat kein Mensch geredet. Bei einer solchen Gefahr, wie dieser Gesetzentwurf sie

darstellte, meine ich, wäre die äußerste Anstrengung am Platze gewesen, um den Gegenstand bis zum Herbst hinauszuschieben (Zustimmung). Es hätten Dauerreden gehalten werden können. Mit namentlichen Abstimmungen war zu arbeiten. Vor allem aber hätten die Massen mobil gemacht werden müssen. Daß Straßendemonstrationen ihre Wirkung tun, haben Sie ja im Laufe der Zeit einsehen gelernt. Und wenn sie die Massen zum Generalstreik gerufen hätten, um gegen die entsetzliche neuerliche Belastung des Volkes zu protestieren — Sie können sicher sein, viele Streikbrecher hätte es dann nicht gegeben! (Lebhafter Beifall.) Aber, was Ledebour hier angedeutet hat, die bekannte Feriensehnsucht der Abgeordneten, die in der verzweifelt nach Korruption riechenden Art der Diätenzahlung im Reichstag begründet ist, — darin können Sie zum größten Teil die Gründe suchen, weshalb die Regierung ihre Riesenvorlage so glatt in den Hafen brachte (große Unruhe). Ich kann Ihnen prophezeien, daß wir Anarchisten uns dieses Moment bei der Bekämpfung des Parlamentarismus nicht länger entgehen lassen werden (Bewegung).

Daß von allen diesen Dingen hier nur so wenig und so vorsichtig gesprochen wurde, das, verehrte Anwesende, werden sich die, die links von Ihnen stationiert sind, zu merken wissen. Warum aber soviel Beherrschung geübt wurde, das hat uns ja Ihr Parteivorstandsmitglied Molkenbuhr wissen lassen, als er den lebensgroßen Schatten August Bebels über Ihre Verhandlungen warf (Unruhe). „Wir werden der Diskussion den Hals umdrehen", stand in dem Brief, mit dem Molkenbuhr diesen letzten Willen Bebels vollstreckte (erregte Zwischenrufe). Da hat Bebel zum letzten Male fast leibhaftig unter Ihnen gestanden und — ein Leichengräber seines eigenen

Lebenswerkes — zum opportunistischen Sammeln geblasen. (Betäubender Lärm. Rufe: Schluß! Pfui! Abtreten! Herunter! Gemeinheit! — Bock-Gotha schwingt hilflos die Präsidentenglocke.)

Ich komme schon zum Schluß. (Nein! Nicht weiterreden! Schluß! Die Delegierten drängen sich wütend zum Redepult. Der Redner verläßt achselzuckend die Tribüne und begibt sich, die Internationale pfeifend, ins Caféhaus.)

Verse.

Aus einem neuen Gedichtbuch von Erich Mühsam, das unter dem Titel „Wolken" Anfang 1914 erscheinen soll.

Ein kleines Abenteuer.

Ein kleines Abenteuer schienst du mir,
Du kamst. Ich nahm dich und empfing von dir,
was jemals schleudernd eine Frau verschenkte,
die all ihr Sein in ihre Liebe senkte.
Und ich genoss, ein alternder Galan,
geschmeichelt-zärtlich deinen jungen Wahn,
nahm dir die wilden Küsse gern vom Munde
und lebte zeitvergessen in der Stunde .. . .
Der Rausch war kurz. Ein Abend kam herauf.
Ich deckte dir mein breites Lager auf
und staunte, dass zum Tee das Wasser kochte,
eh' deine Hand wie sonst ans Türkreuz pochte.
Und als ich dann des Nachts alleine schlief,
war mir's, als ob mich deine Stimme rief,
und eine Sehnsucht ging durch meine Tränme,
wie Frühlingswinde durch entlaubte Bäume.
Am andern Tag kauft' ich zum Mittag ein:
dein Lieblingsessen und Tokayerwein.
Ich stand am Fenster, rief dich, brummte Flüche,
und schickt die Speisen wieder in die Küche.
Ein Brief kam an — dein Duft und deine Hand.
Ich wusst', noch eh' ich las, was drinnen stand.
Auf meinen — unsern ! — Divan sank ich nieder
und schob dein Tuch beiseite und dein Mieder...
Nachher im Spiegel schien ich krank uud alt.
Im Aschennapf lag die Zigarre — kalt,
Ich pfiff und gab dem Stummel neues Feuer. —
Es war ja nur ein kleines Abenteuer.

Bemerkungen.

Neuer Verein. Früher einmal äußerte ich im „Kain" die Absicht, mich gelegentlich ausführlich mit den Veranstaltungen des Neuen Vereins zu befassen. Eine Reihe sehr wertvoller und genußreicher Abende, die der Rührigkeit dieses in seinen Bestrebungen in München einzigen literarischen Instituts zu danken waren, sollten im Zusammenhange mit solchen, auf die noch zu hoffen war, besprochen werden. Das Torige Jahr hindurch hofften wir vergeblich. Der Neue Verein rührte sich nicht. Man brachte das mit dem Regimewechsel im Hoftheater in Verbindung, da mit Speidels Tod das fördernde Entgegenkommen der Intendanz aufgehört hatte, ließ Milde walten und wartete. Endlich ein Lebenszeichen. Eine Aufführung im Schauspielhause. Es sollte ein Faschingsulk sein und war eine talentlose Abgeschmacktheit. Man schimpfte — aber: in die Ecke greifen kann jeder mal. Man ließ also Milde walten und wartete auf die neue Saison. Die geht jetzt an. Für den 18. Oktober ist angekündigt: „Das Mahl der Spötter" von Sem Benelli. Regie: Dr. Robert. Hauptrolle: Frau Ida Roland. Sehr schön. Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Herrn Dr. Robert wieder einmal Gelegenheit gegeben wird, seine Kunst vor Münchnern zu produzieren. Es hat sich aber herausgestellt, daß Benellis Werk längst — und zwar noch von Herrn Dr. Robert — für die Münchener Kammerspiele erworben worden ist und demnächst in der Augustenstraße in Szene gehen soll. Ja, zum Donnerwetter! Ist denn der Neue Verein dazu da, den Münchener Theatern ihr Repertoir vor der Nase wegzuspielen? Da hört doch schon Verschiedenes auf! Wenn ein literarisch-dramatischer Verein Sinn und Zweck haben soll, so ist es der, daß er Stücke aufführt, die man anderswo nicht zu sehen bekommt, daß er entweder literarische Experimente macht oder der Zensur zum Opfer gefallene wertvolle Werke seinen Mitgliedern zur Beurteilung vorführt. Wenn es eingeführt werden soll, daß der Neue Verein als Konkurrent gegen die ständigen Theater auf den Markt tritt, dann ist nicht nur der nachdrückliche Protest des geschädigten Autors und seines Bühnenverlages, denen die Tantiemen aus einer möglichen Aufführungsserie entgehen, sehr verständlich, — dann kann auch kein Mensch mehr dem Intendanten der Hofbühnen oder irgend einem Theaterdirektor einen Vorwurf daraus machen, wenn er sich künftighin weigert, dem Verein jemals wieder

seine Spielkräfte oder seine Bühne zur Verfügung zu stellen. Ist es denn wirklich so kläglich mit unserer dramatischen Produktion bestellt, daß der Verein sich auf die Lauer legen muß, um den Dramaturgen der ständigen Bühnen ihre Stücke wegzuschnappen? Ich meine, es gibt noch genug unaufgeführte Dramen begabter Autoren, die ein Experiment wert sind, und auch die Vergangenheit hat genug Kuriositäten hinterlassen, deren Neubelebung sich verlohnt. Man hat vor zwei Jahren Lenz' „Soldaten" unter B. v. Jacobis tüchtiger Regie aufgeführt. Warum nimmt man sich nicht einmal Grabbe vor? Seit Jahren heißt es, der Neue Verein wolle Büchners „Dantons Tod" aufführen. Jetzt feiern wir den 100. Geburtstag dieses genialen Dichters und jetzt kündigt das Hoftheater „Dantons Tod" an. Der Neue Verein hat's verschlafen und langt stattdessen nach der Arbeit eines lebenden Autors, die ihm nach jedem Rechtsgefühl nicht mehr gehören darf. Sollte die geschlossene Aufführung zum Schaden des Direktors und der Kammerspiele wirklich zustande kommen — noch ist ja zu hoffen, daß der Verein rechtzeitig zur Einsicht kommt —, dann wird sich der Vorstand nicht wundern dürfen, wenn die auf frühere Leistungen gegründete Sympathie auch noch in ihrem Restbestande Vor die Hunde geht. Ich richte die Frage an den Vorstand des Neuen Vereins: Soll wieder begonnen werden, ernsthafte, und selbständige Arbeit zu leisten, oder will sich die Hilflosigkeit, die nun seit zwei Jahren herumtappt, in Permanenz etablieren? Weiß man den Rückweg zu anständiger Arbeit nicht mehr zu finden, dann löse sich der Neue Verein auf — je schneller um so besser!

Schach dem König! Die Partie scheint nun doch endlich von Schwarz gewonnen werden zu sollen. Springer und Läufer haben den letzten entscheidenden Vorstoß unternommen, nun sollen noch die Bauern vorgeschoben werden, und endlich wird der die Zentrumslinie beherrschende schwarze Turm den von Anfang an eingeschlossenen König, dessen Chancen von vornherein nur auf remis standen, vollends matt setzen. Damit würde denn das Ministerium Hertling auf dem blau-weißen Schachbrett doch noch seinen Befähigungsnachweis erbringen, zu Meisterpartieen zugelassen zu werden. Denn die Idee, dem Lande zuerst eine Erhöhung der Zivilliste für den Regenten zuzumuten, ehe man mit dem Plan herausrückt, die Regentschaft aufzuheben, ist nicht dumm. Man legt den Landtagsparteien damit die Anregung zu der Verfassungsänderung geradezu in den Mund. Fällt das Repräsentationsgeld für die Regentschaft fort, und kriegt der derzeitige Regent die erhöhte Zivilliste als König,

dann wird immer noch sparsamer gewirtschaftet als bisher, wo ein König außerdem vier Millionen bezieht, der keine Verwendung dafür hat. Der Landtag wird also aus Gründen der Billigkeit — im pekuniären Sinne des Wortes — wahrscheinlich leicht für den Systemwechsel zu haben sein. Wissende behaupten freilich, er werde gar nicht gefragt werden, man werde ihn nachher einfach zum Vivat-Schreien zulassen. Unsereinem kann es ja wurscht sein. Wir werden mit dem Gleichmut, den alles Dynastische in unseren Seelen auslöst, beobachten, wie Gottes Gnaden, als durch welche ja wohl die Könige Könige sind, von einem Haupt aufs andere herüberbugsiert werden. Auch werden wir zu erforschen trachten, welche staatsrechtliche Stellung fortan der annoch als Majestät fungierende König in seinem Lande einnehmen wird. Bayern wird in der Festlegung der Beziehungen zwischen einem Königreich und seinem im Lande verbliebenen, ohne eigenes Zutun pensionierten König jedenfalls bahnbrechend vorgehen müssen, da Monarchen a. D. bisher gewöhnlich nur der Luxus junger Republiken sind. Da Herr Manuel de Braganza sich zur Zeit gerade zufällig in München nach seinem verflossenen kurzen Herrscherglück zurücksehnen soll, empfiehlt es sich vielleicht für Herrn v. Hertling, ihn als Experten zu den Beratungen über die Angelegenheit hinzuzuziehen.

Hedwig Müller. Man hat also das arme Mädel auf zweieinhalb Jahre ins Gefängnis geschickt. Weil Ordnung sein muß. Und weil Recht Recht bleiben muß. Und weil ja sonst jeder kommen könnte und mir nichts dir nichts unbequeme Leute über den Haufen schießen. Pardon: Wäre Hedwig Müller freigesprochen worden, glaubte dann irgend ein Mensch, jetzt werde die rechtliche Weltordnung aus den Fugen gehen? Oder jetzt werden alle meschugge gewordenen Reimanns (deren gibt es massenhaft) von den Gegenständen ihrer Raserei im Tiergarten versammelt und abgeknallt werden? Oder glaubt jemand, eine andere Hedwig Müller, (deren gibt es freilich nicht gar so viele), werde sich wegen zweieinhalb Jahren hindern lassen, zu tun, was sie doch nicht ungeschehen lassen kann? Oder die richtige Hedwig Müller werde im Gefängnis in sich gehen und sich bessern? Du lieber Himmel, — wollte man eine andere aus ihr machen, dann gab's nur ein Mittel, über das ja das Schwurgericht auch verfügt hätte: ihr den Kopf abschlagen lassen, diesen hübschen, gescheiten und fidelen Kopf, der ganz gewiß nie einsehen wird, daß die Revolverszene im Berliner Tiergarten neben einer traurigen Notwendigkeit auch ncch ein strafbares Verbrechen war. Totschlag nannte man im Urteil die Tat des verzweifelten Mädchens. Dem Wortlaut des Gesetzes nach war Totschlag das einzige Delikt, das nicht in Frage kommen konnte. Es war entweder ein Mord oder ein Unglücksfall. Die Sachverständigen erklärten die Tat als Zufall im Dämmerzustand, der Staatsanwalt mühte sich um den Beweis, daß die Tötung in Ausführung einer planvollen Absicht geschah, — und plädierte weil es klar war, daß kein Mensch gegen die Sünderin das

Todesurteil hätte aussprechen mögen, um doch nicht ganz leer auszugehen, auf schuldig des Totschlags. In dubio pro reo! sagt ein alter Rechtsgrundsatz. Die Geschworenen haben in dubio schuldig gesprochen, haben es auf sich genommen, daß ein junges Mädchen die besten Jahre seiner Schönheit und Lebenslust hinter schmutzigen Gittern vertrauern muß, haben die Gutachten der Psychiater, die die Verantwortlichkeit der Hedwig Müller während der Schießerei in Frage stellten, ignoriert, haben die Möglichkeit, daß die Schüsse zufällig beim Ringen losgingen, nicht -berücksichtigt, und glauben jedenfalls mit ihrem Spruch, der zwischen Grausamkeit und Milde die Mitte fand, dem Rechtsbewußtsein aller Welt Genüge getan zu haben. Haben sie wahrscheinlich auch. Umso mehr wird es nötig sein, einem Rechtsbewußtsein entgegen zu arbeiten, das auf Grund einer Reihe höchst zweifelhafter Indizien die Bestrafung verdächtiger Mitmenschen verlangt. Man spottet bei uns gern über die französischen Schwurgerichte, die oft selbst geständige Mörder freisprechen, wenn das Gefühl der Geschworenen für den Schuldigen bewegt wird. Es wäre wünschenswert, wenn auch in Deutschland eines Tages das menschliche Gefühl als Rechtsfaktor ein wenig in Aufnahme käme. Denn es ist noch lange nicht ausgemacht, ob die verständnisvolle Ergriffenheit eines Richters nicht einmal das richtigere Urteil zu finden weiß, als der abstraktest formulierte Paragraph eines juristischen Gesetzbuches.

Zum Gebärstreik. Daß die vor einem Monat hier dargelegten Ansichten über die Anregung, dem Elend der Zeit durch planvolle Geburteneinschränkung zu begegnen, in meinen Anschauungen sonst nahestehenden Kreisen auf Widerstand stoßen würden, war vorauszusehen. Von einer nationalökonomisch wohlversierten Dame erhielt ich einen Brief, in dem die Einwände gegen den Artikel „Kindersegen" folgendermaßen präzisiert sind:

„. . . . Der Artikel hat zwei Fehler: erstens keine präzise Problemstellung, zweitens ein Abweichen vom Thema gegen das Ende. Also: es handelt sich um folgendes: Es besteht in der zivilisierten Welt die Tendenz der künstlichen Kinderbeschränkung. In den letzten Jahren hat sich diese Tendenz verstärkt, in Frankreich ist sie sogar zum festen Faktor geworden. Gründe dafür: die Frau fühlt sich mehr als Persönlichkeit, will nicht mehr nur Gebärmaschine sein. Mutterschaft ist für die meisten Frauen ein in ihrem Leben unentbehrlicher Faktor, aber Mutterschaft ist's auch, wenn man nur — ein Kind hat. Die Angst vor dem Kinde bei unehelichen Müttern ist eigentlich ein Ausnahmefall. Dieses „das Kind nicht wollen" ist teils in den allgemeinen Anschauungen, teils in der Schwäche der einzelnen Person begründet. Die Tendenz zum freien Liebesleben — auch zum Kindergebären — besteht, und nicht nur in sozialistischen Kreisen, und somit sollte man mit dem Ausnahmefall schwacher oder ungebildeter, unentwickelter Naturen (die Dienstmädchen vom Lande stellen das Haupt-

kontingent) nicht allzu stark rechnen. Der Abtreibungsparagraph ist eine Sache für sich, die mit dem ganzen herzlich wenig zu tun hat. Denn es handelt sich nicht darum, daß die Kinderbeschränkung dadurch geschieht, daß die Abtreibung sanktioniert wird — das ist eine sekundäre, sozusagen technische Frage —, es handelt sich darum, daß die Kinderbeschränkung, deren Tendenz heute der Privat-Initiative überlassen ist, im Prinzip als sozialistisches Kampfmittel aufgegriffen werden soll: ich sage Kinderbeschränkung — das Wort paßt wohl besser als Gebärstreik. Denn, daß das ganze Proletariat absolut keine Kinder in die Welt setzen soll, das als Evangelium verkünden will wohl kein Mensch. Daß man die ganze Debatte darüber vom ethischen Standpunkt ablehnen muß — darin stimme ich mit Dir überein. Längst schon hätten die intellektuellen Frauen in der Partei und in Privatarbeit darauf sehen sollen, den Proletarierfrauen die Kinderbeschränkung nahe zu legen. Denn die liegt durchaus im Interesse der Arbeiter selber. Die politische Erwägung der Schwächung des Staates ist einfach Humbug. Die Tendenz der Kinderbeschränkung und ihrer Ausführung erstreckt sich nicht auf Deutschland allein, und so würde die Größe des Staates in militärischer und wirtschaftlicher Hinsieht sich wohl absolut vermindern, relativ aber auf gleicher Höhe bleiben, da in der übrigen sogenannten zivilisierten Welt eine gleiche Geburtenrückgangsziffer zu verzeichnen wäre. Und schließlich kommt es ja nur auf relative Größen an. Dagegen aber würde die Arbeiterschaft von einer Kinderbeschränkung kolossal profitieren, denn — da hast Du sehr recht — die Leute, die die entscheidenden Aktionen ausführen werden, müssen erst geboren werden. Aber wenn es dann eines unter sieben Kindern von einer Mutter ist, dann ist's die große Ausnahme. Ich glaube, es wird das einzige, oder das eine von zweien, höchstens dreien sein, die wegen ihrer geringen Zahl mit Liebe empfangen, getragen und erzogen werden dürften. Und diese wenigen werden vollbringen, was all die vielen nie und nimmer vermögen. Sie werden eine große Illustration zu dem Gesetze sein, daß Kraft und Masse nicht identisch sind . . . ."

Daß der Artikel im vorigen Heft aus zwei nur lose zusammenhängenden Teilen besteht, die immerhin durch die Ueberschrift „Kindersegen" zusammengehalten werden, bestreite ich nicht. Es beweist aber nichts gegen die Richtigkeit meiner Aufstellungen. Ich glaubte, meine Abneigung gegen § 218 Str. G. B. im Anschluß an die Bekämpfung einer methodischen Geburtenbeschränkung begründen zu sollen, weil erstens jeder Anlaß recht ist, um gegen derartige Folterparagraphen Stimmung zu machen, und weil ich zweitens den Verdacht nicht aufkommen lassen wollte, als wäre ich ein Gegner irgend welcher individueller Initiative der Frauen. Die Gründe, die nun die Schreiberin für den organisierten Gebärstreik, oder vielmehr für eine dem französischen Zweikindersystem nachgebildete Kinderbeschränkung anführt, kann ich nicht aner-

kennen. So richtig es ist, das Masse und Kraft keineswegs identisch sind, so falsch scheinen mir doch die daraus gezogenen Schlüsse. Daß immer oder in der Regel nur die ältesten von wenigen Kindern zu bedeutenden Persönlichkeiten prädestiniert seien, ist eine ganz willkürliche Hypothese, die angesichts der wirklichen Tatsachen völlig zusammenbricht. Ich danke dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Professors Dr. Lockemann-Wilmersdorf, eine kleine Aufstellung aus dem von ihm gesammelten Material, die ich hier folgen lasse: G. Chr. Lichtenberg war das jüngste von achtzehn Kindern, J. Kant das vierte von neun Kindern, W. Irving das letzte von elf Kindern, Mozart das letzte von sieben Kindein, Eichard Wagner das letzte von sieben Kindern, Josef Haydn das zweite von zwölf Kindern, Justus Liebig das zweite von zehn Kindern, der Physiker Wilhelm Weber das elfte Kind, und der Chemiker Dim. J. Mendelejew das jüngste von vierzehn Kindern. Selbstverständlich wären wohl ebensoviel Beispiele bedeutender Persönlichkeiten zu finden, die die einzigen oder die ältesten Kinder ihrer Eltern waren. Aber die Möglichkeit solcher Zusammenstellungen, wie der hier gelieferten, die sich natürlich sehr leicht erheblich vergrößern ließe, beweist doch ganz klar, daß sich mit der Argumentation meiner freundlichen Gegnerin nichts ausrichten läßt. — In der Forderung, die intellektuellen Frauen sollten den Proletarierfrauen die Geburtenbeschränkung nahelegen, liegt, fürchte ich, eine bedenkliche Ueberschätzung der Wissensbildung im praktischen Leben. Mit der Mitteilung, daß es Prohibitivmittel gibt, sagt man keiner Arbeiterfrau etwas Neues. Die Rechnung, daß ein Kind leichter zu ernähren ist als deren acht, wird im allgemeinen eine arme Frau eher begreifen als eine reiche. Wenn trotzdem zahllose Proletarierinnen lieber jedes Jahr gebären als vorsichtige Manipulationen anwenden wollen, so äußert sich darin ein gesundes Vertrauen auf die zwecklose Zuverlässigkeit der eigenen Natur, ein Vertrauen, das man nicht erschüttern, sondern bestärken soll. Ich bleibe dabei: die Geburtenbeschränkung darf nur der privaten Initiative überlassen bleiben. So tolerant ich gewiß in allen Dingen des Sexuallebens denke, zum leitenden Grundsatz möchte ich's denn doch auch bei der Arbeiterschaft nicht erhoben wissen, daß die Bewegung alles, das Ziel nichts sein soll.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrane 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäfttitelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III. No. 8. November 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Monarchie. — Münchener Theater. — Bemerkunjen: Richard Dehmel. — Korruption. — Ritualmord. — Das starre System. KurzeAnfrage- —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III. No. 8

München, November 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse 1a.

Die Beitrage dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verbeten.

Die Monarchie.

Hallelujah! Kränzt die Häuser! Hängt Flaggen heraus! Illuminiert! Läutet die Glocken! Habemus regem!

Als wir Kinder waren und alles Märchengold für blanke Wirklichkeit nahmen, da dünkte uns ein König ein Wesen von überirdischer Weisheit, ein gottähnlicher Mensch, der über alle Macht und über allen Reichtum des Landes verfügt. Da stellten wir uns einen König nicht anders vor, als thronend unterm Baldachin, geschmückt mit Krone und Purpur und erfüllt von aller Heldentugend und Gerechtigkeit.

Die Märchen mit ihrem Tugendzauber und ihren Hexenkünsten sind verblichen. Die öde Tatsächlichkeit des Lebens hat aus Kindern Geschäftsleute und aus Träumern Nörgler gemacht. Geschäftsleute und Nörgler aber wissen, daß es keine Feeen gibt und keine verwunschenen Prinzessinnen, keine Tarnkappen und keine Wunderspiegel. Das einzige, was aus den Kindermärchen übrig geblieben ist, sind die Könige. Die gibt's wirklich noch bis auf den heutigen

Tag, — wahrscheinlich, um dem phantasievollen Gemüt auch noch den Rest jener glücklichen Märchenpoesie zu zerstören, die als Fürsten den Stärksten und Schönsten, den Edelsten und Mächtigsten feiern möchte.

Heutzutage spazieren die Könige unter ihren Landeskindern mit Brille und Regenschirm, und die Gottesgnade, daraus man ihre Herrseherwürde ableitet, muß zuerst von juristischen Paragraphenkrämern aus verstaubten Pandekten herausdestilliert werden. Die Macht der Majesäten reicht nirgends über die Rechte der Bürger hinaus und ihre Rechte haben ein Ziel bei der Macht des Bürgertums. Daß dem so ist, erfüllt den Demokraten mit Stolz auf die vorgeschrittene Freiheitlichkeit unserer Zeit. Wer aber nicht Demokrat, sondern ein Zweifler ist an den Errungenschaften der Gegenwart über die Vergangenheit, der fragt erstaunt: Was um des Himmels willen brauchen wir Könige, wenn wir uns allein zu helfen wissen? Was soll uns Krone und Thron, wenn ihr Inhaber aller Macht entkleidet ist, auf die der Titel einer Majestät sich gründen müßte? Die Alleinherrschaft ist beseitigt, aber von der Monarchie — die griechische Uebersetzung klingt so gut — können wir uns nicht trennen. Untertanen wollen wir nicht mehr sein, aber des Königs gehorsamer Diener zu heißen, will keiner sich nehmen lassen.

In was für einer Zeit leben wir eigentlich? Der gesunde Menschenverstand, dieser beliebte Normalausweis des Philisterintellekts, weiß vor lauter Skeptizismus, Realismus und Zeitgemäßheit nicht mehr ein und aus. Der liebe Gott ist abgesetzt. Ernst Haekkels naturwissenschaftliche Affenkomödie ist der Inbegriff aller Weltweisheit. Jede mystische Gläubigkeit, jede schwärmerische Weltbetrachtung, jeder geschäftsfremde Illusionismus ist Gegenstand wildernden Gelächters. Alle Sehnsucht, deren letzter Aus-

blick kein gefüllter Geldsack ist, gilt als Gefühlsduselei, Kunst als Lebemannssport, Religion als Pfaffenintrigue. Das Wort „Freiheit" wird im ungewaschenen Munde jedes Banausen gewälzt und bedeutet Fußtrittspolitik im Gewinnwettlauf. Wem aber Freiheit höchstes Menschengut ist, die Freiheit der Seele nämlich und die Freiheit, die keine Fesseln will im Eiligen um Erkenntnis und persönliche Würde, der ist ein Störenfried oder eine komische Figur.

Freiheit! Den Ellenbogen will man sie erkämpfen, aber dem Geiste muß die Knechtschaft erhalten bleiben, in der jede Rücksichtslosigkeit ihre Entschuldigung sucht. Nicht gegen die Monarchen wollen wir ankämpfen, die wir die Selbstherrlichkeit des in sich gefestigten Menschen predigen, sondern gegen die Jammerseelen, die um ihre Gunst buhlen, um daraus Vorteile im geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben zu ziehen. Und ohne irgend eine Person zu kränken, die der Zufall auf den Piedestal eines Thrones gestellt hat, wollen wir aussprechen, welcher Klebstoff das Bürgertum am Idol des Monarchismus festhält.

Die konstitutionelle Monarchie — ich habe das hier schon einmal gesagt (vergl. Kain III, 3: „Der Kaiser") — ist eine contradictio in adjecto. Ein König, der unter Ausschaltung aller persönlichen Willkür regieren soll, unterscheidet sich von anderen Menschen nur durch die dekorative Ausstattung seiner Amtshandlungen. Und eben auf diesen dekorativen Teil der monarchischen Einrichtung will der Bürger nicht verzichten. Er will Hofhaltung sehen, will vor Hofequipagen dienern, will den im nüchternen Geschäftsbetriebe aufgesparten Demutsvorrat los werden und will seine primitive Eitelkeit durch Hereinschmeicheln von Orden und Titeln befriedigt sehen. Diese doppelte Möglichkeit, zugleich die atavistischen Instinkte der Unterwürfigkeit und das ge-

schäftliche wie persönliche Reklamebedürfnis zu unterstützen, bietet allerdings die Monarchie in viel höherem Maße, als die Republik. Welche Eigenschaften dabei dem Monarchen selber innewohnen, spielt keine Rolle, nicht einmal, ob der Monarch persönlich imstande ist, sein Amt auszuüben. Ein mit den Befugnissen des Fürsten ausgestatteter Regent genügt dem Monarchisten vollauf zur Betätigung seiner Gesinnungen.

Die in den letzten Tagen bewirkte Ersetzung zweier Regentschaften im Deutschen Reiche durch die Thronbesteigung legitimer Fürsten von Gottes Gnaden liefert die instruktivste Illustration zu der Behauptung, daß es gleichgültig ist, ob ein Hofstaat einem Könige oder seinem Vertreter dient. Gerade das Aufhören der plötzlieh als unhaltbar erkannten Zustände beweist, wie haltbar sie innerhalb der monarchisch organisierten Staaten waren. Denn die Kritik, die sehr konservative Elemente an die Veränderungen in Braunschweig sowohl wie in Bayern knüpfen, ist schärfer, als sie je in den jahrzehntelangen Provisorien geübt wurde. Ist es aber wahr, daß Monarchieen auch ohne die Mitwirkung ihrer Monarchen bestehen können, dann verliert die Institution der Monarchie vor dem Urteil jedes nicht interessierten Beobachters den letzten Halt.

Die Herrscher selbst stützen ihren Anspruch auf die Krone auf Gottes jeder Kritik entzogenen Willen. Dem religiösen Menschen muß diese Beweisführung in der Tat genügen. Die Monarchie könnte, solange die Fiktion der Gottesgnade besteht, nur von der Seite der Gottesanzweiflung aus angegriffen werden, — wenn nicht das Verhalten der Staatskuratoren selbst dieser kindlich-religiösen Betrachtung die Voraussetzungen entzöge.

In Braunschweig durfte der angestammte Fürst

sein Amt nicht ausüben, weil er seine Angestammtheit, soweit sie einen anderen Thron betraf, nicht verleugnen wollte. Gottes Gnade wurde für das Herzogtum ausgeschaltet, und ein Regent mußte ohne sie tun, wozu den wahren Fürsten doch nur dieser überirdische Segen befähigt. Wie man erzählt, gings ganz gut. Erst die Heirat des Prätendenten setzte die Gottesgnade wieder in ihre Rechte ein, und jetzt wird in Braunschweig legitim regiert.

Noch seltsamer sind wir in Bayern zu einem neuen König gekommen. Zweimal hintereinander hatte die Gottesgnade diesem Lande Geisteskranke zu Königen bestimmt, und seit fast einem Menschenalter mußte der Stammälteste die Funktionen des verhinderten Fürsten übernehmen. Daß der Zustand der Regentschaft der Würde und dem Wohle des Landes weniger entsprochen hätte als die Ausübung der Regierung durch einen rechtmäßigen König, ist in den 26 Jahren, wo der Vater des neuen Königs den Posten verwaltete, nicht bekannt geworden. Verschiedene Versuche, den alten Herrn zur Uebernahme der Krone zu veranlassen, scheiterten an seinem Widerstand. Er scheint also die von ihm gepflegte Methode für besser gehalten zu haben, als eine Neuorganisation. Erst als er vor 11 Monaten starb, überkam die bayerischen Patrioten die Erkenntnis, daß der bisherige Zustand unwürdig, unerträglich und unhaltbar sei. Daß dieser Erkenntnis ein stark liebedienerisches Moment innewohnte, da dem neuen Herrn eine Abänderung dieses Zustandes von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus sicher genehm sein mußte, weiß jeder. Zuerst aber rannte sich die Liebedienerei die Köpfe ein. Denn die Zentrumspartei, die bekanntlich die Rechte des lieben Gottes im bayerischen Staate vertritt, widersetzte sich. Sie behauptete, die Gottesgnade lasse sich nicht mir

nichts dir nichts von Fürstenried nach München verpflanzen, auch sei die Uebernahme der Königsinsignien mit dem Eide nicht vereinbar, den der Regent beim Antritt seines Amtes geleistet habe. Andere Leute behaupten freilich, die Zentrumspartei wollte dem Ministerium Hertling Knüppel zwischen die Beine werfen, das gerade damals nicht ganz so tanzte wie der Klerus pfiff.

Das ist ein paar Monate her. Seitdem scheinen sich die frommen Ultramontanen mit ihrem Herrgott anders verständigt zu haben. Von jenen Bedenken wird plötzlich nicht mehr geredet, und Herrn von Hertling fiel die schwierige Aufgabe zu, der Staatsverfassung eine Wendung zu geben, die den Thronwechsel ermöglichte. Er fand die Lösung. Er fand auch im Landtag und bei den Reichsräten die Zustimmung zu seinem Werk, und so wurden wir eines Tages durch ein im Namen des Königs Otto erlassenes Gesetz erfreut, das dem Regenten die Möglichkeit eröffnete, den Platz eben dieses Königs Otto einzunehmen. Damit Ludwig III. aber als König von Gottes Gnaden den Thron der Wittelsbacher besteigen konnte, war es nötig, daß er nicht gewählt wurde, sondern sich selbst zum Monarchen ernennen durfte. Dieser Entschluß sollte der Volksvertretung nur zur Zustimmung mitgeteilt werden.

Kaum war das neue Gesetz unter Fach, da klebten auch schon an allen Anschlagstafeln feierliche Proklamationen, die die freundliche Wendung der Dinge verkündeten und dem beglückten Bayernvolke mitteilten, daß es wieder einen regierungsfähigen König von Gottes Gnaden habe. Um aber ganz sicher zu gehen, und um dem Prinzip des Gottesgnadentums um alles in der Welt nichts zu vergeben, legte Herr von Hertling den Willensakt des neuen Königs dem Parlament erst nach vollzogener Tat

„zur Zustimmung" vor. Jetzt schreien die Sozialdemokraten: Verfassungsbruch! Die Liberalen wimmern: Taktlosigkeit! Herr von Hertling aber und seine Freunde sind hochbeglückt, dem lieben Gott durch ein geschicktes Kunststück zu seinem Rechte verholfen zu haben.

Dem König Otto sind laut Kundgebung des Königs Ludwig alle Titel und Ehrenrechte der Majestät verblieben. Wir erfreuen uns nun also im Lande Bayern zugleich zweier Könige. Wie sie sich mit dieser Tatsache abfinden wollen, wird Sache der Monarchisten sein. Daß diese Spezies Zeitgenossen durch die geschilderten Vorgänge an Zahl zugenommen haben, wird füglich bezweifelt werden dürfen. Weder in Braunschweig, wo Familiensentiments, noch in Bayern, wo wesentlich Interessen rechnerischer Natur zur Neubesetzung des Thrones geführt haben, dürfte das monarchische Prinzip erheblich an Zutrauen gewonnen haben. Es wird sich aber für diejenigen, die nun zu einer Revision ihrer dynastischen Gesinnung bestimmt wurden, die Frage erheben, ob sie jetzt gleich für die Einführung der republikanischen Staatsform in allen monarchischen Ländern vom Leder ziehen sollen.

So zuverlässig behauptet werden kann, daß die Republiken vor vielen Unzuträglichkeiten der Monarchieen geschützt sind, so wenig darf man doch verkennen, daß die eigentlichen Uebelstände in allen Ländern überhaupt nicht in der politischen Organisationsform begründet sind. Der Kapitalismus blüht unabhängig von den politischen Herrschaftsinstitutionen und macht sich in jedem Lande die bestehende zunutze. Der Revolutionär hat seine Waffen gegen Kapital und Ausbeutung zu schärfen und seinen Spaten für den Aufbau sozialischer Kultur zu bereiten. Im Kampfe für neue Formen der Arbeit und des

Ausgleichs wird sich der Boden unter den Füßen der Staatsbeherrscher von selber lockern.

Manchmal freilich kann es nützlich sein, an geeigneten Beispielen darzutun, welche Wandlungen der Königsgedanke seit den Tagen der Mythen und Märehen bis zu unserer Zeit durchgemacht hat. Unsere Fürsten sind weder die Halbgötter der Vorzeit noch auch die Tyrannen der älteren Geschichte. Darum braucht niemand mehr die Könige zu hassen oder zu beneiden, und wem's Freude macht, der mag ungestört sein Haus beflaggen und in die Gassen jubeln: Habemus regem!

Münchener Theater.

Die mehrfach angekündigte Absicht, eine zusammenfassende Kritik der Aufführungen des Künstlertheaters zu schreiben, muß ich leider aufgeben. Die Saison des Theaters ist längst beendet, und eine so spät nachhinkende Aufzählung der einzelnen Leistungen erscheint zwecklos. Nur ein paar kurze Sätze mögen das Verhältnis kennzeichnen, in dem ich zur Regieführung des Herrn Franz Zavrel stehe. Seltsamerweise ist ja von Berlin aus so nachdrücklich gegen die Arbeit dieses Regisseurs Stimmung gemacht worden, daß eine Stellungnahme nötig erscheint. Ich habe Herrn Zavrels Leistungen in der Regel recht tüchtig gefunden. Besonderer Anlaß zu ekstatischer Bewunderung war nie gegeben, ebenso wenig aber irgend welcher Grund zu wütender Befehdung. Die Leistungen waren unterschiedlich, manche dürftig, andere wieder sehr respektabel. Im großen ganzen hatte ich den Eindruck, daß Herr Zavrel mit vielem Nutzen Reinhardt'sche Inszenierungen studiert hat, und das Gelernte in eigener Weise anzuwenden versteht. Da wir in München ja nicht eben mit überragenden Regieleistungen verwöhnt werden, konnte man sich den Direktor des Künstlertheaters im allgemeinen gern gefallen lassen.

Zu meinem großen Bedauern muß ich es mir auch versagen, die zahlreichen Premieren der verschiedenen Theater, deren Besprechung ich seit Monaten vernachlässigt habe, im einzelnen nachträglich Revue passieren zu lassen. Eine vier Wochen lange Abwesenheit von München gerade zu Beginn der Winter-

saison hat mich eine Reihe Premieren versäumen lassen, und die meisten der inzwischen aufgetauchten Stücke sind schon wieder vom Repertoir verschwunden, so daß sich ein Eingehen darauf von selbst erübrigt.

Ganz willkürlich greife ich nur ein paar Aufführungen aus der allerletzten Zeit heraus in der Hoffnung, von jetzt ab wieder mit größerer Regelmäßigkeit Theaterreferate bringen zu können.

Im Schauspielhause fand die Uraufführung eines neuen Werkes von Max Halbe statt: „Freiheit. Ein Schauspiel von 1812". Ich gehöre zu denen, die zu starke und gute Erlebnisse von Halbes älteren Dramen empfangen haben, um nach ein paar schwächeren Arbeiten an jedes neue Werk mit der Wollust des Scharfrichters herantreten zu mögen. Ich kann nun einmal nicht finden, daß das Mißlingen eines Werkes oder selbst deren mehrerer ein unsühnbares Verbrechen darstellt, um so weniger, wenn — wie Max Halbe — der Verfasser noch im schwächsten Drama den Dichter verrät. Mit großer Freude aber verzeichne ich es, wenn ich in einer neuen Arbeit den alten Dichter auf neuem Anmarsch wiederfinde.

Das ist in „Freiheit" der Fall. Mit diesem Schauspiel hat Max Halbe seinen Anteil zu der Jahrhunderterinnerung des letzten Jahres beigebracht. Daß er das nicht in der Form eines Festspieles mit allegorischem Zuckerwerk getan hat, sondern in einem selbständigen Drama, in dem nur das Milieu und die Verwobenheit der Handlungen immer wieder an die geschichtlichen Begebenheiten jener Zeit gemahnen, macht das Werk schon in der Gesinnung sympathisch. Es geht ein patriotischer Zug hindurch, der sich nie aufdringlich in den Vordergrund stellt, der sogar nie so stark hervortritt, daß dadurch die Schicksale der handelnden Personen überschattet würden. Aber die Zeitereignisse sind doch stark genug hervorgehoben, um durch sie die Einzelschicksale überreichlich durcheinander zu würfeln und um aus ihnen die zahlreichen dramatischen und tragischen Spannungen erwachsen zu lassen. Ueberreichlich sind die Verquickungen von Geschehnissen. Das ist ein Fehler. Das ist aber zugleich der große Vorzug des Schauspiels. Die meisten Dramen unserer Zeit kranken an Mangel an Konfliktsstoffen. Sie sind zu dünn, und die Dramatiker tun sich selbst zu leicht, indem Sie ein Konfliktchen hernehmen und in sorgfältiger psychologischer Zergliederung zu einer Lösung führen. Halbes Stück hat den entgegengesetzten Fehler. Es ist zu

reich an stofflichem Inhalt Immer neue Probleme und neue Erschütterungen entstehen aus den Wirrnissen der Zeit. Darunter leidet die Konzentration, und zum Schluß bleibt dem Dichter nichts anderes übrig, als unter Ausscheidung alles Beiwerks, unter Ausscheidung auch des patriotischen Grundmotivs ein paar Konfliktsfäden zusammen zu greifen und zu katastrophischer Auflösung zu bringen.

Da ist die Tragödie der jungen Friederike Ahrenfeld, der natürlichen Tochter des Danziger Senators van Steen, die dessen legitimen Sohn Karl August liebt, bei ihrem Halbbruder aber keine Gegenliebe findet und sich aus Verzweiflung darüber und um nicht von ihrer Mutter an alle in deren Krug kampierenden Soldaten verkuppelt zu werden, dem bayerischen Rittmeister von Thanstein in die Arme wirft. Da ist Gustav, der Sohn des van Steen'schen Gutsverwalters, der in seinem glühenden Haß gegen Napoleon nach Rußland geht, dann zurückkommt und als Hochverräter zum Tode verurteilt wird. Da ist jener Karl August in seinen Konflikten mit dem franzosenfreundlichen Vater und all den Aengsten und Zweifeln, die die Wirrnisse seiner Zeit in dem Jüngling aufwecken. Zwischen allen diesen Problemen, deren jedes zu einem eigenen Drama ausgereicht hätte, die Abenteurerfigur des Chevalier Domanski-Peranini, die Nöte des Danziger Bürgertums, die Soldatenszenen und was noch alles. Das ist eine Fülle von Stoffen, die den Erfolg eines Stückes gefährden kann, die den Erfolg dieses Stückes aber gerade bewirkt hat. Der Ausgang des Dramas, das sich schließlich ganz auf das Schicksal Karl Augusts und seines Freundes Gustav hin zuspitzt, und in dies Schicksal alle Fäden des Dramas verstrickt, ist von großer dramatischer Kraft. Vorzüglich gelungen ist besonders die Szene, in der die beiden zum Tode verurteilten jungen Leute in Erwartung der Exekution die bedrängten Herzen voreinander ausschütten. Die Seelenqualen des jovialen Thanstein, der die Hinrichtung an den beiden vollziehen soll, sein Schmerz vor der Leiche Friederikes, die beim Versuch, den heimlich geliebten Karl August durch eine Gewalttat zu befreien, das Leben lassen muß, endlich der innere Kampf des alten van Steen, als das Schicksal seines Sohnes in seine Hand gelegt wird, und sein Entschluß, den Sohn mitsamt dem Freunde freizugeben, — das sind ganz starke dramatische Effekte, wie sie nicht viele moderne Dramen aufzuweisen haben. Kommt hinzu die vorzügliche Disposition des ersten Aktes und die außerordentlichen sprachlichen Feinheiten, die, wie in allen Stücken

Halbes, auch in „Freiheit" reichlich zu finden sind, so rechtfertigt sich der unbestrittene Erfolg, den das Werk beim Publikum fand, und der ihm wohl auch anderswo zuteil werden dürfte.

Gewiß ist ein Teil dieses Erfolges auch der Darstellung zu danken, in der sich besonders Frl. Woiwode als Friederike auszeichnete. Auch die Herren Günther (Karl August) und Weydner (Gustav) standen gut auf ihren Posten. Ebenso verdient Herr Randolf lobende Erwähnung, der allerdings den bayerischen Offizier in ausgesprochen österreichischem Jargon reden ließ, und Herr Jessen interessierte in der Episodenrolle des Chevalier Domanski. Die langen Striche, die die Regie vorgenommen hatte, erwiesen sich für die Darstellung vorteilhaft, wie denn die ganze Aufführung ein etwas höheres Niveau hielt, als im Schauspielhause üblich ist.

Auch von der letzten Uraufführung des Schauspielhauses kann mit Anerkennung gesprochen werden. Sie galt dem neuen Werk Paul Apels „Gertrud. Tragödie des Herzens." Diese Arbeit leidet am entgegengesetzten Fehler wie die Halbesche: an Handlungsmangel. Mit feinen klugen Worten wird hier einer unter der Oberfläche zerbrochenen Ehe nachgespürt, — aber eben mit Worten. Gewiß interessieren diese Menschen, interessiert vor allem dieser Mann, der die Frau nicht mehr liebt, es sie aber aus Feingefühl und Rücksicht nicht merken lassen will. Aber es ist zu viel Literatur in dem Stück, und zu wenig Kraft. Der saubere Geist, der hier gearbeitet hat, ist überall spürbar und macht die Dichtung sympathisch. Aber man hätte mehr Selbständigkeit und Sicherheit wünschen mögen. „Gertrud" ist, bei allem Eigenwert, die der Tragödie innewohnt, ein wenig aus „Einsame Menschen" und „Rosmersholm" zusammengeschnitzlert. Paul Apel hat bisher in seinen Komödien besseres geleistet, — immerhin ist das Trauerspiel, mit dem er sich jetzt vorgestellt hat, eine so feine und anständige Arbeit, daß auch auf diesem Gebiete noch recht Gutes von ihm zu hoffen bleibt.

Als Regisseur hat der Dichter nicht gut abgeschnitten. Es war ein Hinschleppen des Spiels, das die Mängel des Stückes stärker hervorhob als die Vorzüge. Die Schauspieler befleißigten sich einer Ueberdeutlichkeit in Ausdruck und Gesten, die manchmal peinlich wirkte. Eine wirklich schöne Leistung bot nur Frau Glümer in der Rolle einer älteren Dame.

In den Kammerspielen gab es die für Deutschland erste Aufführung eines Dramas des neuerdings in allen Tonarten ge-

priesenen Briten Galsworthy „Justiz". Das war eine rechte Enttäuschung, und man fragt sich vergeblich, worauf sich denn eigentlich nach solcher Leistung der Ruhm dieses Dichters gründen mag. Ein junger Bankbeamter unterschlägt eine größere Summe, um damit einer geliebten Frau zu helfen, die unter den Roheiten ihres Ehemannes stöhnt. Er wird zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, die er absitzt. Dieser Inhalt füllt drei Akte, von denen der erste — ohne die Beziehung zu der Frau auch nur obenhin zu verdeutlichen —, die Disposition gibt, der zweite eine unendlich langwierige englische Gerichtsverhandlung, wie man sie im Münchener Justizpalast jeden Tag viel interessanter hören kann, und der dritte Szenen aus einem Gefängnis, die nicht auf die Bühne, sondern in ein Kriminalmuseum gehören. Diese beiden Akte bringen die Handlung nicht eine Spur vorwärts. Aber bei Philippi sehen wir uns wieder! denkt der Autor — und richtig: der vierte Akt wird dann mit einer Rührtragik hingebumst, wie wir sie ähnlich nur bei Felix Philippi gewöhnt sind. Warum man dieses Spektakel von England importieren mußte, ist unerfindlich. Erfreulich war bei der ganzen Bemühung nur, daß die Rolle des neurasthenischen Wechselfälschers Herrn Kaiser zu einer bemerkenswerten schauspielerischen Leistung Gelegenheit gab.

Bemerkungen.

Richard Dehmel. Wir mögen heute, wo er fünfzig Jahre alt ist, dem Lebenswerk Richard Dehmels ablehnend oder zweifelnd gegenüberstehen, — was dieser Dichter uns Jüngeren gegeben hat, als wir anfingen, uns umzuschauen, das darf ihm nie vergessen werden. Angefüllt mit der Schulstubenlyrik Unlands und Geibels traten wir neugierig ins Leben hinaus und erlebten mit staunender Bewunderung die heiße Kunst Liliencrons und Dehmels. Das waren ganz neue Klänge, das war persönliches Bekenntnis und wilde Musik, und wir zitterten in dem Gefühl, ein großes Neuwerden mit anzusehen und mühten uns in Stunden der Versenkung, den neuen Vorbildern nachzustreben. — Es ist das Schicksal fast aller reinen Lyriker, daß sie (trotz der Ausnahmen Goethe und Hölderlin) früh am Ziele ihrer Entwicklung sind. Kommt hinzu, daß junge Talente an gewordenen Größen emporwachsen und daher Vergleiche entstehen, wo vorher kritiklose Verehrung war. Richard Dehmels künstlerische Höhe war schon in frühen Werken erreicht. Seine „Erlösungen" und „Aber die Liebe" sind später

von ihm nicht mehr übertroffen worden. Das ist kein Tadel, denn die Schönheiten dieser Bücher bestehen fort, und sie sind köstlich genug, um ehrliche Herzen zu dankbaren Glückwünschen für den Dichter zu stimmen.

Korruption. Der zweite Krupp-Prozeß ist nun glücklich auch überstanden, und wenn sich die verurteilten Herren bei den aufgebrummten Strafen beruhigen, ist zu erwarten, daß der bekannte Ehrenschild der Firma Krupp in vierzehn Tagen wieder ebenso blank leuchten wird wie ihre Kanonenrohre. Das lehrreichste Ergebnis der Verhandlungen war die Erfahrung, wie anspruchsvoll die deutschen Patrioten nachgerade in ihrer Beurteilung unsauberer Handlungen geworden sind. Hier soll Korruption zutage getreten sein? I Gott bewahre! Wer für seine Bestechungen keine Hunderttausende ausgibt, sondern nur Zwanzigmarkstücke und eß- und trinkbare Naturalien, der ist kein Panamist! Früher war die Ansicht vorherrschend, daß der Begriff der Bestechlichkeit nicht von der Höhe des Kaufpreises abhängig sei und daß eigentlich, wer billig zu haben sei, einen unsichereren Kantonisten vorstelle als der, der wenigstens auf lohnende Vergütung hielt. Da müssen wir jetzt halt umlernen. Da die deutschen Rechtlichkeitsbegriffe bekanntlich für alle Welt vorbildlich sind, wird es sich vielleicht empfehlen, wenn die patriotischen Zeitungen, die in den Brandt'schen für die deutsch-nationale Renommierfirma Krupp begangenen Manipulationen keine erheblichen Ehrenrührigkeiten erblicken, einen Preiskurant aufstellten, nach dem sich Seelenkäufer richten können, um mit Hilfe sparsamer Finanzwirtschaft dem Vorwurf der Korruption auszuweichen.

Gottseidank ist ja auch Deutschland nicht die einzige Brutstätte der Sittenverderbnis. Das treu verbündete Oesterreich hat seine eigene anmutige Korruptionsaffäre. Da treiben hohe Beamte und Abgeordnete — liberale und klerikale, semitische und antisemitische finden sich hier freundwillig beieinander — einer Schiffahrtsgesellschaft fahnenflüchtige Auswanderer als Kundschaft zu. Dabei ist aber doch entschuldigend zu vermerken, daß wenigstens nicht bloß die kapitalistische Firma und die von ihr bezahlten Politiker Nutzen von der Prozedur hatten, — sondern vor allem die Handelsobjekte, denen das große Wasser jedenfalls angenehmere Luft in die Nase weht als unser teures Nachbarland gegenwärtig zur Verfügung hat. Demnächst wird ja wohl der Prozeß in Wien steigen. Was er auch für Tatsachen ans Licht ziehen wird, die Feststellung wird jedenfalls nicht ausbleiben, daß von einem Panama selbstverständlich gar nicht die Rede sein kann.

Ritualmord. Was muß eigentlich geschehen, damit das Fischblut Europas einmal in Wallung gerate? Da sitzt vor den Geschworenen in Kiew ein armer Jude und soll sich wegen Mordes verantworten. Seine Gegner — voran ein russischer Staatsanwalt — behaupten, er habe einen Christenknaben um-

gebracht, um dessen Blut in Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenossen in religiöser Zeremonie zu genießen. Diese Behauptung wird aufgestellt, obwohl der Aberglaube vom Ritualmord seit hunderten von Jahren widerlegt ist und findet, selbst in Deutschland, Verbreitung, obwohl es gerade im Falle Beilis evident ist, daß der ganze Prozeß eine Zettelung „echt russischer Leute" ist, um Gelegenheit zu einem neuen Pogrom zu erhalten. Dies alles läßt unsere Zeitgenossen kalt. Sie werden es mit dem süßen Gruseln, das Sensationsangelegenheiten hervorruft, in den Zeitungen lesen, wie im Osten Europas Horden christlich-patriotischer Russen in den Städten von Haus zu Haus ziehen, die Juden herausholen und unter scheußlichen Martern zu Dutzenden ermorden werden, ohne die Kinder zu schonen und ohne die Frauen und Mädchen zu verschmähen. Sie werden in den nächsten Tagen ohne Emotionen erfahren, ob Beilis als schuldig verurteilt oder als unschuldig freigesprochen wird, und davon mit der Seelenruhe Kenntnis nehmen, die einen erfüllt, wenn beim Patiencelegen die Karten aufgehen oder nicht.[1]) Sie wundern sich, daß der Fall in Westeuropa überhaupt interessiert und geben den antisemitischen Blättern recht, die den Juden vorwerfen, sie machten eine Kiewer Lokalangelegenheit zur Sache des internationalen Judentums. Mit Verlaub: der Beilisprozeß ist in der Tat eine Sache des internationalen Judentums, da die scheußliche Beschuldigung des Ritualmordes jeden trifft, der dem Judentum angehört. Und der Prozeß wäre ebenso eine Sache des internationalen Christentums, wenn an der Beschuldigung eine kleinste Spur Wahrheit wäre. Wem jüdisches Blut durch die Adern läuft, weiß, daß das nicht der Fall ist, weiß es mit der gleichen absoluten Sicherheit wie der Angeklagte und_ seine Ankläger. Deshalb ist es Pflicht aller, die wir Juden sind, uns in solchem Augenblick unserer Herkunft und unserer Zugehörigkeit zu erinnern und zu verlangen, daß die Anklage, gegen die sich Beilis verteidigen soll, gegen uns alle erhoben wird. In diesem Moment darf es keine orthodoxen und liberalen, keine getauften und ausgetretenen, keine europäischen und asiatischen Juden geben. In diesem Moment weiß ich mich mit jedem galizischen Pferdehändler solidarisch, wie sich Spinoza oder Heinrich Heine ihm solidarisch gewußt hätten. Die immer wiederkehrende Verleumdung der Juden als Christenmörder ist ein fester Bestandteil der Judenverfolgung überhaupt. Der Antisemitismus ist die schimpflichste und gemeinste Bewegung aller Zeiten. Aller Friede und alle Menschenwohlfahrt kann nur erreicht werden durch die Verbündung der Völker in gemeinsamen Bestrebungen. Der Antisemitismus verhindert diese Entwicklung, da er systematisch ein Volk bekämpft, das, zwischen alle Völker verstreut, an der Kultur aller Völker den stärksten Anteil hat. Sein Kampf ist kein ehrliches Draufgehen mit sauberen Waffen, sondern ein schleichendes Verleumden. Der Antisemitismus ist der ehrloseste Kampf, der je geführt wurde.

[1]) Der inzwischen erfolgte Freispruch ändert so wenig an den antisemitischen Ritualmordmärchen wie an den daraus gezogenen Rückschlüssen.

Das starre System. Mit der Explosion des neuen Marineluftschiffes — ehe die Kränze auf den Gräbern der beim Untergang seines Vorgängers Verunglückten welk waren — ist nun die Hälfte aller nach Zeppelinischem System gebauten Lenkballons vernichtet. 28 Leichen. Der Witz über die nach starrem System organisierte Ueberzeugungskraft unserer Patrioten, nach der diese unentbehrliche Kriegswaffe die Herrlichkeit selbst ist, erstirbt auf den Lippen. Man denkt mit Schaudern daran, daß die noch funktionierenden Zeppeline nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit samt und sonders das gleiche Schicksal haben werden und fragt sich bloß immer erstaunt: warum protestiert das deutsche Volk nicht endlich, für dessen Geld man jede dieser Mordmaschinen erst aufbaut und dann kaputt gehen läßt? — Aber nein, wir wollen unsere Zeppeline haben, daß der Eibfeind sich vorsehen soll! Der neueste Mumpitz ist, daß die Schuljungen anfangen, für einen neuen Explosionskasten Geld zu sammeln. Die Lübecker Gymnasiasten haben im Einverständnis mit ihrem Direktor einen Aufruf an die übrigen deutschen Pennäler losgelassen, worin um Geld geschnorrt wird für Deutschlands armen Kriegswaffenetat. Die Eltern müssen also blechen, — denn wie steht so ein armer Junge da, wenn er nicht einmal zu einem neuen Zeppelin etwas beisteuern will? Ich habe einmal dieselben Lübecker Schulbänke gedrückt, auf denen jetzt diese patriotische Fatzkerei ausgebrütet wurde. Ich kann wohl sagen, daß wir damals andere Dinge im Kopf hatten als Geldsammlungen für Kriegswerkzeuge, — und gottseidank waren es meistenteils Dinge, zu denen wir das Einverständnis des Direktors lieber nicht einholten.

Kurze Anfrage. Wann gedenkt der neue Herr Polizeipräsident aus der Reserviertheit seiner bisherigen Amtstätigkeit hervorzutreten? Bis jetzt wissen wir nur, daß er die „Arbeitswilligen (Streikbrecher darf man ja wohl nicht sagen) im Chauffeurstreik mit jener wohlwollenden Neutralität behandelt, die gegen eine Ueberanstrengung auf Gefahr der Fahrgäste und der Straßenpassanten nichts einzuwenden findet. (Den Autobesitzern, die die Forderungen der Chauffeure bewilligt haben, sei bei dieser Gelegenheit nahegelegt, ihre Fuhrwerke durch besondere Markierungsfähnchen oder Schilder äußerlich kenntlich zu machen. Viele Leute, die im allgemeinen streikenden Arbeitern nicht in den Rücken fallen, benutzen jetzt aus Gedankenlosigkeit oder Unorientiertheit die Dienste der Arbeitswilligen. Auch geben die Chauffeure auf direkte Fragen oft falsche oder verwirrende .Antworten.) Im übrigen scheint Herr v. Grundherr in den Fußstapfen seines Vorgängers wandeln zu wollen. Die Lokalmisere nach 3 Uhr nachts besteht unter seinem Regiment unverändert weiter, und man hat bisher nicht vernommen, daß der Polizeipräsident bereits eine Aenderung des unmöglichen Zustandes im Sinne habe. Der Teil des Publikums, der sich seine Privatentschließungen nicht durch Schutzmannseingriffe beeinträchtigen läßt, wünscht nachgerade zu wissen, ob

das Heydtesche Verfahren auch fernerhin in Kraft bleiben soll oder ob zum 1. Januar Nachtkonzessionen in München vergeben werden. Die gänzliche Zurückhaltung des Polizeipräsidenten wird sich auf die Dauer nicht durchführen lassen, da man sie sehr bald als Aggressivität gegen die Wünsche des Publikums auffassen und behandeln könnte.

Notiz. Auf mehrfache Anfragen seit mitgeteilt, daß der im vorigen Heft angekündigte neue Gedichtband von Erich Mühsam voraussichtlich nicht vor Frühjahr erscheinen wird. Der Titel „Wolken" steht noch nicht endgültig fest. Nähere Mitteilungen werden im „Kain" erfolgen. Vorbestellungen werden schon jetzt beim Kain-Verlag entgegengenommen. **E. M.**

Verantwortlich für Redaktion and Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr.1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III. No. 9. Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Der bunte Rock. — Münchener Theater. — Bemerkungen: Rabindranath Tagore. — Vaterländisches — Grundherrliche Zensur. — Die Weltordnung in Gefahr!

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III. No. 9, München, Dezember 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeltschrift sind vom Herausgeher. Mitarbeiter dankend verbeten.

Der bunte Rock.

Als der zwanzigjährige Leutnant von Forstner (Zabern, 99. Infanterie-Regiment) im Mannöver sein Bett vollmachte, ahnte er schwerlich, daß aus der Selbsthilfe seines bedrängten Leibes ein Lärm und Gestank erwachsen werde, der von der stillen Lagerstätte des Landesverteidigers seinen Weg über Zabern und den Elsaß durch ganz Deutschland, Europa und die zeitunglesende Erde nehmen werde, und von dessen Erschütterung Regierungssitze und Kanzlerstühle ins Wanken geraten würden. Aber es ist so gekommen, und wir haben nun in aller Buchstäblichkeit die Illustration zu der Hyperbel, daß die Winde eines preußischen Leutnants als weltbewegende Stürme um die Fundamente von Recht, Gesetz und Ordnung brausen.

Der Fall ist zu lehrreich, für die Beurteilung der in Deutschland geltenden Auffassung von der Heiligkeit des bunten Rockes zu bedeutungsvoll, als daß man ihn nicht noch einmal in seinem ganzen erstaunlichen Verlauf darstellen sollte. Also der Leutnant

von Forstner hatte Malheur im Bett. Vielleicht hatte er abends zuviel getrunken, vielleicht hatte eine unruhige Auster in seinem Magen den Grabesfrieden nicht finden können, kurzum, er —, kurzum, ihm passierte etwas, was er diskret zu verbergen wohl nicht in der Verfassung war, kurzum: die Sache kam auf und sprach sich herum. Fröhlich kichernd gab einer dem anderen das Wort Bettschisser weiter, und unser Leutnant hatte seinen Spitznamen weg. Der Einfall, daß sich vielleicht eine Versetzung in ein anderes Regiment empfohlen hätte, kam Herrn von Forstner und seinen Vorgesetzten nicht in den Sinn. Vielmehr glaubte der junge Offizier, die verminderte Respektabilität durch erhöhte Schneidigkeit wettmachen zu müssen. Die Instruktionsstunde der zwar schon uniformierten, aber noch uninformierten Rekruten gab dazu erwünschte Gelegenheit. Hier konnte sich der forsche Jüngling an der Kakophonie des Ausdruckes „Wackes" weiden, das der in schrankenlosem Machtbewußtsein geblähte Preuße den wehrlosen Elsässern möglichst oft an den Kopf warf. Wackes bedeutet im Elsaß so etwas wie Strolch, Zuhälter, Mistkerl, was man in Bayern Luki, in Sachsen Lumich, in Nordwestdeutschland Butjer, in Ostpreußen Lorbaß und in Berlin ne dufte Nummer nennt. Herrn von Forstners Rekruten mußten also antreten und erklären: „Ich bin ein Wackes!" Wenn der Leutnant das hörte, freute er sich, und er lebte seine Phantasie nach jeder Richtung aus, indem er die armen Teufel auch noch gegen die Wackes außerhalb der Kaserne scharf machte und eine Prämie von zehn Mark demjenigen zusicherte, der einen Wackes totsteche. Ein diensteifriger Sergeant gelobte seinerseits, noch einen Taler draufzulegen. Ferner empfahl Herr von Forstner den Leuten, auf die französische Fahne zu scheißen, als für welche er in jenem Manövertraum sein Bettlaken gehalten haben mochte.

Solcherart waren die Belehrungen, die die neu eingestellten Soldaten als erste Eindrücke ihrer jungen Würde zum Besuch bei Vater und Mutter mitnahmen, als allererste Eindrücke: denn die eigentlichen offiziellen Verhaltungslehren hatten sie noch nicht gehört nicht einmal die, daß sie — eine, wie man sieht, vorsichtige Bestimmung — über alle Interna des Kasernenlebens draussen zu schweigen haben. Sie schwiegen aber nicht. Sie schwiegen schon aus Angst um das Leben ihrer Angehörigen nicht. Denn sie hatten erfahren, daß sie in den Augen des Vorgesetzten Wackes seien — sie hatten sich ja selbst so melden müssen —, mußten also schließen, daß auch ihre Angehörigen Wackes seien, und wußten, daß die Erstechung eines Wackes als verdienstvolle Tat angesehen würde. Wer garantierte ihnen, ob nicht ein nach den Knöpfen strebender Kamerad, der auch den Wert von dreizehn Mark zu schätzen wüßte, ihren Vater, ihren Bruder, ihren Freund als Objekt seiner Tapferkeit ausersehen möchte! Sie erzählten also, was der Herr Leutnant sie gelehrt hatte. Kein Wunder, daß sich die Angelegenheit herumsprach, und daß sich Zabern beunruhigt fühlte. Die Zaberner scheinen friedliche Leute zu sein. Sie haben erst später erfahren, daß sich auf Beunruhigungen, auch wenn sie sehr geringfügig sind, recht blutig reagieren läßt. Sie selbst begnügten sich damit, zu schimpfen, sich in aufgeregten Gruppen zusammenzustellen, und wenn der Herr von Forstner vorbeikam, dann fiel auch wohl aus Kindermund das Wort Bettschisser.

Damit war der Fall publik geworden, und begann gleicherweise die dem Leutnant von Forstner vorgesetzte Militärbehörde wie die um ihre Lebenssicherheit besorgte Bevölkerung des Elsaß zu beschäftigen. Der Regimentskommandeur von Zabern, Herr Oberst von Reuter, wandte sich an den in Straßburg residierenden General von Deimling, den hurrafrohen

Hererobezwinger und Franzosenfresser, — und der, der das Land, in dem er lebt, als Feindesland zu betrachten scheint, gab den Befehl: Bloß nichts gefallen lassen! Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen! Die Spitzen der Bajonette — etc. in bekannter Melodie. Die anderen mobilisierten Presse und Reichstag.

Am Königsplatz in Berlin gab es nun eine „kurze Anfrage", und der neue Kriegsminister, Herr v. Falkenhayn, beantwortete sie mit jener preußischen Schneidigkeit, die uns von jeher verpflichtet hat, beim Anblick einer Offiziersuniform die elende Jammerbarkeit unseres Zivilistendaseins einzusehen und in des Königs Rock alle Weisheit und alles Schicksal des Weltgeschehens eingenäht zu wissen. Er entschuldigte den Leutnant von Forstner mit seiner goldenen Jugend (jeunesse dorée). Die gleichalterigen Rekruten, die roh beschimpft und deren Angehörige und Landsleute bedroht waren, wurden hingegen nicht entschuldigt. Ihnen wurde vielmehr strenge Bestrafung in Aussicht gestellt, weil sie — ohne noch von ihrer Schweigepflicht unterrichtet zu sein — von dem gesprochen hatten, was erst durch Publizität bedenklich schien. Der Kriegsminister ließ keinen Zweifel darüber entstehen, daß ihn nicht die Verfehlung des Offiziers, sondern nur ihr Bekanntwerden ärgerte. Er war offenbar der Meinung, daß es die Zaberner Wackes nicht das Mindeste angehe, ob sie erstochen würden oder nicht.

Am gleichen Tage, an dem der Chef der Armee sich also schützend vor seine forschen Westmarkkolonisatoren stellte, ging Herr von Forstner in Zabern Schokolade einkaufen. Sein besorgter Oberst hatte ihn zu diesem Zwecke von vier Soldaten eskortieren lassen (ob es Wackes waren, ist nicht bekannt geworden), die sich mit aufgepflanztem Bajonett vor den Konfitürenladen aufpostieren mußten. Andere Leut-

nants spazierten in ebensolcher Begleitung durch die Stadt. Dies geschah, wie sich herausstellte, um den Einwohnern des Elsaß etwa noch vorhandene Beste ihres gallischen Humors auszutreiben. Denn als man im Publikum lachte, ging das Militär zu Arretierungen über, sintemalen der Regimentskommandeur davon überzeugt war, daß Verhaftungen von Soldaten vorgenommen werden müssen, sobald die Polizei den Grund dazu nicht finden kann. Vielleicht lag ihm auch daran, seine Kerls für den Kriegsfall im Gefangennehmen auszubilden.

Das Zaberner Straßenbild muß einen recht angenehmen Eindruck gemacht haben. Ein Rudel Leutnants geht spazieren, darunter Herr von Forstner. Spielende Kinder bemerken ihn und eins ruft „Bettschisser". Das Rudel Leutnants zieht die Plempen und jagt hinter den Kindern her, — ein wahrhaft kriegerischer Anblick. Fortbildungsschüler verlassen ihr Institut. Sie amüsieren sich über den heldenhaften Aufzug der bajonettgeschützten Säbelrassler. Da erscheinen auf der Bildfläche 50 Mann Füsiliere, stellen sich in zwei Gliedern auf, das vordere kniet nieder, die Leute legen auf die Schüler an, und unter Trommelwirbel ertönt die Aufforderung, sich zu zerstreuen. Wer nicht sofort verschwindet, wird festgenommen — im ganzen 27 Personen, darunter zwei Landgerichtsräte und ein Staatsanwalt, die gerade einen Uebeltäter gegen die bürgerliche Ordnung verknallt haben.

Die Verhafteten werden im ausgeräumten Kohlenverließ der Regimentskaserne, dem sogenannten Pandurenkeller, untergebracht, einem stinkenden, dunklen Loch, von dessen Bestimmung zur Menschenbehausung sein Erbauer sich nichts hätte träumen lassen. Es fehlte alles, was den Aufenthalt hätte möglich machen können. Selbst die Tätigkeit, zu der dem beleidigten Leutnant im Manöver ein Bett zur Ver-

fügung stand, mußte in aller Gegenwart in einer Ecke des Lokales vollzogen werden. Hier wurden die Sünder eine ganze Nacht hindurch festgehalten. Leider hatte man die Juristen vorher freigelassen. Gerade für sie, denen das Verhängen von Freiheitsstrafen Lebensberuf ist, wäre die Erfahrung am eigenen Leibe vielleicht sehr nützlich gewesen. Ich habe schon früher einmal angeregt, daß jeder Staatsanwalt und jeder Richter, ehe ihm sein Amt übertragen wird, ein Jahr Zuchthaus absitzen sollte, damit er weiß, was er tut, wenn er andere Leute verurteilt.

Die kollerig gewordene Soldateska hatte damit noch nicht ausgetobt. Sie setzte ihre Jagd auf lachende Kinder fort, drang in Häuser ein, verhaftete einen neunjährigen Jungen und ein vierzehnjähriges Mädchen, und der erste Held, Herr von Forstner, schlug bei einer Säbelattacke auf spielende Kinder in einem benachbarten Dorfe einem lahmen Schustergesellen eine tiefe Wunde in den Kopf.

Mit Erstaunen und mit Grauen vernahm man im ganzen Lande und weit darüber hinaus von den Zaberner Wundertaten. Obwohl Zabern eine der wenigen altdeutschen Städte des Elsaß ist, mußte — besonders in Frankreich — der Verdacht platzgreifen, daß es sich um beabsichtigte Provokationen des französischen Volkes handle, zumal der Krach in unmittelbarem Anschluß an freche Beschimpfungen der Fremdenlegion und der französischen Fahne erfolgte, und der Oberst von Reuter ausdrücklich Öffentlich erklärte, daß er auf höheren Befehl handle, und zumal alle Bemühungen der Zivilbehörde, Ruhe und Sicherheit zu schaffen, an der gegen Krüppel und Kinder entfesselten Heldenhaftigkeit des bunten Rockes scheiterten. Die simpelste Psychologie macht es ja begreiflich, wenn alte Militärs wie jener kampfbegierige General von Deimling nach 43 Friedensjahren allmählich zur Erkenntnis ihrer eigenen

Ueberflüssigkeit kommen und jetzt, wo eben die Machtstärke der Armee dank dem Entgegenkommen des Reichstags gewaltig erhöht ist, jede Gelegenheit — und sei es nur der auf Tatsachen gegründete Spitzname Bettschisser — willkommen heißen, um den Nationalstolz des „Erbfeindes" zu verletzen. Dazu, daß das wütende Hineinprügeln in die elsässische Bevölkerung nur dazu taugt, in den nachgerade an die preußischen Naturalisationsmethoden gewöhnten und in ihr Schicksal ergebenen Grenzbewohnern die Sehnsucht nach der Franzosenzeit mit einem Schlage wieder lichterloh anzuflammen, hat die Einsicht der reichsländischen Patrioteska nicht ausgereicht.

Natürlich ging es nach den anmutigen Vorfällen im Reichstag hoch her. Außer den Sinnes- und Stammesverwandten der Deimling, Reuter und Forstner waren die Volksvertreter alle einig in der strengsten Verurteilung der Ereignisse und des in ihnen zutage getretenen Systems. Besonders fand der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach so energische und klare Worte, wie man sie in deutschen Parlamenten überaus selten hört. Anders die Regierungsvertreter. Herr von Bethmann-Hollweg, des eisernen Kanzlers lederner Nachfolger, stümperte eine Rede zusammen, in der Gesetzesübertretungen des Militärs zugegeben, aber mit dem Verhalten des Zivils entschuldigt wurden. Der Sinn des Gestammels war der, daß in Deutschland das Volk zu kuschen hat, wenn ein Leutnant kommandiert, und daß die Gesetze des Landes ohne Wirkung sind, wenn ein Oberst sie als schlecht befindet. Deutlicher, schneidiger, unverhüllter gab dann Herr von Falkenhayn der gleichen Meinung Ausdruck, wobei er es an Entrüstung über die Zaberner und ihre Presse nicht fehlen ließ. Wer sich Beschimpfungen und Bedrohungen von Offizieren nicht gefallen läßt, der beschmutzt des Königs Rock. Des Königs Rock aber darf nicht beschmutzt werden

(über die Behandlung von Betten verlautbarte nichts). Wenn man jedoch nicht will, daß das Militär die Bürger von der Straße weg in den Pandurenkeller schleppt, dann müsse man gewärtig sein, daß einem ein Leutnantsdegen in den Leib gerannt wird.

Unsere guten Parlamentarier haben sich über die beiden Regierungsreden höchlich aufgeregt. Ja, sie haben sich dazu aufgeschwungen, dem Reichskanzler mit riesiger Mehrheit ihr Mißtrauen zu votieren. Das ist nicht viel, zeugt aber von bravem Willen. Erreicht wird damit gar nichts. Denn zu gleicher Zeit, wo auf Grund einer Parlamentsabstimmung in Paris der Ministerpräsident Barthou von der Bildfläche abtrat, tat der lange Theobald im deutschen Reichstag einen Ausspruch, der ihn zum erstenmal nicht von aller Staatsklugheit verlassen scheinen ließ. Er erklärte, den Ernst der Stunde nicht darin zu erkennen, daß ihm der Reichstag seine Mißbilligung ausspreche, und zeigte sich damit für seine Person der prekären Situation praktisch durchaus gewachsen. Wenn es jetzt heißt, die Stellung des Kanzlers sei trotzdem erschüttert, ja, wenn sogar Beschwichtigungserklärungen ergehen, wonach Herr von Bethmann nicht gesagt habe, was er hätte sagen wollen, und Herr von Falkenhayn gesagt habe, was er nicht hätte sagen wollen, so mögen sich die Reichsboten auch darauf nicht zuviel einbilden. Das sind Stimmungsreaktionen, die nicht am Königsplatze, sondern in Donaueschingen ihren Ursprung haben. Ueber Beschlüsse des Reichstags, der erst vor ein paar Wochen der jetzt so hart befehdeten Armee die haarsträubendste Bereicherung zugebilligt hat, die je ein Volk für sein Heer hat aufbringen müssen, stolpern bei uns keine Minister. Kommt in sechs Wochen — vielleicht veranlaßt durch eine Volkserregung in Frankreich wegen der Zaberner Skandale — eine neue derartige Forderung, dann ist alles vergeben und vergessen, und der Reichstag hilft von neuem die Blutschraube fester drehen.

Wird das Parlament die Konsequenz aus seinem Verhalten ziehen? Wird die Empörung gegen die Ueberhebung des bunten Rockes solange vorhalten, bis das Reichsbudget zur Bewilligung steht? Werden die Herren dem aufsässigen Kanzler sein Gehalt, dem Kriegsminister den Heeresetat verweigern? Werden die Sozialdemokraten den angedrohten Proteststreik in Elsaß-Lothringen durchführen? Oder werden sie sich damit begnügen, Massenversammlungen zur Annahme von Resolutionen zu kommandieren, um die kein Mensch sich kümmert? Wir wollen es abwarten, ohne uns Hoffnungen zu machen. Bis jetzt sind in Deutschland großen Worten noch niemals große Taten gefolgt.

Das aber liegt daran, daß wir uns entwöhnt haben, in betrübenden Einzelerscheinungen Symptome eines unmöglichen Systems zu erkennen. Es ist nicht wichtig, ob ein zwanzigjähriger Leutnant in der Instruktionsstunde dummes Zeug daherredet. Wichtig ist, daß das dumme Zeug sakrosankt wird, sobald es ein Leutnant gesagt hat. Wichtig ist, daß man einem dreiviertelwüchsigen Jüngling eine scharf geschliffene Waffe umhängt und ihn durch patriotische Phrasen in den Glauben versetzt, er sei eine geweihte Persönlichkeit, ein höherwertiger Mensch, der vor dem Leben der misera plebs keinen Respekt zu haben braucht. Bedenklich und gefährlich ist die Rolle, die man den bunten Rock in unserem gesellschaftlichen Leben spielen läßt. Verhängnisvoll ist, daß durch die Bevorrechtung des Militärs die Begeisterung für den Krieg gefördert wird.

Dem muß entgegengearbeitet werden. Bei den Kindern fangen die Patrioten an zu arbeiten. Bei den Kindern sollten auch die Antimilitaristen anfangen. Ihnen muß gesagt werden, daß Krieg Mord ist. Ihnen muß der Haß und der Abscheu gegen den Mord eingepflanzt werden, ehe die kriegerische Phrase von

ihrem Gemüt Besitz ergreift. Weihnachten steht vor der Tür. Wer seine Kinder vor Kriegslust und Grausamkeit beschützen will, der schenke ihnen zu dem Fest, an dem es heißt „Friede auf Erden", keine Bleisoldaten, keine Uniformen, Flinten, Säbel, Helme, Festungen oder ähnliches militaristisches Werbespielzeug. Es gibt genug schöne Sachen, an denen ein Kinderherz sich reiner erfreuen kann. Die Arbeiter aber seien daran erinnert, daß auch sie helfen können, in revolutionärer Weise gegen Militarismus und Kriegslust zu wirken. Sie mögen sich fernhalten von jeder Arbeit, die Rüstungszwecken dient. Sie mögen in ihren Kreisen dafür agitieren, daß die Kriegsindustrie aus dem Arbeitermangel nicht herauskomme. Kein Arbeiter, der auf sich hält, sollte in eine Militärwaffenfabrik eintreten, keiner Militärschneider oder Militärschuster werden. Für Kasernenbauten sollten keine Maurer gefunden werden, keine Zimmerleute, keine Dachdecker, keine Glaser. In diesen Tagen, wo bis ins behagliche Rentnerheim alles über die Diktatur des Säbels stöhnt, scheint es an der Zeit, solche Probleme zur öffentlichen Diskussion zu stellen.

Es sind Utopieen — gewiß. Aber laßt uns erst anfangen, Utopieen zu haben, die Bedingungen, sie zu verwirklichen, werden sich dann schon einstellen. Wenn es möglich ist, daß die Magenrevolte eines jungen Leutnants Regimenter versetzen, Regierungen stürzen und Kriegsgefahr heraufbeschwören kann, wie sollte es nicht eines Tages möglich sein, daß der Verstand der Menschen den Weg zu Glück und Wohlfahrt fände? Nur nicht verzagen! Nur nicht verzagen!

Münchener Theater.

Der provisorische Intendant des Hoftheaters, Herr Baron v. Frankenstein, hat seine besondere Eignung zur Nachfolge Speidels bisher nicht erkennen lassen. Mindestens das Schauspiel ist unter seiner Leitung in wahrhaft betrüblichem Maße in Stagnation geraten. Von dem Wagemut bei Annahme von Stücken, von der Entschlossenheit zu zeitgemäßer Regiekunst, von dem Eifer, die guten Schauspielkräfte des Hauses reichlich und sinngemäß zu beschäftigen, von all dem, was die Hofbühne vor Frankensteins Einzug zum wertvollsten Münchener Theater machte, ist nichts mehr zu spüren. Seit fünf Vierteljahren warten wir vergeblich, ob nicht endlich eine künstlerische Manifestation des Intendanten erfolgen werde, aus der seine Physiognomie erkennbar würde. Nichts ist erfolgt, garnichts. Wenn aber schon einmal die Ankündigung einer Aufführung Hoffnungen erweckte, dann kam der Premierenabend und mit ihm die Enttäuschung.

Georg Büchner sollte gefeiert werden. Das war Ehrenpflicht im Jahre seines hundertsten Geburtstags. Daß man sich dieser Ehrenpflicht bewußt war, ist gewiß anzuerkennen. Die Wahl der Stücke war ja nicht schwer. Drei dramatische Werke hinterließ der Dichter nur, als er mit 24 Jahren starb. „Leonce und Lena" hatten die Düsseldorfer erst im letzten Sommer gespielt. Blieb also nur noch „Dantons Tod" und das Fragment „Wozzeck". Selten bin ich mit solcher Spannung und Vorfreude ins Theater gegangen, wie an dem Abend, an dem diese beiden herrlichen Werke auf dem Zettel des Residenztheaters angekündigt waren. Aber noch kaum je bin ich derartig deprimiert, ja empört aus dem Theater herausgekommen.

Es war natürlich schon unklug, zwei Stücke hintereinander zu spielen, deren jedes abendfüllend ist. Lieber hätte man auf eines überhaupt verzichten sollen, und jetzt kann man sagen: wäre „Wozzeck" allein gegeben worden und diese „Danton"-Aufführung uns erspart geblieben, das Theater hätte dem Publikum, dem Dichter, den Schauspielern und sich selbst den größten Gefallen erwiesen. Dabei war die Bearbeitung des Werkes von Dr. Wolff verständnisvoll und sehr geschickt durchgeführt. Das Drama war in einer Weise zusammengestrichen und seine Auftritte zusammengeteilt, daß die Geschlossenheit der Handlung erreicht und die Verworrenheit vermieden wurde. Mit dieser Einrichtung in der Hand hätte ein brauchbarer Regisseur eine glänzende Aufführung zustande bringen können.

Es widerstrebt mir, die Vernichtungsarbeit, die Herr Dr. Kilian an der Tragödie verübte, im Einzelnen zu rekapitulieren. Ich müßte von der ersten bis zur letzten Szene abtragen, was er aufgebaut hat. Kein Tempo, kein Wechsel der Stimmungen, kein Zusammenklingen. Erfindungslos in den Einzelszenen und völlig von Gott verlassen, wo ihm Massenverwendung zugemutet wurde. Danton betritt das Gefängnis mit einer Bemerkung darüber, daß es schon übervoll ist. Die Ueberfülltheit des Kerkers von elenden, die Guillotine erwartenden Gefangehen wird im Münchener Residenztheater von vier behäbigen Herren besorgt, die sich gemütlich auf einer Bank räkeln. Danton kniet neben einer Grisette. Während sie ihm ergreifende Intimitäten erzählt, springt der große Erotiker auf, stellt sich in eine Ecke und rauft sich die Haare. Das sind irgendwo herausgegriffene Beispiele, die sich zu Dutzenden vermehren ließen. — Und die Rollenbesetzung! Heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen! Dieser Danton! Ein sentimentaler Pfahlbürger. Dieser Robespierre! Ein Cabaret-Deklamator. Was nützen da die guten Leistungen, die Herr v. Jacobi (Camille Desmuolin) und vor allem Helene Ritscher (die Freundin Dantons) boten? Zwei Fettaugen auf einer ungenießbaren Wassersuppe.

Selbst die anschließende „Wozzek"-Aufführung konnte über den trostlosen Eindruck der Dantonverschandelung nicht mehr hinweghelfen. Zwar war Steinrück in der Titelrolle glänzend und Basil famos in einer komischen Charge. Aber der unglückliche Dr. Kilian führte auch hier Regie, und so wurde aus dem ungeheuren Auf und Nieder von Geschehnissen ein gleichmäßiges Sichabwickeln einer Handlung.

Hat sich der Intendant um diese Aufführung nicht gekümmert? Hat er sie gutgeheißen? Weiß er nicht, wer für bestimmte Stücke als Regisseur in Frage kommt? Oder kümmert er sich nicht darum? Herr v. Frankenstein wird ja wohl nach Ablauf seiner beiden Probejahre auf seinem Posten bleiben. Vielleicht nimmt er einen guten Rat an: Er engagiere für das Schauspiel umgehend einen eigenen Direktor.

Bemerkungen.

Rablndranath Tagore. **Wer ist das? Der neueste literarische Nobelpreisträger. Ein indischer Dichter, von dem die Zeitschriften plötzlich reichliche Beiträge bringen, — nicht weil er ein Dichter, selbst nicht, weil er ein indischer Dichter, sondern weil er der neueste literarische Nobelpreisträger ist. Aus den Dichtungen, die wir auf diese Weise kennen lernten, habe ich**

eigentlich nicht viel Anwartschaft auf Bekränzung vor allen europäischen Dichtern herausgelesen. Feine kleine Betrachtungen einer naiven, sauberen Seele. Anmutige Weltweisheit. Ein wenig verträumter Kritizismus. Vielleicht sind diese Dinge in der Muttersprache des Dichters unermeßlich schön. In den Uebertragungen wirken sie sympathisch, aber abgestanden. Warum die Zeitungen wegen der Erteilung des Nobelpreises an Rabindranath Tagore böse sind, ist mir unverständlich. Man hatte die Kandidatur Rosegger aufgestellt. Nun daraus nichts geworden ist, grollt man. Man besänftigte sich. Auch Petri Kettenfeier Rosegger, der erst siebzig ist, wird einst in die Jahre kommen, die jeden Mangel an dichterischem Können ausgleichen. Dann wird auch er den Nobelpreis bekommen — als Altersprämie, wie andere vor ihm. Alfred Nobel hat sein Legat nicht an Europa gebunden. Der beste Dichter soll ausgezeichnet werden: wo er auch sei. Als er in ihrer nächsten Nähe saß, wußten ihn die Stockholmer Richter nicht zu finden. Strindberg starb ungekrönt. Nun haben sie in weiter Ferne gesucht. Vielleicht ist Rabindranath Tagore wirklich von allen Würdigen der Würdigste. Vielleicht verdient er vor Anatole France den Lorbeer. Ich weiß nur einen Grund, der mich daran zweifeln läßt: daß er den Preis bekommen hat.

Vaterländisches. Wenn Amerika das Land der unbeschränkten Möglichkeiten heißt, so wird man Bayern billig das Land der unmöglichsten Beschränktheiten nennen dürfen. Der gegenwärtige Ministerpräsident des Zweikönigreichs sorgt, wie jener aus dem „Mikado" bekannt gewordene Gerichtshof, weit und breit für dauernde Heiterkeit. Nachdem ihm die Beförderung des Landesonkels zum Landesvater beim zweiten Anlauf geglückt war, galt es, der neuen Würde den würdigen Aufwand zu sichern. Die liebe Volksvertretung jedoch, die eben erst der Gottesgnade eine neue Betätigungsmethode konzediert hatte, wurde bockbeinig, als es ans Zahlen ging, und. Herr v. Hertling mußte sich böse Additionen anhören und peinliche Vorschläge, wieviel man vom Prunk der Königspracht subtrahieren könne. Aber siehe, der Staatsmann hatte eine Ueberraschung im Sack und bescherte dem Landtag zum Nikolaus die Enthüllung, daß in Bayern sparsamer gewirtschaftet werde, als irgend ein Patriot ahnte. Wenn es hierzulande Gäste gibt, die sich mangels erfreulicher Vorfälle in unseren Tagen an zweifelhaften Erfreulichkeiten vor hundert Jahren begeistern, dann ist's ein Gratisvergnügen für die Gastgeber. Das Angstschwitzen vor anarchistischen Freveltaten bei der Kelheimer Fürstengeneralversammlung hat dem Hofsäckel nichts geschadet. Das hat ein anonymer Spender — ohne jede Gegenleistung! — bezahlt. Die liberalen Staatsbetreuer waren sehr entsetzt ob dieser Enthüllung, und einer von ihnen schwang sich zu der Forderung auf, dem freundlichen Geber müsse zurückgezahlt werden, was die

Gaudi gekostet hat. Beileibe nicht! Seien wir doch froh, wenn bei Befreiungsfestlichkeiten wenigstens das Portemonnaie der Steuerzahler befreit bleibt. Nur sollte der liebenswürdige Hoftraktierer aus seiner Verborgenheit hervortreten. Der Anblick eines Mannes, der — ohne jede Gegenleistung! — sämtliche deutsche Landesväter bewirtet, wird seine erziehliche Wirkung auf das Volksgemüt sicher nicht verfehlen können.

Aber wie zur Zeit der Regentschaft sonach schon äußerst ökonomisch gewirtschaftet wurde, so soll, wie der Ministerpräsident versicherte, auch weiterhin im Zweikönigreich, wo es nur möglich ist, gespart werden. Wo ist es am leichtesten möglich? Natürlich bei den Hoftheatern, besonders beim Prinzregententheater, das nach Hertlings Meinung ja doch keinen anderen Wert hat als den der Hebung des Fremdenverkehrs und des Hotelgewerbes. Der Mann hat ganz recht. Man sollte die Kunstbude schließen und ein Panoptikum für staatsmännische Kapazitäten daraus machen. Hertling und sein homogenes Ministerium werden im Foyer aufgestellt, umringt von den Cassel- und Quasselmännern des Landtags, die nicht verfehlt haben, ihm jeden verlangten Groschen für die erhöhte Zivilliste zu bewilligen. Vielleicht findet sich eines Tages wieder einmal ein anonymer Gerngroß, der — ohne jede Gegenleistung! — die deutschen Fürsten in diese neue Befreiungshalle zu Bier und Weißwürsten einlädt. Anarchisten brauchten sie dabei nicht zu fürchten. Die machen einen weiten Bogen um solche Feststätten.

Grundherrliche Zensur. Er lüftet das Visier, der Herr K. Kämmerer Freiherr v. Grundherr zu Altenthan und Weyerhaus, kgl. Polizeipräsident zu München. Was darunter hervorschaut, ist das Antlitz des Herrn Barons v. d. Heydte. Kaum bietet sich ihm Gelegenheit, sein Zensuramt auszuüben, und schon zeigt der neue Herr, daß er sich auf alle Schikanen aus dem ff. versteht. Die Zeitschrift „Die neue Kunst" (Verlag Bachmaier) veranstaltet für ihren Interessentenkreis eine geschlossene Vorstellung von Franz Bleis Drama „Die Welle". Bekanntlich hat es in München schon oft geschlossene — d. h. der Zensur nicht unterworfene — Aufführungen gegeber. Unter der Aegide des Herrn v. d. Heydte sahen wir die „Büchse der Pandora", die erste (ungestrichene) Aufführung der „Franziska" und noch etliche andere, ohne daß später sittliche Schäden bei den Teilnehmern und Zuschauern wahrgenommen werden konnten. Erst in der allerletzten Zeit seiner gesegneten Amtstätigkeit versuchte der frühere Polizeihäuptling auch diesen privaten Vorstellungen engere Grenzen zu ziehen. Und man erinnert sich wohl noch, wie er dabei ausrutschte und sich plötzlich an der Spitze des Senats des Verwaltungsgerichtshofes wiederfand. Die bei Gelegenheit der „Lulu"-Premiere im Künstlertheater kreierte Praxis, „daß nur eine einmalige Darbietung des Stückkes als geschlossene, der Zensur nicht unterstehende Veranstaltung angesehen werden könne, und auch dann nur unter der Voraussetzung, daß die Teilnehmer persönlich eingeladen werden und daß Einladungen an ganze Vereine oder auch durch Plakate, Inserate und Pressenotizen ebenso unterbleiben würden wie ein Billettenverkauf an der Abendkasse" — diese Praxis

(die lange Satzperiode stammt nicht von mir, sondern von der Polizei) hat nun Herr von Grundherr freudig aufgegriffen. Er hatte aber das Glück, bei der Konstruktion von Schwierigkeiten für die Aufführung der „Welle" auch ein Gerichtsurteil verwerten zu können, das jüngst in einem bestimmten Fall den Begriff der geschlossenen Vorstellung definierte. Danach sollen nur solche Veranstaltungen als geschlossene gelten, bei denen die Teilnehmer einen geschlossenen, durch ein gemeinsames Interesse zusammengehörigen Personenkreis darstellen, d. h. Mitglieder eines Vereins sind oder deren nächste Angehörige. Der Zensor hat in seinem Bescheid an den Verlag der „Neuen Kunst" das Gerichtsurteil, wenn auch ohne Quellenangabe, wörtlich zitiert. Es war ihm also bekannt. Es ist schade, daß er es nicht ganz gelesen hat. Sonst hätte er merken müssen, daß es sich auf einen ganz bestimmten singulären Fall bezog, auf dessen besondere Zusammenhänge — in übrigens sehr subjektiver Weise — immer wieder Bezug genommen wird. Die prinzipielle Anwendung der juristischen Dedukation auf alle geschlossenen künstlerischen Veranstaltungen bedeutet eine erhebliche Verschärfung der bisher geübten und doch wohl hinlänglich rigorosen Münchener Zensurpraxis. Herr v. Grundherr wird gewärtigen müssen, daß ihm bei Einbürgerung derartiger kulturhemmender Anstrengungen die berufenen Organisationen der geschädigten Schriftsteller und Künstler sein amtliches Leben nicht eben versüßen werden. In dem erwähnten Urteil ist nun aber davon die Rede, daß öffentliche Ankündigungen von Privatveranstaltungen mit dem Charakter geschlossener Vorstellungen in Widerspruch ständen. Das ist ureigene Polizeiweisheit. Der Polizeipräsident sei darauf aufmerksam gemacht, daß redaktionelle Notizen in den Zeitungen weder seiner noch irgend eines anderen Aufsicht unterstehen. Will er verhindern, daß im redaktionellen Teile der Blätter Voranzeigen von Veranstaltungen irgend welcher Art erscheinen, so führt er damit vormärzliche Zustände in München ein. Es sei ihm nämlich die kleine historische Reminiszenz in Erinnerung gebracht, daß es einmal in Deutschland eine Revolution gegeben hat, der unter anderem die Zeitungszensur zum Opfer gefallen ist. Nicht einmal die Mecklenburger Grundherren haben sie bis zur Stunde einführen können, — es wird also vermutlich auch dem Münchener Zensor nicht gelingen. Die Autoren aber, die Theaterdirektoren, Dramaturgen und alle sonstigen Veranstalter künstlerischer Dinge mögen sich einmal überlegen, ob sie sich nichts damit vergeben, wenn sie bei jedem. Verbot, bei jeder Einschränkung ihrer Wirksamkeit aufs Polizeipräsidium laufen und um Milde winseln. Die Polizei ist die natürliche Feindin alles kulturellen Fortschrittes, insbesondere der Kunst. Der einzelne Beamte möchte vielleicht manchmal sehr gerne entgegenkommen. Er darf es einfach nicht, weil stärkere Mächte ihn daran hindern. Man gebe aber der Polizei auch keine Gelegenheit, sich in Kleinigkeiten gütig zu zeigen. Dadurch stärkt man ihre Macht und degradiert sich selbst. Man zwinge die Behörde, die Dinge der Geistigkeit zu respektieren, und wo sie es nicht tut, provoziere man Prozesse, die die Rechtsgiltigkeit ihrer Verordnungen nachprüfen mögen. Die Oeffentlichkeit

aber erinnere man unausgesetzt daran, wie schmachvoll es ist, daß sie sich zu jeder geistigen Unterhaltung von einem zensurübenden Kindermädchen gängeln lassen muß.

Die Weltordnung in Gefahr! Im bayerischen Landtag hat man den Etat beraten. Wenn man mal in so einen Parlamentsbericht hineinsieht, dann merkt man erst, wie faul es um alle die guten Einrichtungen eines modernen Staates bestellt ist, deren Kosten am Schluß der Rederei bewilligt werden. Da hat am zweiten Dezember Herr Held im Namen des Zentrums sein Wunschregister aufgezogen. Ja, das ist geradezu schrecklich, was da alles zutage kam. Zucht und Sitte, Religion und Erziehung sind in diesem Lande am Rande des Unterganges. Besonders hat es Herr Held mit dem Dr. Horneffer, der mit seinem freireligiösen Unterricht den „Geist der berühmten spanischen Ferrerschulen" nach Bayern trage. Nein, nein, Herr Held! Sie tun unseren Konfessionslosen bitter Unrecht. Von Ferrers Geist hat Horneffer mitsamt seinem Moralunterricht und seinen atheistischen Gottesdiensten keinen Hauch verspürt. Um den ins Zweikönigreich einzuführen, dazu bedürfte es erst der leibhaftigen Erscheinung des Teufels, den Sie an die Wand des Parlaments gemalt haben. Ich zitiere:

„Hat die Regierung Garantien, daß dort (bei Horneffer) nicht auch andere Ideen gelehrt werden, die die heutige Welt- und Gesellschaftsordnung als Unsinn bezeichnen, die Zuchthäuser und Gefängnisse als Schandmäler der Menschheit, wie es von Horneffer geistig nahestehender Seite geschehen ist? Ist die Regierung auch fernerhin gewillt, einen Moralunterricht zu dulden, der . . . keinen Gottesglauben kennt, keine Verantwortung, keine unverrückbaren sittlichen Grundsätze, keine Autorität anerkennt? . . . Was einem Horneffer erlaubt ist, muß auch der Sozialdemokratie und schließlich auch einem Erich Mühsam erlaubt sein! . . ."

Das wäre gräßlich. Was aber meine Person anlangt, so kann ich Herrn Held und die Seinen beruhigen. Ich werde niemals einen bayerischen Kultusminister um Erlaubnis bitten, wenn ich meine pädagogischen Grundsätze betätigen will. Ich habe gefunden, daß man auch ohne staatliche Konzession ganz gut gegen die Dogmen der Jenseitsvergeltung, der Autoritäten und des unverrückbaren sittlichen Wertes der Zuchthäuser zu wirken vermag. Indessen: mit Freireligiösität haben meine Ansichten gar nichts zu schaffen. Ich glaube, diese Feststellung ist der einzige Fall, in dem Herr Dr. Horneffer und ich ganz einig sein dürften.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang III. No. 10. Januar 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Bilanz 1913. — Gedichte. — Bemerkungen: Der Fall Groß. — Zaberner Nachwehen. — Der Radier seiner Ehre. — Bildende Kunst. — Willi und Witti. — Der Schutzmann.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant

sind die prägnanten Selbstbiographien mit einer Fülle persönlicher Angaben von circa **20000 unserer Zeitgenossen,** führende Frauen und Männer aus allen Ständen, die Staatsoberhäupter der Welt, 3200 Pseudonyme u. reiches anderes Material, aufgespeichert auf ca. 21 30 Seiten mit 14 Millionen Buchstäben, vornehm gebund., ein glänzendes Geschenk, nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon

Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe **darf** in einem Hause **nicht fehlen.**

Vertag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 10

München,
Januar 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Bilanz 1913.

Abergläubische Menschen werden das verflossene Jahr mit Fug als Beispiel anführen können, wenn sie die Unglücksbedeutung der Zahl dreizehn behaupten. Was in aller Welt unter dem Namen Politik vor sich ging, war der Niederschlag von Knechtsinn, Brutalität und Dummheit. Am Balkan die Massenmetzeleien unter den Völkern, die, angestiftet von russischen, österreichischen und englischen Kapitalshalunken, übereinander herfielen, ihre Länder verwüsteten, ihre Kulturen zerstörten, alle Keime einer Gesittung ausrotteten und mit Raub und Brand und Mord die Merkmale ihres Menschentums schändeten. In Mexiko die Schrecken von Revolution und Gegenrevolution, das verzweifelte Ringen eines Volkes, das nun im vierten Jahre schon im tapferen Aufstand sein Land gegen infame Vergewaltigungen durch seine, von den Vereinigten Staaten gestützten Blutsauger verteidigt (vergl. „Kain" I, 2, Seite 30), ein wüstes Auf und Nieder von Kabale und Betrug, von Massen- und Einzelmord, von Streberei und Schuftigkeit, ein wildes Geraufe habgieriger Abenteurer um die Arbeit eines tüchtigen, frei-

heitwilligen, sich seines Lebens wehrenden Volkes. In China die Unterminierung der eben erkämpften Republik durch ihren ersten Präsidenten, dessen Ehrgeiz in reaktionären Kundgebungen, in Verfolgungen und Hinrichtungen auf die Errichtung einer Dynastie Juanschikai hinarbeitet. In Afrika immer noch die Aufräumungsarbeiten unter den eingeborenen Stämmen Marokkos, wo spanische Soldaten im Dienste europäischer Spekulanten ihre Knochen mordend zu Markt tragen, ohne bisher das Land für ihren König erobern zu können, dem die Kritik seines Volkes aus dem Revolver eines jungen Revolutionärs peinlich um die Ohren knallte.

Für Europa aber bedeutet das Jahr 1913 den Bankerott aller Staatskunst. Aus allen Verwirrungen und Verwicklungen in den Beziehungen zwischen den Völkern haben die europäischen Diplomaten keine andere Rettung gekannt, als noch über das Maß der gewohnten Bewaffnung gesteigerte Verpanzerung gegeneinander, bis zu einem Grade, daß das verflossene Jahr für ganz Europa ein Jahr des Schreckens, des Hungers und des Elends war. Mit den gemeinsamen Operationen — so nennt man im diplomatischen Verkehr die zum Zwecke gegenseitiger Beargwöhnung und Uebervorteilung arrangierten Beratungen — während des ersten Balkankrieges fing es an. Hilflos, aber von den heimischen Geldinteressenten zu Taten gedrängt, sah man der unerwarteten Entwicklung der Dinge zu. Bulgarien schluckte Adrianopel. Es folgte die Einnahme Skutaris durch die Montenegriner und die ewig glorreiche Flottenaktion aller Großmächte gegen König Nikita. Daß es schließlich den vereinten Anstrengungen doch gelang, das Volk der Schwarzen Berge um den Ertrag seines selbstmörderischen Krieges zu bringen, war der einzige positive Erfolg der gemeinsamen Bemühungen der europäischen Nationen um internationale Verständigung. In London schwitzte

eine Diplomatenkonferenz, deren Beschäftigung es war, von Tag zu Tag die gefaßten Beschlüsse umzustoßen, und als sie schließlich, stolz auf ihre Leistung, doch den Frieden unter den Balkanländern hergestellt hatte, nicht ohne im politischen Wurstkessel Europas selbst ununterbrochen Explosivstoffe zu häufen, da stürzten die siegreichen Serben, Griechen und Bulgaren übereinander los. Rumänien mischte sich hinein, und Siegerin war die Türkei. Europas Staatskünstler haben nun erreicht, daß alles anders wurde, als sie es in ihrer Weisheit bestimmt hatten, daß Oesterreich mobilisierte, daß Bußland probeweise riesige Truppenmassen an die österreichische Grenze warf, und daß Frankreich und Deutschland Hals über Kopf ungeheure Heeresverstärkungen vornahmen. Sie hatten erreicht, daß die Kriegsangst in allen Ländern wirtschaftliche Verheerungen anrichtete, die schon nach dem Kriege selbst schmeckten. Was dieses Jahr an ökonomischen und kulturellen Werten zerstört hat, das könnten Jahrzehnte des Friedens nicht wieder einbringen. Und an diese Jahrzehnte glaube, wer mag. Die bei ständig abnehmendem Bevölkerungszuwachs ständig zunehmende Truppenpräsenz in allen Staaten muß ja einmal die Katastrophe des Weltkrieges herbeiführen. Schon lange verschlingt die Erhaltung der Heere den weitaus größten Teil aller öffentlichen — von der Gesamtheit in immer steigenden Anforderungen erhobenen — Mittel. Das Jahr 1913 hat auch in dieser Beziehung einen Rekord aufgestellt; und es ist nur ein wahres Glück, daß wenigstens der von Herrn Carnegie bezahlte Friedenspalast im Haag fertig geworden ist. Sollten mal in Holland von West und Ost gegeneinander marschierende Truppen zusammenstoßen, so werden sie doch wissen, wo sie sich verschanzen können.

In Deutschland läuteten die Sylvesterglocken eine besonders trübselige Zeitspanne zu Grabe. Der Patriotismus herrschte unumschränkt über Land und

Leute. Wo Werte zur Geltung wollten, erschlug er sie, wo freier Atem auszuströmen schien, erstickte er ihn. Auch bei uns war der Balkankrieg der Ausgang alles Uebels. Die Habsgierer Monarchie machte geile Augen zu den umstrittenen Gebieten und suchte im Trüben zu fischen. Da Rußland ein gleiches tat und die beiden Waffenbrüder von 1813 miteinander ins Gedränge zu geraten drohten, erwachte bei uns die Begeisterung treuer Bundesgenossenschaft, der Friede schwankte, die Kurse fielen, die Krisen züngelten, die Pleite kroch über das Land. Das allgemeine Stocken in Handel und Gewerbe, die überall verminderte Kaufkraft und Kauflust, die dadurch bewirkte Arbeitslosigkeit und Hungersnot hielten die Staatsmänner, die Deutschlands Geschicke lenken, für den geeignetsten Zeitpunkt, um die tiefste Ursache all des Jammers, die unerträgliche Auspressung der Volksarbeit für Militärzwecke, in einer alles Dagewesene weit überbietenden, aller Phantasie spottenden Weise zu vergrößern. Um auf die klaffende Wunde, die man in den Leib der Volkswohlfahrt stieß, ein Heftpflästerchen zu kleben, kam man auf den vortrefflichen Einfall der nunmehr schmerzhaft fälligen Vermögensabgabe, die sich denn auch als eine vollkommen richtige Spekulation auf die kritiklose Kurzsichtigkeit unserer Politik machenden Nationalökonomen erwies. Ich habe hier mehrfach dargetan, daß diese angebliche Besteuerung der Reichen in der Wirkung ganz und gar auf eine erhöhte Belastung der Konsumenten, also der breiten Volksmassen, hinausläuft (vgl. Kain II, 12, S. 188 ff., III, 3. S. 70 etc.). Aber der Reichstag fraß die Riesenvorlage mit wahrem Behagen. Außer den Sozialdemokraten waren alle Parteien einig, sie anzunehmen, und die Roten halfen immerhin (wie manche meinen, um rascher zur letzten Rate ihrer Abgeordnetendiäten zu kommen), sie ohne Pause zwischen erster und zweiter Lesung durchzuhetzen, so daß

zehntausende junger Leute noch im Herbst zur Einstellung gelangen konnten. Der einmaligen Wehrabgabe erteilten auch sie ihren revolutionären Segen.

Die unmittelbare Folge dieser patriotischen Taten war in Frankreich die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, die den Zweck der deutschen Anstrengungen illusorisch machte und die Kriegsgefahr noch weiter steigerte.

Ehe die Heeresvermehrung und ihre Deckung noch unter Fach war, kamen jene anmutigen Enthüllungen über die Machenschaften der Firma Krupp, die reizende Kornwalzerepisode, die ja bekanntlich in zwei Prozessen allerlei Schiebungen und Bestechungen zum Zweck erhöhter Waffenaufträge für die Essener Industrie, keineswegs aber den Schatten eines Panamas sichtbar werden ließ. Als aber das Jahr zur Neige ging, da folgte der Essener Kornwalzer- die Zaberner Bettschisser-Affaire. Wer sie noch nicht kennen oder bei der Kurzlebigkeit unseres gesegneten Zeitalters schon vergessen haben sollte, lese die Begebenheiten im vorigen Heft des „Kain" nach. In den Prozessen gegen die Herren v. Forstner u. v. Beuter haben sie inzwischen ihre Bestätigung gefunden. Zur Vervollständigung des Filmdramas sei noch nachgeholt, daß eines Tages im Dezember ein Schuß aus der Propfenpistole eines kleinen Jungen alles, was rote Streifen an der Hose trägt, in neue Aufruhrstimmung versetzte, und daß während der Panduren-Szenen der Oberst v. Reuter dem Wunsche Ausdruck gab, es möge Blut fließen, die fernere Aeußerung aber: „Jetzt beherrscht Mars die Stunde!", wie er vor Gericht eingestand, in weiser Mäßigung unterdrückte. Nachträglich festzustellen bleibt ferner, daß die hochgebäumten Wogen der Empörung, die dem deutschen Reichstag vor einem Monat das Aussehen einer Art Nationalkonvent gaben, inzwischen vom Salatöl des Bewilligungseifers geglättet worden sind. Der lederne Kanzler

und der tönerne Kriegsminister kriegen ihr Gehalt, alle Etats werden bewilligt und die Sozi haben in großen Versammlungen Resolutionen gesammelt, aus denen jedermann erfährt, daß das Abgeben eines sozialdemokratischen Stimmzettels alle fünf Jahre einmal immer noch die erlösende Tat des deutschen Volkes bleibt. Mittlerweile ist der Winter mit Frost und Stürmen übers Land gekommen, und zur Wohnungs- und Fleischnot ist nun noch die bittere Sorge um das nötige Heizmaterial getreten. Denn der Gott, der Eisen wachsen ließ, hat sich in dieser Tätigkeit nachgerade übernommen und darüber die Produktion von Brennholz vernachlässigt.

Sat prata biberunt. Die Gefilde, auf denen Unzufriedenheit, Groll, Wut und keimende Rebellion gedeiht, sind überreich gedüngt. Wo soviel Schatten herkam, wie im Jahre 1913 über uns fiel, wird ja wohl auch viel Licht sein. Suchet, so werdet ihr finden! Klopfet an, so wird euch auf getan! Um aus den Niederungen des Elendes und der Verzweiflung in den Glanz unendlicher Lebensfreude zu gelangen, brauchen wir uns nur in die Regionen derer zu begeben, die auf den Höhen der Menschheit wandeln. Dort war 1913 ein Jahr der Lust, in dem liebliches Geläute und fröhliches Festefeiern keine Grenzen hatte.

Weil es just hundert Jahre her waren, seit der gewaltige Geschichtemacher Napoleon, geschwächt und am Ende seiner Leistungsfähigkeit aus Rußland zurückgekehrt, von den vereinten Armeen Europas auf deutschem Boden den Genickstoß erhielt, deshalb mußte bengalisches Feuer gemacht werden, bis allem Volk grün und rot vor den Augen wurde. Da gab es die Breslauer Säkular-Ausstellung mit dem erbaulichen Intermezzo des Hauptmann'schen Festspiels. Da gab es die Kelheimer Fürstenspeisung, auf Kosten eines bayerischen Hopfenpatrioten (ohne jede Gegenleistung! Allerdings soll der anonyme Gern-

groß inzwischen geadelt worden sein.) Da gab es die Leipziger Denkmalsenthüllung. Dort war der Gastgeber ein König, dessen Ahne als einziger deutscher Fürst Napoleon über Leipzig hinaus die Treue hielt. Da gab es allüberall Spezialfeiern, Kommerse, Serenaden und Reden, Reden, Reden. Es war sehr erhebend.

Aber es gab noch viel mehr. Es gab Fasanen-Massenabschießereien, Regimentsjubiläen, Fürstenbesuche und die Komplettierung der 22 deutschen Thronsessel durch einen Herzog und einen König. An alledem durfte das deutsche Volk freudigen Anteil nehmen. Woran es keinen Anteil nehmen durfte, waren etliche Telegramme, deren letztberühmte vom deutschen Kronprinzen ausgingen und die Zaberner bunten Röcke zu ihrer Schneidigkeit gegen das Bürgerpack beglückwünschten, aus dem einige Schurken gewagt hatten, ihren Mund in einer Weise zu verziehen, als ob sie lächeln wollten. Ueberraschende Telegramme haben in Deutschland seit langem nichts Ueberraschendes an sich. Es wird sieh aber die Betrachtung verlohnen, daß der deutsche Kronprinz nach menschlicher Voraussicht einmal deutscher Kaiser und König von Preußen sein wird (von Gottes Gnaden). Als solcher wird er nach eigenem Ermessen die Minister zu ernennen haben, die seine Politik machen. Er wird oberster Befehlshaber der Armee sein und in seiner Hand wird die Entscheidung über Krieg und Frieden liegen.

Prosit Neujahr!

Gedichte.

Stört mir den Schlaf nicht. Ich will noch träumen
von meiner bangen Jugend am Meer.
Aus des Wellenlärms Wüten und Schäumen
recken sich gischtige Gabeln und Besen,
langen die Hände gespenstischer Wesen
drohend zu meinem Strandsitz her.

Wahnvoll stürz' ich den Wogen entgegen.
Tragt mich in fremde Welten hinaus!
Auf euern Rücken will ich mich legen.
Wenn mich die stürmischen Wolken umpfeifen,
•will ich nach ihren Blitzen greifen,
leuchtende Waffen formen daraus.

Bleich in den Nebeln erscheinen Gestalten,
Frauen und Freunde. Ich will sie am Saum
spöttisch mich streifender Kleider halten,
•will sie um kurzes Verweilen bitten,
alle, um die mein Leben gelitten . . . .
Stört mir den Schlummer nicht. Gönnt mir den Traum.

Aus aller Trübnis sollst du mich retten,
sollst mir die Ketten
und Fesseln lösen
und mich vom Basen
und Kranken befrein.
Sieh! meine schönsten Gedanken sind dein.
Dich zu empfangen,
mach ich mich klar.
Weisst du noch, wie im vergangenen Jahr
uns Lerchen sangen r
So soll es wieder und immer sein.

Ick weiss von allem Leid, fühl' alle Scham
und möchte helfen aller Kreatur.
Der Liebe such ich aus dem Hass die Spur,
dem Menschenglück den Weg aus Not und Gram.
Den Trostbedürftigen geb' ich Wort und Fat,
den Haltbedürftigen reich ich meine Hand.
Doch Keiner war noch, der mein Wort verstand,
und Keiner, der die Hand ergriffen hat.
Ich weiss vom Leide nur, führ nur die Scham, —
und kann doch selber nicht Erlöser sein,
wie jener Jesus, der die ganze Pein
der Welt auf seine schwachen Schultern nahm.

Bemerkungen.

Der Fall Groß.[1]) Ueber den Fall Groß, der geeignet ist, auch noch den letzten Rest von Vertrauen auf die Objektivität deutscher Polizeibehörden zu zertrümmern, ist die weitere Oeffentlichkeit sonderbarerweise bisher völlig unorientiert geblieben. Die Tagespresse, deren Aufgabe es doch wohl ist, Auffälligkeiten im staatlichen Geschehen mitzuteilen, hat den Fall völlig einigen esoterischen Zeitschriften überlassen, die trotz großer Anstrengungen die skandalöse Affäre nicht zum Gegenstand einer allgemeinen Erregung machen konnten. Länger zu den Dingen schweigen, hieße sich an der Teilnahmslosigkeit einer offenbar mehr auf Polizeigunst als auf Aufklärung bedachten Presse mitschuldig machen. Vor zwei Monaten wurde der österreichische Nervenarzt, Dr. Otto Groß, ein bedeutender Gelehrter auf dem Gebiete der Sexualforschung und Psychoanalyse, plötzlich in seiner Wilmersdorfer Wohnung festgenommen und unter polizeilicher Bedeckung an die österreichische Grenze befördert. Jenseits der Grenze ist er in eine Irrenanstalt gesperrt worden. Die Berliner Freunde des Dr. Groß haben inzwischen ermittelt, daß die Polizei ihn als lästigen Ausländer aus dem preußischen Staatsgebiet ausgewiesen hat, und zwar auf ausdrücklichen Wunsch seines Vaters, des bekannten Kriminalisten Professor Dr. Hans Groß in Graz. Die Lästigkeit des Ausländers wurde in reichlichem Konsum von Morphium und Kokain gefunden. Mit derselben Erscheinung scheint man auch den gemeingefährlichen Irrsinn begründen zu wollen, der allein die gewaltsame Internierung rechtlich möglich macht. Ich bin seit sieben Jahren mit Dr. Groß persönlich befreundet, habe ihn in der ganzen Zeit als Morphinisten gekannt, niemals aber Anzeichen einer die Umgebung gefährdenden Geisteskrankheit wahrgenommen. Diejenigen, die in der letzten Zeit um ihn waren, bestreiten ebenfalls, jemals Zustände bei ihm gesehen zu haben, die seine Abschließung rechtfertigen könnten. " Wer außerdem seine

[1]) Die Berliner Zeitschrift „Die Aktion" fühlt sich bemüßigt, mich anzugreifen, weil ich nicht schon in der Dezember-Nummer des „Kain" auf den Fall Groß eingegangen bin. Ich bin im Gegensatz zur „Aktion" der Ansicht, daß man spruchunreife Dinge nicht öffentlich erörtern soll. Solange Hoffnung besteht, daß ein Unrecht ohne Druck von außen gut gemacht wird, fühle ich keinen Zwang, den Verlauf der Dinge durch Geschrei zu komplizieren. Die „Aktion" möge sich mehr als bisher über die Tragweite des gedruckten Wortes Gedanken machen und die Redaktionsführung des „Kain" getrost meinem Ermessen überlassen. **E. M.**

Publikationen las, die gedanklich überaus klar, sprachlich prachtvoll rein uud logisch klar und zwingend waren, muß über die Idee, dieser Mann sei toll, lachen. Seine Eigenheiten und Auffälligkeiten waren typisch gelehrtenhaft, ein Eingreifen der Polizei haben sie niemals nötig gemacht.

Daß der Grazer Professor bona fide und in der Meinung gehandelt hat, seines Sohnes Interesse verlange den Gewaltakt, scheint mir selbstverständlich. Unglaublich aber ist das Verhalten der Berlin-Schöneberger Polizei: Seit wann ist ein Mensch „lästig", weil er Medikamente nimmt? Seit wann finden Ausweisungen ohne Mitteilung an den Betroffenen und in der Form einer Verhaftung und Auslieferung an ausländische Irrenwärter statt? Seit wann genügt der Wunsch eines Vaters (selbst wenn er der berühmteste Kriminalist ist), zu Polizeimaßregeln, die ohne Rücksicht auf Gesetz und Brauch die Existenz allenfalls unbequemer Mitmenschen ruinieren? Was heute den Dr. Groß trifft, kann morgen jeden anderen treffen. Jeder besonders, der geistige Werte schafft, muß sich jetzt von der Polizei in seiner Lebenssicherheit bedroht fühlen. Wollen wir das schweigend hinnehmen? Die gesamte deutsche Presse (einschließlich der sozialdemokratischen) tut es.

Und noch ein paar Fragen. Bis jetzt hat niemand von Dr. Groß ein Lebenszeichen erhalten. Es muß als ausgeschlossen gelten, daß er an keinen seiner Freunde geschrieben hat. Auf Grund welchen Rechtes wird seine Korrespondenz unterdrückt? Und ferner: Er ist nach dem Gesetz berechtigt, gegen die Ausweisung Beschwerde einzulegen. Durch wen und durch welche Mittel wird er verhindert, das zu tun? Diese Fragen sind dringend. Sie werden, wenn sie nicht schleunigst einwandfrei beantwortet werden, öfter und nachdrücklicher gestellt werden.

Die Berliner Polizei — und die Tagespresse! — hat das Wort.

Zaberner Nachwehen. Der Berliner Polizeipräsident Traugott v. Jagow, Dr. jur., hat seinen Standpunkt verändert. Früher erklärte er: Die Straße dient dem Verkehr! Jetzt hat er sich zu der Ansicht durchgerungen: Die Straße dient der Staatshoheit! Staatshoheit ist ein Ding, das jenseits von Gut und Böse, außerhalb der Gesetze und hoch über der Kritik des Bürgerverstandes steht. Hält es die Staatshoheit für angezeigt, Schädel zu spalten, zumal wenn sie „fast in Feindesland" spazieren getragen werden, dann müssen Schädel gespalten werden. Der Leutnant v. Forstner war ein Instrument der Staatshoheit, da er angesichts eines lahmen Schustergesellen an das Goethewort erinnert wurde: „Jetzt geht es an ein Schädelspal-

ten!" Also hatte kein Gericht ihn zu verurteilen. — Ich habe keinen Anlaß, mit dem Dr. jur. juristische Disputationen zu führen. Ich freue mich neidlos an den hübschen Sätzen, in die er bisher nur seine Erlasse, jetzt auch seine Ergüsse zu fassen weiß. Noch mehr sollte es mich freuen, wenn er recht bald die Konsequenz aus seiner schriftstellerischen Begabung zöge und sich als engerer Kollege im Bezirke der Literatur begrüßen ließe. Wenn er seinen Polizeihelm an den Nagel hinge und — ohne den persönlichen Verkehr mit der preußischen Adelsfronde aufzugeben — humoristischer Schriftsteller würde, dann könnte man auch diesem Zeitgenossen noch eine gar nicht aussichtslose Zukunft prophezeien.

Bei den Kriegsgerichtsverhandlungen in Straßburg gegen die Ueberschneid der Zaberner Offiziere trat eine naturwissenschaftlich höchst beachtenswerte Tatsache zutage. Die nämlich, daß die Bekleidung eines nackten menschlichen Körpers mit einer deutschen Militäruniform nicht nur das Ehrgefühl, sondern zugleich die physischen Sinne in wahrhaft erstaunlichem Grade schärft. Volk, Bürger, Rechts- und Staatsanwälte, Landgerichtsräte, Kreisdirektoren und hohe Beamte bis zum Gensdarmen hinauf konnten in den kritischen Zaberner Tagen bei aller Aufmerksamkeit keine Aufruhrstimmung in der Stadt bemerken, während umgekehrt Oberste, Hauptleute, Leutnants, Sergeanten und Musketiere übereinstimmend die helle Rebellion wahrnahmen, gegen die Maschinengewehre und Belagerungszustand präpariert werden mußten. Möglich auch, daß dem bunten Rock mediale Eigenschaften innewohnen. In dem Falle würden sich die widerborstigen, johlenden, schimpfenden, Steine werfenden und sich zusammenrottenden Zaberner Einwohner als für die okkulte Wissenschaft überaus lehrreiche Beispiele von Materialisations-Phänomenen charakterisieren. Vielleicht ließe sich das interessante Experiment anderswo wiederholen: Man stelle auf einen menschenleeren Platz ein Bataillon Soldaten auf, das in kriegerischer Begeisterung auf Semmeljungen und Zeitungsfrauen Jagd machte. Wer weiß, ob nicht binnen kurzer Zeit, hervorgerufen durch die transzendenten Kräfte der Uniformen, die leibhaftige Revolution in vollem Gange wäre[1])

Der Rächer seiner Ehre. Weibergeschichten sind in Kavalierkreisen der interessanteste Unterhaltungsstoff. Die Gentlemen-Sitten gestatten es durchaus, daß die Zärtlichkeiten vertrauender Mädchen dem zotenden Gespött renommistischer

[1]) Oberst v. Reuter und Leutnant Schad sind freigesprochen worden. Auch Herrn v. Forstner hat das Oberkriegsgericht die sechs Wochen geschenkt, die ihm zuerst zudiktiert waren. Ich gönne den Herren, wie jedem anderen Menschen, gerne ihre Freiheit. Ich freue mich sogar des Urteils. Denn die nunmehr festgestellte Tatsache, daß in Deutschland die Offiziere so handeln dürfen, wie es die Herren in Zabern getan haben, wird ja vielleicht doch in manchen Landsleuten antimilitaristische Stimmungen erwecken, wie wir Agitatoren sie bei aller Bemühung in Jahren nicht zuwege bringen könnten.

Wirtshauskumpaneien ausgeliefert werden. Ist es gar einem geglückt, eine verheiratete Frau herumzukriegen, dann ist er der bewunderte Held der Gesellschaft. Welche Frau diesen Leuten Liebe entgegenträgt, hat ihre Achtung verscherzt. Das Recht auf Sinnengenuß steht nach ihrer Auffassung nur den Männern zu. Die armen Geschöpfe, die ihnen dazu verhelfen, sind für sie Jagdwild, das zur Strecke zu bringen Ruhm einträgt. Aus dieser schweinischen Ethik erklärt sich die ungeheure Furcht, selbst Hahnrei zu werden. Die angetraute Frau ist leibeigener Besitz des Mannes, der sich selbst außereheliche Freiheiten gerne verzeiht. Wem etwa die Frau eines Kavaliers ihre Liebe zuwendet, erwirbt ja nach der Meinung dieses Kavaliers das Recht, mit seinem Glück vor den Kneipgefährten zu prahlen, die Nacktheit seiner Geliebten vor ihnen auszubreiten, ihren Namen — also den ihres Gatten — durch den Dreck zu zerren und also den Ehemann zu blamieren. Man hat es ja selbst ein Dutzendmal ebenso gemacht. Die Blamage — kommentmäßig geschändete Ehre genannt — kann natürlich nur mit Blut gesühnt werden. Schießt also der Ehemann die in flagranti erwischte Gattin über den Haufen, so findet das sein Standesgenosse ganz in der Ordnung, — sofern er nicht etwa der Ehebrecher war.

Meinetwegen soll das Schwurgericht den Reichstagsabgeordneten Grafen Mielczinsky gern freisprechen. Durch seine Verurteilung werden seine unglücklichen Opfer nicht wieder lebendig. Seine eigene Ueberzeugung von dem göttlichen Recht, seine Ehre durch den Doppelmord zu rächen, wird auch im Zuchthause nicht gebrochen werden. Andere Kavaliere aber die, wie er, sich die Liebe einer differenzierten Frau nicht zu erhalten wußten, werden sich durch sein Martyrium schon gar nicht abschrecken lassen, im gleichen Falle ebenso zu handeln.

Es wird, fürchte ich, noch recht lange dauern, bis die Maxime den Wert eines Gemeinplatzes hat, daß, was auf einem Liebeslager geschieht, allein Sache der beiden Liebenden ist. Alles Geschlechtliche wird erst unrein, wenn sich Unbeteiligte darum kümmern. Ob es freilich je gelingen wird, 'Kavalieren und Bürgern begreiflich zu machen, daß auch ein Ehemann unbeteiligt ist, wenn seine Frau ihren Geliebten küßt, das steht dahin. Die Frauenbewegung muß ja die Erringung politischer Rechte betreiben. Für den Kampf um die Selbstbestimmung des Weibes in seinen persönlichen und ursprünglichen Angelegenheiten fehlt es ihr an Zeit.

Bildende Kunst. Der Münchener Bildhauer Ludwig Engler schreibt mir einen Brief, den ich im Auszug wiedergebe, soweit für die prinzipielle Seite der Sache Interesse bei den Lesern des „Kain" vorauszusetzen ist. Wer Uber die Details orientiert werden will, setze sich mit den Organisatoren der Idee selbst in Verbindung:

„Sehr geehrter Herr Mühsam!

Ich möchte Sie hiermit freundlichst bitten, in ihrem „Kain" einige wohlwollende Zeilen dem Lebenswerke eines Idealisten

zu widmen, der von der gesamten Presse totgeschwiegen zu werden scheint, nämlich dem Projekt einer „Kunstbörse", für die der Münchener Maler Dr. Bunzel seit Jahr und Tag agitiert und arbeitet. Daß es höchste Zeit war, für die bildenden Künstler, sich auch sozial zusammen zu tun, sah man allmählich ein, denn Kritik, Jury und Kunsthändler erschweren ihnen das saure Leben noch mehr. Zur Abwehr gegen die ,.Jury" gründete man die juryfreie Vereinigung. In ihren Ausstellungen sieht jedoch schon der oberflächlichste Beschauer an der Zusammenstellung von sog. Schreckenskammern, daß eben doch eine Jury gewaltet hat. Ein kaltblütiger Vorstand benützte die Ausstellung gleich dazu, eine Kollektiv-Ausstellung seiner Schülerinnen zu veranstalten, um so auf seine hervorragende Lehrbefähigung hinzuweisen. Abgesehen hiervon ist auch die soziale Förderung durch Anschluß an diese Gruppe nicht erreicht. Um die andere Fliege zu fangen, wurde die Wirtschaftliche Vereinigung Münchener Künstler gegründet, deren geistiger Vater eben dieser Maler, Dr. Bunzel, ist. Zum Dank dafür ließen sie ihn in der Gründungsversammlung nicht einmal zu Wort kommen. Diese beiden Vereinigungen werden durch die „Kunstbörse" überflüssig. Der Bau dieser Kunstbörse soll bis ca. 1. Juli 1914 errichtet werden aus dem Erlös einer Lotterie. Das Gebäude soll, dem Wesen der Kunst angemessen, von schlichter Vornehmheit und zweckmäßig ohne Einbauten und Stiegen sein, damit alle Plätze gleich belichtet sind. Mit der Bewilligung der Lotterie wird sofort die Ausschreibung einer Konkurrenz unter den in Bayern ansässigen Architekten erfolgen. Die „Kunstbörse" bringt in erster Reihe die Hebung des Erwerbes aller Künstler. Jedem Künstler ist die Möglichkeit gegeben, als sein eigener Kaufmann — in stetem Kontakt mit der Oeffentlichkeit — durch die Schaustellung seiner Produktion auf seinem fixen — ihm lebenslänglich zugehörigen Platz — allen Liebhabern, Sammlern, Händlern, Gallerie-Leitern — einen Ueberblick über sein gesamtes Schaffen zu geben. Insbesondere der Amerika-Export, wo uns Frankreich und England um 700 bis 1000 Prozent übertrifft, wird dadurch gesteigert werden. Es werden Aufträge und Bestellungen vermittelt werden. Die Kunstbetriebsmittel werden vorteilhaft beschafft werden können. Der Absatz wird günstiger durch die Ausschaltung jedes Zwischenhandels, da alle Werke in eigener Regie verkauft werden etc. etc. Die Kunstbörse würde weiter evtl. durch Stiftungsfonds armen darbenden Künstlern durch Abkauf oder Bestellung von Werken helfen; beim Verkauf dieses Werkes würde der Erlös als Tilgung wieder dem Fonds zugute kommen: sodann würde leicht eine Krankenkasse ausgebaut weiden können. Es soll sodann durch freie Vorträge auf das Publikum eingewirkt werden, als Weihnachts-, Namenstags-, Geburtstags-, Hochzeits- und Brautgeschenke lieber billige Kunstwerke als billigen Bazarschund zu kaufen. Schutz der Kunst als Wirtschaftsfaktor, der einzelnen Künstler gegen boshafte Herabwürdigung und Schädigungen in ihrem wirtschaftlichen Fortkommen von seiten der Kritiker. Schutz gegen unlauteren Wettbewerb, gegen ausbeuterische und wucherische Unternehmungen aller Art, gegen bedenkliche Wettbewerbsausschreibungen. Die Kunstbörse wird mit einem Normalvertragsformular die einheitliche Wahrung sämtlicher

Verlagsrechte sichern: sie wird den Wertzuwachsanteil jedes Werkes gewährleisten und die wirtschaftlich Schwachen werden gehoben werden."

Es handelt sich also um die Idee einer wirtschaftlichen Koalition der bildenden Künstler auf genossenschaftlicher Basis. Da ich den gangbarsten Weg zur Sozialisierung der Weltwirtschaft in der genossenschaftlichen Eliminierung des Zwischenhandels erkenne, ist mir der Plan überaus sympathisch. Um so mehr, als er sich eng mit einer Idee berührt, die ich seit Jahren mit mir herumtrage: der Gründung einer Schriftsteller-Verlags-Genossenschaft. Die Schwierigkeit liegt nur hier wie dort im „Widerstand der stumpfen Welt". Miesmacherei war von jeher die Schrittmacherin aller Reaktion. (Daher der Name Liberalismus.)

Aus Graphikerkreisen werde ich auf die gegenwärtige Schwarz-Weiß-Ausstellung der Münchener Sezession aufmerksam gemacht, die den Anblick kompletter Unfähigkeit bieten soll. Das wird damit erklärt, daß die Jury ausschließlich aus Malern bestand. Kein einziger Graphiker war unter ihnen. Demnächst soll, wie ich höre, eine Pferdeausstellung stattfinden. Die Jury wird sich aus Roßschlächtern zusammensetzen.

Willi und Witti. Kürzlich hatten wir Besuch aus Berlin. Der Kaiser und seine Frau kamen nach München, um dem König und seiner Frau zu ihrer neuen Stellung zu gratulieren. Zum Zeichen der Begeisterung hatte man überall, wo schöne Architektur zu verstecken war, Grünkram mit Fähnchen und goldlackierten Kränzen davorgebaut. (Bei dem Sturm am Abend vorher war so ein Riesenkranz aus Lorbeer und Bronze aus Haushöhe gerade neben mir niedergeklatscht und hätte mich beinahe erschlagen. Ich gestand mir, daß mir fast jede andere Todesart sympathischer wäre.) Die Ausschmückung der Stadt mit Verkehrshindernissen kostete 30 000 Mark. Die Patrioten sagten, so komme das Geld unter die Leute. Die Hoflieferanten, unter die das Geld kam, sollen auch wirklich freudig bewegt gewesen sein. Ebenso beglückt waren die bevorzugten Mitbürger, die zum Hofknix in die Residenz oder aufs Rathaus bestellt waren. Zu ihnen gehörte auch der zweite Gemeindebevollmächtigte der Stadt, der vaterlandslose Geselle Witti. Willi und Witti haben sich lange und leutselig miteinander unterhalten. Der „Vorwärts" hat sich darüber aufgeregt, aber die süddeutsche Ratschkatl. auch „Münchener Post" genannt, hat dem „Vorwärts" das Maul gestopft.. Wir wissen nun, daß die Wahl Wittis zum Gemeindebevollmächtigten von der Bereitwilligkeit der Sozialdemokratie abhängig war, ihre republikanische Gesinnung auch mal beiseite zu stellen. Witti hat blos „repräsentiert", als er, den Zylinder in der Hand, vor den Mann hintrat, der in 25 Regierungsjahren aus der Verachtung, die ihn gegen Wittis Partei beseelt, nie ein Hehl gemacht hat. Der „Takt" gebot Herrn Witti, auf huldvoll an ihn gerichtete Fragen, den Daumen an der Hosennat, „jawohl, Majestät!" zu stammeln. Wilhelm II. hat einmal — vor langen Jahren schon —

behauptet: „Mit den Sozialdemokraten werde ich allein fertig." Er hat recht behalten.

Der Schutzmann. Ich werde nicht müde werden, hier das Material zusammenzutragen, das der Schutzmann nicht müde wird, seinem Ordnungseifer zu entbinden. Freilich ist er produktiver, als ich. Das Tempo seiner Sittlichkeit wird so leicht von keiner Publizistik innegehalten werden können. Seine Wirksamkeit als Theater- und Kinozensor soll heute übergangen werden, obwohl die Kastration des Hauptmannschen „Atlantis"-Films gerade aktueller Gegenstand allgemeinen Gelächters über den Münchener Schutzmann ist. Ich will lieber eine kleine Geschichte erzählen, die ich vor ein paar Tagen beobachtete.

Ich saß mal wieder.-unabgeschreckt, zu nächtlicher Zeit im Restaurant des Hauptbahnhofes, versehen mit einem gültigen Fahrtausweis zum Südbahnhof, und selbstverständlich in der festen Absicht, mit dem nächsten Zuge die Reise zum Südbahnhof anzutreten. Denn zu dieser jeweils zu fassenden Absicht bin ich schon einmal verurteilt worden. Der große Raum war gesteckt voll Menschen. (Das Bedürfnis nach einem nachts geöffneten Restaurationslokal ist dem Schutzmann in München bekanntlich noch nie bemerklich geworden.) Alle hatten gültige Fahrtausweise bei sich. Der Eisenbahnfiskus muß eine schöne Einnahme haben buchen können. Mein Blick aber haftete an einem Plakat, das die Wände der Wirtsstube zierte. Darauf stand, daß in den Stunden von 3 bis 6 Uhr morgens am Bahnhof alkoholhaltige Getränke nicht verabreicht werden dürfen. Ich überlegte: als was für besoffene Schweine müssen sich doch die Fremden bewährt haben, die des Nachts den Münchener Hauptbahnhof passieren, daß man zu so rabiaten Maßnahmen greifen muß! Oder sollen vielleicht die Einheimischen mit dem Verbot getroffen werden, die in den Straßen der Residenz hilflos umherirrend, endlich nach reichlich erlegter Steuer Einlaß im Bahnhof gefunden haben? Aber dann wäre ja die Sperre überflüssig? Dann wäre ja abgestellt, was angeblich mit der Schließung auch dieses Restaurants verhütet werden sollte? Während ich darüber nachdachte, kam die Kontrolle, ein Bahnbeamter, ein Polizeiwachtmeister und zwei Schutzleute, und ich merkte, daß über meine Betrachtungen der Zug nach dem Südbahnhof abgefahren war. Also mußte ich zu meinem Kummer die Reise aufgeben. Inzwischen sah ich, wie sich die Anwesenden scharenweise von den Tischen erheben und, dem Befehl des Wachtmeisters gehorchend, das Lokal verließen. Aber ein junger Mann war dabei, ein Ausländer, der den Schutzleuten begreiflich machen wollte, er habe nichts getan und wolle nur seinen Kaffee austrinken. Er konnte es durchaus nicht einsehen, daß er hinausgeschmissen werden sollte, da er doch ein Billett gekauft und sich, wie alle anderen, absolut ruhig verhalten hatte. Aber die Schutzleute verstanden ihn so wenig, wie er sie. Sie packten ihn — drei Mann hoch — und pufften, schoben und schleppten ihn zur Bahnhofswache. Hinterher ein mächtiger Schwarm Menschen,

aus dem plötzlich ein Pfiff ertönte. Und nun gellte der ganze Bahnhof von schrillem Pfeifen und lauten Pfui!-Rufen. Ich kaufte mir noch eine Zeitung und sagte dann zu meinem Begleiter (der das Münchner Nachtleben kennen lernen und mit dem ich deshalb zum Südbahnhof fahren wollte): „Sehen Sie, so ist der Münchener Schutzmann. Wo Ordnung ist, schafft er Verwirrung, wo Zufriedenheit ist, Wut, und wo Ruhe ist, Lärm." Schweigend gingen wir heim.

Zuhause las ich die Zeitung. Da stand drin, daß man auch in diesem Fasching keine Schiebe- und Wackeltänze dulden werde. Ebenso sei der Tango verboten. Denn nach dem Urteile von Sachverständigen sei dieser moderne Tanz geeignet, die Sinnlichkeit zu reizen. Lieber Herr Schutzmann! Bestellen Sie Ihren Sachverständigen einen schönen Gruß von mir und sagen Sie ihnen: Bis jetzt war alle Welt der Meinung, daß jeder Tanz die Eigentümlichkeit hat, die Sinnlichkeit zu reizen. Der Herausgeber des „Kain" sei aber persönlich der Ueberzeugung, daß noch nie, seit die Welt steht, zu einem anderen Zwecke getanzt worden sei, als um sinnliche Reizungen hervorzurufen.

München ist die drittgrößte Stadt des deutschen Reiches. . .

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. l u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. l u. 1a

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

***) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.**

Jahrgang III. No. 11. Februar 1914

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Die Fremdenlegion.** — **Bemerkungen:** Geburtstage. — Der Leim klebt nicht. — Komische Leute. — Calumniatur audacter... — Großstädtisches. — Die Groß-Affaire. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III. No. 11.

München, Februar 1914

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Die Fremdenlegion.

Mit zwei Milliarden Mark muß jährlich die Henne gefüttert werden, die unter dem Namen „Deutsehe Wehrmacht" im bedrohten Vaterlande herumgackert. Jetzt ist sie mit einer Extramilliarde noch fetter aufgeplustert worden und beansprucht infolgedessen fortan noch erheblich mehr Getreidekörner aus den Aeckern des deutschen Volkes als bisher. Der Geflügelzüchter Michel ist ein Schafskopf, denn er merkt nicht, daß das meschuggene Huhn ihm nichts als Kuckuckseier in den Stall legt. Eines guten Tages aber wird es ihm schmerzlich fühlbar werden, wenn nämlich der zärtlich gepflegte „bewaffnete Friede" an Ueberfütterung krepiert, seine Kücken aber auskriechen und sich die mißgestalteten Kreaturen als Krieg, Hunger und Pestilenz über das Land ergießen.

Die Erbpächter der deutschen Ehre und der deutschen Phrase möchten das 43jährige Friedensvieh schon längst zum Platzen bringen. Sie ängstigen deshalb den dummen Michel heute mit diesem, morgen mit jenem Bauernschreck und heißen ihn zur Abwehr immer größere Mengen seiner schwitzend erarbeiteten Profite in die Armee hineinstopfen. Fehlt

blos noch ein geeigneter Anlaß — und der Krieg gegen den „Erbfeind" ist fertig.

Aber es hat sich herausgestellt, daß es bei den schauderhaften Formen, in denen sich heutzutage ein europäischer Krieg abspielen würde, nicht mehr so ganz leicht ist, die Volksseele zum Kochen zu bringen. Weder die marokkanischen Diplomatenkünste noch die Bemühungen, die Folgen der Balkanwirren friedlich zu überwinden, haben der Schwerindustrie und ihren Hintermännern genützt, den Massenmord in Szene zu setzen. So ein Krieg muß schon aus den Tiefen des europäischen Volksgemüts selbst heraussprudeln.

Seit geraumer Zeit kultivieren die patriotischen Giftmischer eine sehr wirksame Methode, um besagtes Volksgemüt in Wallung zu bringen. Sie zeigen ihm den Feind in der Beleuchtung eines Schubiaks, der darauf aus ist, wehrfähige Söhne der Deutschen mit den Mitteln der Verführung und Vergewaltigung ins eigene Lager hinüberzulocken, um sie der französischen Fremdenlegion einzuverleiben. Dort seien die also Geworbenen den schändlichsten Mißhandlungen und Plackereien ausgesetzt, in fortwährender Gefahr, massakriert zu werden, wehrlos entrechtet und über kurz oder lang einem elenden physischen und psychischen Zugrundegehen preisgegeben.

Hier soll gewiß kein Lobgesang auf die Fremdenlegion angestimmt werden. Denn es sei ferne von mir, an irgend welche militärische Organisation freundliche Empfindungen zu hängen. Aber die Hetzanklagen der deutschen Friedensstörer sollen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und ihre Propaganda soll als deutsche Kriegsmache dargetan werden, — um des Friedens willen. Das Material, mit dem ich den systematischen Lügen der deutschen Legionsgegner entgegentreten will, danke ich zum Teil eigenen Informationen, zum Teil einem sehr sachlichen und instruktiven Artikel des Franzosen

Pierre Mille, der unter der Ueberschrift „La Legion étrangère et l' Allemagne" in der Züricher Zeitschrift „Wissen und Leben" erschienen ist.

Wollte man der deutschen Schreipresse und dem neuerdings mit der Zentrale München etablierten „Schutzverband gegen die Fremdenlegion" glauben, dann reisen in Deutschland Dutzende französischer Werber umher, die junge Leute in verrufenen Kneipen besoffen machen, sie dann einen Wisch unterschreiben lassen, der sie für fünf oder zehn Jahre oder auf Lebenszeit mit Haut und Haaren der Fremdenlegion ausliefert, und verschleppen sie über die Grenze. Die französische Regierung aber unterjocht mit den also düpierten deutschen armen Teufeln die algerischen Aufwiegler. — Zunächst ist es schon Schwindel, daß sich die Legion ganz oder auch nur zum größten Teil aus Deutschen rekrutieren soll. Herr Mille stellt folgende Statistik zusammen: Die Legion hat etwa 14 000 Mann. Das zweite Regiment bestand am 1. Januar 1913 aus 2196 Franzosen, 985 Deutschen, 354 Elsaß-Lothringern, 391 Belgiern, 327 Schweizern, 255 Italienern, 128 Spaniern, 87 Thunesen, Algeriern und Marokkanern, 61 Russen und Polen, 141 Luxemburgern, und einer Anzahl Oesterreichern, Türken, Amerikanern, Japanern und Malaien. Im ersten Regiment sind die Zahlenverhältnisse — bei sorgfältiger Beobachtung — die gleichen: Im Januar 1912 enthielt es, bei 5300 Mann, 50 Prozent Franzosen, 18 Prozent Deutsche, 7 Prozent Elsaß-Lothringer, 7 Prozent Belgier, 6 Prozent Schweizer, 3 Prozent Italiener. Daß der Bericht Deutsche und Elsaß-Lothringer unterscheidet, scheint mir sehr berechtigt,, da ja die elsässischen Legionäre von der Eindeutschung ihres Vaterlandes für ihre Personen keinen Gebrauch mehr machen, ihre wahre Nationali« tat aber, wenn die Politik der deutsch-nationalistischen Grenzkolonisatoren irgend einen Sinn haben soll, französisch ist. Aus der ganzen Aufstellung aber

ist ersichtlich, daß der internationale Charakter der Fremdenlegion durch ein Ueberwiegen des deutschen Elements in keiner Weise bestimmt oder gar beeinträchtigt wird.

Auf das Märchen von den in Deutschland herumschwärmenden „racoleurs" geht Mille fast gar nicht ein. Er hat wohl keine Ahnung von den Dimensionen, die die Furcht vor den Werbern für die Fremdenlegion bei uns schon angenommen hat. Immer häufiger liest man in den Zeitungen von Fällen, in denen ein Student, ein junger Kaufmann oder ein reicher Erbe von solchen Seelenkäufern über die Grenze gelockt und um sein Lebensglück geprellt sein soll. Besonders seit der Entstehung jenes „Schutzverbandes" häufen sich die Fälle ganz auffallend. Ich wage die Behauptung, daß noch niemals ein „Werber" für die Legion in Deutschland gewirkt hat, es sei denn, daß ein ehemaliger Legionär selbst rühmend von seinen Erlebnissen erzählt und damit andere Leute veranlaßt hat, dort auch ihr Glück zu versuchen. Denn es wäre doch merkwürdig, wenn es in den 80 Jahren des Bestehens der Legion den berühmt scharfsinnigen deutschen Polizeibehörden noch nie gelungen wäre, so einen Schweinekerl dingfest zu machen. Schließlich ist doch nicht überall, wie in München, die ganze Tätigkeit der öffentlichen Gewalt mit dem Aufstöbern von Polizeistunden-Uebertretungen absorbiert. Das Einstellen von Werbern wäre aber auch eine ganz überflüssige Energie- und Geldverschwendung für die französische Militärbehörde. Denn der Zulauf zur Fremdenlegion ist so groß, daß höchstens die Hälfte von denen, die hinein wollen, aufgenommen werden können. Die Legion stellt jährlich etwa 2000 Marin ein. 18 Prozent Deutsche macht darunter 360 Mann. Es bedarf keiner umständlichen Psychologie, um zu begreifen, daß unter uns mehr Leute sind, die den Wunsch haben, in jener allgemeinen Zuflucht für Enteleiste unterzutauchen.

Im Jahre 1907 war ich in Paris. Der Verkehr mit den paar deutschen Anarchisten, die sich dort aufhielten, führte mich auch in die kleine Herberge, in der sich deutsche arme Teufel trafen. Da waren Deserteure, Defraudanten, auch einzelne, die um schwerer Verbrechen willen im fremden Lande Versteck spielten. Die meisten von ihnen hatten nur noch ein Ziel: die Fremdenlegion. Ich riet ihnen ab, gab ihnen antimilitaristische Lektionen. Was mußtet ihr in Deutschland desertieren, fragte ich, wenn ihr nun doch Soldaten werden wollt? Dann geht schon lieber zurück, reißt euere zwei Jahre herunter und seid frei. Aber die Leute hörten nicht auf mich. Sie hatten nur eine Angst: daß man sie nicht annehmen werde.

Freilich konnte ich ihnen wenig erwidern, wenn sie mir die Unterschiede auseinandersetzten zwischen dem strengen Drill im deutschen Heer und dem wilden Erleben, dem abenteuernden Draufgehen in Afrika. Der Einwand, daß die Eingeborenen, auf die sie schießen müßten, Menschen seien wie sie, verfing nicht. Auch sie seien Wild, Gehetzte, Verfolgte, vor deren Leben kein Mensch Respekt habe. Und sie setzten ihr Leben aufs Spiel.

Das Verführerischste aber ist dies: denverirrten Burschen, der wegen irgend eines Deliktes gesucht wird, und der nun in die Fremdenlegion flüchtet, fragt niemand nach Namen und Art. Er hat keine Papiere und kein Geld, Dort findet er die Möglichkeit, weiter zu leben. Er erhält den Namen, den er selbst sich beilegt. Seine Vergangenheit ist ausgelöscht. Eine — vielleicht schönere — Zukunft liegt vor ihm. Er wird Kamerad von Menschen aus anderen besseren Lebenssphären. Denn es ist eine merkwürdig zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich in der Legion zusammenfindet. Pierre Mille erzählt darüber höchst seltsame Dinge. Das seltsamste davon ist wohl, daß eines Tages ein deutsches Kriegschiff kam, um den Leichnam eines Hohenzollern-

Prinzen abzuholen, der als Legionär gestorben war. Die deutschen Zeitungen haben davon nichts erfahren, aber der von mir zitierte Gewährsmann ist so seriös und zuverlässig, daß an der Wahrheit dieses Berichtes kaum gezweifelt werden kann.

So tendenziös lügenhaft wie die Werbergeschichten, sind auch die Behauptungen der Kriegsschürer über die Behandlung der Legionäre an Ort und Stelle. Ueber Soldatenmißhandlungen herzuziehen steht vielleicht denen, die sonst das Maul nicht voll genug nehmen können, wenn sie die „Disziplin" in der deutschen Armee preisen, am übelsten an. Es ist natürlich sehr wahrscheinlich, daß derartige Dinge auch in der Fremdenlegion vorkommen. Herr Mille dürfte in diesem Punkt zu optimistisch urteilen. Er weiß nur von einem Unteroffizier zu berichten, der sich durch seine Rohheiten hervortat. Der Mann war Deutscher. Ich habe keine Ursache, eine militärische Einrichtung in Gloriole zu setzen, und nehme ohne weiteres an, daß Rüpeleien gegen Untergebene in der Fremdenlegion ebenso zuhause sind wie anderswo, obwohl das Gefühl der Kameradschaftlichkeit naturgemäß dort erheblich stärker ausgeprägt sein muß, als in den übrigen Heeren. Was aber von den drakonischen Bestrafungen von Deserteuren gefaselt wird, ist — diese Kenntnis beziehe ich nicht allein aus der Mille'sehen Arbeit — größtenteils Mumpitz. Richtig ist, daß Desertionen „vor dem Feinde" mit dem Tode gesühnt werden. Das ist dort so wie überall, und wer sich als Freiwilliger zum Kriegführen anwerben läßt, muß das wissen und handelt also auf eigenes Risiko. Er muß sich sogar sagen, daß eine Desertion aus der Fremdenlegion unter solchen Umständen viel gravierender ist, als in anderen Fällen, wo der Soldat, ohne irgend welche Neigung zum Militärdienst je bekundet zu haben, gewaltsam gezwungen wird, in den Kugelregen hineinzumarschieren. Im übrigen aber werden in der Legion mili-

tärische Vergehen bedeutend laxer beurteilt als in den europäischen Heeren. In Friedenszeiten gibt man sich wenig Mühe, Deserteure einzufangen. Denn Menschenzufluß ist genügend vorhanden, und auf Elemente, die sich durch die Tatsache ihrer Flucht als unzuverlässig erweisen, legt man keinen großen Wert. Erreicht man sie aber doch, dann gibt's ein paar Wochen Arrest, und die Sache ist erledigt. Daß der Dienst in Algier strapaziöser ist als in Europa, ist wohl selbstverständlich. Aber die Lust nach strapaziösen Abenteuern ist ja für die meisten der Magnet, der sie in die Fremdenlegion gezogen hat. Die Leute wollen ja Kriegsgefahren. Das Risiko ihres Lebens setzten sie dafür vorher zum Pfand.

Die Einzelfälle, die in der letzten Zeit durch die deutsche Presse gezogen wurden, werden von Herrn Mille ausführlich erörtert. Was davon übrig bleibt, ist nichts, was die bezweckte Erregung rechtfertigen könnte. Der Bürgermeister Trömel von Usedom trat freiwillig in die Fremdenlegion. Das wird auch in Deutschland nicht mehr bezweifelt. Der junge Hans Müller, der tatsächlich wegen Fahnenflucht vor dem Feinde füsiliert wurde, sollte erst Deutscher sein. Dann gab man zu, daß er aus der Schweiz stamme, und endlich stellte es sich heraus, daß erFranzose war. Der arme Junge hat die Scheußlichkeit, die an ihm verübt wurde, und die jedes Kommando an ihm verübt hätte, selbst gar nicht als Ungerechtigkeit empfunden. Der Abschiedsbrief an seine Eltern lautete: „Je sais que demain je vais etre fusilié" et c'est justice. J'ai mérité m on chatiment. Je vous demande pardon. Oubliez-moi." Bleibt noch der Fall des Deutschen Max Simon. Dessen Abschiedsbrief an seine Eltern, wonach er ebenfalls von seinen Kameraden erschossen werden sollte, ging durch alle Blätter. Diese ganze Geschichte hat sich als dummer Schwindel entpuppt. Als man dem Simon, der gar nichts verbrochen hatte, das Zeitungsblatt vorhielt.

erklärte er, sehr erstaunt: „Ich habe das gar nicht geschrieben!"

Nach alledem besteht gar keine Ursache, die Fremdenlegion heftiger oder aus anderen Motiven heraus zu bekämpfen als jede andre militärische Organisation. Daß wir Anarchisten und Antimilitaristen die Fremdenlegion von dieser prinzipiellen Bekämpfung nicht ausnehmen werden, versteht sich ganz von selbst. Denn auch sie ist ein Institut, dazu bestimmt, Menschen zu töten, Länder zu usurpieren und dem Kapitalismus Halt zu geben. Das ist wenigstens gegenwärtig ihre Aufgabe. Bei ihrer Gründung waren allerdings andere Motive maßgebend, die politischer Natur waren. Der eigentliche Gründungstermin war der 10. März 1831; als es sich für Frankreich schon darum handelte, Algier zu unterjochen. Aber der Plan der Gründung liegt weiter zurück. Auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde die Idee gefaßt, aus den Resten der international zusammengesetzten großen Armee Napoleons eine ständige internationale Einrichtung unter französischer Herrschaft zu machen, für die schon damals der Name „Fremdenlegion" erfunden wurde. Es handelt sich also nicht um eine französische, sondern um eine internationale Gründung, und es ist heute immerhin interessant, daran zu erinnern, daß sich unter denen, die sich für die Idee dieser Fremdenlegion besonders interessierten, der preußische Generalfeldmarschall Blücher befand. Dies sei nachdrücklich hervorgehoben, um die Lächerlichkeit des Wehgeschreies darzutun, daß es möglich ist, deutsche Menschen unter französischen Fahnen zu sammeln.

Der Lärm um die Fremdenlegion hat bisher schon größere Unruhe in Deutschland bewirkt, als im Interesse des Völkerfriedens gut ist. Kaum einer wagt, gegen das Gekeife der deutschen Nationalisten den Mund aufzutun, um seinen Patriotismus nicht in Zweifel zu setzen. Bis in die Reihen der Sozialdemo-

kraten herrscht diese Angst vor der öffentlichen Kritik. Bedenkt man dagegen, wie empfindlich die Franzosen gerade in puncto Fremdenlegion reagieren, und wie schwer derartige Sentiments und Ressentiments bei politischen Komplikationen ins Gewicht fallen, dann wird man ermessen, wie leicht die Kriegshetzer gerade mit dieser Agitation ihr verwerfliches Ziel erreichen können. Bekämpfen wir die Fremdenlegion wie jede Militärmacht mit den Mitteln, die uns unsere antimilitaristische Friedensliebe eingibt, niemals aber in Formen, die in sich selbst neue Kriegsgefahr enthalten.

Bemerkungen.

Geburtstage. Ernst Haeckels 80ster Geburtstag kann hier übergangen werden. Von dem, was der Gelehrte Haeckel geleistet hat, verstehe ich nichts. Seine Philosophie aber geht mir derartig contre coeur, daß ich mich bei Gelegenheit eines Freudenfestes nicht mit ihr auseinandersetzen möchte. Als Menschen wünsche ich dem alten Herrn alles erdenkliche Gute.

Mein Herz ist in diesem Monat bei anderen Jubilaren, und von ihnen will ich zuerst einen nennen, dessen Wirken in Deutschland nahezu unbekannt ist, und dessen Name doch in der Geschichte der Arbeiterbewegung leben wird, solange Revolution die Triebkraft menschlichen Fortschrittes ist. Am 16. Februar wird James Guillaume 70 Jahre alt. Ich bin dem Gesinnungsfreunde dankbar, der mich auf den Tag aufmerksam n;achte und mich bat, im „Kain" ein paar Zeilen zu schreiben „über den prächtigen Menschen, der seine revolutionäre Gesinnung nie preisgab und heute noch aktiv für die Ideen der Revolution und des französischen Syndikalismus tätig ist. . . . Für die Deutschen wäre es auch kein Unglück, wenn man ihnen sagte, daß es einen solchen Menschen tatsächlich gibt." Seine Kindheit verlebte Guillaume, der 1844 in London geboren war, im Schweizer Canton Neuenburg, an dessen Befreiung von der preußischen Herrschaft sein Vater regen Anteil hatte. (Vergl. Fritz Brupbacher: Marx und Bakunin. München, bei H. Birk & Co., 1913). Ich zitiere einen Absatz aus Brupbachers wertvollem Buch (S. 55): „In Le Locle lebte er inmitten einer Arbeiterbevölkerung, der es nicht besonders gut ging. Da kam ihm sein klassisches Studium eitel und nichtig vor. Es schien ihm viel

wichtiger, als alle großen wissenschaftlichen Pläne sei die Bildung des Volkes. Er organisierte Bildungskurse für Lehrlinge. Es war damals eine Art moralischer Krise in ihm. Das persönliche Leben füllte seine Existenz nicht genügend aus. Die psychische und materielle Misere des Arbeiters bedrückte ihn, und seine bisher gewonnene Weltanschauung, die aus der klassischen Bildung herausgewachsen war, entsprach seinem ganzen Wesen nicht mehr ganz. Er fing an zu grübeln und zu suchen, las Feuerbach, Darwin, Fourier, Louis Blanc, Proudhon. Gleichzeitig lenkte die französische Genossenschaftsbewegung und die Gründung der ersten Sektion der Internationale durch Coullery die Aufmerksamkeit James Guillaumes auf die Mittel, durch die das psychische und materielle Elend der Uhrenarbeiter gehoben werden könnte. Der alte Revolutionär Constant Meuron aber wurde ihm zum lebendigen Beispiel eines Menschen, der sein persönliches Leben der Idee geopfert hatte. Aus dieser Krise ging James Guillaume als Sozialist hervor." Guillaume beteiligte sich nun eifrig an der Entwicklung der sozialistischen Internationale, und im Januar 1869 trat er mit Michael Bakunin in persönliche Beziehung, die sich zur dauernden Freundschaft auswuchs. — Als ich Guillaume in Paris aufsuchte, trat mir ein Mann entgegen, den ich im ersten Augenblick für einen sehr gelehrten Theoretiker hielt. Aber nach kurzem Gespräch wußte ich, wen ich vor mir "hatte. Da erzählte er mir mit so viel Wärme und Güte von seinen Erlebnissen, von Bakunin, von Louise Michel, vor allem von der Pariser Commune, an der er persönlich teilgenommen hatte, daß mir seine Persönlichkeit unvergeßlich sein wird. Und mit welcher Inbrunst und Herzlichkeit sprach er von den modernen Erfolgen des Sozialismus und Anarchismus! Welche Hoffnungen knüpfte er an die junge Bewegung des Syndikalismus! Mit welchem Eifer ermutigte er mich in dem fast hoffnungslosen Beginnen, in Deutschland revolutionären Geist zu pflegen! — James Guillaumes Lebenswerk ist die Geschichte der Internationale von 1864—1878: „L'Internationale. Documents et Souvenirs". Es ist ein Skandal, daß dieses grundlegende Werk, daß ich selbst leider nur auszugsweise kenne, noch nicht in deutscher Sprache erschienen ist. Hoffentlich erlebt es der alte Kämpfer noch, seine Arbeit in den Händen seiner Freunde in allen Ländern zu wissen. Uns anderen aber möge der tapfere Kamerad noch lange Jahre erhalten bleiben — in Kampf und Kampfesfreude!

Mit freundlichen Wünschen soll auch zweier Männer dea jüngsten Deutschland gedacht werden, die in diesem Februar ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet haben, zweier Dichter,

deren Lebensarbeit aus revolutionärem Drang geboren wurde Ludwig Scharf und John Henry Mackay. Scharfs Verse sind ausgezeichnet durch die fanatische Wut des Enterbten und Entrechteten, die durch seine beiden Gedichtbände „Lieder eines Menschen" und „Tschandalalieder" zittert. Ein hemmungslos Empörter, dämonisch Zerrissener spricht daraus,, und es gibt Ausbrüche, die für unseren heutigen Geschmack kaum mehr erträglich, für die Beurteilung der Zeit aber, aus der Scharf hervorging, äußerst charakteristisch sind:

„Ich hebe meinen Arm. Ich balle meine Faust.
Ich schlage sie dir ins Gesicht,
wo dein verrottetes Denktier haust, —
goldhäufender Schurkenwicht!"

Am bekanntesten ist wohl das herbe Anklagegedicht „Proleta sum". — In den letzten Jahren hat Scharf sich mehr der reinen Stimmungslyrik zugewendet, und sein nächster Versband., der hoffentlich nicht mehr sehr lange auf sich warten läßt, wird wohl ganz erheblich mildere Züge haben als die früheren. Als Uebersetzer hat Scharf sich ebenfalls vorzüglich bewährt. Besonders sind seine Verhaeren-Uebertragungen mustergiltig und den in Wien besorgten in jeder Hinsicht überlegen. Eine gute Versübertragung des mittelhochdeutschen Heldenmärchens „König Laurins Rosengarten" (München 1911. Verlag der Deutschen Alpenzeitung) zeigt Scharf von einer ganz anderen Seite und beweist seine hohe Formbegabung und den feinen Sinn für lyrische Melodieen. Dem Freunde und Gefährten herzlichen Glückwunsch!

Eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der zeitgenössischen Literatur ist John Henry Mackay, dessen revolutionäre Lyrik („Sturm", „Das starke Jahr", „Wiedergeburt" etc.) bei ihrem Erscheinen auf die deutsche Jugend zündende Wirkung übten. Mackays Weltanschauung baut sich auf Stirners Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" auf, die Mackay aus dem Staube hervorholte und mit ergreifender Hingabe propagierte. Er entwickelte die Stirnerschen Ideen "weiter zu einem eigenen individualistisch-anarchistischen System, das er in dem künstlerisch großartigen Kulturgemälde „Die Anarchisten" niederlegte. Die darin bewiesene erzählende Begabung bewährte er weiterhin in mehreren ausgezeichneten Romanen, unter denen mir „Der Schwimmer" den stärksten Eindruck machte. Mackay will nicht Sozialist, will vor allem kein Kommunist sein. Anarchist! nennt er sich mit großem Nachdruck und versteht darunter den freien, nur auf die eigene Kraft und Bedeutung gestützten Menschen. Aber der starke soziale Geist verleugnet sich nirgends in seinen Werken und findet in seinen Gedichten oft eine

begeisterte und drohende Gebärde: „Einen Tropfen noch — und dann wehe der Welt!"

Das verbindet die drei Geburtstagskinder dieses Februars, daß ihnen allen eine tiefe revolutionäre Sehnsucht eigen ist, eine Sehnsucht, die Mackay einmal in den packenden Versen zusammengefaßt hat:

„Komm herüber, über die Berge,
Mutter derFeiheit — Revolution!"

Der Leim klebt nicht. Wir Anarchisten haben es immer gesagt: auf die Dauer ist mit dem Zentralismus kein Geschäft zu machen. Seit 43 Jahren jammern die Bayern, daß sie verpreußt werden. Die Raupenhelme haben sie mit den Pickelhauben vertauschen müssen. Preußische Orden hageln ins Land. Alle Naslang gibt's in bayerischen Gefilden Kaisermanöver, bei denen der preußische König die strategischen Geheimnisse der süddeutschen Bundesgenossen erspähen kann. Eine preußisch-bayerische Staatslotterie-Fusion knöpft von Eydtkuhnen bis Lindau allen Glücksrittern das Geld gemeinsam ab. Kaum hat man sich noch die strengere Zensur, die eigenen Briefmarken und die Strafbarkeit des Konkubinats als Reservatrechte vor den Saupreiß'n retten können. Und nun geht's nördlich vom Main ebenso los. Nun wollen sich auch die Preußen selbständig machen. Der Liberalismus hat's mit schlotternden Knieen angehört, daß die Preußen bei Orleans viel tapferer waren als die Bayern, daß die demokratischen Einflüsse des Südens die preußischen Ladestock-Traditionen korrumpieren, und daß das Reich im Hinblick auf Preußens Macht und Herrlichkeit keine Existenzberechtigung habe. Wenn aber die Preußen kommen, dann kriegen sie alle Kurage. Wir haben die Kurage, die den Liberalen in Nord und Süd in die Glieder fuhr, beobachten können. Ach Gott, haben die sich aufgeregt, daß die schöne Einheit des Vaterlands in die Brüche gehen könnte! Nein, haben sie gebetet, daß das einige Deutschland; das unter Preußens breitem Hintern geborgen ist, nicht wieder in schmähliche Kleinstaaterei auffliege!

Laßt uns die Hüte abnehmen und nach bewährter Melodie ein patriotisch Lied singen:

Deutschland, Deutschland, liberales,
von der Etsch bis an den Belt!
Seht ihr nicht am preuß'schen Pfahl es.
wie es auseinanderfällt?

Deutscher Reichstag — Preußenbündler —
Deutscher Schnaps und bayerisch Bier —
Deutschland, Deutschland, liberales —
Deutschland, Deutschland — hüte dir!

Komische Leute. Anderswo stöhnt alle Weit über die fürchterliche Landplage des Militarismus, die am ärgsten von den Bauern empfunden wird, wenn sie ihre Söhne und Arbeiter hergeben müssen, um dem geliebten Vaterlande ihren Tribut zu zollen. Gebenedeiet sei das Land Schweden. Dort eilen 30 000 Bauern, die offenbar auf ihren Feldern nichts zu tun wissen, im langen Bittzuge zum König Gustaf und beschwören ihn, natürlich im Namen von noch 70 000 Gleichgestimmten, das schwedische Heer müsse vergrößert werden, die Sehnsucht des Volkes nach längerer Dienstzeit und höheren Steuern für Kriegsrüstungen lasse sich nicht mehr bändigen. Komische Leute. Aber der militärische Eifer des biederen Landvolks, das selbst nie weiß, wessen Strippe es an der Nase führt, war von jeher Wasser auf die Mühle der Könige. Gustaf bedankte sich also schön und gab die nicht eben überraschende Erklärung ab, die Verstärkung seiner Armee enspreche ganz seiner eigenen Meinung. Der Mann übersah, daß man im Norden Europas keine Könige mehr wünscht, die eigene Meinungen haben. Im schwedischen Reichstag gab es also Krach. Sozialdemokraten, Liberale und selbst Konservative muckten gehörig auf gegen die Anmaßung des Trägers der Gottesgnade. Man sprach von deutschen Kaiseimanieren, und die Minister versicherten, daß sie ihren Gustaf allesamt gehörig in seine Herrscherschranken zurückgewiesen hätten. Komische Leute. Monarchisten sind sie bis auf die Knochen. Denn ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit. Erhebt aber der König seinOberhaupt zu einer bescheidenen Meinungsäußerung, um sozusagen seine berechtigten Interessen als Herr der schwedischen Heerscharen zu wahren, dann kriegt er eins drauf. Die konstitutionsvergessenen Bauern werden nun traurig zu ihren Mistbeeten zurückkehren und sich in selbstquälerischen Betrachtungen fragen, warum sie eigentlich einem Könige die Gage zahlen, wenn er ihnen nicht mal dazu verhelfen kann, für Schutz und Wehr des Vaterlands mehr Steuern zu entrichten, als die Regierung von ihnen verlangt. Komische Leute, diese Schweden. — komische Leute!

Calumnlatur audacter . . . Es gibt außerhalb der klerikalen Einrichtungen nichts Gutes, Sauberes, Schönes, woran ultramontane Philister nicht mit schmierigen Fingern herumtasten. Wer irgend Freude an freier Regsamkeit hat, begleitet die frischen Emanzipationsbestrebungen der Jugend mit hoffnungsvoller Aufmunterung. Die Schüler wollen heraus aus dem Zwange überlebter Erziehungsmethoden. Sie haben selbst die Initiative ergriffen, um neuem Leben in ihrem Wachstum Bahn zu schaffen- Das ist zu schön, als daß es die schwarzen Ge-

seilen nicht sündhaft finden sollten. Im bayerischen Landtag ist man über die plötzlich aufatmenden jungen Menschen und über die Männer und Frauen, die ihnen anfeuernd zur Seite stehen, hergefallen, hat sie beschimpft, verlästert, und in ihren Absichten und Zielen niederträchtig verunglimpft. Daß sich der Zentrumsabgeordnete Schlittenbauer dabei besonders hervortat, kann niemanden überraschen. Aber unsagbar kläglich ist doch, daß Liberale in dieselbe Posaune stießen. Es muß geradezu deprimierend stimmen, daß ein sonst ganz charakterfester Mann, wie der Hochschulprofessor Günther sich zum Wortführer der Angstmeier machte, die die Staatsgewalt gegen jugendliche Sehnsucht und Begeisterung mobil machen möchten. In diesen Tagen fand eine große Versammlung in München statt, in der mit wahrhaft erquickender Entschiedenheit gegen die Leisetreterei und Duckmäuserei der Bakelschwinger Stellung genommen wurde. Der Heidelberger Professor Alfred Weber fand ganz starke und von Liebe für die Jugend eingegebene Worte. Wolfgang Heine unterstützte ihn ausgezeichnet, und am wirksamsten nahm der prächtige Idealist Dr. Wyneken, der vortreffliche Organisator und Propagandist freier Schulgemeinden und Leiter der Jugendzeitschrift „Der Anfang", seine Lebensarbeit und seine jungen Freunde in Schutz. Die Emanzipation der Jugend, die alle Zukunft, alle Freiheit und allen Aufstieg in sich birgt, soll hier baldmöglichst ausführlich behandelt werden.

Großstädtisches. Es wäre hübsch, wenn die Münchener Polizei einmal die Abrechnung über ihre Einnahmen aus den Strafmandaten wegen Polizeistundenübertretung publizierte. Die geschädigten Wirte könnten dagegen den Ausfall ihrer Einnahmen bekannt machen und wir könnten berechnen, für welche Summe der Polizeifiskus Münchens Entwicklungsmöglichkeiten als Fremdenstadt preisgibt. Nicht zu berechnen aber ist der Schaden, der den Wirten tatsächlich zugefügt wird, und nicht zu zählen und noch weniger wiederzugeben sind ihre Flüche- Aber Herr Dr. Roth hat erklärt: „München ist keine Großstadt!" und der muß es wissen. Denn er verfügt über die persönliche Macht, einer Stadt von 700 000 Einwohnern die Existenz als Großstadt zu unterbinden, und macht, wie jeder täglich beobachten kann, von dieser Macht ausgiebigen Gebrauch. Natürlich wird die Melodie, die er uns aufspielt, nicht in der Weinstraße gepfiffen, sondern höheren Orts. Eine sehr hochgestellte (neuerdings noch höher gestellte) ältere Dame soll von dem Wunsch beseelt sein, daß man in München zeitig zu Bett gehen soll. Ein Cafétier, der sich schwer geschädigt fühlt, raunte es uns neulich zu. „Dees is der Dank", flüsterte er konspirativ. „Dees is der Dank!" — und ich erkannte erschrocken, bis in wie weite Volkskreise hinein der monarchische Gedanke schon wankend geworden ist.

Der Karneval gibt dem neuen Polizeipräsidenten und seinen Organen wieder einmal Gelegenheit, sich in aller Glorie zu zeigen. Jedes harmlose Amüsement wird zum Gegenstand polizeilicher Schnüffeleien gemacht. Bei allen Tanzfesten stehen Kriminaler herum und beäugen die Beine der Damen,

ob sie nicht etwa in zu enge Berührung mit denen der Herren geraten. Die Absicht, den Fasching in München durch unerträgliche Schikanierung des Publikums zu unterdrücken, ist an allen Verordnungen, die aus der Weinstraße niederprasseln, deutlich erkennbar. Ach, verehrte Herren v. Grundherr und Dr. Roth! Es wird Ihnen troz all Ihrem sittlichen Ehrgeiz nicht gelingen, die Lebensfreude der Menschen umzubringen! Was Sie erreichen können, ist allenfalls die Unterbindung des Faschingsgeschäfts, auf das viele Wirte das ganze Jahr hindurch warten, und auf das sie angewiesen sind. Daß sich aber die jungen Leute, die Künstler, Studenten und die Münchener Mädels von Ihnen um ihr Vergnügen prellen lassen werden, das werden Sie mit all Ihren Machtmitteln nicht bewirken. Es gibt Ateliers, es gibt Privatwohnungen genug, in denen man treiben kann, was man will, und in denen man schon aus Freude am Widerstand gegen die Staatsgewalt jetzt vielleicht freiere Sitten einführen wird, als Sie ahnen. Werden Sie nun künftighin in allen Privathäusern Polizeihunde stationieren, die anschlagen müssen, wenn ein Damenkleid nicht weit genug über Busen und Knie reicht? Wäre es da nicht gescheiter, Sie gingen lieber ganz in Pension? Denken Sie mal! Ich selbst •propagiere jetzt in München die Gründung von Klubs nach englischem Muster, allein zu dem Zweck, Ihre miserablen Verordnungen Uber das Nachtleben unschädlich zu machen. Eines guten Tages wird es in allen Stadtvierteln wohleingerichtete Wohnungen geben, in denen nach 3 Uhr nachts den Klubmitgliedern Kaffee (und natürlich auch alkoholische Getränke) verabreicht werden. Glauben Sie, in Ihrer Paragraphenfabrik auch dagegen Würgeinstrumente herstellen zu können? Sie werden sich, glaube ich, höllisch wundern, wieviele und was für Leute sofort als Mitglieder in die Klubs eintreten werden.

Ich werde oft nach meiner Meinung gefragt, welche Motive die Polizei wohl für ihren merkwürdigen Eifer haben mag. Ich weiß immer nur eine Erklärung: die Polizei ist Selbstzweck. Alle ihre Wirksamkeit konzentriert sich darauf, ihre eigene Existenz fortgesetzt zu beweisen. Bei der Verfolgung von Diebstählen und ähnlichen Angelegenheiten gelingt es ihr nicht immer, ihre Unentbehrlichkeit und ihr unfehlbares Geschick darzutun. Erinnert sei nur an die Jagd hinter dem Bilderdieb, der die Neue Pinakothek besucht hatte. Da hat sich unsere Polizei mit ewigem Ruhm bedeckt. Aber wenn die öffentliche Volkswohlfahrt nach korrekt bürgerlichem Urteil im geringsten nicht gefährdet ist, dann zeigt sich die Behörde auf ihrer Höhe. Dann wird verboten und gestraft, daß alles kracht: damit doch jedermann merkt, daß auch die Polizei da ist, die für das gute Geld, das die Steuerzahler zum Zwecke ihrer eigenen Entmündigung bezahlen, auch wirklich etwas leistet.

In jeder vernünftigen Familie schaffen die Eltern nachgerade den Gewaltston gegen die Kinder ab. Das Wort „Du darfst nicht!" wird von halbwegs modernen Menschen nicht mehr angewandt, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die Unterdrückung der Eigenart Verbitterung und Widerstand schafft. Die Erwachsenen selbst aber lassen sich in ihren privatesten Unternehmungen von fremden Leuten, die zeitweilig über eine zufällige Macht verfügen, ihr ganzes Eigenleben verbieten. Es ist wohl erstaunlich, daß das Gelächter, das die Münchener Polizei überall

erregt, noch nirgends als Ausdruck kräftiger Wut in die Erscheinung getreten ist. Die Konfiskation von Kunstwerken, mit der sich die Berliner Polizei jetzt wieder blamiert hat, die Razzien auf graziöse Zeichnungen des „Simplizissimus", die gegenwärtig in München wieder an der Tagesordnung sind, die überall sichtbare enge Verbindung von Pfaffen und Polizisten — alle diese Dinge haben das eine Gute an sich, daß sie die Autorität ihrer Urheber in viel ausgiebigerem Maße untergraben, als es der angestrengtesten Anarchisten-Agitation möglich ist.

Die Groß-Affaire. Erst nach Schluß dieses Heftes erhalte ich neue Nachrichten über den Fall Groß, die nachzuprüfen keine Zeit mehr ist. Jedenfalls wird im Laufe der kürzesten Zeit eine sehr energische Aktion erfolgen müssen, um dem vergewaltigten Gelehrten, der von aller Welt abgeschlossen, in der Irrenanstalt auf ein Eingreifen seiner Freunde warten mag, aus seiner entsetzlichen Situation zu helfen. Die Leser des „Kain" werden selbstverständlich über den weiteren Verlauf der Angelegenheit unterrichtet werden. Besonders wird das sehr merkwürdige Verhalten der Tagespresse, die sonst jeden Skandal wollüstig breittritt und jetzt kein Wort, auch nur der sachlichen Mitteilung, herausbringen kann, noch Gegenstand ernsthafter Kritik sein müssen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.

Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr.l u.1a, Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit 3 Pfennig zu frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: .... Name: ....

....

***) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.**

Jahrgang III. No. 12. März 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Das Duell. — Münchener Theater — Bemerkungen: Das Schicksal des Dr. Groß. — Fiat justitica! — Wilhelm der Strebsame. — „Wahlweiber." — Die Heinzemännchen. — Betragen: lobenswert. — Studentenfutter

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang III
No. 12

München,
März 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Das Duell.

Parlamentarier zeichnen sich — besonders wenn sie die Bänke der Opposition drücken — durch erhebliche Festigkeit einer wohlparagraphierten Gesinnung aus. Diese Gesinnung wird in den verschiedenen Parteien mit verteilten Rollen in den Abständen zum Ausdruck gebracht, die sich durch die Arbeitseinteilung der vaterländischen Redeinstitute von selbst ergeben. Manchmal aber tritt ein aktuelles Ereignis ein, das den schematisch sortierten Gesinnungsfluß unterbricht und zwischendurch eine Art Repetitionskurs in einer Spezialüberzeugung herbeiführt. Bei solchen Gelegenheiten tritt dann sehr viel Charakter zutage, der sich nach Anhörung der aus den Etatsdebatten wiederholten Regierungsüberzeugung, daß alles, so wie es ist, wunderschön sei und beim Alten bleiben müsse, wieder schlafen legt. So ist jetzt in einer Reichstagskommission die Erhitzung wegen der Korruption in der Waffenindustrie, in einer anderen der Bürgerstolz vor der Zaberner Leutnantsschneid röchelnd entschlummert.

Gegenwärtig ist mal wieder ein Fall akut, der eine uralte Walze in der Drehorgel der parlamentarischen

Redefreiheit ablaufen lassen wird: die Duell-Walze. Das Zentrum (das gegen Kriegsrüstungen keine ethischen Einwendungen erhebt) wird Gottes und des Papstes Zorn herabbeschwören auf die Häupter derer, die da das Blut ihrer Nebenmenschen vergießen. Die Sozialdemokratie, die an die untrügliche Beweiskraft moraltriefender Vokabeln glaubt, wird in allen Tonarten das Wort „Duellmord" zetern und zum Zwecke des Umsturzes der bürgerlichen Gesellschaft gegen Duellanten Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Rechte fordern. Der Fortschritt (du lieber Himmel: Fortschritt!) wird den beleidigten Ehrenmann auf den Weg der Zivilklage vor das Schöffengericht verweisen. Der Kriegsminister aber wird nicht den Mut haben, zu sagen, was er nach seiner Ueberzeugung sagen müßte: „Ich stehe hier als Vertreter einer Kaste. In dieser Kaste herrschen heute noch Begriffe von Ritterlichkeit, von denen Sie, meine Herren Abgeordneten, nichts verstehen. Ich bin nicht in der Lage, den Offizieren der Armee aufgrund Ihrer Majoritätsbeschlüsse eine neue Weltanschauung einzuimpfen." Er wird vielmehr um die Sache herumreden, wird zu vermeiden suchen, die Herren, die ihm das Gehalt bewilligen sollen, allzu derb vor den Kopf zu stoßen, wird versprechen zu tun, was sich irgend tun läßt, und wird einen Stein vom Herzen fallen hören, wenn das Zweikampfproblem endlich zur ewigen Ruhe in eine Spezialkommission eingesargt worden ist.

Es wird niemanden wundern, daß mir als Individualisten der Standpunkt des Kriegsministers (zu dem sich vielleicht der eine oder andere Konservative mit größerer Ungeniertheit bekennen wird), sympathischer ist, als derjenige der betriebsamen Spießer, die die Moral des Viktualienhändlers als Norm über dem Lebenswandel aller Menschheit aufpflanzen möchten. Ich leugne keinen Moment, daß ich in der persönlichen und in privater Vereinbarung bestimm-

ten Regulierung von Ehrenangelegenheiten eine sicherere Gewähr für den Respekt vor dem Eigenleben der Nebenmenschen erblicke, als in der papiernen Gleichmacherei einer unpersönlichen Strafjustiz durch Dritte. Das Einzige, was mich zur Ablehnung des Duells in seiner heutigen Gepflogenheit bewegt, ist gerade wieder das demokratische, gleichmacherische Prinzip, das — wenn auch nur für eine bestimmte Kaste gültig — im Schema des Ehrenkodex begründet ist. Töricht und inkonsequent scheint es mir, daß in bestimmten Fällen von dritten Personen ein moralischer Zwang zum Zweikampf ausgeübt wird, und daß in anderen Fällen ein Ehrengericht das von beiden Parteien gewünschte Duell inhibieren kann. Ebenso absurd kommen mir die Formen vor, in denen man die Händel selbst austrägt. Ein Duell, aus dem beide Kämpfer mit heilen Knochen hervorgehen, ist eine dumme Farce. Denn das sollte die Vorbedingung zu jedem Zweikampf sein, daß nur sehr ernste Gründe zwei Gegner die Waffen zur Hand nehmen ließen, und daß nur die für beide Teile unantastbare Erkenntnis zu dieser ultima ratio veranlassen dürfte, daß einer von beiden aus dem Wege muß.

Der Metzer Fall, der zurzeit die Gemüter bewegt, soll sich folgendermaßen zugetragen haben: Die Gattin eines Offiziers begibt sich zur Herrichtung ihrer Toilette für ein Faschingsfest in die Wohnung eines Kameraden ihres Mannes. Der nimmt die Gelegenheit wahr, und durch Klatsch oder durch Renommisterei des Beteiligten kommt die Geschichte auf. Das angerufene Ehrengericht erklärt sich außerstande, einen friedlichen Ausgleich vorzuschlagen. Die beiden Offiziere treten einander mit Pistolen gegenüber, und der Ehemann bleibt tot am Platze. Dieses Duell setzte also die beschränkte und rückständige Auffassung voraus, daß die Frau ihrem Manne „gehört", der sich sein Besitzrecht mit Ge-

walt ertrotzen kann. Aber diese scheußliche Moral (der beliebte Vergleich: Ich will meine Zahnbürste für mich alleine haben!) war ja für die Beteiligten kein Gegenstand des Zweifels und ist es gemeinhin auch für die Duellgegner nicht, am wenigsten für die wutschäumenden Politiker und Parlamentarier. Nach gesundem Empfinden hätte natürlich der Frau die Entscheidung überlassen werden müssen, für welchen Mann sie sich entschließen wolle, und erst, wenn sie beide gewählt hätte, und beiden wäre der Verzicht auf sie so unmöglich gewesen wie die Nebenbuhlerschaft des anderen, wäre der Zweikampf ethisch untadelig gewesen. Solche Betrachtungen stellen ja aber die guten Leute nicht an, wenn sie einem mutigen Menschen, der sein Leben ebenso zum Ziel einer Kugel setzt, wie sein Partner, in gellender Selbstzufriedenheit den Schimpf „Mörder!" in die Ohren schreien.

Als der Graf Mielczynsky seine Frau mit ihrem Freunde niederknallte, da wußten unsere Duellgegner sich nicht zu fassen vor Mitleid mit dem armen „betrogenen" Gatten. Da fanden sie es menschlich völlig verständlich, daß einer in der Wut hingeht und auf wehrlose Menschen schießt, die glücklich wären, wenn er nicht wäre. Jetzt haben die Geschworenen den Grafen freigesprochen, und wieder ist allgemein die Befriedigung darüber, daß dem Hahnrei kein Haar gekrümmt wird. Ich habe hier schon einmal gesagt, daß ich gegen seinen Freispruch nichts einzuwenden hätte, weil dadurch, daß man den Mann zum Zuchthäusler macht, weder sein Ehrbegriff geändert noch die Welt verbessert würde. Das darf ein Anarchist sagen, dem die Straf Justiz ein höchst problematischer Regulator der irdischen Wohlfahrt ist. Die Bürger aber, die da meinen, Richtersprüche halten die Weltordnung zusammen, sollen sich ihrer Freude über den Freispruch schämen. Denn sie, die sich anmaßen, den Frauen ohne deren Mitwirkung Gesetze zu geben

und Pflichten aufzuerlegen, enthüllen damit eine Auffassung von den persönlichen Rechten des Weibes, die dem im besseren Sinne sittlichen Menschen das Blut zu Kopfe treibt. Sehr lehrreich ist das zeitliche Zusammenfallen des Metzer Vorganges mit dem Meseritzer Freispruch immerhin. Hätte nämlich der polnische Graf den Neffen seiner Frau vor die Waffe gefordert und in ehrlichem Gegenüber niedergestreckt, dann wäre er heute nicht der bedauernswerte Rächer seiner Mannesehre, sondern ein blutrünstiger Duellmörder, der ins Zuchthaus gehört, wo es am finstersten ist.

Was hätte nun also der gehörnte Offizier in Metz tun sollen? Er hätte — nach Meinung der geaichten Tugendwächter — die Frau wegen Ehebruch verklagen und womöglich den Ehebrecher einsperren lassen sollen. So etwas ist nicht jedermanns Geschmack. Aber es soll einmal gelten. Wie nun aber, wenn ein im Ehrenpunkt sehr empfindlicher Mensch durch gröbliche Beschimpfung und Verleumdung gekränkt ist? Dann soll er zum Kadi gehen, die Angelegenheit zwei Schöffen — einem Milchmann und einem Geometer — unterbreiten und befriedigt heimgehen, sobald der andere vor aller Welt die Privataffairen des Klägers ausgebreitet hat und schließlich zur Zahlung von 100 Mark in den Staatssäckel verurteilt worden ist. Herrschaften, es gibt Leute, die mehr Temperament im Leibe haben, als ihr euch in eurem Geschwafel träumen laßt. Und es gibt Leute, die es anekelt, persönliche Angelegenheiten im öffentlichen Gerichtssaal für jeden Sensations-Reporter breitwälzen zu lassen. Denn das ist der Sinn des Duells: private Dinge privat zu erledigen, und deshalb, weil das Duell diese Möglichkeit gibt, ist es die sauberste Form der Justiz und wird es trotz aller Parlamentsbeschlüsse und Volksversammlungsresolutionen, so lange es heikle Naturen gibt, nicht aas der Welt zu schaffen sein.

Ob ich selbst zum Zweikampf antreten würde? Ich weiß es nicht. Deshalb, weil mich jemand Esel schimpfte, würde ich ihn nicht fordern. Denn entweder bin ich einer, dann bleib ich's auch, wenn ich mich deswegen schlage, oder ich bin keiner, dann wird meinen Werten durch die Beschimpfung kein Abbruch getan werden. Ohrfeigt mich jemand, dann wehre ich mich meiner Haut, so gut es gehen will, aber meine Ehre fühle ich nicht dadurch ramponiert, daß ein anderer stärker war als ich. Wegen einer Frau würde ich auch kaum ums Leben kämpfen, weil ich der Ansicht bin, daß die Frauen ihre Entscheidungen selbst zu treffen haben. Ich kann mir den Grund, der mich persönlich zum Duellieren veranlassen sollte, also kaum vorstellen. Trotzdem kann ich mir denken, daß es Gründe geben könnte, um deretwillen ich selbst zum Zweikampf herausfordern würde. Ethische Bedenken hätte ich jedenfalls nicht. Denn sich mit gleichen Waffen zu gleichem Kampfe einem Feinde gegenüberstellen, dünkt mich tapferer und ehrenvoller, als etwa im Kriege aus verdeckten Gräben auf Befehl auf Menschen schießen müßen, die mir nichts getan haben und die ich nicht kenne.

Den Herren Sozialdemokraten aber sei in Erinnerung gebracht, daß es auch in ihren Reihen schon Leute gegeben hat, die über das Duell anders urteilten, als sie heute tun. Vor wenigen Jahren trat der Franzose Jaurès zu einem Zweikampf an, und es ist nicht lange her, da bestattete man im Münchener Waldfriedhof eine Frau zur letzten Ruhe, die ihrem verpfuschten Leben mit Gift ein Ende gemacht hatte, einem Leben, für das einmal ein tapferer aufrechter Mann im Duell gefallen war. Wenn einmal wieder die Arbeitermarseillaise ertönt, dann mögen sich die Sänger an den Tod des Besten erinnern, den sie gehabt haben, ehe sie den Schlußvers singen:

„Der Bahn der Kühnen folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!"

Münchener Theater.

Den ungeduldigen Lesern, die die Freundlichkeit haben, meinem Urteil über Theaterleistungen Wert beizumessen, zur Antwort, daß das Schweigen des „Kain" seit einem Vierteljahr nicht allein mit Raummangel entschuldigt werden soll. Den Platz für Bühnenberichte hätte ich allenfalls schaffen können, wenn in irgend einem Münchener Kunstausschank in diesen Monaten eine Beträchtlichkeit zum Vorschein gekommen wäre. Ich bin heilfroh, daß ich von Anfang an hier nicht in pedantischem Pflichtgefühl hinter jedem belanglosen Schmarrn hergelaufen bin, um ihn in kritischer Betriebsamkeit in seine Bestandteile zu zerlegen. Denn ich bedanke mich dafür, die ausreichend bekannte Tatsache, daß die Münchener Theater kein der Bedeutung und dem Renommee der Stadt als Kunstzentrum, noch den Ansprüchen eines keineswegs minderwertigen Theaterpublikums auch nur entfernt entsprechendes Repertoire haben, Monat für Monat an einem halben Dutzend Schreckbeispielen zu erhärten. Ich verzichte auch darauf, die Erfahrung, daß die Bühnen wichtige Darstellungskräfte entweder nicht haben, oder wo sie ihnen zu Gebote stehen, nicht benutzen, immer und immer wieder zu bejammern. Daß wir hier ein Hof- und Residenztheater besitzen, das die ein wenig anspruchsvolle Rolle einer jugendlichen Liebhaberin einfach nicht besetzen kann, (nachdem dem unmöglichen Zustand, ohne jugendliche Charakterspielerin auszukommen, durch das Engagement des Frl. Ritscher allerdings das erfreulichste Ende gemacht worden ist), daß seit Herrn v. Frankensteins Berufung wichtige und begabte Schauspieler, wie Frau v. Hagen, Gustav Waldau und Dr. v. Jacobi, nahezu kaltgestellt sind, das sind Verhältnisse, an die wir uns nach und nach so ziemlich gewöhnt haben. Daß dort immer noch die klassischen Heldinnen von der Berndl gespielt werden, bemerken wir längst nicht mehr, weil wir seit undenklichen Zeiten schon aus diesem Grunde in kein klassisches Drama mehr hineingehen. Ebensowenig wundert es jemanden, daß am Max-Joseph-Platz seit Non - Possarts Tagen für Hebbel, Grillparzer, Ibsen usw. keine Umbesetzungen vorgenommen worden sind. Speidl, der sicher sehr gern reformiert hätte, mußte gegen Widerstände kämpfen, an denen er zerbrach. Herrn v. Franckenstein aber scheint die Verknöcherung des ihm unterstellten Instituts gar nicht zu inkommodieren. Er berufe endlich für das Schauspiel des Hoftheaters einen modernen und sachverständigen Mann als Direktor und beschränke sich selbst auf die Pflege der Oper, von der er ja etwas verstehen soll. Oder aber er trete nach

Ablauf seiner Probezeit von seinem Posten, dem er sich bisher nicht gewachsen gezeigt hat, zurück.*)

Das Schauspielhaus bietet ebensowenig Anlaß, Jubelhymnen zu singen. Der Ehrgeiz der Direktion, gelegentlich seriöse Literatur zu bringen, scheint ganz eingeschlafen zu sein, sofern nicht gerade ein Münchener Autor nicht zu umgehen ist. Wir verschmerzen ja schließlich diese Zurückhaltung eines Wagemuts, der sich vor zwei Jahren noch an die „Königin Christine" herantraute, wenn wir etwa der „Rausch"-Katastrophe vom vorigen Jahre gedenken. Dabei wäre gerade aus diesem Theater viel zu machen, wenn sich die Direktion entschließen könnte, endlich einen modernen Regisseur zu engagieren und das Personal nach leidlich großstädtischen Ansprüchen zu ergänzen. Mit weiblichen Kräften ist ja das Schauspielhaus ganz befriedigend versorgt. Mit den Damen Glümer, Woiwode, Nicoletti, Rosar, Rust ist viel anzufangen, und wenn die Herren Günther, Weydner, Peppler, Jessen usw. die Unterstützung anderer tüchtiger Schauspieler in den unbesetzten Fächern des jugendlichen Charakterspielers, des komischen Bonvivants und etlicher Chargen erhielten, dann dürfte sich eine umsichtige Regie mit diesem Personal recht wohl an große Aufgaben herantrauen. Solange aber ein Schauspieler, der in derben, volkstümlichen Rollen mitunter ganz anständige Leistungen gezeigt hat, wahllos zu allen diffizilen Aufgaben herangezogen und wie ein Heldentenor poussiert wird, solange kein Stück

*) Ich freue mich, noch vor Abschluß des Heftes dem Residenz-Theater eine höchst erfreuliche Tat attestieren zu können. „Das Friedensfest", dieses unheimlichste und zugleich stärkste Werk des jungen Gerhart Hauptmann, wurde in Steinrücks vortrefflicher Inszenierung aufgeführt. Ich muß auf eine ausführliche Besprechung des Stückes, das keineswegs durchaus in die Serie der konsequent naturalistischen Dramen gehört und eher mit Strindberg als mit Ibsen Verwandtschaft hat, verzichten. Ueber die Darstellung ganz kurz die Feststellung, daß Steinrück seinen Verdiensten als Regisseur und Darsteller (sein Dr. Scholz war erschütternd stark) ein neues hinzugefügt hat, und daß die ganze Aufführung ausgezeichnet war. Frl. Schwarz gab der verhärmten Frau echtes Leben, Frl. Hohorst zeichnete die ältliche hysterische Tochter in klaren Strichen, v. Jacobis Wilhelm war eine sehr klug angelegte Leistung. Graumann zeichnete sich als der zynische Materialist Robert durch ruhige Sicherheit und große Natürlichkeit aus. Frau Buchner war in Frl. Berndl sinngemäß verkörpert (warum gibt man dieser Schauspielerin nicht immer solche Rollen?), und an der Darstellung der wichtigen Rolle der Ida zeigte sich leider von neuem, daß das Fach der Sentimentalen am Hoftheater unbesetzt ist. Ein hübsches sympathisches Gesicht tut es nicht allein: ein klein wenig Temperament sollte doch wohl auch dabei sein.

an die Rampe kommt, dem nicht ein halbes Dutzend Besetzungsfehler im voraus das Genick umgedreht haben, solange wird das Theater in der Maximilianstraße keinen Anspruch darauf erheben dürfen, sehr respektvoll kritisiert zu werden.

Flüchten wir also in die Kammerspiele. Ich wollte Herrn Direktor Ziegel erst verschnaufen lassen, wollte die schwierige Situation berücksichtigen, in der er das Theater übernahm, ihm Zeit geben, seine Stellung dem mißtrauischen Publikum gegenüber zu festigen, ihn nicht durch vorzeitige Nörgeleien kopfscheu machen, ihm jetzt aber endlich doch ermunternd zurufen: Nu aber los! So war meine Absicht, als ich die Betrachtungen dieses Artikels überdachte. Es schien mir angezeigt, ermutigend anzuspornen, daß in den Kammerspielen modernste Versuche angestellt würden. Denn was bisher an dem Theater auszusetzen ist, betrifft eigentlich nur das Repertoire, das zaghaft nur immer das auswählt, was schwerlich über lauwarme Temperatur erhitzen kann. (Von der Ausnahme des Eulenbergschen Inzest-Dramas laßt uns verzeihend schweigen. Der Regisseur hätte sonst Unannehmlichkeiten zu fürchten.) Einen Vorzug vor allen anderen Münchener Bühnen haben die Kammerspiele jedenfalls: ein Ensemble, das diesen Namen wirklich verdient, gute — zum Teil vorzügliche — Schauspielkräfte, die brillant aufeinander abgestimmt und daher prädestiniert sind, vor schwere und ungewöhnliche Aufgaben gestellt zu werden. Mit den Herren Ziegel, Schwaiger, Kaiser, Manning, Albrecht und den Damen Horwitz, Lorm, Unda könnten famose Aufführungen wertvoller jüngstmoderner Dramen unternommen werden. Bei Thomas „Sippe", einem wahrhaftig sehr gefährlichen Stück, half die vorzügliche, ganz abgerundete Darstellung an allen Klippen vorbei und bewirkte einen großen Erfolg, der dem Theater redlich zu gönnen war.

Plötzlich wird jetzt ein Gerücht laut, daß jeder, der es hört, das Maul aufreißt und sich an den Kopf faßt: Ziegel löst sein Ensemble auf. Ablaufende Kontrakte werden nicht erneuert, fortlaufende werden gekündigt. Schwaiger, der solide Könner, der nie eine Rolle schmeißt und für jede Wurzen zu brauchen ist, geht. Manning, eine als Schauspieler wie als Regisseur gleich schätzbare Kraft, tritt ab. Emilia Unda, die sich in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit an den Kammerspielen auf schwierigen Posten bewährt hat und ohne Frage ein Talent von guten eigenen Werten ist, soll verschwinden. Und Sidonie Lorm, selbst die Lorm, die heute unter den deutschen Chargenspielerinnen in der ersten Reihe figuriert, und der das Ziegeische Theater mehr als einen Erfolg verdankt, hat den blauen Brief

gekriegt. Ja, liebster Erich Ziegel, was ist Ihnen blos in die Krone gefahren? Sind Sie denn von Gott und allen guten Geistern verlassen? Wovon, mit Verlaub, wollen Sie denn Ihr Geschäft weiterführen? Sie spielen da eine gefährliche Partie und erschweren sich Ihre Position böser, als Sie zu ahnen scheinen. Wissen Sie denn schon, wie der Ersatz aussehen wird, den Sie sich zusammenengagieren müssen, daß Sie als einziger Münchener Direktor, der über ein geschlossenes Ensemble verfügt, jetzt von vorn anfangen wollen? Mit größerem Geschick hätte man schwerlich die Talente aus einem Bühneninstitut eliminieren können, wie Sie es jetzt zu tun im Begriffe stehen. Wollen Sie vielleicht in Roberts Bahnen einschwenken und wieder ein Starttheater aus den Kammerspielen machen? Wenn Sie guten Ratschlägen zugänglich sind: hüten Sie sich davor! Laufen Sie jetzt noch hinter Ihren Mitgliedern her und halten Sie fest, was Sie noch kriegen können. — und sei es auch um den Preis eines gründlich erhöhten Gagenetats! Sie begehen eine Torheit, die Sie nicht wieder reparieren können!

Vielleicht ist meine einsame Stimme zu schwach, um den übel beratenen Mann zur Vernunft rufen zu können. Dann aber möge Direktor Stollberg sich besinnen! Eine solche Gelegenheit, sein Ensemble zu regenerieren, kehrt nicht so leicht wieder. Er verpflichte sie allesamt an sein Institut, die Künstler, die ihm sein Kollege Ziegel in die Arme treibt! Ein guter Regisseur und vier ausgezeichnete Schauspieler sind zu haben! Wenn aber beide Herren jetzt den Moment verpassen, wenn wir mit einem Schlage alle diese wertvollen Leute aus München fortziehen lassen müssen, dann wollen wir uns betrübt gestehen, daß an dem Theaterbetrieb in dieser Stadt Hopfen und Malz verloren ist. Dann wollen wir uns in den Kientopp setzen und uns bei elegischem Harmoniumspiel daran erbauen, wie Max Reinhardts Renommierschauspieler in ergreifenden Schicksalstragödien siebzehn Mal die Stiegen auf- und abspazieren, und wie König Ludwig von sechs Oberförstern vor ein erlegtes Wildschwein geleitet wird.

Bemerkungen.

Das Schicksal des Dr. Groß. Der Arzt Dr. Otto Groß befindet sich immer noch in der Irrenanstalt. Wie aus einem Brief von ihm hervorgeht, den Maximilian Harden (mit eigenen Sätzen, in denen er sich warm für den Gelehrten einsetzte) in der „Zukunft" veröffentlichte, ist die Internierung zurzeit eine freiwillige, d. h. Dr. Groß hat sich nachträglich damit einverstanden

erklärt, auf seinen Geisteszustand beobachtet zu werden, um den Beweis der Intaktheit vollkommen erbringen zu können. An dem widerrechtlichen Verfahren, durch das seine Festnahme, Ausweisung, Auslieferung und Einsperrung charakterisiert ist, wird damit natürlich gar nichts geändert. Vielmehr scheint jetzt die erhöhte Wachsamkeit seiner Freunde geboten. Denn im „Neuen Wiener Tagblatt", das übrigens auch den erwähnten Brief und die Ansichten der Freunde des Internierten wiedergab, wurde der Versuch gemacht, die Gewaltmaßregeln nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch der dauernden Entmündigung und Abschließung vorzuarbeiten. Dazu sucht man die öffentliche Stimmung in der Weise zu beeinflussen, daß Dr. Groß als gemeingefährlich hingestellt wird. Um diesen Zweck zu erreichen, sind dem „Neuen Wiener Tagblatt" Behauptungen mitgeteilt worden, die glatte Lügen sind und die als Lügen zu ihrer Zeit erwiesen werden sollen.

Die deutsche Tagespresse schweigt immer noch. Der Vorwurf der Feigheit kann ihr länger nicht erspart bleiben.

Fiat justitia! Die staatserhaltenden Elemente unseres deutschen Vaterlandes haben Grund zu heller Freude. Ein Graf, der mit zwei wohlgezielten Flintenschüssen sein Haus vom Ehebruch gründlich gesäubert hatte, ward von den aus dem Volke erlosten Richtern von Schuld und Sühne frei erkannt. Das deutsche Familienleben (und wenn es auch ein polnisches sei) ist also gerettet. Zu gleicher Zeit erkannte die Strafkammer der Stadt Frankfurt a. M. zu Recht, daß die Ueberzeugung eines kränklichen Weibes von der Unzulänglichkeit staatlicher Einrichtungen, in der Hitze des Temperaments in eine verfängliche Form gefaßt, mit einem Jahre Freiheitsberaubung gesühnt werden muß. Warum hält auch das Frauenzimmer nicht die Fresse! Wiederum zu gleicher Zeit aber wurde von deutschen Richtern ein dreizehnjähriger Junge, der, ohne heut anheben zu können, warum, ein kleines Mädchen mit einer eisernen Stange totschlug, zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Solche Pflänzchen muß man mores lehren! Blätter vom Schlage der „Deutschen Tageszeitung" (deren Redakteur Nordhausen immer noch die „liberalen" „Münchener Neuesten Nachrichten" mit sehr nachträglichen Berliner Berichten versieht) haben alle diese Urteile mit lebhafter Befriedigung zur Kenntnis genommen.

Die Gerechtigkeit unseres Landes bietet also dieses Bild: Der Mann, der über zwei Leichen weg seine verletzte Hausherreneitelkeit rächt, tut wohl daran. Die Frau, die gegen Kriegsallarm das menschliche Gefühl der Massen anruft, gehört wie ein Vieh in den Käfig gesperrt. Das Kind, das noch ohne Kontrolle seiner Triebe, noch ohne Respekt vor fremdem Leben, fehlt, muß seine Tat mit dem Verlust der ganzen Jugend sühnen.

Der Fall Mielczynsky ist hier ausführlich genug behandelt worden. Gegen den Freispruch wäre nichts einzuwenden, stände er nicht in so grauenhaftem Widerspruch zu den Bestrafungen, die allenthalben um kleinerer Vergehen willen verhängt werden. Möge der Graf sich seiner Freiheit so gut freuen, wie er kann. — Das entsetzliche Urteil gegen den jungen Totschläger spricht für sich selbst. Oder glaubt ein Mensch, daß der Kleine, wenn er mit 23 Jahren das Licht wiedersehen wird, ein besserer Erdenbürger sein wird, ein sittlich gefestigter, von der Weisheit der Welt belehrter Mann? Was noch heil ist in dem Knaben, dem ganz gewiß seine furchtbare Tat allein Strafe genug ist fürs ganze Leben, das wird in der Zelle zerbrochen werden. Die Jahre seiner Pubertät, die Jahre, die mehr Sonne brauchen als vorher und nachher das ganze Sein, diese Jahre werden ihm Leib und Seele auffressen — von Rechts wegen.

Rosa Luxemburg aber, die tapfere Rebellin, die um einer sittlichen Idee willen leiden muß, möge die Hand nehmen, die sich ihr aus dem anderen Lager hinstreckt, und dem herzlichen Wunsche glauben, daß sie ungebrochen an körperlicher und seelischer Kraft zurückkehren möge zu neuem Kampf um Freiheit und Menschenglück! Denn das alte Wort hat besseren Sinn, als die ahnen, die es zumeist im Munde führen: Fiat justitia — pereat mundus!

Wilhelm, der Strebsame. Die Albanier sind glücklich, restlos glücklich. Deutschland hat aus der Ueberfülle seiner Fürstenhäuser ein zu krönendes Haupt abgestoßen und dem freundlichen Balkanvolk, das jetzt einen eigenen Regierungsladen aufmachen will, zum Anhochen überlassen. Wilhelm zu Wied hat den Leitungsdrat seiner Vaterlandsliebe schon umgeschaltet und ist nun eifrig beschäftigt, sich mit seinem Volk auf albanisch anzubiedern. Zu seiner Hauptstadt hat Wilhelm I. zur Vorsicht nicht Skutari erwählt, sondern Durazzo, das immerhin am Meere liegt und per Kriegsschiff nicht nur erreicht, sondern auch verlassen werden kann. Vorsicht schadet nie. Als Alexander von Battenberg in ähnlicher Lage war, und ein Engagement nach Bulgarien annehmen wollte, kam er vorher zu Bismarck und fragte den um Rat. Der erfahrene Kanzler sah sich den strebsamen Fürsten an und meinte dann freundlich: „Gehen Sie ruhig hin. Es wird Ihnen im späteren Leben mal eine hübsche Erinnerung sein." — Und so wollen wir denn auch dem frischgebackenen Albanier die herzlichsten Wünsche auf den kronenvollen Weg mitgeben. Heil ihm, dem ersten König von Albanien! Heil ihm, Wilhelm zu Wied auf Wiedersehen!

„Wahlweiber." Die Preßköpfe des deutschen Freisinns kriegen jedesmal eine Viechangst, wenn jemand, der über Temperament verfügt, dieselben Ideen vertritt wie sie. Da sind sie nun (besonders für England) die entschiedensten Anhänger des Frauenwahlrechts und müssen erleben, daß die englischen Kämpferinnen für dieses Recht — horribile dictu! — den Wi-

derstand der Regierung mit illegalen Mitteln zu brechen suchen. „Wahlweiber!" stöhnen ihre deutschen Gesinnungsgenossen und die Kinnbacken fallen ihnen hörbar ein (das einzige, was ihnen jemals eingefallen ist).

Ich brauche hier nicht noch einmal zu wiederholen, daß mir das Wahlrecht der Frauen nur deshalb mehr gilt als das der Männer, weil sie es noch nicht haben. Aber diese Entrechtung ist brutal, dumm, gemein und in hohem Maße empörend. Und da sich nun mal die Frauen vor allen wichtigeren Rechten, die ihnen vorenthalten werden, auf dies eine kaprizieren, mag es immerhin als Symbol für die ganze, gerechte Sache der Frauenbewegung anerkannt werden. Ich habe aus meiner Sympathie für die leidenschaftliche Art der englischen Frauen, ihre Ziele zu erzwingen, nie ein Hehl gemacht. Ich sehe mich auch nicht in der Lage, angesichts der Tat des Frl. Richardson, das ein sehr wertvolles Bild der englischen Nationalgalerie (die Venus des Velasquez) schwer beschädigte, meine Ansicht zu revidieren, obwohl ich so gewiß ein Fanatiker der Kunst, wie kein Fanatiker des Parlamentarismus bin.

Seien wir doch einmal vor uns selbst so anständig, folgende Betrachtung anzustellen: Es ist bei dem Wahnwitz des gegenwärtigen Gesellschaftsbetriebes für die Wohlfahrt der Menschen absolut gleichgültig, ob die Venus des Velasquez existiert oder nicht. Kunstwerke haben allgemeinen Wert nur in Zeiten der Kultur. Kultur ist zuerst bedingt durch Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit aber verlangt bei der gesellschaftlichen Konstellation unserer Zeit (die einen Vergleich mit dem alten Griechentum ausschließt) gleiche Rechte der Frauen mit den Männern, da sie auch gleiche Pflichten haben. Hat die englische Bilderstürmerin erreicht, daß ihre Tat bei den wenigen, die in ehrlichem Gefühl, nicht in träger Nachplapperei, Kunst lieben, Erregung und Bestürzung hervorgerufen hat, dann war ihr Beginnen, für das sie langwährende Einkerkerung auf sich nahm, nicht umsonst. Denn für den Preis, daß die geistige Vorhut der Menschen endlich einmal Anteil nähme an dem, was alle angeht, und vermöge ihrer Superiorität Einfluß übte auf die Schaffung kultureller Zustände, — für diesen Preis wäre es um alle Kunstwerke der Welt nicht zu schade. Das sage ich, der ich um ein Bild, eine Skulptur, ein Gedicht trauern könnte wie um eine Geliebte, aus meiner heiligsten Ueberzeugung heraus.

So. Jetzt mögen mich Künstler und Kunstfreunde in allen Zonen für den reaktionärsten Banausen halten. Ich werde es zu tragen suchen.

Die Heinzemännchen. Der bayerische Landtag hat wiedermal beraten, hat erkannt, daß die Unsittlichkeit, besonders in München, überhand nimmt und hat einen Antrag angenommen, nach dem den sündigen Trieben der Zeitgenossen weitere Riegel vorgeschoben werden. Na, endlich. Es war höchste Zeit zu solchen Maßregeln,

Zunächst werden einmal die Schaufenster gereinigt werden. Präservativs und Kunstwerke werden den Blicken der Straßenpassanten entzogen. Irrigatoren, Büstenhalter, Strumpfbänder, Gedichte, Nachttöpfe, Korsette, Busenentfalter, Romane,

Suspensorien, Badepuppen, Novellen, Bidets, Dramen und Schwimmhosen werden ihnen folgen. Das einzige, was noch nackt ans Tageslicht darf, werden die Lügen sein, die den Schrei nach der Sitte begründen müssen.

Die neue lex Heinze, mit der der deutsche Reichstag schon wieder dem § 184 Str. G. B. beispringen will, konnte man in Bayern nicht mehr abwarten. Wo es um die Moral geht, ist die blau-weiß-schwarze Trikolore der schwarz-weiß-roten ja immer voraus gewesen. Und so wird auch das Verbot der Reklame für Antikonzeptionsmittel in Bayern viel schneller als im übrigen Reich die Unzucht vermindern und die Zucht erhöhen helfen. Die klugen Gesetzemacher in Berlin und München meinen nämlich, die Verdrängung gewisser Gummiwaren aus dem Inseratenteil der Zeitungen werde dem Geburtenrückgang in Deutschland steuern. Naive Gemüter! Von sozialen und ökonomischen Zusammenhängen im Geschehen der Dinge haben sie keine Ahnung. Man verhindere bloß eine bestimmte Art Annoncen, und die Frauen werden funktionieren wie die Repetiergewehre.

Herrschaften! (Herr Dr. Naumann, M. d. R., passen Sie auf, es geht auch Sie an.) Der Geburtenrückgang, der euch plötzlich so arge Kopfschmerzen macht, hängt eng zusammen mit den schauderhaften, für die Bevölkerung nicht mehr erträglichen Krisen, in die eure blödsinnige Politik das Land hineingerissen hat. Der Militarismus, dem euer heiliger Patriotismus die letzte Volkskraft in den Darm stopft, läßt die notwendige Ernährung eines sich im gewohnten Verhältnis steigernden Menschenzuwachses nicht mehr zu. Da könnt ihr verbieten, was ihr mögt, deshalb werdet ihr der Selbsthilfe des Volksinstinkts nicht den gerinsten Abbruch tun. Ihr werdet höchstens erreichen, daß sich die Bestrafungen armer Frauen und Mädchen nach dem Abtreibungsparagraphen in entsetzlicher Weise vermehren werden. In diesem Jahre werdet ihr die neue Militärvorlage zum Schutz der Ostgrenze bewilligen. (Sie kommt. Die Dementis sind so heftig, daß nicht mehr gezweifelt werden kann.) Damit werdet ihr dem Volk, das euch die Soldaten stellen soll, von neuem für einige hundert Millionen Mark Blut und Eiweiß abzapfen. Die Wirkung der also verminderten Zeugungskraft und Gebärlust werdet ihr mit banger Sorge um die Wohlfahrt des Landes beobachten, und, um sie abzuschwächen, neue Gesetze erfinden, die an armen Prostituierten ausgehen werden. Aber ihr werdet überaus zufrieden sein mit euch selber, weil ihr so sehr fromm, sittlich und weise seid.

Betragen: lobenswert. Mögen diese Hefte auch dem Kulturhistoriker späterer Tage sonst keine geringste Handhabe zur Beurteilung zeitgeschichtlicher Verhältnisse bieten, — das Verdienst werden sie für sich beanspruchen können, daß aus ihnen allein, bis ihr Papier zerfällt, ein Charakterbild der Münchener Polizei, wie es sich dem unbefangenen und von ihr unabhängigen Beobachter heute darstellt, zu entnehmen sein wird. Ich möchte ja gerne einmal pausieren, mal einen Monat vorübergehen lassen, ohne eine in der Weinstr. ausgebrütete Kuriosität dem Publikum vorzuführen. Aber die Polizei überstürzt sich

mit ihren Seltsamkeiten, sie läßt keine Zeit zum Auspusten, sie ist fruchtbar wie eine Karnickelmama, und wenn ich hier nicht eine oberflächliche Registratur für ihre Absonderlichkeiten eingerichtet hätte. — wo sonst in München Lesepapier bedruckt wird, da wird freundlich lächelnd quittiert, was einen Weltfremdling wie mich staunend erbleichen macht.

Der der Unterbindung großstädtischer Entwicklung der Stadt München gewidmete Apparat beschränkt sich schon nicht mehr auf die Ausübung einer von Sittlichkeit durchtränkten Zensur, er beschäftigt sich neuerdings auch damit, über bereits exekutierte Sittlichkeit Zensuren zu verleihen. Als der moralische Fasching 1914 sein Ende erreicht hatte, wurde einem schreibkundigen Mann des Polizeipräsidiums aufgetragen, einen Brief an die Tageszeitungen zu verfassen, in dem dem Verhalten des Publikums von Obrigkeitswegen die Note: Betragen lobenswert leutselig zugewinkt wurde. Wir erfahren aus dem Schriftstück, das die Gazetten mit ehrpusseligem Ernst und bescheidener Zustimmung wiedergaben, daß die Aufsichtsräte der Münchener Tugend im ganzen recht befriedigt waren von den Fortschritten der Faschings-Sittlichkeit. Die bei Festlichkeiten zur Beobachtung der weiblichen Beine aufgestellten Beamten fanden nur selten Gelegenheit, das Aergernis zu nehmen, das sich später in Strafmandaten zu konkretisieren pflegt. Aber die Veranstalter der Feste, die arrangierenden Künstler, zeigten sich auch sehr entgegenkommend und berieten immer vorher mit den Polizeiorganen, wie der gute Geschmack der Polizei vor das Amüsement der Festgäste gestellt werden könnte. Nur kleine Feste interner Art wußten sich leider noch der Sittlichkeit zu entziehen. Aber im nächsten Jahre will man diese Rudimente einer schamlosen Harmlosigkeit womöglich ganz untersagen.

Eines möchte man nach der Lektüre der polizeilichen Schreibübung gerne erfahren: Was mag das für eine Sorte von Künstlern sein, die sich mit den Organen des öffentlichen Tugenddienstes zusammensetzt, um den selbst veranstalteten Vergnügungen die moralischen Grenzlinien abzustecken? Wie mögen die Leute aussehen, die — als Künstler! — sich bei den Arrangements lustiger Faschingsfeste von der Sittenpolizei beraten lassen? Die hohe Behörde verfolgt bei ihrem Vorgehen den ausgesprochenen Zweck, in Künstlerkreisen das ein wenig brüchig gewordene Gefühl der Scham wieder in Stand zu setzen. Es scheint an der Zeit zu sein, diesem Beginnen von einer anderen Seite her wirksamen Beistand zu leisten.

Studentenfutter. Die „M. N. N." überraschten mich am 6. März mit folgender Notiz, aus der ich gerne entnehme, daß ich mit meiner Zeitschrift auch für dieses Organ nunmehr als existierendes Lebewesen anerkannt werde:

> „Im Zeitschriftensaal der k. Universitätsbibliothek — so schreibt man uns — ist seit einigen Tagen die von Erich Mühsam herausgegebene Zeitschrift „Kain" der Studentenschaft entzogen worden. Vom „Anfang", dessen Art wohl jetzt hinreichend bekannt ist, lag eine Probenummer auf, weitere Hefte kamen nicht mehr. Das erste Heft von „Die

neue Kunst" wurde bald wieder eingezogen und die Zeitschrift im Katalog gestrichen. Es fehlen weiter der „Wiecker Bote", ein sehr beachtenswertes parteiloses akademisches Kampforgan, ferner folgende für das literar. Leben der Gegenwart wichtige Zeitschriften: ‚Die Fackel', ‚Die Schaubühne', 'Orplid', 'Saturn'. 'Die Argonauten', 'Die neuen Blätter', 'Die neue Kunst', 'Die Revolution', 'Der Sturm' und 'Die Aktion'. In der Zuschrift wird die Vorenthaltung dieser Zeitschriften als eine geistige Bevormundung und als ein Gewissenszwang bezeichnet, wogegen Protest erhoben werden müsse. — Die zuständige Stelle, der wir den Inhalt dieser Zuschrift mitteilten, äußert sich hierzu, wie folgt: Die in der k. Universitäts-Biblothek München bestehende Lesehalle kann nur eine Auswahl von Zeitschriften bieten, da sie in ihren Mitteln beschränkt ist. Von den erwähnten Zeitschriften werden häufig Probenummern gratis übersandt, die dann zur Einsicht aufgelegt werden. Laufen keine weiteren Nummern ein, so werden nach einiger Zeit die Probenummern wieder entfernt. Die Zeitschrift „Kain" insbesondere wird nicht mehr öffentlich aufgelegt, da diese von den Studenten regelmäßig als Sprechsaal benützt und mit Randglossen versehen wurde. Auf Verlangen wird jedes Heft dieser Zeitschrift von den Aufsichtsbeamten zur Verfügung gestellt werden. Im übrigen ist die Zahl der erscheinenden Zeitschriften so groß, daß die Vorstandschaft der Bibliothek selbst bei reichlicheren Mitteln nicht alle Wünsche befriedigen könnte; sie muß sich daher immer auf die Anschaffung besonderer Typen beschränken.

Die zuständige Stelle scheint sich da doch von gar zu bürokratischen Grundsätzen leiten zu lassen. Wenn ein Blatt in so hohem Grade das Interesse der Studenten fesselt, daß nach eignem Ausspruch der Lesehallenverwaltung sein Spiegelrand geradezu als Sprechsaal Verwendung findet, dann sollte man doch seine Anregungen der Diskussion nicht entziehen, sondern womöglich noch Papier zu ihrer Erweiterung zur Verfügung stellen. Der Verlag des „Kain" (ist diese Zeitschrift übrigens kein besonderer Typus?) hat in dieser Erwägung dem Zeitschriftensaal der k. Universitäts-Bibliothek angeboten, gratis und franko jede, gewünschte Anzahl von Exemplaren zum Lese- und Schreibgebrauch regelmäßig einzusenden. Womit denn hoffentlich den Wünschen der Studentenschaft wie denen der Lesehallen-Verwaltung gleichmäßig Rechnung getragen sein dürfte.

Verantworten für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

....

....

....

....

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift „KAIN", Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baaderstrasse la.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genaue Adresse: Name:

....

....

*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Jahrgang IV. No. 1. Mitte April 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Idealistisches Manifest. — Münchener Theater — Bemerkungen: Personalia. — Madame Caillaux. — Ulster. — Es ist erreicht!

Kain-Verlag München.

30 Pfg.



Jahrgang IV
No. 1.

München,
Mitte April 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

,,KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse la.

Die Beiträge dieser Zeltschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Idealistisches Manifest.

Wer mit dem Blick auf zeitlose Weiten neue Moral, neue Gerechtigkeit, neue Menschlichkeit zum Inhalt seines Strebens macht, der weiß aus unzähligen Erfahrungen, daß er mißverstanden wird. Es ist fast notwendiges Schicksal seiner Ueberredungskunst, selbst bei Menschen von Verstand, Kritik und gutem Willen Kopfschütteln und Achselzucken zu erregen. Denn jede Agitation, deren Absicht nicht zeitlich begrenzt ist, steigt unbekümmert und rücksichtslos über praktische Bedenklichkeiten hin. Für bürgerliche — das heißt gegenwartsbesorgte — Naturen ist das Ziel immer der nächste Schritt. Wer aufs Ideal steuert, „schießt über das Ziel hinaus." Den Weg zu einem Ziele nicht in jeder Kurve kennen, das Werkzeug zu einem Kampfe nicht auf jede Gefahr erprobt haben, das bewirkt die Zweifel, das Warnen, das Bangemachen und selbst den gewalttätigen Widerstand gegen Tendenzen, gegen deren Ehrlichkeit garnichts eingewandt wird. Aber wer im reinen Gefühl die Wahrheit weiß und in kluger Skepsis von ihr abläßt, den heiße ich einen Lumpen.

Hier ist mein idealer Zweck — da sehe ich das Mittel, ihn zu erfüllen: was kümmert mich die Chamade der Vorsichtigen? Naturwissenschaftler, Volkswirtschaftler. Historiker, Geographen, Politiker und Kaufleute sollen hundertmal recht haben, — mein Gefühl, das seine Wege kennt, können sie nicht widerlegen. Ich will den Völkerfrieden, weil er mich gut dünkt. Ich weiß, er wird sein, wenn die Arbeit der Menschen nicht mehr für den Krieg steuert, wenn die Soldaten sich weigern, ihresgleichen zu töten, wenn der Wille der Völker auf Frieden aus ist Ich will Sozialismus und Anarchie. Ich weiß sie möglich, wenn Arbeit und Verbrauch in gerechten Ausgleich gebracht sind, wenn Ordnung und Friedfertigkeit in den Menschen Leben gewonnen haben, wenn Autorität und Gehorsam, Herrschaft und Knechtschaft aus der Gewohnheit der Völker gewichen sind. Sie werden weichen, wenn allenthalben aus der Sehnsucht nach Freiheit der Wille zur Freiheit geworden ist. Ich will Kultur und Kunst Gemeingut der Völker wissen. Sie werden es sein, wenn der Geschmack der Besten sich Allen mitgeteilt hat, wenn die Ethik der Massen sich zum Anstand geformt hat, wenn aus Zwang und Strafe Rechtlichkeit und Verständigung geworden ist.

Aber für den Frieden sind alle Vorbedingungen nicht erfüllt. Die Völker haben ein natürliches Expansionsbedürfnis und bedrohen die Grenzen der Nachbarn. Gehorsamsverweigerung, Generalstreik, Revolution ziehen entsetzliche Strafen nach sich. Der Gedanke, das Raubtier Mensch werde in Ordnung und Verständigung miteinander auskommen, der Geschmack der rohen Masse könne umgeformt werden, Freiheit werde jemals etwas anderes sein als eine schöne Phrase, ist absurd und kindlich. Schon die Formulierung deiner Ideale ist ein Beweis, wie unabwendbar und naturgewollt alle die Einrichtungen

sind, die du bekämpfst. Bitte: ich fordere nicht auf, — ich bekenne. Und ich suche meine Gefühle, die mir Wahrheiten sind, in das Gefühl der Nebenmenschen zu verpflanzen. Verstandeskühle Einwendungen können richtig oder falsch sein, — an der Erkenntnis dessen, was gut und recht ist, prallen sie ab.

Das also ist das Wesen der Agitation: auszusprechen, was subjektiv wahr ist, die Energie der andern nach der Richtung zu beeinflußen, die zu erstreben ist. Was die stärkste Energie — Weniger oder der Menge — wollen wird, das wird die Zukunft sein. Unmittelbare praktische Wirkungen gelten nicht allzuviel. Sie sind nur wertvoll als Symptome eines neuen Geistes, der unterirdisch im Werden ist. Der neue Geist aber entsteht heimlich und unbeobachtet, langsam und viel später, als sein Same gestreut ist. Wenn er zuerst in einem Gedanken, einer Tat, einem Kunstwerk oder einer Erkenntnis plötzlich aus dem Boden schießt, dann ist sein Ursprung längst nicht mehr zu entdecken, dann hat er gewirkt, als ob er selbstverständlich und ohne Bausch wäre.

Plötzlich ist eine neue Bewegung da, überraschend, scheinbar aus dem Nichts gestampft. Sie zieht Kreise, wächst, wirkt, aber ihre Herkunft ist verschollen. Aller Fortschritt ist diskreter Geburt, denn er stammt vom heiligen Geist, er stammt aus der Sehnsucht und der Bitternis vergangener Idealisten. Freilich sieht jeder Erfolg des Idealismus anders aus als seine Werbung. Was daraus eingeht in das Leben des Menschen, sind Anpassungen an geltende Verhältnisse, sind nichts weiter als Entwicklungsfaktoren. Gerade darum aber müssen die Forderungen an die Welt so schroff wie möglich gestellt werden, muß stets das denkbar Aeußerste verlangt werden, ohne Rücksicht auf die Aussichten der Verwirklichung. Nur die ideale Forderung in ihrem weitesten Umfange schafft Fortschritte im engen

Kreise. Die Utopie ist die Vorbedingung jeder Entwicklung.

Die Entwicklung hat mit dem Abrollen der Jahre nichts zu tun, nicht nur, weil uns die Irrealität der Zeit bewußt ist, sondern weil uns die Geschichte der Vergangenheit lehrt, daß die vorgeschrittene Jahreszahl keine Gewähr gibt für höhere Kultur und tieferen Menschenwert. Einsichten und Sitten entstehen und verschwinden mit dem Werden und Vergehen der Generationen. Nie wird die Zeit kommen, die keiner Revolution bedürfte. Dennoch wollen wir unser Weltbild gestalten nach dem Ideal der Vollkommenheit, und das können wir, wenn wir den Blick aufs Künftige, und das ist aufs Ewige, gerichtet halten. Und wir wollen uns freuen, wenn irgendwo aus dem Geschehen der Zeit eine Blüte treibt, in der wir verwandelt und verdünnt den Keim unserer Werbung erkennen.

Wir erleben seit einem halben Jahrhundert eine gewaltige soziale Bewegung. Die werktägige Menschheit, also die Sklaven und Entrechteten, haben sich auf ihren Anspruch besonnen, an den Lebenswerten teilzunehmen. Ja, sie haben begriffen, worauf ihre Versklavung beruht und sie haben erkannt, daß die Ablösung des Kapitalismus Sozialismus heißen muß. Zwar kamen die Advokaten und Politiker, die Geschäftemacher und Demagogen, und bemächtigten sich der Idee der Gerechtigkeit und der Befreiung, indem sie daraus ein Parteiprogramm machten. Zwar kam die Trägheit des Denkens und Handelns wieder über die Massen und der tiefste Fluch des Lebendigen, die Zufriedenheit. Aber ein Funke aus der heiligen Glut der Saint-Simon, Proudhon, Bakunin, Lassalle schwält noch unter dem Schutt, und wir Lebenden dürfen nicht ruhen, ihn freizumachen und zu neuem hellen Feuer anzublasen.

Aus der Schande tausendjähriger Entwürdigung

als Kreatur der Männer ist das Weib erwacht. Es will Mensch sein, die Rechte und die Anerkennung des Menschen haben. Daß die kämpfenden Frauen unserer Tage im Langen nach dem Gute der Freiheit vorbeigreifen und statt Menschenrechte Männerrechte begehren, soll uns nicht verdrießen. Die Not und die Verstocktheit der Zeit hat den Frauen Männerpflichten auferlegt. Vielleicht schafft sich doch ein mal die Einsicht Bahn, daß nun nicht die Assimilation ans andere Geschlecht, sondern die Befreiung von seiner Herrschaft — das ist die Freiheit des Weibes in Liebe und Mutterschaft — das Glück des Frauentums wäre. Sie müssen ihre Ziele weit setzen, die Frauen, die in den Kampf getreten sind. Die Neubildung aller gesellschaftlichen Formen auf dem Boden des Mutterrechts müssen sie verlangen. Wenn sie es dann einmal erreichen, daß kein Weib mehr ein anderes deswegen verachtet, weil es Mutter ist, dann müssen sie die Genugtuung fühlen, daß ihr Werben und Kämpfen nicht umsonst war, wie sie selbst Zeugnis dafür sein sollten, daß die herrlichen Frauen der Romantik nicht umsonst die Vorbilder freier, schöner Weiblichkeit waren.

Seit ganz kurzem aber beobachten wir die ersten Atemzüge einer neuen Bewegung, die vielleicht berufen sein wird, das höchste anarchistische Ideal, die Selbstbestimmung des Menschen, sein stolzes Vertrauen auf die eigene Persönlichkeit zur Sehnsucht der gehorsambeherrsch teil Zeitgenossen zu machen. Zum erstenmale organisiert sich die Jugend gegen Autorität und Zwang, gegen Tradition und Erziehung, gegen Schule und Eltern. Die jungen Leute wollen die Hälse freibekommen von den Umschnürungen der Verbote und des Drills. Sie wollen anerkannt werden als Menschen mit eigner Sehnsucht, mit eignem Leben, die nicht zu danken, sondern zu fordern haben. In schönem Radikalismus streben sie nach

den größten Dingen: nach Wahrheit in Empfangen und Geben, nach Freiheit in Leben und Lernen, nach Raum zum Atmen und Werden. Was in der Zeitschrift der Jugend „Der Anfang" aus jungen Herzen nach Ausdruck drängt, das ist viel ungegorenes und manchmal bizarres Zeug, aber es ist die Sprache der Jugend, es ist das aufgeregte und den Freund der Zukünftigen heiß aufregende Bekennen heiliger, starker revolutionärer Inbrünste. Mögen Lehrer, Pfaffen und Eltern vor Entsetzen bersten, mögen sie sich mit Maulkörben bewaffnen und die Polizei herbeirufen, um das freie Wort im Munde der Jungen zu verstopfen, — es nützt nichts mehr. Der Gedanke ist stärker als das Wort, der Gedanke ist losgelassen, ihn hält nichts mehr auf. Das Problem Väter und Söhne ist gelöst, die Jugend hat es gelöst. Sie schreitet dahin über den Jammer der Alten wie der Frühling über die Dürre des Winters. Die immer und immer bewährten „Erfahrungen" der Sechzig- und Siebzigjährigen sind um diese bereichert worden: daß die recht haben, die eine ganze Generation jünger sind, also um eine Generation Erfahrungen mehr haben. Der Kampf der Jungen ist angefacht. Er wird zum Siege führen, denn an Nachwuchs wird er nie Mangel haben, und die fröhliche Torheit, die das schöne Vorrecht der Jugend ist, wird allzeit seine gute Waffe sein.

Hier ist ein prächtiges Beispiel, wie idealistische Agitation wirkt, bis der Ursprung verwischt ist und bis plötzlich an einer Stelle, die niemand kannte, in einer Art, die niemand voraussah, ihr Segen aus der Erde quillt. Was haben die Alten nicht getan, um ihre Macht über die Jungen zu konservieren! Sie haben verboten und gestraft, geprügelt und gelogen, sie haben das Geheimnis der Menschwerdung vor den Kindern gehütet, als ob alles Seelenheil in Gefahr wäre, wenn der Junge weiß, wie das Mädel beschaf-

fen ist. Und nun stellt sich die Jugend lachend vor ihnen auf und ruft ihnen ins Gesicht: ihr braucht uns nichts zu erklären, denn wir sind längst so klug wie ihr. Ihr braucht uns nichts zu verbieten, denn wir tun doch, was wir für rocht halten. Ihr braucht uns nichts zu befehlen, denn wir gehorchen euch nicht mehr. Wir Aelteren haben das noch nicht gewagt, wie brünstig wir es auch gefühlt haben. Aber nun wollen wir uns ehrlich freuen, daß wir es bei den Jüngeren mit ansehen dürfen, und die nach uns kommen werden, wollen wir in einem Geiste aufwachsen lassen, der die Beherrschung in sich selbst hat und keine Beherrschung von außen mehr duldet.

Die Jugend, der Nachwuchs, die kommende Generation hat sich mündig erklärt. Das Alter ist nicht berechtigt, mit seinen überlebten, verknöcherten Prinzipien daran zu rütteln. Bei der Jugend ist alle Zukunft geborgen. Ihr wollen wir unsere Ideale anvertrauen. Haben wir die jungen Leute gewonnen, dann haben wir alles gewonnen: Freiheit und Kultur, Revolution und neue Menscheit. Die Jugend soll uns die Staaten zertrümmern und den Frieden aufbauen, sie soll Sozialismus und Kultur schaffen, sie soll die Erde dem Geiste und dem Menschenglück bewohnbar machen. Wir anderen müssen uns ja wohl begnügen, ihr in Dichtung und Werbung anfeuernd zuzurufen und zu gleichem Tun denen den Mund zu öffnen, in denen die geistigen Güter der Menschheit gespeichert sind.

Noch verträumen die Künstler und Kulturellen ihre Zeit in aesthetischen Zirkeln. Noch haben sie nicht begriffen, daß sie zum Volke gehören, in die Gemeinschaft aller, und daß ihr Werk erst Wert erhält, wenn es Resonnanz findet im Herzen der Mitmenschen. Der Geist der Lebenden gehört an die Spitze und in die Gefolgschaft der rebellischen Jugend. Seien wir Agitatoren, bilden wir eine Jung-

mannschaft der Welt, auf daß auch unser Wort Keime lege zu neuem Geschehen und neuer Gestaltung! Verstopfen wir unsere Ohren vor den Unkenrufen träger Philister und vor den Rechenexempeln praktischer Nörgler! Rufen wir die Wahrheit unserer Ideale aus, unbekümmert um Erfahrungen und zweifelnde Erwägungen, — und wir werden eine Welt erleben, die auf Schönheit und Gemeinschaft und — fern ab von Gott und Kirche — auf religiöser Inbrust er richtet ist.

Münchener Theater.

Kürzlich machte mir jemand, der etwas vom Theater versteht, heftige Vorwürfe wegen meiner Theaterartikel im „Kain". Die Milde meines Urteils, besonders über die Schauspieler, sei unverantwortlich, ich behandle höchstens mittelmäßige Bühnenkräfte wie wertvolle Künstler, — kurz und gut, ich propagiere schlechtes Theater. Das sei umso ärger, als die Kritiker der Münchener Tageszeitungen durchweg ohne Ahnung vom Wesen der Bühnenkunst seien, weder Drama noch Mimen zu beurteilen wissen, und somit die größte Kunststadt Süddeutschlands durch das Verschulden derer, die acht zu geben haben — also auch mein Verschulden — immer hoffnungsloser in trübster Provinztheaterei verkomme.

Ich hätte diese herben Vorwürfe lächelnd ad notam nehmen können in dem überlegenen Bewußtsein, daß mein kritisches Gewissen rein ist von Schuld, — wenn ich nicht zugeben müßte, daß der Mann nicht ganz unrecht hat. Es ist schon wahr, daß die Bilanz eines Münchener Theaterjahres ein geradezu klägliches Bild bietet, und daß die völlige Entwöhnung von anständiger Kunst den kritischen Blick auch dessen trübt, der in ehrlichem Willen bereit ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und zu benennen, wie sie heißen. Habe ich also meinem Kritiker gegenüber im persönlichen Gespräch heftig bestritten, daß das Theater in München schlechter sei, als ich es mache — wer ließe sich am Trinktisch ins Unrecht setzen! —, so fühle ich doch in der öffentlichen Diskussion das Bedürfnis, zuzugeben: der Stand der Bühnenkunst in München, im großen und ganzen, ist unter dem Luder, und tut die Tageskritik gar nichts, um zu bessern und alles, um die Direktoren in ihrer Mangelhaftigkeit zu bestärken, so habe ich bisher zu wenig getan, um dem Publikum über die wahre Beschaffenheit der Dinge die Augen aufzureißen.

Freilich darf ich mir wohl zugute halten, daß ich hier von Anfang an sauber unterschieden habe zwischen den Leistungen der Münchener Bühnen, und daß ich mich nie geniert habe, den verehrten Kollegen von der Tagespresse, wenn sie mir gar zu dumm urteilten, gehörig übers Maul zu fahren. Da es aber jedenfalls angenehmer ist, Lob auszuteilen, als zu schimpfen, so wird es begreiflich sein, daß ich manchmal vergaß, Münchens Anspruch, als Kunststadt zu gelten, in Betracht zu ziehen, und das Mittelmaß für voll nahm.

Solange das Hof- und Residenztheater noch wirklich an der Spitze marschierte, war es leicht, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Aber der nunmehr zum Generalintendanten avancierte und endgültig befestigte Herr v. Franckenstein hat bisher nichts getan, was weiterhin veranlassen kann, sein Theater vor den anderen herauszuheben. Sein Repertoire ist mehr als dürftig, seine besten Schauspieler (z. B. Waldau) läßt er tatenlos herumlaufen, wichtige Inszenierungen läßt er von pedantischen Philologen besorgen, da er doch über einen der besten Regisseure verfügt, die in Deutschland zu finden sind (über Dr. Kilians neue „Faust" (aufs Auge) - Einstudierung reden wir noch!) und zum Engagement der notwendigsten fehlenden Kräfte — das Gretchen kann am Münchener Hoftheater schlechterdings nicht besetzt werden — entschließt er sich nicht. Die Zeitungsreferenten aber kritisieren schlecht und recht die Stücke, die ihnen vorgesetzt werden, wobei sie die Zahl der Hervorrufe als Kriterium des literarischen Wertes ansetzen, und finden die schauspielerischen Leistungen in wahlloser Zufriedenheit schön und gut. Die Herren A., B., C. und D. und die Damen X., Y. und Z. füllten ihre Posten vollkommen aus, — so geht es in allen Varianten durch jede Münchener Theaterkritik. Da wird man eben selbst träge und abgestumpft und verliert die Lust, sich scheel ansehen zu lassen, weil man in all der gefälligen Bewunderung immer wieder der Stänkerer und Miesmacher ist.

Im Schauspielhaus gab es eine Komödie von Georg Hirschfeld: „Rösickes Geist". Um des Autors guten literarischen Namens willen soll von dem Stück geredet werden. Rösicke hat seine Frau sitzen lassen, ist nach China gegangen, hat nie was von sich hören lassen und ist darnach als verschollen und tot erklärt worden. Frau Rösicke hat einen braven Uhrmacher geheiratet und von dem ein Kind gekriegt. Elimar Krusch (der Uhrmacher) hat einen Freund, Salzwedel, der bei dem Ehepaar wohnt Der ist Spiritist, Redakteur und verbummeltes Genie. Eines Tages kriegt Frau Grete Krusch einen Brief von ihrem verschollenen Rösicke, der seine Ankunft anzeigt. Sie vertraut sich Salzwedel an, und der bestimmt, daß Rösicke aus der

vierten Dimension herniedersteigen werde. Aber Grete denkt realer und empfängt den leibhaftigen Rösicke im Uhrenladen. Erusch kommt angeheitert hinzu, freundet sich mit dem Unbekannten an, wird, als er merkt, wer sich da für seine Frau interessiert, sentimental, fügt sich dann aber ins Unvermeidliche, und läßt Grete mit Rösicke mit freundlichem „Na, laßt's Euch jut jehnl" von dannen ziehen. Das ist alles — zum Schwank zu anspruchsvoll, zum literarischen Lustspiel zu dünnbeinig: also Komödie. Schade. Hätte Hirschfeld das Ding auf Salzwedels Theorie, daß Rösicke Rösickes Geist sei, aufgebaut, wäre der Berliner Junge von seiner Grete und von Krusch als überirdische Erscheinung betrachtet und behandelt worden, dann hätte ein sehr lustiges Stückchen aus dem Einfall werden können. So wars nichts Halbes und nichts Ganzes. — Ueber die Aufführung breitet man am besten den Mantel verzeihender Nächstenliebe. Siegfried Raabe ist immer derselbe. Daß er es auch als Uhrmacher Krusch war, kam zufällig der Rolle zugute. Außer ihm gefiel mir nur noch Friedrich Carl Peppler, der dem Spiritisten Salzwedel eine sehr fidele Note gab. Ob aber der Darsteller des Rösicke oder die Darstellerin der Frau Grete am Mißlingen der Aufführung den größeren Anteil hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Daß die Herrschaften den Berliner Dialekt nicht können, enthebt sie doch noch nicht der Verpflichtung, ihre Rollen wenigstens andeutungsweise zu charakterisieren.

Direktor Ziegel hat inzwischen durch die Aufführung zweier Stücke bewiesen, daß es doch nicht sein Ehrgeiz ist, bei der Auswahl des Repertoires für die Münchener Kammerspiele mit dem Schauspielhause am gleichen Strange zu ziehen. Hoffentlich bleibt ihm die Einsicht treu, daß es besser ist, mit anständiger Literatur Geschäfte zu machen, als für Dreck draufzuzahlen. Es ist ein Irrtum der meisten Theaterfachleute, zu glauben, daß das Publikum für gute Stücke kein Interesse hat. Allerdings müssen sie auch gut herausgebracht werden.

„Die Wölfe" von Romain Rolland der deutschen Bühne zugeführt zu haben, ist Wilhelm Herzog als Verdienst anzurechnen. Dieses Revolutionsdrama hat Kraft und Atem, Leidenschaft und aufregende Handlung. Der Dreyfußhandel nach Mainz ins Jahr 1793 verlegt — das ist sein Inhalt. Statt des Juden ist es der Aristokrat, der sich seinen revolutionären Mitkämpfern verdächtig macht. Die Antipathie, der der Kommandant d'Oyron im eigenen Lager begegnet, und der Haß seiner früheren Angehörigen, des Adels, gegen den Abtrünnigen arbeiten einander in die Hände. Ein Spion mit Briefen d'Oyrons an den König von Preußen wird von den Jakobinern aufgegriffen und der Verräter, obwohl er seine Unschuld beteuert, zum

Tode verurteilt. Der ehemalige Akademiker, Kommandant Teulier, holt indessen aus dem gefangenen Bauernspion das Geständnis heraus, daß die Briefe von den Adligen gefälscht waren, um d'Oyron zu verderben. Aber des Aristokraten gehässigster Feind unter den Kommandanten, der frühere Schweineschlichter Verrat, bringt die Beweise von d'Oyrons Unschuld an sich. Teulier klagt ihn an, sie unterschlagen zu haben. Inzwischen führt der populäre Verrat seine Mannschaft in die Schlacht und zum Sieg, und als er rauchgeschwärzt und blutbespritzt im Triumph zurückkehrt und Teulier Bede stehen soll, da reißt er den Rock auf, weist auf seine Wunden, und die Menge jubelt ihm zu. Während Teulier ergriffen wird, um vors Tribunal gestellt zu werden, verrichtet unter dem Fenster des Saales, in dem die ganze Handlung vor sich geht, die Guillotine ihre Arbeit an dem unschuldigen d'Oyron. Die Szenen dieses erregenden Stückes sind mit großer Buhnenklugheit gestaltet, die Charaktere sind scharf gegeneinander abgegrenzt. Es gibt Auftritte von mächtiger erschütternder Wirkung, so besonders das nächtliche Gespräch zwischen dem ehrenhaften Gelehrten Teulier, dem d'Oyron selbst in der Seele zuwider ist, dem aber die Gerechtigkeit höchste sittliche Forderung ist, und dem alten gichtbrüchigen Kommissär des Konvents, Quesnel, dem das Interesse der Revolution und also das Wohl des Volkes noch mehr gilt als Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieses Drama, bei guter Darstellung gut inszeniert, muß einen ganz tiefen Eindruck machen.

Leider stand die Aufführung in den Kammerspielen durchaus nicht auf der Höhe ihrer Anforderung. Leidenschaft und Erhitzung wurde durch temperamentlose Brüllerei ersetzt, bei der die Stimmen überschnappten und wichtige Strecken des Dialogs verloren gingen. Ueberragend war keine einzige Leistung. — Die Münchener Theaterkritik wußte mit dem Stück gar nichts anzufangen, von einer erfreulichen Ausnahme (Eisner) abgesehen. Man nahm die Sache von der neckischen Seite und bemängelte, daß von Romain Rolland, dessen Namen die Herren zum ersten Mal gehört zu haben scheinen, keine Frauenrollen vorgesehen sind.

Der begrenzte Raum dieser Blätter gestattet mir nicht mehr, auf Adolf Pauls neues Lustspiel „Die Teufelskirche" mit der Ausführlichkeit einzugehen, die dem Wert des Werkes gemäß wäre. Es ist die Arbeit eines wirklichen Dichters, die Paul da geschaffen hat, wenn ihm auch die Lösung seiner-Aufgabe nicht völlig gelungen ist. Der Vorwurf ist überaus kühn. Aber die äußerliche Disposition des Stückes — der Streit der Bauern, wo die neue Kirche stehen soll, die Entscheidung des Pfarrers, der Asmus' zentral gelegenes Grundstück auswählt, das fromme

Drängen der Frau Ane und dann, nachdem der Teufel-Kesselflicker sie verführt hat, ihre unfromme Selbstsucht, das Feuer in Asmus' Hause, die Schenkung seines Grundstückes an den Pfarrer und die Heuchelei des reichen Bauern —, all diese den Inhalt des Stückes umrahmenden Umstände drängen den eigentlichen ethischen Fonds des Werkes zu sehr in den Hintergrund. Der beruht auf dem Spiel des Teufels mit dem Pfarrer, auf den Schlichen, mit dem der Böse seinen Wunsch, die Kirche aus seiner Höllenmacht zu bauen, zum Ziel führt, der Umstrickung der Pfarrersseele durch Anes sinnliche Reize, der Wette des Teufels mit dem Geistlichen, er, Satan, werde die Kirche errichten, aber der Pfarrer werde Gott selbst daraus verbannen und dann mitsamt der Gemeinde der Hölle verfallen sein, und auf der Art, wie Satan die Wette gewinnt. Daß sich schließlich der ganze Verlauf der Dinge als Traum des dummen Bauern Asmus enthüllt, ist ein etwas billiger Notbehelf des Dichters, der aber durch den guten Witz entschuldbar wird, daß der Teufel zum Schluß als der sehr irdische Kesselflicker das Haus der Frau Ane verläßt, daß also der Teil des Dramas, der die Frau in ihrer Ehepflicht schwach werden läßt, sich als Wirklichkeit erweist. Die gesamte Komposition des Lustspiels hat großen Zug. Adolf Paul hat seinem bisherigen Werk durch die Dramatisierung der alten Sage von der Teufelskirche eine schöne Leistung hinzugefügt.

In der Aufführung gab Erich Ziegel als Teufel und Kesselflicker bei weitem das Beste. Er war ein kluger Intrigant, der die Uebertreibung des Diabolischen angenehm vermied. Stahl-Nachbaurs Pfarrer war in seiner lutherischen würdigen Milde passabel. Warum man sich aber für die Ane einen auswärtigen Gast verschrieb, der weder durch äußerliche Reize noch durch mehr als durchschnittliche Charakterisierungskunst auffiel, ist nicht einzusehen. Die Rolle hätte aus dem ständigen Personal der Kammerspiele besser besetzt werden können.

Zwichendurch gab es dort ein neues Gastspiel von Harry Waiden, der sich ein italienisches Konversationslustspiel „Der häßliche Ferante" zu einer virtuosen Paradeleistung ausgesucht hatte. Ueber das geschwätzige Stück ist kein Wort zu verlieren: wie alle diese Dinger albern und zum Schluß sentimental Waiden entschloß sich nicht dazu, der Titelrolle durch Anschminken einer häßlichen Maske gerecht zu werden. Er machte sich rothaarig und blieb dabei so verführerisch wie immer. Daß er dadurch das Stück auch noch um das letzte bißchen Sinn brachte, war nicht sehr wichtig. Er ist ein brillanter Schauspieler und konnte sich als Meister der Sprechtechnik wieder einmal bewundern lassen. Neben ihm war auch in dieser Aufführung Frl. Serda als Dast dick gedruckt. Die Dame zeigte auch

hier keinen Anlaß, sich dieser Ziegeischen Acquisition überschwänglich zu freuen. Dagegen überraschte Frl. Anny Balder in der Rolle einer jungen Sängerin durch großen Charme and erquickliche Natürlichkeit. So brachte also dieses Zwischen- und Gastspiel dem Theaterfreunde doch noch sein Gutes.

Ueber Dr. Kilians neue „Faust" - (aufs Auge-)Einstudierung im Hoftheater reden wir noch!

Bemerkungen.

Personalia. Der fünfzigste Geburtstag des Dichteis Karl Henckell gibt willkommene Gelegenheit, ihm Dank und Glückwunsch zu sagen. Er gehört zu denen, die um die Wende des letzten Jahrzehnts im vorigen Jahrhundert ins Horn stießen, um das seit zwanzig Jahren in Siegerhochmut, Gründerwahn und Dekorationsanbetung befangene Deutschland zu neuem Kampf, neuer Kultur, neuer Sehnsucht zu wecken. Henckells Ausdrucksform war von jeher und ist das Gedicht. Er ist reiner Lyriker, ist es so sehr, daß er seine Selbstbiographie mit den Worten beginnen kann: „Mein Leben ist das Buch, das du aufschlägst, wenn du in meinen Liedern und Gedichten lesen willst." Dies Buch aber erzählt nicht von salbentrunkener Prinzlichkeit, sondern von warmem Erleben, von Menschengemeinschaft und Weltverknüpftheit. Karl Henckell braucht seine Leier als Spiegel und Waffe. Er weiß von sozialen Nöten und ringt um soziale Befreiung. Seine „Amselrufe", seine „Trutznachtigall" waren uns Jüngeren Erlebnisse, die befruchtet haben, seine Gefühls- und Naturlyrik ist uns Freude und Ansporn. Wer sich dem feinen klugen Dichter, und der unerschrockenen, geraden Persönlichkeit nähern will, der greife zu den „Hundert Gedichten", die sein Verlag (Hesse u. Becker, Leipzig) eben erscheinen läßt. Ein ganz kleines Heftchen, aber voll Schönheit und Menschengüte.

Einen sehr schmerzlichen Verlust hat die deutsche Literatur in diesen Tagen erlitten. 43jährig starb in Meran Christian Morgenstern, dieser unendlich liebenswürdige ironische Melancholiker. Seine Hinterlassenschaft ist ärmlich an Umfang, aber köstlich reich an Geist, Anmut und wehmütigem Humor. Morgenstern war ein Meister der Form, aber nie war er Formalist. Seine Uebersetzungen aus fremden (hauptsächlich nordischen) Sprachen geben Zeugnis davon. Seine eigene schwerblütige Lyrik zeigt ihn (der Theosoph war) als den bohrenden Grübler über mystischen Erlebnissen. Die Verse aber, die ihn populär gemacht haben, seine lieben, prächtigen „Galgenlieder" und „Palmström"-Gedichte, diese barocken Phantasieen und Witzgebilde, sie sollen uns noch oft heiter stimmen:

nicht als burlesker Bierulk. wie harmlose Philistrosität sie empfinden mag, sondern als das, was sie sind, als käme faustisch maskierte Kinder der nachdenklichen Muse eines sehnsuchtsvollen und allerfüllten wahrhaften Dichters.

Am 5. April begruben wir auf dem Waldfriedhof den völlig vollendeten Senior der deutschen Literatur: Paul Heyse. Aber nicht allein dem verblichenen Dichter gaben wir das Geleit zur letzten Ruhe, sondern mit ihm einem entschwundenen Zeitalter, einer Generation, die weit, weit hinter uns liegt. Heyse hat das eigenartige Schicksal erfahren, mit sehenden Augen den Untergang seiner Zeit und seines Ruhms zu erleben und dann doch noch dabei zu sein, wie er wieder auferstand und seinen sicheren Platz in der Literaturgeschichte erhielt. Als 1889 in Berlin Heinrich und Julius Hart ihre „Kritischen Waffengänge", als Harden, Brahm, Schleuther die „freie Bühne" schufen, als in München M. G. Conrad die Fahne der Moderne entfaltete, um dem physiognomielosen Eklektizismus dreier trostloser Literaturjahrzehnte den Hals umzudrehen, da war Paul Heyse Mittelpunkt und Ziel aller Angriffe. Geibel war 1884 gestorben. Ihn könnte der Zorn der jungen Stürmer nicht mehr erreichen. Die Großen aus der Mitte des Jahrhunderts standen außerhalb der Schußlinie: Hebbel tot, ohne noch seine Stätte im Herzen der Deutschen gefunden zu haben, Keller in Zürich, unbekümmert um den Lärm des Tages. Die übrigen, die Greif, Lorm, Lingg usw. nicht prominent genug und dabei zu wenig kämpferisch, um die Pfeile gegen sie zu richten. Heyse aber ragte über ihnen, ein Programm, ein Symbol, und selbst ein Kämpfer, ein intoleranter, hassender, seinen Posten grimmig verteidigender starker Kerl. Auf den prasselte alles hernieder. Man bestritt ihm seine Position, seine Ehren, seine Legitimation als Dichter. — Mit Unrecht. Denn Heyse war ein Dichter. Wohl keiner der Großen, aber ein sauberer Geist, ein glänzender Stilist, ein kluger Gestalter. Von seinen Dramen zwar ist nicht zu reden. Seine Gedichte sind elegant und formsicher. Auch ihnen wird kaum ewiges Leben zuteil sein. Aber seine Uebersetzungen italienischer Dichter (Leopardi!) und seine Novellen werden Bestand haben. In ihnen wird er länger währen, als manche, die das „jüngste Deutschland" gegen ihn aufstellte (Heiberg, Kretzer — wo sind sie geblieben?). Heyse faßte in seinen Novellen große Probleme an. Erotisch gefärbt, wenn auch moralisierend, so stehen sie vor meiner Erinnerung. Ihre Sprache ist gediegen und klar, ihr Platz im Novellenschatz der deutschen Dichtung ist gesichert. — Erst seit den letzten Jahren wird Heyse wieder die Gerechtigkeit zuteil, die er bis ins Alter für Ibsen, den er als Vater des verhaßten Naturalismus eifernd bekämpfte, nicht aufbringen konnte. Nun hat sein

Tod eine Zeitepoche abgeschlossen, zu der wir innerlich kaum mehr Beziehungen haben. Spätklassizismus kann man sie nennen, oder auch — Klassizismus aus zweiter Hand. Das Wort, das Ludwig Fulda dem Freunde in den Sarg zurief, wir dürfen es aufnehmen: „Letzter deutscher Hellene!" So stehen wir Paul Heyse gegenüber — verehrend und fremd.

Madame Caillaux. Wollen wir nicht zunächst einmal den Hut abnehmen vor dieser Frau? Dann können wir weiterreden. Es ist ja wahr: man soll nicht töten. Man kriegt Zuchthaus und Gewissensbisse, und dereinst im Jenseits soll man ja auch die größten Unannehmlichkeiten zu gewärtigen haben. Da hingegen mein Moralbewußtsein weder in Paragraphen noch in Kirchengebote gegliedert ist, so kann ich nicht umhin, die Tat der Pariser Finanzministersgattin Caillaux anständiger, sittlicher und ehrenvoller zu finden als den Anlaß, den ihr Herr Gaston Calmette, Direktor des „Figaro", zu dieser Tat gegeben hat. Darüber, daß ein politischer Redakteur den gegnerischen Politiker bekämpft, meinetwegen mit groben Injurien belegt und vor der Oeffentlichkeit lächerlich und dumm macht, kann man hingehen, weil es allgemein widerlicher Brauch ist. und weil sich längst niemand mehr etwas draus macht. Schnuppert aber der Zeilenschmierer im Privat- und zumal im Sexualleben der anderen herum, zerrt er Bettgeheimnisse vor die Leute, dann hört der öffentliche Kampf überhaupt auf. dann beginnt das Faustrecht in Geltung zu treten. Herr Calmette tat den Schritt von der Arena ins Boudoir. Er benutzte die Rachsucht der ersten Frau Caillaux gegen den geschiedenen Gatten, erhielt über die Hintertreppe Privatbriefe und druckte deren einen, in dem nicht bloß sein Gegner, sondern auch dessen Frau gesellschaftlich kompromittiert wurde. Damit machte sich Calmette zum Revolverjournalisten. Sollen wir darüber weinen, daß der Revolver gegen ihn selbst losging? Madame Caillaux erfuhr, daß es für ihren gekränkten Frauenstolz in Frankreich keine Gerechtigkeit gab (ihre Meinung, das sei eine französische Spezialität, ist irrig), und sie ging hin und tötete den Nichtkavalier, der schon mit weiteren Publikationen drohte, tötete ihn, ohne auf sich selbst, ohne auf ihren Mann und Geliebten Rücksicht zu nehmen. Liebe und Haß, Leidenschaft und Furcht. Zorn und Rechtsgefühl führten ihr die Hand. Verurteile, wer sich reiner weiß als sie!

Ulster. Contrerevolution ohne Revolution — diese Formel bezeichnet die gegenwärtigen Vorgänge in Irland. Die Zeitungen melden täglich Details von Zusammenrottungen, Offizierstreiks, Volkserregungen. Ueber die Zusammenhänge der Dinge erfährt man so wenig, wie über die Ursachen der mexikanischen Revolution, von der die Blätter auch immer nur Episodisches zu berichten wissen. Da aber die Ulster-Partei konservativ ist und gegen die englischen Liberalen aufmuckt, die Irland Homerule. politische Selbständigkeit, geben wollen, so ist's ja klar, wo wieder mal die Rückständigkeit, die Verbohrtheit, die Unfreiheit zu suchen ist. Wirklich? — Es handelt sich um folgendes: Irland ist ein katholisches Land, die klerikalen Ein-

flüsse beherrschen Sitten und Meinungen. Es ist wie in Bayern. Ausgenommen ist die größte, wirtschaftlich ergiebigste, kulturell vorgeschrittenste Provinz des Landes: Ulster. Dort hat man die protestantische Frömmigkeit der Engländer und Schotten, ist puritanisch, aber bildungsfreundlich und pfaffenfeindlich. Wird Homerule (in Ulster sagt man Romerule) Gesetz, dann gibts in Irland einen eigenen bayerischen Landtag. Die letzte Weisheit aller Demokratie, die Majoritätsbestimmung, wird das Schicksal Irlands, und Ulster empfängt seine Gesetze aus den Händen vom Vatikan aus dirigierter Bauern und Kaplane. Ein Blick ins Zweikönigreich Bayern sollte doch wohl genügen, um die Erregung verständlich zu machen, mit der sich Ulsters Offiziere und Gebildete gegen dieses Freiheitsgeschenk wehren. Höchstes Ideal wird es ja wohl auch für die Ulsterer nicht sein, ihr Geschick von den Londoner Liberalen bestimmen zu lassen, die sie los sein möchten, weil Irland den großbritannischen Staatssäckel fürchterlich in Anspruch nimmt. Aber die Idee. Irland aufzuteilen, Ulster also autonom zu erklären, ist natürlich nicht diskutabel. Für so etwas haben die Analphabeten des politischen Zentralismus eine Vokabel zur Hand, die jeden derartigen Vorschlag ad absurdum führt: Kleinstaaterei.

Es ist erreicht! Sieg! Sieg! — Der stete Tropfen hat den Stein gehöhlt. Wir werden in München Kaffee trinken dürfen, soviel es uns beliebt und wann wir wollen. In der neuen Zwingburg zwischen Ettstraße und Löwengrube ist der gewaltige Entschluß gereift. Sechs Kaffeehäuser kriegen die Nachtkonzession. Es wird eine Lust sein, in München zu leben. Die Teilnahmsäußerungen, die ich empfange, sind nicht zu zählen. Alle Welt beklagt mich, weil ich nun nichts mehr zu schreiben wissen werde. Aber ich fürchte, alle Welt beklagt mich zu früh. Wir wollen doch erst mal abwarten, was für Einschränkungen die liebe Behörde ihrer Großmut mit auf den Weg geben wird, ehe wir den steten Tropfen auf eine andere Stelle des Steins des Anstoßes träufeln lassen. Vorerst aber laßt uns die nächtliche Kaffeetasse zur Hand nehmen und das Vordringen großstädtischer Sittenverderbnis in München mit einem freundlichen „Prosit!" begrüßen.

Ja, es sind große Dinge im Werden, und wenn die Glocken richtig läuten, von denen man nie wissen kann, wo sie hängen, so wird uns demnächst unser Moralmentor Dr. Roth wieder verlassen und seinen Platz in dem Hause, an dem die Fleischeslust keine Stätte finden konnte. — wem einräumen? Unserem alten, lange und schmerzlich vermißten und in Stuttgart überflüssig gewordenen Bittinger! Das heiße ich mir mal eine schöne und erfreuliche Abwechslung. Aber so gehts in München immer: Ob Roth, ob Bittinger, — es ist gehupft wie gesprungen, Weinstraße wie Ettstraße, Jacke wie Hose. Grundherr wie Hevdte.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr. 1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a.

Jahrgang IV. No. 2. Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: Das grosse Morden. — Gedichte. — Münchener Theater. — Bemerkungen: Johannes Holzmann. — Der Bürgermeister von Köslin. — Größenwahnfried. — Gedenktage.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang IV.
No. 2.

München,
Mitte Mai 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München. Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Das grosse Morden.

Immer wieder überraschen einen die Mitmenschen — selbst solche, die die Bezirke geistiger Lebendigkeit bewohnen — mit ernsthaft gemeinten Gegengründen gegen die Forderungen der selbstverständlichsten Menschlichkeit. Immer wieder sagt man den Spruch auf, daß es doch wohl natürlich wäre, wenn die Menschen einander hülfen und versuchten, im Frieden nach innen und außen Gerechtigkeit zwischen Arbeit und Verbrauch zu schaffen, und immer wieder begegnet einem das überlegene mitleidsvolle Lächeln der Weltklugheit, die Krieg und Spionage, Ausbeutung und Unterdrückung als gottgewollte, schöne und gute Notwendigkeiten zu verteidigen weiß. Man schämt sich allmählich vor sich selbst, immer und immer wieder den moralischen Gemeinplatz aussprechen zu müssen, daß Krieg schlecht und häßlich, Friede gut, natürlich und notwendig ist. Aber wir wollen noch tausendmal die Gründe der anderen widerlegen, um vor der Nachwelt nicht in der lächerlichen Haltung solcher dazustehen, die vor Dummheit und Herzenskälte resignieren und kapitulieren.

In diesem Zeitalter raffiniertester technischer Zivilisation gibt es für den Erfindungsgeist immer noch keine höheren Aufgaben als die Vervollkommnung der kriegerischen Mordinstrumente. Wessen Gewehre und Kanonen am weitesten schießen, am schnellsten laden, am sichersten treffen, der hat den Kranz. Das Scheußliche und das Groteske gehen Hand in Hand durchs zwanzigste Jahrhundert und rufen die Völker auf zur Bewunderung der Weltvollkommenheit.

So sieht unsere Kultur heute aus: Hunderttausende junger arbeits- und zeugungsfähiger Männer werden aus ihrer Beschäftigung gerissen, in komischbunte Gleichtracht gekleidet, mit blanken Knöpfen, goldblechbeschlagenen metallenen Kopfbedeckungen und nummerierten Achselbeschlägen. An der Seite hängt ihnen ein langes Messer, scharf geschliffen, zum Stechen so geeignet wie zum Hauen. Ueber der Schulter tragen sie ein Schießgewehr, aus dessen Lauf sie oftmals hintereinander Geschoße jagen können, geeignet auf große Entfernungen Menschen zu durchbohren, mit einer Durchschlagskraft, daß gleich zwei hintereinander davon getötet werden können. Der Griff der Waffen aber ist schwer und wuchtig. Er dient zum Zertrümmern von Menschenschädeln. Vor den Nabel ist diesen Leuten ein Täschchen gebunden, das noch viele Geschoße enthält, für den Fall, daß die im Gewehrlauf ihre Pflicht nicht erfüllt haben. Ihre Tätigkeit besteht im jahrelangen Einüben in die Benützung der bezeichneten Gegenstände für den Bedarfsfall. In den Höfen der Häuser, in denen sie zu hunderten zusammen wohnen müssen, stehen aus Holz gefertigte, menschenähnliche Soldatenpuppen. Die Phantasie der Kriegseleven wird dazu geschult, in diesen Puppen lebendige Ebenbilder Gottes zu erblicken, und dann müssen sie darauf schießen. Außerdem aber werden sie erzogen, ande-

ren Leuten, zu denen sie im gewöhnlichen Leben gar keine Beziehungen haben, blinden Gehorsam zu leisten. Um sie daran zu gewöhnen, werden ihnen Aufgaben gestellt, denen ein erkennbarer praktischer Zweck überhaupt nicht innewohnt. Z. B. müssen sie oft, wenn sie in Gruppen angeordnet zum Gehen aufgefordert werden, alle gleichzeitig das Knie bis vor den Bauch hochheben, alsdann die Zehenspitze weit vorwärts schleudern und den Fuß mit lautem Klappen auf den Boden schlagen, und so immer abwechselnd mit dem linken und dem rechtenBein verfahren. Den Vorgesetzten müssen sie besondere Ehren erweisen, wozu ihnen je nach der Situation das Gewehr, die Kopfbekleidung oder die Hosennaht behilflich ist. Aber ihr Gruß gilt nicht der Person des Vorgesetzten sondern dessen Kleidern, die mit noch mehr Goldblech verziert sind als die eigenen.

Die Bezahlung dieser Dinge muß das Volk mit einem riesigen Prozentsatz seines Arbeitsertrags leisten, und so groß sind bereits die Anforderungen an die Steuerkraft der Menschen, daß seit Jahren kein Aufhören der Wirtschaftskrisen mehr ist, und die Folgen dieser Krisen sind Arbeitslosigkeit und Geburtenrückgang, aus denen wiederum verminderte Leistungsfähigkeit des Volkes und mithin — da die Forderungen des Militarismus sich nicht reduzieren, sondern ständig steigern — Erzeugung und Permanenz weiterer, immer ärgerer Krisen resultiert.

Der Wert dieser Opfer an Eigenwillen und Volkskraft wird sich jedoch erweisen, wenn eines Tages die Kriegsfahne entrollt wird. Dann wird der Begeisterung in allem Volk kein Ende sein. Dann wird sich dieses Bild entfalten: Zu denen, die gerade in den Kasernen zum Kriege gedrillt werden, treten die noch leistungsfähigen früheren Soldaten hinzu und die jungen Leute, die eigentlich noch auf ihre Schulung warten sollten. Junge Gatten und Väter werden aus

dem Hause ihrer Hoffnungen geholt. Die Söhne müssen hinaus ins Feld der Ehre. Studenten, Lernende aller Berufe müssen ihre Entwicklung abbrechen, um am Kriege teilzunehmen, dessen Gründe sie nicht können und nicht erfahren, die auch mit ihren Interessen nichts zu tun haben. Nicht freiwillig gehen sie hinaus in Gefahr und Tod, sondern gezwungen und ohne Wahl. Weigerung wäre Tod.

Und nun kommt Bewegung in das Heer, dessen Gesamtstärke etliche Millionen Menschen beträgt. Die einzelnen Abteilungen suchen die Grenze des Landes zu erreichen, mit dessen Armee die Kämpfe zu führen sind. Im eigenen Lande schon herrscht Trauer und Verzweiflung. Die Mütter, die Frauen und Mädchen jammern den Männern und Söhnen nach. Die Saaten werden von Pferden und Menschen zerstampft, aller Handel, alle Produktion stockt, die Nahrungsmittel werden schlecht und unerschwinglich teuer, Krankheiten breiten sich aus, das Elend meldet sich überall.

Soll ich schildern, was weiter geschieht? Brauchte ich nicht Stunden und Stunden, um all das Gräßliche aufzuzählen, das das Wesen des Krieges ausmacht? Denkt an die Schilderungen derer, die solche Heldenzüge mitgemacht haben. Denkt daran, daß Städte umzingelt und ausgehungert werden, wobei hunderte und hunderte Hungers sterben, denkt an den Sturm auf die Städte, wie sie in Brand geschossen werden und Kinder, Frauen, Greise, Kranke und Krüppel ihr Leben lassen müssen — fürs Vaterland! Denkt an die Eroberungen der Städte, wie die Soldaten, wochenlang keiner Schürze nah, sich mit geilen Nerven auf die fremden Frauen stürzen. Denkt an die innere Verwilderung des Einzelnen, der in ununterbrochener Angst um das eigene Leben täglich Sterbende und Leichen sieht, dem schon dadurch alle Raubtierinstinkte wach werden, und dem noch dazu

stündlich gelehrt wird, daß das Umbringen von Menschen Tapferkeit sei. Und denkt an die Schlachten in den modernen Kriegen selbst! Wo ist da noch etwas von persönlichem Heldenmut! Wie maschinell und untapfer wird heutzutage gekämpft! Aus verdeckten Gräben schießt man aus Kanonenläufen und Maschinengewehren auf die Stelle, wo man den Feind vermutet, läßt Sprengstoffe explodieren und wird selbst von Granatsplittern zerrissen, ohne zu sehen, woher der Mord geschickt ist. Der Kampf von Unsichtbaren gegen Unsichtbare — ist das nicht der furchtbarste Hohn auf alle Menschenwürde?

Aber unter den Lesern selbst dieser Zeilen sind genug, denen ich mit meinem leidenschaftlichen Haß gegen den Krieg kindlich und dumm vorkomme, solche, die gegen Einrichtungen und Gebräuche keinen Haß kennen, weil sie abgeklärt sind und das Leben zu beurteilen wissen. Sie sagen einfach, daß der Militärdrill eine gesunde Körperausbildung ist, und für die Einsicht, daß Körperübungen, die erzwungen und unter Abtötung der eigenen Willensbestimmungen vorgenommen werden, niemals gesund sein können, haben sie kein Gefühl. Sie sagen, daß die Natur Seuchen über die Menschheit schicke, die mehr Opfer fordern, als die blutigsten Kriege, und daß Kriege ebenso weise Maßnahmen der Natur seien wie Krankheiten, bestimmt, die von Blut und Kraft übermäßig strotzenden Völker wohltätig zur Ader zu lassen. Wie kommen denn diese Logiker dazu, jeden Fortschritt der Wissenschaft zu bejubeln, der die Bezwingung einer Epidemie bewirkt? Wer den Krieg mit solchen Argumenten verteidigt, hat kein Recht, die Zurückdrängung von Pest- und Choleraseuchen, die Erfindung von Serum, Salvarsan, Mesothorium als Siege der Menschheit zu feiern. Was den Menschen recht ist, sollte doch wohl dem lieben Gott billig sein. Entweder wollen wir die schicksalsgewollten Auskehrun-

gen unter den Menschen willig tragen, dann ist der Kampf gegen die Bakterien eine Heuchelei, oder wir wollen uns gegen verheerendes Unglück schützen, dann müssen wir den Krieg verhüten, wie jede andere Pest.

Aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Völker bedingen Kriege. Wenn ein Land seine Leute nicht mehr füttern kann, muß es dem Nachbarn Aecker wegnehmen. Schwindel. Seit der Kapitalismus die Welt beherrscht, ist noch fast jeder Krieg vom Reichen gegen den Armen geführt worden. Der Große saugt dem Kleinen das Blut aus. Es ist mit den Staaten genau so wie mit den Einzelnen. Die Machtanhäufung wird von keinem Bedürfnis bestimmt, sondern ist Selbstzweck, wie die Ansammlung von Kapitalien, deren Ertrag niemandem zunutze kommt, für die modernen Geldmagnaten Selbstzweck ist. Die Machtanhäufung der Staaten aber, um derentwillen Kriege geführt werden, ist in Wahrheit Kapitalsanhäufung bei einzelnen Kapitalisten. Die anderen haben Leben, Habe, Arbeit, Hoffnung und Glück zum Opfer zu bringen wie die Kleinstaaten Selbständigkeit, Nationalbesitz und Volksart. Das Kreuz Christi aber, der Name Gottes, die Postulate der Gerechtigkeit und Sittlichkeit liefern allemal das Glockengeläute, unter dem die Kanonen zum Kriege geladen werden.

Ein Musterbeispiel für die Art, wie gewissenlose Habgier Kriege inszeniert, liefern gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika, repräsentiert in dem würdigen, pazifistisch geschminkten Präsidenten Wilson, Professor und sozial aufgeklärten Schriftsteller.

Das Land Mexiko steckt seit Jahren in hellem inneren Aufruhr. Die infamen Landgesetze des Porfirio Diaz (vgl. „Kain" I, 2) trieben die Leidenschaften hoch, und in höchst wechselvollen Kämpfen,

die die Bebellen mehrmals dem Siege nahebrachten, mußten sie es immer wieder erleben, daß sie ihre Waffen gegen den Verrat der eigenen Führer wenden mußten, die die Revolution zum Vorwand ihrer persönlichen ehrgeizigen Ziele machten. Was für eine Sorte Führer die Rebellengeneräle Villa und Carranza sind, läßt sich von Europa aus schwer erkennen. Die Tatsache aber, daß sie sich das wohlwollende Augenzwinkern der Vereinigten Staaten in ihrem Kampf gegen den demokratischen Despoten Huerta gefallen ließen, läßt sie wenig vertrauenswürdig erscheinen. Jetzt zeigt sich ja, was die biederen Volksbeglücker Wilson und Bryan mit ihrer Rebellenfreundlichkeit bezweckt haben: die völlige Verwirrung, im Lande um leichter zum Gewaltstreich ausholen zu können.

Der Vorwand zum mexikanischen Kriege ist ebenso schimpflich wie lächerlich. Tagelang war die brennendste Frage in aller Welt, ob Huertas Schiffe die Yankeeflotte mit 21 Schüssen begrüßen werden, ob Wilsons Kanonen ihnen antworten würden, und ob Huertas Forderung, die Salutschießerei solle abwechselnd erfolgen, angenommen oder statt dessen der Krieg ausbrechen werde. Natürlich geschah, was mit der ganzen demütigenden Albernheit bezweckt war: die Amerikaner besetzten Veracruz, brachen also — ohne Kriegserklärung, um sich die Pose als Zuchtmeister geben zu können — den Krieg vom Zaun. Selten ward solche Aktion mit so ekelhafter Heuchelei begonnen wie diese „Strafexpedition". Die nordamerikanischen Friedensapostel vergossen Tränen der Verzweiflung, daß in ihrem Namen Blut fließen mußte, und Herr Wilson erließ eine Kundgebung an das mexikanische Volk, wonach er es nur auf den Präsidenten, beileibe nicht auf die Mexikaner abgesehen habe. Während dem machte er sich auch schon zum Herrn ihrer Städte. Daß ihm der

Raubzug nun doch etwas schwerer gemacht wird, als er es sich vorgestellt hatte, und daß er deshalb geneigt scheint, die Intervention der südamerikanischen Republiken anzunehmen, ändert nichts an der Tatsache, daß dieser Mann, der europäische liberale Blätter mit menschheitbeglückenden Manifesten füllt, als Werkzeug ausbeuterischer Milliardäre in fremdes Land eingedrungen ist, um im Trüben zu fischen. Nach seiner Auslegung: um Ordnung zu schaffen, — Ordnung zu schaffen in dem Moment, wo im eigenen Lande im Staat Colorado die ihm unterstellte Soldateska blutige Schlachten gegen streikende Arbeiter führte und Frauen und Kinder unter scheußlichen Martern umkommen ließ.

Na also, höre ich meine militärentzückten Freunde triumphierend ausrufen. Hier zeigt sich wieder, wie gottgewollt und unanfechtbar die Pflege einer starken, stets kampfbereiten Armee ist. Selbst in Zeiten des Friedens muß sie bereit sein — gegen den inneren Feind!

Gedichte.*)

Erstes Buch: ***Die Wüste.***

Wer vermöchte in der Rätsel Gründen
zu versinken, die aus meiner Seele quellen!
Furchtbar sengen meiner Väter Sünden
meine 2ual zu hohen Hexenhöllen!
Alles -was in tausendjähriger Schande
aufwuchs, muss aus meinen Süchten bluten.
Meine Seele steht in heissen Gluten,
weinend nach dem künftigen Heimatlande.
Meine Seele splittert am Gestein
dumpfer Reue der gestorbnen Sünder, —
und ihr Tod wäscht alle Frevel rein. —
Neuem Sein ersteht ein neuer Künder!

*) In den nächsten Wochen erscheinen im Verlage von Paul Cassirer, Berlin, meine gesammelten Gedichte in einem

Zweites Buch: **Der Krater.**

Weltjammer.

Wie sie heulen, wie sie flennen,
wie sie sich geschäftig rackern!
Leben heisst den armen Knackern
Jammern und nach Gelde rennen.
Schätze haben, meint der Reiche,
macht nicht glücklich und zufrieden.
Nur die Gründe sind verschieden,
doch die Sorge bleibt die gleiche.
Keine haben, meint der Arme,
schafft erst recht Verdruss und Trauer!
König, Dame, Magd und Bauer —
alles stöhnt, das Gott erbarme.
Ich nur lache. Grässlich öde
dünkt mich Welt und Mensch und Leben.
Muss denn altes wimmern, beben ? —
Gott ist dock ein Erztragdde ! — —

Derweil ich erhaben gähne
ob dem Jammern und dem Weinen,
kugelt mir aus meinem einen
Auglein eine dicke Träne.

Drittes Buch: **Wolken.**

(Im Bruch.)

Fest zugeschnürt der Hosengurt.
Der Darm ist leer, der Magen knurrt.
Auf morschem Rock glänzt Fleck bei Flick.
Darunter starrt das Hemd von Dreck.
Aus Pfützen schlürft das Sohlenloch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch r
Wer pumpt mir einen Taler noch?

Band, der den Titel führen wird: **Wüste — Krater — Wolken. Die Gedichte von Erich Mühsam.** Das broschierte Exemplar wird 4,50 Mk., das gebundene 6.— Mk. kosten. Hier ist aus jeder der drei Abteilungen des Buches eine Probe.

Kein Geld, kein Schnaps, kein Frass, kein Weib.
In mürben Knochen kracht der Leib.
Die Nacht ist kalt. Es kratzt das Stroh.
Die Laus marschiert, es hupft der Floh.
Die Welt ist gross, der Himmel hoch.
Wer pumpt mir noch ? Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch ?
Noch einen einzigen Taler nur:
Für einen Schnaps, für eine Huri
Für eine Hur, für eine Braut!
Das Leben ist versaut! versaut!
Nur einen Taler! Helft mir doch!
Wer pumpt mir noch! Wer pumpt mir noch !
Wer pumpt mir einen Taler noch!

Münchener Theater.

Durch eine Reise in Zeitnot geraten, will ich meine Betrachtung über Dr. Kilians „Faust"-Schlag ins Hoftheater noch zurückstellen. Da wir ja mindestens die nächsten zehn Jahre hindurch an diesem Fraß zu würgen haben werden, kommt mein Jammerruf wohl auch später noch zur rechten Zeit. Heute will ich einen Brief abdrucken, der, wahrscheinlich durch meine Selbstanklage im letzten Heft veranlaßt, beweist, daß ich mit meiner niedrigen Einschätzung des Münchener Theaterbetriebs doch nicht so allein dastehe, wie die ewig Zufriedenen glauben machen möchten. Um nicht in den Verdacht zu geraten, als ob ich mich vor dem Aussprechen gar zu unangenehmer Dinge drücken und die Verantwortung dafür auf einen anderen abschieben wollte, bemerke ich, daß ich mich Satz für Satz mit den Anschauungen des Briefschreibers identifiziere, dem ich hiermit das Wort erteile:

Herrn Erich Mühsam, Herausgeber des „Kain",
München.

Die Aufführung des „Bürger Schippel" in den Kammerspielen veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr Mühsam, zu sagen, wie gerade diese Vorstellung — eine der gelungensten der Saison — die Armut, Dürre und Niveaulosigkeit des Münchener Theaterlebens grell beleuchtete- Diese Aufführung war ein Ereignis. Daß sie eins war, zeugt ebenso für Direktor Ziegels plötzlich erwachten guten Willen (Erich Ziegel, der alte Sommertheaterdirektor, hat halt eine Schwäche für som-

merliche Kunsttaten!) wie gegen den Willen und die Kraft der Münchener Direktoren und Regisseure. Denn Vorstellungen dieser Art dürfen in einer wirklichen Theaterstadt keine Ausnahme, sondern müssen die Regel sein. Das ist schon deshalb kein kühnes Verlangen, weil auch in dieser Vorstellung die Titel- und Hauptrolle so verkehrt und schlecht besetzt war, daß Sinn und Tendenz des Stückes darunter leiden mußte. Tragikomisch, daß Herr Ziegel diese Rolle mit sich selbst besetzt hatte und genau so tief unter der Rolle stand, wie Stück und Aufführung über dein Niveau seines Theaters! Er spielte einen proletarischen Mephisto, also einen bewußten und spekulativen Menschen, statt einen naiven Kerl, den sein dikkes Blut und sein wirres Gehirn in den Bürgerstand hinauftreibt. Dem Schauspieler Ziegel, der die Regie führte, fehlte die Regie. Eine Satyre in der Satyre! Ein Spiegel des Münchener Theaters!

Was wäre in dieser rezeptiv sehr potenten Stadt aus dem Theater zu machen! Die Maler und Studenten, immer die kunstfreudigsten und auf Neues erpichtesten Vertreter einer Generation, — die vielen (produktiven und unproduktiven) Literaten, — die auf Gutes genau so wie auf Schlechtes neugierigen Fremden, endlich die Oberschicht des immerhin von dunklen Zwängen einer guten Tradition beherrschten Bürgertums, — — was wäre das für ein Publikum! Es steht heute durchweg höher als das Theater und hat nur einen großen Fehler: es liebt sein München zu sehr und sieht nicht, daß das heutige Objekt seiner Liebe kein lebendiger Organismus mehr ist, sondern eine Attrappe. München war früher mehr als eine Stadt, nämlich ein Begriff, und ist heute weniger, nämlich ein klingender Name. Das Publikum und sein dienstfertiger Mund, die Presse, müßte sich das heutige Niveau des Theaters verbitten wie eine Beleidigung. Es müßte auf seinem eigenen Niveau bestehen und das niedrigere der Theater verhöhnen und beschimpfen.

Aus den drei Theatern mit literarischen Prätentionen ließe sich, so wie sie heute organisiert sind, zur Not ein einziges gutes Theater machen. Im Schauspielhaus sitzt der kaufmännische Leiter: Herr Stollberg; im Residenztheater der künstlerische: Herr Steinrück; und in den Kammerspielen ein guter Schauspieler: Herr Ziegel. Dazu ließen sich im Schauspielhaus und in den Kammerspielen etwa je fünf und im Residenztheater etwa 10 Schauspieler finden, mit denen ein künstlerisches Theater arbeiten könnte. Zuzug von außen dringendst erwünscht und notwendig! Statt dessen führt man im Schauspielhaus Schwanke in Provinzmanier auf, im Residenzthea-

ter Klassisches nach Oberlehrerart und in den Kammerspielen Vermischtes, wie es der Zufall und das Spielbedürfnis der Frau Horwitz (dieser zwar nicht schlechtesten, aber gleichgültigsten Darstellerin des Ensembles) gerade fügt. Das nenne ich künstlerische Willenlosigkeit, die zweifellos so lange dauern wird, bis die Münchener Kritik einen Kunstwillen nicht nur selbst zeigt, sondern auch von den Theatern erzwingt.

Vorläufig aber schreibt diese (in lauwarmem Gewässer des Stils, der Meinung und des Wissens schwimmende) Institution des Fremdenverkehrs über eine mäßige Schwankaufführung kaum anders wie über eine gelungene literarische Vorstellung. Nur in ein paar Zeitschriften erwachen die Bedenken gegen diese Art zu einem stillen, beschaulichen Dasein. Ich wünsche dem Münchener Theater für die allernächste Zeit einen draufgängerischen Pamphletisten und diesem einen einsichtigen Verleger und beiden einen Theaterleiter, der durch Taten das beglaubigt, was der Pamphletist gegen die Untätigen sagt.

Verehrter Herr Mühsam, ich habe Zweifel, ob München aus seinem bald zehnjährigen Theaterschlaf in absehbarer Zeit erwachen wird. Jedenfalls aber hat jeder kunstwillige Publizist die harte Pflicht, Reveille zu blasen und zu schlagen, damit denen die Ohren gellen, denen leider in der fröhlichen Bier- und Karnevalsgemütlichkeit die müden Augen zugefallen sind. Heute ist das Münchener Theater eine einheitliche Gemeinde, von kindlichem Glauben an die Mittelmäßigkeit beschützt und behütet. Damit wird es ein Ende haben, wenn eines Tages einer kommen wird, dem ein Teufel gab, zu sagen, was er darunter leidet, daß in jeder, aber auch in jeder Münchener Vorstellung Dilettanten und Mittelmäßige sich ungestraft neben Künstlern und Könnern breit machen dürfen. Diese paar Künstler haben ein Recht darauf, daß man sie nicht bloß um ein paar Nuancen mehr lobt als jene Nichtkünstler, sondern daß man deutliche Unterschiede macht, daß man ihnen die künstlerische Existenz wertvoll macht, indem man sie den anderen abspricht.

Vielleicht, verehrter Herr Mühsam, fügen Sie ihrer eigenen etwas zögernden, in den letzten Monaten Gott sei Dank kräftiger einsetzenden Aufklärungsarbeit diesen Schrei aus dem Dunkel bei, indem Sie meinen Brief abdrucken. Sie ehren dadurch vielleicht nicht nur die Theaterkunst und . . . mich, sondern auch sich selbst!

Ich verbleibe mit Dank

Ihr ergebener
A. Z.

Bemerkungen.

Johannes Holzmann. Am 28. April ist Johannes Holzmann, den viele unter seinem aus der Umkehrung des Vornamens gebildeten Pseudonym „Senna Hoy" kannten, in der Abteilung für Geisteskranke der Moskauer Kerkerzitadelle an Lungenschwindsucht gestorben. 31 Jahre ist er alt geworden, deren letzte sieben die Nacht des russischen Gefängnisses um ihn lag, — und was das bedeutet, das haben wir erst in diesen Tagen entsetzlich deutlich zu sehen bekommen in dem erschütternden Vortrag, den Herr Ulrich Rauscher an der Hand furchtbar anklagender Lichtbildreproduktionen über das Los der politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands hielt. (Es ist zu hoffen, daß der deutsche Hilfsverein diesen Vortrag baldmöglichst als Buch herausgebe und in Massen verbreite.)

Im Jahre 1903 lernte ich Senna Hoy kennen. Er kam zu mir, zwanzigjährig, voll von Plänen, noch ganz ungeklärt und nach Idealen tastend, und forderte mich auf, einem „Bund für Menschenrechte", den er begründet habe, beizutreten, — und zwar habe mich die Gründungsversammlung zum Vorsitzenden erwählt. Ich lehnte lachend ab, indem ich meinte, wir leben nicht mehr in der Zeit Georg Büchnets, und für mich sei der Kampf für Menschenrechte identisch mit dem des internationalen Anarchismus. Wir traten uns dann gleichwohl freundschaftlich nahe, und in der Zeitschrift „Kampf", die Holzmann bald begründete, veröffentlichte ich gern Beiträge, die mir ihrer radikalen Tendenz wegen kein anderes Blatt abgenommen hätte. Eine gewisse Entfremdung zwischen uns trat ein, als sich Senna Hoy selbst als anarchistischer Agitator betätigte. Er war von Berlin, wo er zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt war, in die Schweiz geflüchtet und hatte in Zürich die Redaktion des „Weckruf" übernommen. Die etwas phantastische und abenteuernde Art seines Auftretens in dieser Zeit mißfiel mir, aber was ich damals an herbem Urteil über ihn aussprach, bitte ich dem -Toten heute gern ab. Was er gelitten hat, ist mehr, als unsereiner durch alles Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit je ausgleichen kann.

Zuletzt sah ich Holzmann, als er mich kurz vor seiner Abreise nach Rußland 1907 in München besuchte. Ich riet ihm dringend ab, seinen Plan auszuführen. „Du verstehst die Sprache nicht", sagte ich ihm, „und kennst die Verhältnisse nicht. Ich bezweifle, ob du der Revolution im geringsten nützen kannst. Wenn du erschossen oder gehängt wirst, wenn du in Sibirien verhungern mußt oder im Gefängnis zu Tode gemar-

tert wirst, so hast du es nur dir selbst zuzuschreiben." Es half nichts. Er ging, wurde bei den Straßenkämpfen in Warschau verhaftet und zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Unter den fürchterlichen Qualen dieser Strafe wurde sein Körper vernichtet, seine Lungen verfielen, und jetzt ist er gestorben, als gerade wieder eine neue Befreiungsaktion für ihn unternommen worden war.. Noch in den allerletzten Wochen hatte er die Freude, einen Menschen aus dem Berliner Freundeskreise sehen zu können. Die tapfere Dichterin Else Lasker-Schüler hatte es mit zäher Energie durchgesetzt, nach Moskau zu reisen und in die Zitadelle zu Holzmann eingelassen zu werden. Ich freute mich herzlich des Grußes, den sie mir von dem sterbenskranken Gefangenen mitbrachte.

In der Kette der zaristischen Hundsföttereien ist der Fall Holzmann nur ein einzelnes Glied, von dem — da Senna Hoy auf das Risiko seiner Vernichtung hin in die Gefahren des Kampfes hineinsprang —, kein Aufhebens zu machen wäre, wenn nicht gegen die deutsche Reichsregierung der Vorwurf furchtbarer Schuld erhoben werden müßte. Der schwerkranke Mann hatte es durchgesetzt, daß er von den Aerzten als geisteskrank erklärt wurde, so daß man ihn in der Irrenabteilung der Zitadelle unterbrachte. Wahrscheinlich hatten sich ihm infolge der entsetzlichen Leiden wirklich zeitweilig die Sinne verwirrt. Auf die Intervention einiger Freunde hatte sich die russische Behörde vor einigen Monaten bereit finden lassen, Holzmann als Geisteskranken freizulassen und an die deutsche Grenze zu befördern. Auf eine Anfrage beim Auswärtigen Amt in Berlin kam jedoch die Antwort, Holzmann sei ein gefährlicher Anarchist, die deutsche Regierung lege auf seine Freilassung keinen Wert! Die weltberüchtigte, sprichwörtliche Brutalität des Zarismus ist hier also von der deutschen Regierung übertrumpft worden. Ein an Körper und Seele völlig zerrütteter totkranker Mensch, an dem selbst die russischen Schergen nichts mehr zu ruinieren wußten, und den sie in einer menschlichen Wallung der Sonne wiedergeben wollten, ist von der deutschen Regierung um seiner Ueberzeugung willen in die Hölle, in der er sieben Jahre unbeschreibliche Qualen durchlitten hatte, zurückgestoßen worden. Zorn und Scham sind zu tief, um nach Worten und Flüchen suchen zu mögen. Aber wir wollen es dem Volke der Denker und Dichter verbieten, sich über die Greuel des Zarismus zu empören, solange die Henker des Zaren ein Recht haben, uns zu ermahnen: Fegt vor der eignen Tür!

Der Bürgermeister von Köslin. Der Schreiber Thormann hatte Unterschlagungen begangen und wurde zu Gefängnis verurteilt. Ehe sich ihm die Kerkertore öffneten, machte sich Herr Thormann dünne. Freiheit ist ein köstlicher Besitz, zu dem in Deutschland eine Serie einwandfreier Ausweispapiere notwendig ist. Was hätte der verfolgte Schreiber mit den Thormannschen Legitimationen gewollt? Sie hätten ihn unbedingt ins Loch gebracht. So tat er, was in seiner Lage jeder Einsichtige tut, er verschaffte sich die Fleppe eines anderen. Jetzt erst beginnt die Begebenheit des Schreibers Thormann sich von anderen Angelegenheiten verfolgter Kriminalobjekte zu unterscheiden. Die meisten Delinquenten setzen sich rittlings auf die schiefe Ebene und rutschen mit fremden Papieren hinunter: schwindelnd, stehlend, raubend, bis man sie erwischt, und so gründlich abstraft, daß sie für Zeit und Leben nie wieder etwas anderes werden können als Einbrecher, Polizeispitzel oder bestenfalls Hochstapler. Thormann hingegen beschloß, die schiefe Ebene hinaufzurutschen. In den Bureaux seiner Schreibertätigkeit hatte er Einblick gewonnen in den Betrieb von Kommunalverwaltungen, und als gescheiter Mensch erkannte er, daß er reichlich so gut fähig war, die Obliegenheiten höherer Städtebeamten zu erfüllen, wie die studierten Dickköpfe, die sich ihre Aemter erschwitzt hatten. Das Glück spielte ihm die Legitimation eines Dr. jur. Alexander in die Hände, und nun begann die sehr bürgerliche Beamtenlaufbahn des Mannes als außerordentliches Mitglied der korrekten menschlichen Gesellschaft. Die von keiner toten Buchstabenlast beschwerte Tüchtigkeit des falschen Assessors verschaffte ihm die besten Zeugnisse und Empfehlungen, und mehrere Stadtverwaltungen machten ausgezeichnete Erfahrungen mit dem Fleiß, der Umsicht, der Ehrlichkeit und dem Gemeinsinn ihres allmählich zum Bürgermeister von Köslin aufrückenden Mitbürgers. Hätte Thormann nicht die unanständige Tölpelei begangen, sich gegen eine frühere Geliebte schäbig zu benehmen, dann wäre seine Bürgermeistertätigkeit der Stadt Köslin nur zum Wohle und nie zur Schande gediehen, und kein deutscher Kleinstädter würde bezweifeln, daß alle Weisheit und alles Verwaltungstalent nur durch Universitätsexamen zu erwerben ist. So aber ist es evident geworden, was bisher nur Skeptiker und Aufwiegler wußten, daß der tüchtige Mensch auch ohne juristische Kollegpaukerei tüchtig ist, und selbst der Verdacht steigt nun langsam in die tugendhaftesten Köpfe, daß das cum laude bestandene Assesorexamen nicht immer der letzte Ausweis überlegener Gescheitheit zu sein braucht. Thormanns Schwindelei hat somit die bedenklichste Desorganisation des staatsbürgerlichen Vertrauens heraufbeschworen. Die offiziellsten Werte sind zweifelhaft geworden. Da gibt es nur ein Mittel: Alexander, der Falsche, wird auf der schiefen Ebene umgedreht, kriegt einen Tritt in den Hintern und fährt mit all seiner Tüchtigkeit, aber mit richtiger Thormannscher Fleppe hinunter, wo es kein Aufstehen gibt. Recht muß Recht bleiben.

Größenwahnfried. La recherche de la paternité zu einer öffentlichen Volksbelustigung zu machen, war der Bayreuther Reklamegesellschaft Richard Wagners Erben, G. m. b. H., vorbehalten. Wer hat Isolden gezeugt? Franz Liszts Tochter

soll jetzt vor aller Welt schwören, ob vor 50 Jahren, als ihrer Tochter konzipiert wurde, noch Hans von Bülow als Ehemann tätig war, oder ob schon Richard Wagner durfte. Zwei Rechtsanwälte werden sich auf Betreiben des Sohnes Siegfried darüber streiten, was in Frau Cosimas jungen Jahren in ihrem Schlafzimmer passierte, und ein Richter wird im Namen des Königs von Bayern zu Recht befinden, wessen Lenden Isolde entstammt ist. Die Geschmacklosigkeit dieses Familienzwistes ist kaum mehr zu überbieten. Aber man hat es sich abgewöhnt, sich über Absonderlichkeiten, die von der Villa Größenwahnfried ausgehen, noch zu wundern. Vielleicht wird nun auch die Sippe des „Meisters" nicht erstaunt sein, wenn in der Oeffentlichkeit die alten Erörterungen über einen andern Vaterschaftsstreit wieder aufgenommen werden: ob nämlich der sächsiche Judenfresser Wagner selbst sein Leben nicht doch dem israelitischen Freunde seiner Mutter, Richards Pflegevater Geyer, zu danken hatte. Bedenken des Taktes brauchten die Diskussion darüber jedenfalls nicht länger aufzuhalten.

Gedenktage. Vor zehn Jahren starb Peter Hille, der wundervolle Lyriker, der seltsame, wie aus einem fernen Jahrhundert in unsere Zeit geworfene Mensch, mir persönlich der unvergeßliche Freund und Berater meiner frühen dichterischen Versuche. Eines Tages wurde er auf dem Bahnsteig eines Berliner Vorortbahnhofes aus einer Kopfwunde blutend bewußtlos aufgefunden. Man brachte ihn in ein Krankenhaus, und ein paar Tage später war er tot. Damals faselten die Leute von Mord. In Wahrheit war der durch jahrzehntelange Entbehrungen geschwächte Körper im Zuge von Lungenbluten befallen worden. Der Dichter hatte sich herausgeschleppt und war hingefallen. Mitleidige Passanten setzten ihn auf eine Bank. Mord war es also immerhin gewesen, — der Mord, den die Indolenz der Zeitgenossen an dem besten reinsten tiefsten Geist begangen hatte. — Eine ausführlichere Würdigung Peter Hilles als Dichter und Menschen behalte ich mir vor.

Max Bernsteins sechzigster Geburtstag soll nicht stillschweigend übergangen werden. Der liebenswürdige Poet verdient einen freundlichen Glückwunsch, vor allem aber der ausgezeichnete Verteidiger. Wie er mir persönlich zur Seite stand, als ich vor Gericht das schreckliche Verbrechen zu verantworten hatte, daß ich mit den unglücklichen Menschen, die im Räderwerk der Staatsmaschine hängen geblieben waren, menschlich gesprochen hatte, wie verständnisvoll und warmherzig er besonders in seinem Plädoyer für mein ehrliches Wollen eintrat, das werde ich ihm zeitlebens dankbar gedenken.

Endlich noch einen herzlichen Zuruf an den fünfzigjährigen Carl Rößler. Man soll über den Erfolgen, die er — spät genug — am Theater jetzt erzielt, nicht vergessen, daß er ein wirklicher Dichter ist. Man soll nicht vergessen, daß er außer den „Fünf Frankfurtern", die übrigens so hoch über dem Niveau der üblichen Lustspielfabrikate stehen wie der Monobderos über dem Englischen Garten, auch noch „Hinterm Zaun" geschrieben hat, das feine kluge Bekenntnisstück eines im Leben arg herumgezerrten Künstlers, und „Der reiche Jüngling", das ernste schöne Drama, dem vielleicht noch einmal eine Renaissance bevorsteht. Prosit, lieber Rößler! Ad multos annos!

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baadersrstr.1 u. 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u. 1a.

Jahrgang IV. No. 3. Mitte Juni 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Aufruf! — Im Geiste Bakunins. — Schrumpf. — Bemerkungen:** Theater. — Bayerisches, Allzubayerisches. — Protest. — .... und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang IV.
No. 3

München,
Mitte Juni 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

AUFRUF!

Am 24. Juli ds. Js. wird **Frank Wedekind** 50 *Jahre alt. — Um diesem Dichter, der als einer unserer bedeutendsten Dramatiker um die Freiheit seines Schaffens bis auf den heutigen Tag schwer kämpfen und leiden musste, ein schwaches Entgelt hierfür und besonders ein Zeichen öffentlicher Verehrung zu bieten, hat sich das unterzeichnete Komitee gebildet.*

An alle Freunde seiner Persönlichkeit und seines Werkes ergeht hiermit die Bitte, sich durch Stiftung einer Summe zu der geplanten

Ehrengabe,

die Frank Wedekind an seinem Geburtstage überreicht werden soll, an dieser Feier zu beteiligen und in ihren Ki eisen dafür zu wirken. — Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um die Unterstützung eines Bedürftigen, sondern um die demonstrative Ehrung eines hervorragenden Dichters. —

Die Zahlung der Beiträge, zu denen das Komitee mit 1000 Mk. den Grund gelegt hat, wird an die Bnyrhche Vereinsbank, München, Promenadestr. 1, Konto „Ehrengabe Frank Weaekind", erbeten. Quittung über die Beiträge erfolgt im „Zwiebelfisch" (Verlag Hans von Weber) und im „Neuen Merkur" (Georg Müller Verlag).

Das Komitee:

Herbert Eulanberg. Maximilian Herden. Frledrlob Kaymaler. Thontam Mann. Kurt Marlene. Georg Müller. Baron au Putlltw, General' Intendant. Felix Sailen. Hans von Weber.

Im Geiste Bakunins.

Die Zeitungsschreiber links und rechts des nationalen Begeisterungspfeilers haben den hundertsten Geburtstag Michael Bakunins entweder garnicht registriert, oder sind darüber mit jener überlegenen Handbewegung hinweggegangen, die bedeutet: hier habt ihr auch die Lebensdaten dieses Mannes, wenngleich es nicht eben nötig ist, ihn zu kennen. Die Abonnenten erfuhren dann, daß es sich um ein Mitglied des russischen Hochadels handelte, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Westeuropa kam, Revolutionär wurde, nach Rußland zurückkehrte und verurteilt nach Sibirien mußte, von dort floh, und dann Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre beim Entstehen der modernen Arbeiterbewegung die bald vergessene Rolle des anarchistischen Widersachers Marxens und seiner Palladine spielte. Die sogenannten „bürgerlichen" Blätter hatten gewiß wenig Ursache, den Lesern, die mit Hofklatsch und Detektivkniffen unterhalten sein wollen, mehr vom Leben und Wirken des heißesten Rebellengeistes zu erzählen. Die Sozialdemokraten aber taten wohl daran, rasch über einen Gedenktag wegzugehen, der mit der Erinnerung an die Schicksale eines großen Mannes das Gedächnis eines traurigen Kapitels menschlicher Niederträchtigkeit wekken mußte. Einer Niederträchtigkeit, deren schmutzige Flecken kein parteifrommer Reinigungsversuch je aus dem Charakterbild des Massenheiligen Karl Marx wird fortwaschen können.

Dies ist nicht die Stunde und hier nicht der Platz, um die ganze Jauche der Verleumdungen, Verdächtigungen, Lügen und Denunziationen, die Marx über den besten und reinsten Menschen goß, noch einmal aufzuwühlen. Man lese darüber das ausgezeichnete Buch „Marx und Bakunin" von Fritz Brupbacher, das hier (vgl. die Notiz über James Guillaume, Kain III,

11), schon einmal genannt wurde und das originellerweise im Münchener sozialdemokratischen Parteiverlage (G. Birk u. Co.) erschienen ist. Der Verfasser hat sein Werk mit dem Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei bezahlen müssen. Hier mag nur daran erinnert werden, daß die Infamie, Anarchisten als Spitzel zu verdächtigen, seither bei den Sozialdemokraten ekler Brauch geblieben ist. Davon können wir alle ein Lied singen, die wir die Arbeiter auffordern, sich auf die eigene Kraft zu verlassen, statt von Staatsgesetzen und Wählereien Erfolge zu erhoffen. Denn Marx war in allen Dingen ein tüchtiger Lehrmeister und die Skrupellosigkeit in der Bekämpfung solcher Gegner, deren Gründe schwer zu widerlegen sind, hat Dühring von Engels, haben manche andere von Liebknecht und vielen Parteigrößen noch erfahren müssen. Manche Leser denken vielleicht auch noch daran, wie ich selbst im Jahre 1907, als die Münchener Sozialdemokratie Arm in Arm mit dem Zentrum, Herr von Vollmar Ann in Arm mit dem neuen Kardinal Bettinger, in den Kampf zog, mich von der „Münchener Post" als Lockspitzel und Bestochenen der Liberalen besudeln lassen mußte und wie damals Ritter Georg selbst in einer Versammlung die Vermutung aussprach, ich sei aus unsauberen Quellen gespeist.

Die so lästern und verleumden, sind also nur Plagiatoren ihres Altmeisters Marx. Wir aber, die die Opfer ihrer bornierten Gemeinheit sind, wollen uns dabei gern als Nachfolger Michael Bakunins fühlen, in dem Bewußtsein, wieviel größer und schöner dieser unbestechliche freie Geist vor der Geschichte dasteht als seine diplomatisch rechnenden, mit gedungenen Kreaturen gegen ihn intriguierenden Feinde. Zugleich wollen wir das Bekenntnis ablegen zu seinen Lehren, die unser Streben geworden sind.

Wir wollen Anarchisten sein. Das heißt: Menschen von gradem Geist, freie Persönlichkeiten

mit dem Mute zur Wahrheit und dem Willen zur Freiheit. Wir wollen kämpfen gegen die Mächte der Unterdrückung und der Ausbeutung, nicht, indem wir uns mit ihnen vereinigen, um alte Staatsdekrete durch neue zu ersetzen, sondern um die Verbündungen und Gesetze der Menschen aus dem natürlichen Recht unseres Lebens herauswachsen zu lassen. Wir wollen kämpfen gegen Zwang und Autorität, nicht um uns selbst zu autoritativen Machthabern zu erheben, sondern um Ordnung zu schaffen, die auf Gerechtigkeit und Freiwilligkeit beruht. Wir wollen anrennen gegen die Bollwerke der bestehenden Gewalten, gegen Kapital und Militär, gegen Staat und Kirche. Und nicht mit Stimmzetteln und demagogischem Paktieren wollen wir fechten, sondern mit der Leidenschaft überzeugter Herzen, die nicht um Teilzahlungen bittet, die alles auf sich selbst nimmt und auf ihr Wissen um das, was recht ist.

Inbrünstig warten und hoffen aber wollen wir auf den kommenden Tag, auf den Tag der Erneuerung und der Revolution. Und um ihn herbeizuführen und ihm die Wege zu ebnen, wollen wir im Volke Unzufriedenheit säen und Verzweiflung predigen. Wir wollen wühlen und hetzen, schüren und untergraben, damit das Volk endlich erkenne, daß es gehundsfottet und genasführt wird, und damit es endlich beginne, den Unterbau einer sozialistischen Gesellschaft zu errichten, vor dessen drängender Kraft Kapital und Staat zusammenstürzen muß. Auseinanderreißen aber wollen wir die Gefüge des Glaubens an eine Vorsehung und des Vertrauens auf die Weisheit der Regierenden, um Raum zu schaffen für freien Atem und eigene Zuversicht. Michael Bakunin hat es uns gelehrt, daß alles Destruieren ein Aufbauen des Besseren schon in sich schließt, oder um dasselbe mit seinen eigenen Worten zu sagen:

Die Lust am Zerstören ist eine schaffende Lust!

Schrumpf.

Vom Münchner Volkstheater und seinem Direktor Ernst Schrumpf ist in diesen Blättern nie die Rede gewesen. Das liegt daran, daß die Leistungen dieses Theaters nach meinem Urteil derartig minderwertige sind, daß jede Beschäftigung damit Raum- und Zeitvergeudung gewesen wäre. Daß die Kritiker der Münchner Tagespresse die Leistungen der Schrumpfschen Bühne stets mit der gleichen liebevollen Sorgfalt gestreichelt haben wie die der anderen Theater, ist ihre Sache. — Freilich bin ich selbst selten genug ins Volkstheater hineingekommen. In der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthalts orientierte ich mich über die hierorts sehr gerühmten Klassikeraufführungen und sah eine schauderhafte „Faust"-aufführung und eine jammervolle Wiedergabe der „Braut von Messina". Den Mephisto bezw. den Cajetan spielte Herr Direktor Schrumpf, und mein Tagebuch aus jener Zeit bezeichnet ihn als sächselnden Kulissenreißer. Später dachte ich nur noch an das Theater, wenn der jährliche illustre Gast da war: Bassermann, Moissi, Frau Durieux etc. Diese Gastspiele waren eine gute Gepflogenheit Schrumpfs, die ihm willig auf der Plusseite seiner Direktionstätigkeit vermerkt werden soll, wenn auch, was er selbst zu solchen Aufführungen stellte, recht kläglich war. Wenn eine dieser hervorragenden Berliner Kräfte ihre Kunst unter den ungeschickten Debutanten des Volkstheaters produzierte, dann hatte ich, etwas gerührt, die Empfindung, als ob Paganini zwischen Stadtmusikanten die Geige striche. Ein paar Schwankpremieren, die mich sonst noch gelegentlich in die Josefspitalstraße führten, befestigten den Eindruck, daß Regisseure und Schauspieler taten, was sie konnten, und daß das herzlich wenig war. — Soviel zur Kennzeichnung des Milieus.

Zwischendurch drangen hin und wieder seltsame Gerüchte an die Künstlerstammtische in München, wonach Ernst Schrumpf eine höchst bedenkliche Paschawirtschaft im Volkstheater etabliert haben sollte, Gerüchte, die sich zumeist auf sexuelle Verfehlungen des Direktors an den Damen seines Ensembles bezogen. Wer im Wirkungsgebiet der Kausenschen Denunziationsmoral des unausgesetzte Entrüstungsgeschrei der offiziellen und offiziösen Sittlichkeit mit anhören muß, ist äußerst mißtrauisch gegen Vorwürfe, die gegen den geschlechtlichen Lebenswandel Einzelner erhoben werden. Was mich persönlich betrifft, so fürchtete ich, man werde Schrumpf intime Beziehungen zu ein paar Schauspielerinnen oder Choristinnen nachweisen wollen, die sich ihm vielleicht um seiner

robusten Erscheinung willen oder auch — Herrgott, wer dem Theater ein bißchen näher steht, weiß doch, was los ist! — um gute Rollen zu kriegen, angeboten haben. Nun vertrete ich die Ansicht: volenti non fit injuria. Wenn Derartiges vorkommt, kann ich mich beim besten Willen weder über die verliebte oder ehrgeizige Dame, noch über den gefälligen Direktor aufregen. Wir Männer, sofern wir keine Kastraten sind, und seien wir selbst Theaterdirektoren, sind nun einmal nicht dazu eingerichtet, den Werbungen hübscher Mädchen gegenüber Charakter zu betätigen. Bei allen geschlechtlichen Handlungen kann nach meiner Meinung der Begriff Unsittlichkeit erst dann Anwendung finden, wenn ein Teil widerwillig oder gezwungen tut, was unter Liebenden immer schön, anständig und sauber ist. Das gilt für jedes Verhältnis: finde der Geschlechtsverkehr ehelich oder außerehelich statt, im Geschäft, in der Familie oder im Theater.

Im Jahre 1912 wurde eine Schauspielerin wegen Beleidigung des Herrn Schrumpf verurteilt, weil sie auf **die** Frage: „Greift euch euer Direktor immer noch unter die Röcke?" — geantwortet hatte: „Kann schon sein." Die Ausdrücke, die dabei noch gefallen waren, wurden als formale Injurien bewertet. Der Wahrheitsbeweis wurde nicht zugelassen. Seitdem wurde 03 nicht still von Tuscheln, Flüstern, Andeutungen, Behauptungen, sodaß auch der Zweifelnde stutzig werden mußte. Denn was geheimnisvoll oder geradeheraus gesagt wurde, war so haarsträubend, daß harmlose Auslegungen kaum mehr möglich schienen. Man erfuhr, daß die tatkräftige Interessenorganisation der Schauspieler, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die Sache in die Hand genommen habe und eine durchgreifende Aktion gegen Schrumpf vorbereite. Man konnte also abwarten und sich weiterhin mit der Tatsache beruhigen, daß die Münchner Polizei, die ja sonst springt, wenn jemand „Sittlichkeit!" ruft, und in ihrer Jagd auf gezeichnete Frauenbrüste und Präservativinserate und in ihrem sittlichen Bestreben, die Stadt von nächtlichen Kaffeetrinkern zu säubern, eine wahre Berserkerwut zeigt, keinen Anlaß fand, auf Grund ihrer Machtvollkommenheit Herrn Schrumpf die Spielerlaubnis zu entziehen. Daß dieser oder jener anzügliche Bemerkungen machte, ob nicht vielleicht die von Schrumpf in immer kürzeren Abständen veranstalteten Wohltätigkeits-Matineen ihm das Wohlwollen der offiziellen und privaten Moralhüter der Stadt erhielten, konnte natürlich nur als frivole Unterstellung gedeutet werden.

Ende vorigen Jahres platzte die Bombe. „Der neue Weg",

das Organ der Genossenschaft, brachte einen Artikel, der nach einem vorbereitenden Geplänkel zwischen dem Blatt und Herrn Schrumpf die direkte Behauptung enthielt, da6 Volkstheater sei das Privatbordell eines geilen Lüstlings und sein Direktor benehme sich gegen seine Angestellten wie ein Sklavenhalter. Nach Ablauf einer ansehnlichen Respektsfrist, und wie sich jetzt herausgestellt hat, erst nachdem die Polizei ihm einen entsprechenden Wink gegeben hatte, strengte Schrumpf gegen den verantwortlichen Redakteur Körner die Beleidigungsklage an.

Die viertägigen Prozeßverhandlungen liegen jetzt hinter uns. Ihr Eindruck ist ein wahrhaft entsetzlicher. Was übertreibender Kulissenklatsch gehässiger Neidlinge schien, wurde im Aufmarsch der Zeugen als unzweifelhafte Wahrheit erwiesen, und von den gräßlichen Tatsachen, die erzählt und beschworen, immer von neuem erzählt und beschworen und immer wieder ergänzt und unter Dutzenden von Eiden ständig vermehrt wurden, weit überboten. Ein Lebensfilm von viehischer Scheußlichkeit zog an uns vorüber. Wut, Ekel, Haß gegen den traurigen Menschen, dessen schmutzige Roheiten aus der Versenkung auferstanden, — das waren die Empfindungen, die jeden erfüllten, der die Aussagen der Zeugen anhörte. Zugleich aber auch Mitleid, Jammer, Scham über die Demütigungen, denen in unseren Tagen noch Menschen ausgesetzt sind, wenn sie in die Fänge eines gewissenlosen Ausbeuters und Egoisten geraten. Das also ist in unseren Tagen noch möglich! Ein subalternes Individuum gelangt in eine Machtstellung, die ihm die Entwicklung und Betätigung des krassesten Zäsarenwahns gestattet. Ein Mensch, dessen Krankheit nicht Nervosität und nicht Sadismus, sondern Moral insanity heißt, kann zehn Jahre lang Männer und Frauen, nur weil sie wirtschaftlich von ihm abhängen, knechten und schinden, brutalisieren und erniedrigen, daß einem noch bei der Erzählung das Blut in den Adern erstarrt. Ein gewalttätiger Arbeitgeber kann zehn Jahre lang seine männlichen und weiblichen Angestellten kujonieren und an Leib und Seele peinigen, daß sie täglich mit Zittern und Bangen an ihre Arbeitsstätte gehen und in vielen Selbstmordgedanken wach werden. Und so einer hat noch die Stirn, den Mann, der ihn einen Sklavenvogt nennt, vor Gericht zu fordern und da unter Ehrenworten und mit erlogenem Schmierenpatlios die gekränkte Unschuld zu markieren.

Auf dem Papier verwässern die Schändlichkeiten, die er begangen hat. Wenn man es nur liest, wie dieser Mann den

Mädchen nachstellte und von ihnen Sexualdienste erpreßte, sieht es nicht gar so bedenklich aus. Und wirklich: die Schmutzereien, die seiner Geilheit entsprangen, verschwinden hinter den Erbärmlichkeiten seiner unflätigen Herrschsucht. Niederschreiben lassen sich die Details leicht, — aber wer die jungen und alten Leute in Person aufmarschieren sah, um Zeugnis abzulegen von dem, was sie ausgestanden haben, dem werden die Einzelheiten furchtbares Erlebnis bleiben, wie Schrumpf einen alten Mann vor die Brust stößt, daß er hinten über taumelt, wie er einem Statisten die Lanze aus der Hand reißt und sie ihm wiederholt auf die Zehen stößt, wie er den steifen Finger eines Mannes gewaltsam zurückbiegt, wie er Mädchen schlägt und eine Dame anschreit: „Wenn ich dein Mann wäre, würde ich dich nackt ausziehen und dich peitschen, bis dir das Blut an den Schenkeln herunterläuft!" Solche Aussagen vergißt man nicht, ob sie nun von gequälten Menschen vorgebracht wurden, die befreit herausstießen, was sie allzu lange mit sich herumschleppen mußten, oder ob sie mühselig aus den viel ärmeren, den jammervollen Leuten herausgeholt wurden, die in würdeloser Abgestumpftheit auch jetzt noch hinter ihrem Dompteur herkrochen und ihn zu verteidigen und herauszureden versuchten.

Aber was gilt uns Schrumpf! Der Mann ist abgetan. Was uns beschäftigt ist seine Abstraktion, ist der Begriff, der in ihm personifiziert war. Was uns beschäftigt, sind die Rückschlüsse, die sich in sozialer und ethischer Beziehung aus den im Schrumpfprozeß sichtbar gewordenen Zuständen ergeben. Es hat sich gezeigt, daß an einem deutschen Theater ein moralisch total defekter Charakter Gelegenheit findet, die ihm bloß durch einen geschäftlichen Kontrakt verbundenen Menschen roh zu beschimpfen und zu mißhandeln. Es hat sich erstaunlicherweise herausgestellt, daß sich in allen den langen Jahren, in denen Schrumpf am Werke war, keine einzige Männerfaust fand, die ihm die Antwort auf seine Herausforderungen in die Zähne geschlagen hätte. Man wird fragen dürfen: Stecken die deutschen Schauspieler noch so tief in Unfreiheit, daß sie sich, um ihr Brot nicht zu verlieren, alles gefallen lassen müssen? Man wird mit dem charaktervollen und bedeutenden Manne, der den Vorsitz führte, mit Herrn Oberlandesgerichtsrat Mayer feststellen dürfen, daß im werktätigen Leben zwischen Arbeitern und Arbeitgebern derartige Zustände längst nicht mehr möglich sind.

Auch bei der Erörterung der wirtschaftlichen Lage der Schauspieler entrollte sich ein Bild von erschütternder Trost-

losigkeit, — und da schien es, als ob kein betrüblicher Einzelfall vorliege, sondern als ob die Verhältnisse am Münchner Volkstheater eher noch als typisch angesehen werden können. Da hörte man von Gagen von 50, 30, ja 20 Mark monatlich» und als Herr Schrumpf, der auch vor Gericht noch den Sachwalter höherer Sittlichkeit mimte, den Lehenswandel einer Zeugin zu diskreditieren versuchte, gab ihm der Vorsitzende mit Recht zu verstehen, daß eine Schauspielerin doch vohl von 60 Mark Gage nicht leben und außerdem teure Toiletten bestreiten könne. Nachher stellte sich dann auch heraus, daß der vorbildliche Direktor einer anderen Dame, die höhere Entlöhnung verlangte, riet, sie solle sich einen Rothschild anschaffen. Da erfuhr man, daß ein Herr mit 170 Mark Monatsgage vom Direktor genötigt wurde, sich in zwei Monaten für 270 Mark Garderobestücke anzuschaffen. Da wurden Tatsachen mitgeteilt, die bedenklich nach Erpressung aussahen. So wurde eine Dame mit einer Gage von 200 Mark engagiert, ihr nach dem üblichen Probemonat, auf den sich die Schauspieler so häufig noch einlassen müssen, aber eröffnet, sie entspräche nicht den Anforderungen des Volkstheaters und könne allenfalls als Volontärin, also ohne Besoldung, bleiben. Da es zu spät war, noch wo anders unterzukommen, ging die junge Dame darauf ein, — und wurde dann gratis mit großen Rollen beglückt. Ihr 400 Mark Unkosten für Toiletten etc. zu ersetzen, lehnte Schrumpf ab. — Ein Schauspieler, der sich inzwischen einen geachteten Namen gemacht hat, kam um 100 Mark Vorschuß ein. Er wurde ihm unter der Bedingung zugesagt, daß er seine Gage von 215 Mark auf 180 Mark reduzieren lasse. Das sin ! doch klägliche Zustände!

Die Vermutung, daß das Abhängigkeitsverhältnis der Schauspieler vom Direktor allgemein noch sehr arg ist, erhielt in dem Prozeß eine starke Stütze durch einige Aeußerungen des von des Schrumpfpartei gestellten Sachverständigen, Herrn Generalintendanten Ritters Dr. Ernst von Possart, Geheimer Rat, Mitgliedes des Direktorial-Ausschusses des Deutschen Bühnenvereins. Daß dieser Herr während der meisten Zeit der Verhandlungen seine Aufgabe verkannte und annahm, er sei als psychiatrischer Sachverständiger geladen, kommt hier nicht in Betracht, auch nicht, daß er bis zum Freitag Herrn Schrumpf, der ihn einmal einen eitlen Komödianten genannt hatte, auf Grund der Beweisaufnahme für unwürdig hielt, Theaterdirektor zu sein, am Sonnabend und Montag hingegen der Ansicht war, nach ein paar Wochen Sanatorium könne Schrumpf getrost wieder auf sein Personal losgelassen werden. Ebenso

wenig habe ich mit Herrn Possart darüber zu rechten, ob, wie er wiederholt mit Begeisterung erklärte, Schrumpf ein vortrefflicher Rezitator, das Volkstheater aber ein hervorragendes Kunstinstitut ist, wiewohl dies Urteil aus dem Munde des ehemaligen Hoftheaterleiters befremdlich wirkte. Auch über das schmalzige Hinlegen Schillerscher Verse, die der alte Herr zweimal in seine Auslassungen einzufügen wußte, gehe ich hinweg. Schließlich will ich auch darüber nichts sagen, daß er die eidlichen Aussagen von drei Damen unglaubhaft zu machen suchte, ohne danach gefragt zu sein, und noch Schrumpfs Ehrenwort gegen diese Eide ausspielte, nachdem der bereits überführt war, das Gericht irregeführt zu haben. Schrumpf hatte nämlich, um zu beweisen, daß Annäherungen an Damen im Zuschauerraum des hellen Lichts wegen gar nicht möglich wären, Lokaltermin beantragt. Dann stellte es sich aber heraus, daß er vor kurzer Zeit die Beleuchtung hatte ändern lassen. Dies alles also steht nicht zur Erörterung. Interessant aber war die Art, wie Possart jenen Schauspieler anfuhr, der sich darüber beklagte, daß Schrumpf ihn für Garderobestücke mehr Geld ausgeben ließ, als die Gage betrug. „Wenn es in Kontrakt steht, daß Sie die Kostüme selbst stellen mußten, so konnte Ihr Direktor die Anschaffung der Ritterstiefel für 70 Mark selbstverständlich von Ihnen verlangen. Das war sein gutes Recht." Und: „Wenn Sie die Perrücken geliefert bekamen, dann haben Sie es besonders gut getroffen." Freilich erklärte der Herr Generalintendant, daß der Bühnenverein bestrebt sei, die Verpflichtung der Schauspieler, Kostümstücke selbst zu beschaffen, aufzuheben. Und diese Erklärung überraschte viele höchlich, da man bisher der Meinung war, diese Forderung werde nur von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger aufgestellt. Es wirkte dann sehr sympathisch, auf den gefestigten Arbeitgeberstandpunkt des Herrn von Possart aber wohl etwas verwunderlich, als der Gerichtsleiter erklärte, Gagen würden gezahlt um die Existenz der Schauspieler zu sichern, nicht, um sie dafür Handwerkzeug kaufen zu lassen. Angesichts der bizarren Entsoldung, die viele Kräfte des Volkstheaters bezogen, hörte es sich dann auch recht possierlich an, als die weisen Männer, die mal bei Proben zugegen gewesen waren, erklärten, sie hätten sich die etwas schroffe Art des Herrn Schrumpf damit erklärt, daß der die höchstmögliche Leistung aus jedem herausholen wollte. Jetzt stehen die Heiren vor der überraschenden Wahrnehmung, daß man trotz zahlloser Schimpfworte und Schindereien gegen 20 Mark Gage aus einem debütierenden Volontär keinen Mitterwurzer machen kann.

Der Vorsitzende hat alle diese Momente während der Verhandlungen und besonders bei der Begründung des den beklagten Redakteur freisprechenden Urteils in einer Weise hervorgehoben, die zu bewundernder Anerkennung zwingt. In seiner Auffassung der Dinge war soviel menschliches Verstehen, soviel Wissen um das wirkliche Leben, soviel guter Wille, die Anwendung des Gesetzes mit den Empfindungen des Herzens in Einklang zu bringen, wie es an deutschen Richtertischen nur ganz selten ist. Ganz besonders muß er gerühmt werden, weil er die Verdienste der Bühnengenossenschaft um die soziale und sittliche Hebung des Schauspielerstandes bewußt unterstrich und damit den ganzen Prozeß aus der Singularität des Falles Schrumpf in die Sphäre allgemeiner Wesentlichkeit hob. Schrumpf ist, so führte der Richter aus, dauernd unwürdig, Leiter einer Bühne zu sein. Denn er hat in jeder Beziehung vermissen lassen, was man von dem Vorgesetzten einer größeren Zahl Angestellter verlangen kann. „Es fehlt ihm jedes Verständnis für die sozialen Forderungen der Zeit."

Der Zug dieser Gerichtsverhandlung erhält seine Bedeutung denn auch nicht dadurch, daß ein gewalttätiger, keiner Verantwortlichkeit bewußter Mensch unschädlich gemacht ist, sondern durch das Schlaglicht, das auf die gesamten Theaterverhältnisse gefallen ist. Voreist auf die Theaterverhältnisse. Denn ob nicht in manchen Bureaus, Warenhäusern oder Fabriken (die Angelegenheiten des Kasernenhofes gehören in ein anderes Gebiet) eine ähnliche Reinigungsaktion nötig wäre, soll hier nicht untersucht werden. Aber in die stickigsten Räume der deutschen Bühne hat der Schrumpf-Prozeß ein wenig frische Luft eingelassen. Das ist ein großer Erfolg der Bühnengenossenschaft, zu der man ihr und ihren Anwälten, Graf Pestalozza und Dr. Schlesinger, herzlich Glück wünschen kann. Ein Teil des Verdienstes kann der Sekretär des Theaters, Herr Deil, für sich in Anspruch nehmen, der „um endlich Klarheit zu schaffen", ohne Rücksieht auf die Konsequenzen, denen er sich aussetzen konnte, das Material der Genossenschaft, als der berufenen Vertreterin seiner und seiner Kollegen Interessen, auslieferte. Ein erfreulicher Gegensatz gegen die Duckmäuser, die Würde und Selbstvertrauen ihrem Peiniger gegenüber erst wiederfinden werden, wenn ein Nachfolger ins Volkstheater eingezogen sein wird.

Ich kann diese Betrachtung nicht abschließen, ohne einen Augenblick beim Verhalten der Presse im Falle Schrumpf stehen zu bleiben. Am ersten Verhandlungstage kam ein Brief

zur Verlesung, den Schrumpf in Begleitung von 1000 Mark zur Feier seines zehnjährigen Direktorjubiläums an die Direktion des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins gesandt hatte. In Anerkennung der wohlwollenden Förderung, die die Presse seinem Theater habe angedeihen lassen, wolle er das kleine Geldgeschenk der Unterstützungskasse des Vereins zuwenden. In dem ursprünglichen Entwurf des Briefes, der gleichfalls verlesen wurde, wurde außerdem noch des zarten Taktes der Münchner Zeitungen gedacht, die über „die bübischen Anwürfe" der Genossenschaft schweigend hinweggegangen waren. Dann war es sehr lehrreich zu beobachten, wie Direktor Schrumpf unter allen Punkten, gegen die er sich wehren sollte, am verzweifeltsten gegen die Unterstellung ankämpfte, als habe er die Presse irgendwie bestechen wollen. Es war nur ein Akt der Courtoisie, genau wie das Hochzeitsgeschenk für die Familie des Obersthofzeremonienmeisters Grafen Moy im Werte von 500 Mark (das gleichfalls angenommen wurde). Ich will die Empfindungen von Geber und Empfänger nicht psychologisch ergründen. Jeder muß wissen, wem er etwas schenken will, beziehungsweise von wem er etwas annehmen will. Die 1000 Mark interessieren mich wenig. Man möge sich, ihrer nur bei der Beurteilung der Gesamtbeziehungen der Presse zum Volkstheater beiläufig erinnern. Um diese Beziehungen recht zu erkennen, scheint es am Platze, auf das kurze Resümee hinzuweisen, das die „Münchner Zeitung" ihrem Prozeßbericht anfügte. Darin wurde zugegeben, daß die Presse längst von den Dingen wußte, die im Volkstheater vorgingen. Man habe nur der Bühnengenossenschaft den Vortritt in der Enthüllung lassen wollen, da man mit derartigen Suchen schon schlechte Erfahrungen gemacht habe. Im übrigen (hier spielte das Blatt auf das 1000-Mark-Geschenk an) werde Herr Schrumpf sich wohl in den letzten Tagen überzeugt haben, daß die Presse sich nicht bestechen lasse.

Ich mache den Blättern keinen Vorwurf, weil sie ihre Kenntnis von den Vorgängen im Volkstheater nicht öffentlich herausgeschrieen haben. Ich habs ja auch nicht getan. Allerdings ist das der Unterschied, daß ich gar nichts Bestimmtes wußte, und daß ich in diesen Blättern niemals „Enthüllungen" vornehme, weil das meinem Geschmack nicht entspricht, wohingegen die Tagespresse sich doch jederzeit nach pikanten Orientierungen über private Skandalosa die Finger leckt. Aber wie reimt sich mit der Kenntnis der Charakterdefekte des Schrumpf die Tatsache zusammen, daß die Blätter, die „Münchner Zei-

tung" allen voran, jede „Wohltätigkeits"-Veranstaltung des Mannes mit beglücktem Ueberschwang priesen? Ich behaupte gewiß nicht, daß der Umstand damit in Zusammenhang zu bringen ist, daß Schrumpf ein Schauerdrama des Verlagchefs der ..Münchner Zeitung" dem Publikum vorsetzte. Denn die andern Zeitungen waren von dem selbstlosen Eifer des Direktors als Helfer der Armen und Bedrängten ebenso begeistert. Immerhin meine ich aber, daß die Presse Herrn Schrumpf reichlichen Anlaß zu der Dankbarkeit gegeben hat, die sich in dem Geldgeschenk so sinnreich zu äußern wußte. Endlich will ich auch nicht unterstellen, daß Schrumpf die Presse ohne weiteres für bestechlich halten durfte. Aber rein stilistisch wäre es vielleicht von der „Münchner Zeitung" vorsichtiger gewesen, ihren Meinungsmut nicht gerade mit der Betonung der letzten Tage zu belegen. Man wäre sonst versucht, die Tage erst von dem Moment an zu rechnen, wo Schrumpf zur Strecke gebracht unten lag, und ohne den Caligula der Josefspitalstraße mit einem Löwen zu vergleichen, doch an einen Eselsfußtritt erinnert zu sein.

Wenig glorreich steht nach dem Prozeß auch die Münchner Polizei vor der Oeffentlichkeit. Diese Behörde hat sich im ganzen Deutschen Reich und darüber hinaus einen etwas ironisch getönten Namen gemacht wegen ihres Uebermaßes an sittlichem Reformeifer. Und ganz besonders war es ihr immer um den Schutz vor den unsittlichen Theaterdirektoren zu tun, — freilich, soviel bekannt geworden ist, nur um den Schutz des Publikums, wenn so ein Mensch etwa ein der Literatur angehöriges Stück zur Aufführung angenommen hatte, aus dem die Tatsache ersichtlich ist, daß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht eigentümliche Wechselbeziehungen bestehen. Jetzt ergibt sieh, daß das gesamte Material, daß dem Schrumpf-Prozeß zugrunde lag, der Münchner Polizei schon seit einer Reihe von Monaten, ein großer und gerade der wesentlichste Teil davon sogar schon seit mehreren Jahren bekannt war. Aus dieser Kenntnis die Konsequenz zu ziehen, die in ihre Macht gegeben ist, und die hunderten von Menschen grenzenlose Pein, vielen Frauen ekelhafte Preisgabe ihrer weiblichen Selbstbestimmung erspart hätte, das fiel der Polizei erst ein, als die Vorgänge im Volkstheater endlich die gesamte-Bevölkerung Münchens und alle Interessenten des deutschen Theaterbetriebes in die größte Erregung versetzt hatten. Es liegt mir fern, die Münchner Polizei nun gleich pharisäischen Geistes zu bezichtigen. Aber ihr Verhalten dürfte mir in meiner alten Behauptung recht geben, daß die Einrichtung der

Polizei überhaupt von höchst problematischem Wert ist. Wo sie einmal Gelegenheit hat, als Schutzinstitut in Wirksamkeit zu treten, versagt sie vollständig, während sie in ihren Obliegenheiten der Volksbelästigung und der Bevormundung in allen Dingen der Meinungs- und Bewegungsfreiheit die ärgerlichste Betriebsamkeit entfaltet.

Die Institute der öffentlichen Wachsamkeit, Polizei und Presse, haben also im Falle Schrumpf ihre Unzulänglichkeit evident nachgewiesen. Die private Organisation der Bühnengenossenschaft hingegen hat vorzügliche Arbeit getan und über den Einzelfall hinaus sehr Wichtiges für Ehre, Würde und Ansehen des deutschen Schauspielerstandes geleistet. Daraus ergibt sich, daß das Mittel zur Befreiung von Ausbeutung und Unterdrückung nicht von außen erwartet werden darf, sondern in der Solidarität und Aktivität der direkt Interessierten liegt. Daß noch viel Aufklärungsarbeit zu verrichten bleibt, hat der Schrumpf-Prozeß ebenso dargetan wie umgekehrt, daß auch in den freieren Berufen endlich ein wenig soziales Gefühl zu entstehen scheint. Genossenschaftliche Vereinigung auch in den Kreisen der Künstler aller Arten, — das ist die Forderung der Stunde. Teilnahme der Geistigkeit am Kampfe gegen die Herrschaft zufälliger Mächte. Wenn Ernst Schrumpf einigen von denen die Augen geöffnet hat, die in ihrer Künstlereitelkeit meinten, bis zu ihrer Höhe dringe der Lärm sozialer Bewegungen nicht hinauf, dann soll auch sein Name in alle Zukunft gesegnet sein.

Bemerkungen.

Theater. Die Schrumpf-Angelegenheit hat mich um die Möglichkeit gebracht, die Theaterereignisse des letzen Monats hier nach Wunsch zu betrachten. Es war meine Absicht gewesen, dem aus dem Verband des Schauspielhauses ausscheidenden Frl. Lina Woiwode eine ausführlichere Würdigung als Abschiedsgruß auf den Weg zu geben. Daran hindert mich nun der Raummangel, und ich muß mich damit begnügen, meine Anerkennung ihrer künsterlichen Persönlichkeit in ein paar Worte zusammenzufassen. Lina Woiwode, die als ganz kleine Anfängerin in das Stollbergsche Ensemble eintrat, hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu dem entwickelt, was sie heute ist: zu einer Schauspielerin von Können und Eigenart. Ihre Frische und Schönheit prädestiniert sie zur Lustspiel-Liebhaberin, aber sie hat sich in den Grenzen ihres Fachs über die Heraushebung des äußeren Charmes hinaus fähig ge-

zeigt zu charakterisieren, und auch in ernsten Dramen natürliche Anmut mit feinfühlendem Verständnis zu verbinden. Das Schauspielhaus verliert in ihr eine seiner wertvollsten Kräfte, und es bleibt sehr fraglich, ob Herr Direktor Stollberg unter seinem zurückbleibenden Personal einen auch nur einigermaßen entschädigenden Ersatz für Frl. Woiwode wird finden können. Vielleicht hört er auf die Stimme, die ihm rät, das hochbegabte und bisher etwas vernachlässigte Frl. Consuela Nicoletti mehr in den Vordergrund zu stellen, und den durch Frl. Woiwodes Fortgang entstehenden Verlust durch eine gehörige Auffrischung im männlichen Personal halbwegs wettzumachen.

Sehr bedauere ich, mich nicht ausführlich mit einem Stück beschäftigen zu können, mit dem Herr Baron Frankenstein viele Sünden gut gemacht hat, und dem die Tageskritik leider gar nicht gerecht zu werden mußte. Ich meine die Tragikomödie „Die Erben" von Karl von Levetzow, die unter Steinrücks vorzüglicher Regie am Residenztheater in Szene ging. Das ist, trotz mancher Seltsamkeiten, das Werk eines wirklichen Dichters, der Großes will und in diesem halbhistorischen Sklavenaufstandspiel zeigt, daß er das Zeug zu Großem in sich hat. Die Darstellung gehörte zum Besten, was seit Jahren in München gesehen wurde (Herr von Jacobi hat daran starken Anteil). Leider darf ich mein Lob hier nicht näher begründen. Es wäre mir aber schon eine große Genugtuung, wenn diese Andeutung die neue Ansetzung des Stückes an ein paar Abenden bewirken könnte, und wenn dieser und jener Leser, der sich von der unverständigen Kritik der Tagesrezensenten abschrecken ließ, selbst zu urteilen, das Versäumte noch nachholte.

Bayerisches, Allzubayerisches. Die Zentrumspartei, die gottesfürchtig und geschäftstüchtig das wunderschöne Bayern ganz selbständig in Grund und Boden regiert, hat ein Schikanegesetz zuwege gebracht, nach dem sich künftighin die Fähigkeit, Genieindebeamter zu sein, nach der zweikönigstreuen Gesinnung der Bewerber entscheiden soll. Die Sozialdemokraten sind darob begreiflicherweise außer Rand und Band. Denn wenn die in Partei- und Gewerkschaftsämtern nicht mehr unterzubringenden Genossen nicht mal mehr Bürgermeister werden können, dann hört doch alle Gemütlichkeit auf. Nun weinen sie über Vergewaltigung und fluchen in allen Tonarten gegen das schändliche Ausnahmegesetz. Und sie haben Anlaß, unglücklich zu sein. Denn von ihrer revolutionären Gesinnung haben sie. weiß Gott, hierzulande noch niemals Gebrauch gemacht. (Die Erinnerung an die Pariser Commune gehört ins Schaufenster, erklärte Herr von Vollmar einmal.) Zur Beerdigung des alten Prinzregenten zog die ganze

Fraktion mit, und beim Königshoch sind diese Rebellen gewiß nie mit den Aerschen kleben gebrieben. Andrerseits haben sie aber doch keinen Anlaß, zu wehklagen. Denn wenn jemand mit einem Parteiprogramm Stimmen pürschen geht, in dem er sich als internationaler Antimonarchist an die Brust schlägt, dann braucht seinen konservativen Feind die solid staatserhaltende Praxis nicht zu kümmern, und er kann mit einem Anschein von Logik sagen: ich werde doch nicht den Bock zum Gärtner machen! Sobald sich die Sozialdemokratie als das allgemein bekennen wird, was sie in Wirklichkeit ist, als eine kleinbürgerliche demokratische Reformpartei, die von Revolution und Sozialismus himmelweit entfernt ist, wird auch der demagogischste Parteitregner ihr nicht mehr mit der Bosheit schaden können, ihre Programmredensarten ernst zu nehmen. Außerdem steht es den Männern der Parlamentspraxis übel an, über unliebsame Majoritätsbeschlüsse hilflos zu greinen. Wer da meint, im Parlament sei der Wille des Volkes begründet und die Auserwählten im Landtag seien Macht, Volksgewissen und Freiheit in Person, der sollte sich doch, wo es um die Wurscht geht, nicht einfach im Parlament an die Wand quetschen lassen. Gibt es denn in der Prannerstraße keine Pultdeckel?

Protest. Die Berliner Wochenschrift „Aktion" ist neuerdings Gegenstand reger Aufmerksamkeit der kgl. preußischen Staatsanwaltschaft. Die konfisziert darauf los, daß man denken muß, der Herausgeber Pfempfert müsse das größte Schwein sein, das in deutschen Gauen herumläuft. Bald kitzelt ein Gedicht der Behörde in die Nase, daß sie den Unsittlichkeitsparagraphen, bald ein Artikel, daß sie das Aufreizungsgesetz niest. Das Bestreben des Blattes, Kunst und freie Kritik im Lande zu verbreiten, ist der öffentlichen Ordnung bisher verborgen geblieben. Wie es meistens geht: Die Pflichttreue waltet unerschütterlich bis zum Freispruch. — Freunde des Blattes haben eine Protestkundgebung gegen die ärgerlichen und zugleich komischen Konfiskationen veröffentlicht. Ich habe diese Erklärung nicht mitunterzeichnet, weil ich mit dem Wortlaut, soweit er über die Verwahrung hinausging, nicht einverstanden war, und weil ich ja hier die Möglichkeit habe, meine Protestempfindungen in die Worte zu kleiden, die mir passen. Und das sei hiermit geschehen. Verbote und Bestrafungen künstlerischerArbeiten nützen weder der Staatsautorität, noch fördern sie Sittlichkeit und Reichstreue. Aber sie verbittern diejenigen, die betroffen werden, und blamieren den Geist, aus dem sie geboren sind, vor Gegenwart und Zukunft.

. . . . und neues Leben blüht aus den Ruinen, In diesen Tagen betritt Ernst von Possart (73jährig) als Franz Moor (l8jährig) die Bretter des Hoftheaters. Sicherem Vernehmen nach hat sich der greise Künstler für das nächste Jahr Frau Sara Bernhardt aus Paris verschrieben, um mit ihr zusammen Romeo und Julia zu spielen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr.1 u.1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u.1a.



Jahrgang IV. No. 4. Mitte Juli 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

Herausgeber: Erich Mühsam



Inhalt: **Frank Wedekind. — Wider die Zensur! — Bemerkungen:** Berta von Suttner. — Serajewo. — Tröstliche Aussichten. — Die neue Aera. — Zur Abwehr.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Jahrgang IV. No. 4. München, Mitte Juli 1914.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN" erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes;. Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag" München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber. Mitarbeiter dankend verbeten.

Frank Wedekind.

Es ist nötig, den fünfzigsten Geburtstag des Dichters Frank Wedekind in besonderer Weise zu feiern. Nicht, weil ein fünfzigster Geburtstag im menschlichen Leben ein Höhe- oder Wendepunkt wäre — derlei Gesetze gibt es nicht —, auch nicht, weil Frank Wedekind es noch nötig hätte, vor bläffenden Philistern verteidigt und in sein Recht gesetzt zu werden, sondern weil der Name Wedekind Schlachtruf und Fahne, weil sein Werk vom Blut der Gegenwart und sein Geist vom Geist der Zukunft ist.

Zu literarhistorischen Betrachtungen über die Lebensarbeit des Mannes hat es Zeit. Denn aus köstlich reicher Produktivität wächst ihm Schöpfung auf Schöpfung unter den Händen, und jede ergänzt, erweitert und klärt das Gesamtbild seines Werkes. Den Menschen selbst wollen wir in dieser Stunde grüßen, den unwandelbaren Charakter, der mit ihm geboren ist, sein dynamisches Wesen, kraft dessen er dichtet und wirkt, — vor die Persönlichkeit Frank Wedekind wollen wir hintreten in Feier und Huldigung.

Jeder, der im Werk dieses Dichters den Puls genialischen Wallens spürt, mag aus dem Bilde seiner Dichtung gewordenen Individualität die Züge für sich heraussuchen, die ihn besonders bereichert haben. Einen wird der Lyriker Wedekind am nächsten angehen, einen anderen der Erotiker, der Spötter, der Zeitkritiker. Aus jeder dieser Perspektiven kann das Licht auf ihn fallen, und stets wird es eine höchst ungewöhnliche, höchst merkwürdige und höchst bedeutende Persönlichkeit bestrahlen. Mir kommt es zu, den Wert in Frank Wedekinds Wesen zu betonen, der mir am stärksten Erlebnis geworden ist —, und das ist sein Wert als Kämpfer, als Bekenner, als Revolutionär.

Deshalb gilt mir Wedekind als der stärkste literarische Repräsentant dieser Zeit, weil seine Kunst von dem gegenwärtig neu sich bildenden Geist am meisten empfangen hat, und weil sein Schaffen, sein Leben, sein Atem schon wieder neu formend auf diesen Geist eingewirkt hat. Wedekind ist Moralist und Propagandist aus dem Grunde, Einer, dem alles Dichten ein Suchen nach Wahrheit ist und ein Verkünder neuer Wahrheiten. Wo er aber nicht Agitator und Prediger ist, da ist er Bekenner, und wo er Bekenner ist, da ist er Ankläger.

Wedekinds Anfänge als Dramatiker fallen in die Zeit des konsequenten Naturalismus. Diese Richtung mit ihrem unlebendigen Abmalen der nüchternen Wirklichkeit mußte dem leidenschaftlichen Ideenmenschen in der Seele zuwider sein. In keinem seiner Werke gibt er dem Einfluß der Bewegung Raum, die damals das ganze literarische Deutschland wie ein Sturm bewegte. Der Forderung nach realistischer Kunst hatte sein durchaus romantisch gearteter Geist nur bissigen Spott entgegenzusetzen, wie er sich in der prachtvollen Ballade „Das Lied vom armen Kind" entlud. Zur gleichen Zeit aber, als Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und Holz' und Schlafs

„Familie Selicke" als die Offenbarungen letzter dichterischer Möglichkeiten verkündet wurden, schuf Wedekind seine ergreifende Kindertragödie „Frühlingserwachen", dies tief poetische Werk, das seinen Dichter schon in allen Eigenschaften, die in den späteren Dramen Ausdruck gewinnen, spiegelt: als den freien, vorurteilslosen Beobachter seelischer Komplikationen, als den lyrischen Gestalter ungewöhnlicher Erlebnisse, als den kühnen Erfinder phantastischer Vorgänge und als den rücksichtslosen Ankläger in der Zeit begründeter Mißstände.

Ganz und gar subjektiv ist die Kunst Wedekinds, und weil sie zugleich ganz und gar Kunst ist, übt sie die rebellierende Wirkung aus, die nun schon die zweite Generation an ihrem Kunstgestalten erfährt. Wedekind hat — das läßt sich heute gar nicht mehr bezweifeln — in ganz gewaltigem Maße dazu beigetragen, daß in ganzen Zeitaltern aufgebaute Moralien vor unserer Kritik aufgelöst wurden, und daß eine auf neuem Schauen begründete neue Moral sie verdrängt. Mit Lulu, Lisiska, Effie ist ein neuer Frauentypus entstanden, insofern, als dieser Typus durch Wedekinds Vermittlung erst in seiner Art erkannt wurde. Der Marquis von Keith und Veit Kunz räumen so radikal mit alten Dogmen und Vorurteilen auf, stellen die Beziehungen zwischen dem schöpferischen Menschen und seiner Umwelt in so ganz neue Beleuchtung, daß die auf Wedekinds Erscheinung nicht durch eigene Kultur vorbereiteten Vertreter überkommener Ordnungen entsetzt und empört vor seinem Werk stehen und die Staatsmacht dagegen zur Hilfe rufen. Hier ist die tiefste Ursache für die Verkennung und Verleumdung der Wedekindschen Dichtungen: sie beruht gerade auf dem instinktiven Gefühl des widerstrebenden Bürgers, daß sein Wesentlichstes und Bürgerlichstes, seine faule Zufriedenheit im Nachleben ererbter Anschauungen von der überlegenen Gewalt einer vitalen Genialität in den Boden

getreten wird. Welche verzweifelten Anstrengungen die bürgerliche Reaktion gemacht hat, um dieses Empfindens, ihre ethischen Unterlagen zu verlieren, Herr zu werden, das zeigt sich am klarsten in den Dichtungen, zu denen Frank Wedekind vor ihr flüchtete, in den erschütternden Bekenntnisstücken des verkannten Idealisten „So ist das Leben", „Hidalla" und „Zensur". Hier stellt sich der Mensch, der Repräsentant neuer Erkenntnisse, in Person vor sein Werk, um sein Tun und Wollen und sein Dichten zu verteidigen mit Tränen und mit Blut.

Mit den Jahren immer bewußter und immer stärker entfaltet Wedekind in sich den Polemiker und den Propagandisten verbesserter Menschlichkeit. In seinen letzten Werken „Der Stein der Weisen", „Franziska" und „Simson" erweitert er die Proklamation seines Weltbildes zu sehr ernsten Untersuchungen der tiefsten Vorgänge im menschliehen Geist. Da muß nun leider konstatiert werden, daß der Dichter auf einer Seite Widerstand findet, auf der er ihn nicht mehr hätte erwarten dürfen. Plötzlich fällt es gewissen Kritikern, die solange sie jung und temperamentvoll waren, Wedekinds freudigste Gefolgschaft bildeten, ein, ihm die Polemik, auf der von jeher seine beste dichterische Kraft beruhte, übelzunehmen. Mit einer Schärfe, die jeden Respekt vor der bisher anerkannten Größe und Bedeutung des Dichters außer acht läßt, fällt man über ihn her, verlästert ihn wie irgendeinen gleichgültigen Komödienschreiber und tut sich dabei noch viel auf die Unbestechlichkeit des Urteils und den kritischen Weitblick des Warneis zur rechten Zeit zugute.

Es soll hier nicht davon geredet werden, daß Herr Siegfried Jacobsohn mit seinem plötzlichen Frontwechsel den Pfaffen und Philistern, die bisher das schöne Vorrecht hatten, alles Starke, Rebellische, wahrhaft Trotzige anzugeifern, direkt in die Hände arbeitet. Jeder muß wissen, wohin er sich im Kampf

um geistige Werte postieren will, und was ein rechter Theaterkritiker ist, der pfeift schließlich auf Ethik, Revolution und Philosophie in der Kunst. Aber betrübend ist es anzusehen, wie Leuten, die doch etwas vom Fach verstehen, bei ihrer Angst, moralische Ideeen eines Dichters als dichterische Werte anerkennen zu sollen, das kritische Verständnis für das Kunstwerk selbst vor die Hunde geht. Von der Großartigkeit der dem „Simson" zugrunde gelegten Idee, nach der erst dem geblendeten Titan die Augen über die geheimsten Dinge aufgehen, von der Herrlichkeit der Verse des Gedichts, von der tiefen Poesie besonders des zweiten Akts, wo Simson die Mühle dreht, hat Jacobsohn keinen Hauch verspürt, um nur um des Himmels willen die „Schaubühne" keine moralische Anstalt werden zu lassen. Das sind sehr schmerzliche Erfahrungen, umso schmerzlicher, wenn man vergleicht, was diejenigen, die 'nun angeblich der wohlverstandenen wahren modernen Kunst zuliebe von Wedekind abrücken, gegen ihn auf den Sockel heben. Für Jacobsohn ist Carl Sternheim der grolle Dichter unserer Tage. Sternheim ist ein. begabter Dramatiker, der den Dilettanten noch nirgends ganz abgestreift hat, und der ohne Ueberschwang an innerlicher Beteiligung sich über Leute lustig macht, die er sozial unter sich rangiert glaubt. Boshaft ohne das Zeug zum tieferen Satiriker, hie und da geistreich, aber nie genötigt von drängfinden Ueberzeugungen.

Wie erklärt sich nun das merkwürdige Umschwenken dieses und anderer Kritiker? (Zu meiner größten Betrübnis mußte ich den mutigen, kämpferischen Ulrich Rauscher auf denselben Wegen finden, und zwar ebenfalls unflätig den größten der lebenden Dichter anjohlend). Ich habe nur eine Deutung für den Umfall. Die liegt in der grenzenlosen Blasiertheit unserer Zeit, in der Unfähigkeit und dem Widerstand, Großes anzuerkennen, mitzugehen, wenn In-

brunst und Ergriffenheit ruft. Es ist die Blasiertheit, die gerade in Carl Sternheim ihren literarischen Ausdruck findet, und mit der Frank Wedekind Gott sei Dank so garnichts gemein hat. Die jungen Leute der jüngsten Gegenwart treten so reif, so fertig ins Leben ein, daß ihnen zu lernen und zu empfangen garnichts mehr übrig bleibt. Man lese nur ihre Lyrik, um das zu erkennen. Weltweise und abgeklärt, — aber nein: tatfaul und abgestanden.

Der fünfzigste Geburtstag Frank Wedekinds mag die Gelegenheit bieten, den jungen Nachwuchs, die Studenten und Künstler zur Lebendigkeit zu ermahnen. Arbeitet an der Zeit, in die ihr gestellt seid! Nehmt teil an den Wandlungen der Kultur und des Geistes, denen Wedekinds Leben und Dichten gewidmet ist! Wacht auf zu Leidenschaft und Begeisterung, auf daß spätere Geschlechter nicht mit Verachtung von unseren Tagen reden dürfen!

Wider die Zensur!

Wo die Kultur des Geistes frei, stark, um kein Reglement bekümmert Werte schafft, da weckt sie zugleich mit der Freude zukunftsfroher Menschen das Mißtrauen aller, die in der Versteinung der Gewohnheiten die Gewähr für die Ungestörtheit ihrer Bequemlichkeit ehren. Das sind die Spießbürger, die (mögen sie politisch wählen, wen sie wollen) die Kerntruppe aller Reaktion bilden, weil sie sich in der Stagnation ihres eigenen Lebensinhaltes nur sicher fühlen, wenn auch außerhalb ihrer persönlichen Gehirnsphäre jede Emotion gebremst ist. Es läßt sich leider nicht in Abrede stellen, daß der dem Geiste widerstrebende Rumpf der Unkultur aus der gewaltigen Ueberzahl aller Mitmenschen besteht. Die einzige, aber furchtbare Waffe dieses Heeres gegen den Geist ist Indolenz und Passivität. Die völlige Teilnahmslosigkeit der Meisten, die gänzliche Abwesenheit von Initiative, Produktivität und Kritik bei ihnen, die die letzte Ursache aller Regierung ist, hat sich unbewußt und ohne Ahnung von solchen Zusammenhängen das aktive Werkzeug gegen die vitalen Mächte schaffender Geistigkeit selbst geboren. Der dumpfe Haß der Bequemlichkeit gegen das

Leben ist Behörde geworden. Das gähnende Maul träger Geschäftlichkeit schnaubt Paragraphen aus.

Die Polizei, ihrem ursprünglichen Wesen nach die Dienstmagd der Allgemeinheit, hat sich, da sie ihren Auftraggeber willenlos und zur Abwehr unlustig fand, zu ihrer Herrin gemacht. Die nahezu unumschränkte Macht, die die Polizei sich nach und nach und ohne bei ihrem Brotherrn Widerstand zu finden, erobert hat, und die heute schon weit größer ist, als die Macht von Fürsten und Gesetzgebern, mußte ganz natürlich eine unbändige Herrschsucht mit sich großziehen, eine Herischsucht, die — ebenso natürlich — ihre Spitze hauptsächlich gegen die Wenigen richtet, die sich nicht gottergeben in jede Laune fügen mögen.

Man mag sagen, Polizei ist ein Abstraktum, etwas Unpersönliches also, das persönliche Eigenschaften nicht haben und nur in einzelnen Beamten betätigen kann. Aber das ist falsch. Es gibt Abstrakta, die in ihren Daseinsäußerungen völlig ausgeprägte Charakteristika zeigen, als wenn ein leibhaft funktionierendes Gehirn in ihnen arbeitete. Das gilt für den Staat, für die Polizei, für Ministerien, Redaktionen, Gerichtsbarkeiten etc. Das einzelne Individuum, das als Beamter oder Teilnehmer Substrat des abstrakten Wesens ist, denkt, fühlt und handelt ganz anders als der Organismus, dessen Teil er ist. Der einzelne Polizeibeamte kann ein ganz prächtiger Mensch sein, ja, alle Polizeibeamte können vortreffliche Menschen sein, die in ihrem privaten Charakter niemanden wehtun möchten und ganz freiheitlich empfinden. Aber zur Behörde vereinigt, streifen sie ihre persönliche Wesenheit ab, und es entsteht ein unsichtbares abstraktes Ungeheuer, es entsteht eine korporative Seele, die selbständige Persönlichkeit in sich entwickelt, selbständig denkt und selbständig fühlt, die sogar ausgeprägter Affekte fähig ist, aber, weil sie keinen Horizont hat, in all ihren Maßnahmen lähmend und lebenerstickend wirkt.

Wenn diese fast metaphysische Erklärung richtig ist, kann ich, ohne einzelnen Personen nahezutreten, die ihre Funktionäre sind, von der Polizei behaupten, daß sie herrsch- und rachsüchtig ist, und daß ihren Sinn gegen alles, was sich gegen ihre Tyrannei auflehnt, ein unversöhnlicher und ungebändigter Haß beseelt.

Wesen und Zweck der Polizei ist, die Abwicklung alles öffentlichen Geschehens zu regulieren, einzuschachteln und zu nummerieren. Das Recht zu verbieten und zu strafen hilft ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe und das indifferente Allesdulden der Spießbürger erleichtert ihr die Tätigkeit. Ausserhalb der paragraphierten Geschäftsordnung steht der Mensch

des geistigen Lebens, der Forscher und der Künstler. Die Polizei hat einen Instinkt dafür, daß auch hier ein Korporativwille waltet und zwar ein solcher, der der Beschaffenheit der amtlichen Seele diametral entgegensteht. Auf diesen Willen reagiert die Polizei mit Haß, und dieser Haß ist gemeingefährlich, weil er sich auf physische Machtmittel stützt.

Am unerfreulichsten ist der Polizei das Phänomen der Kunst. Denn — auch hier ist sie von richtigem Instinkt geleitet — Kunst als individuellster Ausdruck seelischer Beweglichkeit duldet kein Reglementieren und widersetzt sich seiner Natur gemäß gegen den Zwang einer schematischen Ordnung. Um diesen Widerstand zu beugen hat sich die Polizei wenigstens gegen die Art Kunst, die zur Vermittlung an den Genießer fest organisierter Anstalten bedarf, eine Handhabe der Oberaufsicht geschaffen: die Zensur.

Durch die Hintertür der Verordnung, da ein Staatsgesetz ihr den Weg nicht freigab, hat sich die Polizei die Möglichkeit gesichert, Kunst zu verhindern. Den Vorwand aber, Theater, Dichter und kunstwilliges Publikum zu schädigen, bietet ihr die Sittlichkeit, diese von Priestern eingeführte Institution, die der Kirche ihr Lebenselement, die Sünde, liefert. Damit trifft die Polizei die Kunst an ihrem wichtigsten Nerv, damit durchsticht sie ihr die Schlagader. Denn die Achse, um die alles Leben kreist, ist die Sinnlichkeit, und der stärkste Antrieb aller Kunst ist die Erotik. Das abstrakte Gehirn der Polizei aber ist unsinnlich, unerotisch, daher verfolgt sie alles, was vom Geschlechtlichen weiß, was das Geschlechtliche im Menschen bejaht, mit ihrem Haß.

Wieder einmal hat sich der Haß der Münchner Polizei, die in ihrer sittlichen Beschränktheit jede Schwesterbehörde in den Schatten stellt, gegen ein Kunstwerk von Weltbedeutung entladen. Wedekinds dramatisches Gedicht „Simson oder Scham und Eifersucht" ist ihrer Moral zum Opfer gefallen. Unter den Gratulanten zum fünfzigsten Geburtstage durfte der nicht fehlen, der dem Dichter das Leben seit Jahrzehnten vergällt, und der doch nicht hindern konnte, daß sein Werk den Geist unserer Zeit reicher befruchtet hat als der jedes anderen Dichters. Seit Monaten war das Stück vom Schauspielhaus angenommen und der Zensur eingereicht, seit Wochen hatten die Proben gewährt, zu denen Künstler von der Bedeutung Friedrich Kayßlers und Helene Fehdmers hergekommen waren, aber erst wenige Tage vor der Aufführung kam, wie aus hämischer Absicht, das Verbot.

Es scheint, als wollte nun endlich auch der Münchener Zensur und ihrem lieblichen Beirat die Hybris kommen. Ich tue

mir etwas darauf zugute, daß es meine Initiative, mein Entschluß und meine Tat war, eine öffentliche Versammlung zu veranstalten, um der Macht des Säbels die Macht des Geistes entgegenzustellen. Am G. Juli sprach ich im vollbesetzten Saale der Schwabinger Brauerei über das Thema: „Die Bevormundung des Geistes durch den Säbel." Die Tagespresse („Münchn. Neueste Nachrichten", „Münchner Ztg." und „Münchner Post") hat diesmal ihre Pflicht getan und ausführlich und korrekt über den Hergang der Versammlung referiert. Ich kann mir daher eine Wiederholung sparen. Der vorläufige Erfolg der Veranstaltung war der mit überwältigender Majorität angenommene Beschluß, folgender von mir vorgelegten Resolution zuzustimmen:

„Die am 6. Juli in der Schwabinger Brauerei tagende Versammlung beschließt folgende Kundgebung:

Die polizeiliche Theaterzensur ist ein Rudiment vormärzlicher politischer Zustände. Sie bewirkt die Unterbindung einer Verständigung zwischen den geistig Schaffenden und dem Volk. Sie bedeutet eine Bevormundung des kunstfreund liehen Publikums, die die Versammlung als überflüssig, schädlich und unwürdig bezeichnen muß.

Die Münchener Zensurbehörde insbesondere handhabt ihr Amt in einer Weise, die unausgesetzt Mißtrauen und Verbitterung erregt. Das Verbot des dramatischen Gedichts „Simson" von Frank Wedekind muß, nachdem das Werk in Wien und Berlin ohne Beanstandung aufgeführt worden ist, wie beabsichtigte Schikane wirken. Die Versammlung protestiert nachdrücklich gegen dieses Verbot und verurteilt gleichzeitig das Verhalten des Zensurbeirates in der Angelegenheit.

Die Versammlung erwartet, daß die dem Zensurbeirat angehörenden Herren angesichts des subalternen Charakters und der Einflußlosigkeit ihrer Tätigkeit unverzüglich auf ihr Ehrenamt verzichten und sich solidarisch den gegen die Zensur gerichteten Bestrebungen ihrer Standes- und Bildungsgenossen anschließen werden.

Die Versammlung hält eine starke Volksbewegung für zeitgemäß und geboten, die die völlige Abschaffung der als überlebt und kulturwidrig erwiesenen Polizeizensur zum Ziele hat."

Der Erfolg dieser Willensäußerung ist, wie gesagt, nur ein vorläufiger. Es wird gar keiner sein, wenn nicht starke Gegenmaßregeln gegen die kunstfeindlichen Handlungen der Zensur schleunigst ergriffen werden. Ob die Herren vom Zensurbeirat der Aufforderung von über 700 Akademikern und Künstlern folgen und ihr Amt niederlegen werden, ist dabei am wenigsten belangvoll. Tun sie es nicht, so wird man wissen, daß man sie

allesamt neben Herrn v. Possart (dem in der Versammlung, nicht nur von mir, übel zugesetzt wurde) aus der Reihe der Kulturförderer streichen und in die Liste der Polizeifunktionäre einzureihen hat. Wenn sie sich in der Rolle von Amtsberatern, deren Stimme nur gehört wird, wenn sie gegen die Kunst spricht, wohl fühlen, — dann verlieren wir anderen nicht viel mit diesen Kollegen.

Meine Vorschläge, praktische Mittel gegen die Zensur anzuwenden, mußten sich auf platonische Anregungen beschränken, die ich gleich bat, cum grano salis aufzufassen. Erstens stellte ich zur Erwägung, ob nicht die Theaterdirektoren, nach dem Beispiel der Berliner Filmfabrikanten, sich fortan weigern sollten, Stücke zur Zensur einzureichen. Wenn so etwas aus ideellen Gründen geschieht und das Publikum eine Zeit lang nur Rekapitulationen alter Reportoirestücke zu sehen bekommt, würde das doch vielleicht einen Druck auf die Regierung ausüben und mindestens die Zusicherung eines weniger rigorosen Verfahrens bewirken können. Als zweites Mittel deutete ich eine Möglichkeit an, wie man gegen jedes Zensurverbot durch Schädigung der kgl. bayerischen Staatskasse demonstrieren könnte, da ja die Münchner Polizei jeden Protest der kommunalen Behörden damit beantwortet, daß sie eine königliche Einrichtung sei, die Stadt ihr also nichts zu sagen habe. Man sollte deshalb versuchen, meinte ich, nach jedem Zensurverbot einen vierwöchigen Demonstrationsboykott über das staatliche Institut zu verhängen, das am meisten auf das Wohlwollen des Publikums angewiesen ist: über das Hofbräuhaus. Meine Bedenken gegen diesen Vorschlag habe ich gleich selbst geäußert, deshalb hätten die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht garso schweres Geschütz dagegen aufzufahren brauchen. Dieser Passus war ja auch wirklich nicht der wichtigste in meiner Rede. Da das Blatt indessen auffordert, ernste Vorschläge zu machen, wie dem Mißstande der Polizeizensur zu begegnen sei, will ich eine weitere Anregung zur Diskussion stellen, die ich auf ihre Durchführbarkeit juristisch zu prüfen bitte.

Bekanntlich hat die Münchner Polizei für geschlossene Aufführungen ganz bestimmte Normen aufgestellt, die sehr streng sind, aber wenn sie strikt innegehalten werden, die Zensur der Möglichkeit einer Einmischung berauben. Danach kann ein Verein für seine Mitglieder und deren Angehörige, falls auf öffentliche Voranzeigen und auf Billetenverkauf an der Abend-Kasse verzichtet wird, zensurfreie Aufführungen veranstalten. Die Bestimmung, daß auch im redaktionellen Teil der Zeitungen keine Mitteilungen erfolgen dürfen, halte ich für ungesetzlich. Das ist ein Versuch, auf Umwegen wieder eine Zeitungszensur

einzurichten, gegen den die Presse sich energisch wehren sollte. — Um nun die Verbote der Polizeizensur dauernd unwirksam zu machen, schlage ich folgendes Mittel vor: Nach jedem Verbot konstituiert sich ein besonderer Verein mit dem Zwecke, seinen Mitgliedern und deren Angehörigen die betreffende Vorstellung zugänglich zu machen.

Zum Beispiel: Es konstituiert sich der Verein „Simson."

Statuten: § 1. Zweck des Vereins ist, seinen Mitgliedern und deren Angehörigen die Vorstellung von Frank Wedekinds dramatischem Gedicht „Simson" in München zugänglich zu machen.

§ 2. Der einmalige Beitrag beträgt 1 Mark.

§ 3 .Jedes Mitglied hat das Recht, den vom Verein zu veranstaltenden geschlossenen Aufführungen des „Simson" beizuwohnen und seine Familienmitglieder mit einzuführen.

§ 4. Als Entgelt für jede Vorstellung hat das Mitglied den jeweils gültigen Preis für seine Plätze im Theater zu bezahlen. Das erste Mal erhält das Mitglied für seine Person 1 Mark Ermäßigung.

§ 5. Geschlossene Vorstellungen werden veranstaltet, so oft eine genügend große Zahl Mitglieder vorhanden ist, die noch an keiner Aufführung teilgenommen haben, oder sobald von einer genügend großen Zahl alter Mitglieder eine Wiederholung gewünscht wird.

§ 6. Der Verein löst sich auf, falls das Drama von der Zensur freigegeben wird, oder falls sein Zweck mangels Beteiligung neuer Mitglieder gegenstandslos geworden ist.

§ 7. Im Falle der Auflösung des Vereins wird das Vereinsvermögen unter denjenigen Mitgliedern aufgeteilt, die an keiner der vom Verein veranstalteten Aufführungen teilgenommen haben.

Ich bin nicht Jurist genug, um beurteilen zu können, ob die Polizei irgendwelche rechtliche Möglichkeiten hätte, solchen Vereinen ihren Zweck zu unterbinden. Daher bitte ich die Tageszeitungen, soweit sie die Abschaffung der Zensur zu ihrer eigenen Forderung gemacht haben, sich mit meiner Anregung zu beschäftigen. Falls der Vorschlag gut ist, bitte ich interessierte Persönlichkeiten fofort zwecks Konstituierung des Vereins mit mir in Verbindung zu treten. Vielleicht spielt dann Kayßler doch noch bei uns den Simson.

Natürlich dürfen wir uns nicht mit solchem Katz- und Mausspielen mit der Polizei zufrieden geben. Die Forderung, die im letzten Absatz der Resolution zum Ausdruck kommt, muß mit allem Nachdruck in ganz Deutschland erhoben werden. Die Polizeizensur muß rasch und dauernd aus dem geistigen Leben des deutschen Volkes verschwinden.

Ich wiederhole deshalb hier den Aufruf, mit dem ich meine Rede in der Versammlung schloß, und den ich auch in der von Friedenthal besorgten Wedekind-Anthologie, die in diesen Tagen bei Georg Müller erscheint, zur Geltung brachte:

Alle Organisationen, die künstlerische und kulturelle Tendenzen verfolgen, mögen sich in der Forderung vereinigen: fort mix der Zensur! Mit diesem Streben möge der Goethebund zu neuem Leben erwachen! Diesen Schlachtruf mögen alle künstlerischen Vereine erheben, alle Organisationen der Schriftsteller, Schauspieler, Theaterdirektoren, bildenden Künstler und Musiker. In Schriften und Volksversammlungen mögen sie Stimmung machen gegen die Einrichtung, die den Geist unter die Willkür ungeistiger und kulturfeindlicher Mächte beugt.

Was die Polizei treibt, mit der Macht des Gewalthabers gegen den Geist und die Kunst zu arbeiten, das ist Haß. Wir, die wir die große Liebe zum Geist und zur Kunst haben, wir wollen gegen Gewalt und Bevormundung auch in uns den großen Haß züchten. — Und ihn betätigen!

Nachtrag. Inzwischen ist die Beschwerde des Direktors Stollberg gegen das Verbot des „Simson" von der Regierung zurückgewiesen worden. Wer lacht da? Der Ministerialrat ist Vorgesetzter des Polizeipräsidenten, über beiden steht der Minister. Kein Verbot erfolgt ohne Zustimmung aller dieser Leute, die nachher mit ernster Miene das Verbot bestätigen. Die Staatsbürger aber lassen sich diese Instanzenkomödie gefallen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Bemerkungen.

Bertha von Suttner. Wir wollen in ehrender Haltung an die Bahre der Frau treten, die ein langes Leben lang mit gutem Eifer für eine gute Sache gestritten hat. Wir wollen das Andenken der Frau wachhalten, die in reinem Herzen erkannte, daß der Massenmord des Krieges von jeder wahren Religiosität aus gesehen ungöttlich und schlecht ist. Wir wollen den Manen Bertha von Suttners geloben, mit heiliger Leidenschaft das Ziel anzustreben, das sie ihrem Schaffen gesetzt hatte: den Weltfrieden. Unsere Wege sind andere als die der Verstorbenen Wir glauben nicht an internationale Verständigung zwischen den Staaten. Denn wir wissen, daß Staaten feindliche Abgrenzungen der Länder gegeneinander bedeuten. Nicht die Regierungen werden die Kriege aus der Welt schaffen, sondern die Völker.

Kapitalistische Staaten haben kapitalistische Interessen, und kapitalistische Interessen wissen nichts von Idealen. Revolution von oben gibt es nicht. Solange es Staaten und Heere gibt, wird es Kriege geben. Wir nehmen Bertha v. Suttners Kampfruf auf. aber wir geben ihn nicht den Herrschern und Regierungen weiter, sondern den Völkern und Armeen: Die Waffen nieder!

Serajewo. Der verhaßteste Mann Oesterreich-Ungarns ist bei einem Repräsentationsbesuch in Serajewo erschossen worden. Seitdem ist er der beliebteste Mann Oesterreich-Ungarns. Früher wurde öffentlich gemeint, Franz Ferdinand von Este sei deutschfeindlich, pfaffenhörig und der schlimmste Kriegshetzer Europas. Jetzt war er die Hoffnung auf Frieden. Ordnung und Freiheit. Die Tat der jungen serbischen Patrioten wird als gräßlichste Niedertracht verschrieen ,und Deutschlands Nibelungentreue gegen alle großserbischen Gelüste herbeigerufen. Wollen wir nicht vielleicht gerecht sein? Ich habe wahrhaftig mit dem in Belgrad gezüchteten, von russischem Gelde genährten serbischen Nationalismus der Bosniaken garnichts gemeinsam, und die Tat Princips geht mir — zumal ihr auch die Frau des österreichischen Thronfolgers zum Opfer fiel — gegen das menschliche Empfinden. Aber der Fall liegt doch so, daß Bosnien, dessen Einwohner Serben sind und serbisch fühlen, von Oesterreichs Ländergier geschluckt wurde, und daß die gewaltsame Eingliederung in die Habsburger Monarchie mit allen Knebelungen, mit denen die neue Verwaltung arbeitet, als unerträglicher Druck empfunden wurde. Wenn ich mich auf den Standpunkt der Gabrilowitsch und Princip stelle, dann sehe ich zwischen ihrer Tat und der Wilhelm Teils, der den österreichischen Landvogt Geßler erschoß, keinen Unterschied. Beide Morde geschahen aus dem gleichen patriotischen Gefühl heraus, beide zu dem gleichen Zweck, das Vaterland von österreichischer Zwangsherrschaft zu befreien. Wenn die recht haben, die sagen, mit Franz Ferdinands" Regierungsantritt hätte ein Krieg zwischen Oesterreich und Rußland ausbrechen müssen, dann gilt für mich die Rechnung, daß die tötlichen Schüsse in Sarajewo ganz Europa vor dem denkbar entsetzlichsten Unglück bewahrt haben. Das Mitgefühl mit den Getöteten, verbunden mit dem Respekt vor dem großen persönlichen Mut, den Este in seiner letzten Stunde an den Tag legte, kann noch so wahr sein, — ein verhinderter Krieg war das Opfer wert. Mitgefühl und Respekt kann ich aber auch denen nicht vorenthalten, die die Tat gewagt haben. Sie haben ihr junges

Leben einer Sache geopfert, die ihnen heilig war. Mögen sie dafür gehenkt werden — gut: sie wußten, daß das ihr Schicksal sein werde. Aber furchtbar ist, was in Serbien jetzt behauptet wird und was, da niemand es bestreitet, als wahr gelten muß: daß die österreichischen Behörden unter Anwendung von Inquisitionsfoltern den Verrat der Mitverschworenen aus ihnen herauspressen. Dagegen bäumt sich jedes Gefühl auf, daß Idealisten, die um ihrer Sehnsucht willen das eigene Leben zum Pfand setzten, zu sinnlosem Schmerz gepeinigt werden, um sie zu Schurken an ihresgleichen zu machen. Vor solcher Entsetzlichkeit wendet sich der Rest jeder Sympathie von Oesterreich ab, und selbst den Nichtpatrioten beschleicht die Scham vor dieser Bundesgenossenschaft. Was die serbischen Verschwörer vollbrachten, das war ein Verbrechen — gewiß. Denn höchstes ethisches Gesetz ist Ehrfurcht vor dem Leben der Mitmenschen. Was aber an ihnen geschieht, ist ärger als Verbrechen, weil es ohne den heiligen Zorn geschieht, der den Mördern die Hand führte, und weil ihnen nicht nur das Leben, sondern auch die Seele gemordet wird.

Tröstliche Aussichten. Die Schläue der großmächtigen Diplomaten Europas hat eine neue Pleite zu verzeichnen. Aus dem Blut zweier entsetzlicher Kriege hatten sie eine Suppe zusammengepantscht, die die unglücklichen Völker des Balkans auslöffeln sollten. Um die ewigen Streitereien der zahlreichen Länder der Halbinsel abzustellen, hatte man ihnen ein neues Land zwischen die Flanken geschoben und ihnen damit natürlich ein neues Zankobjekt auf dem Präsentierteller dargeboten. Ein stellungsloser deutscher Fürst zog als Landesvater in Durazzo ein, und die Folge war erneutes schauderhaftes Morden und Sengen. Im Epirus stinken die Leichen zahlloser Getöteten, darunter hunderter Frauen und Kinder zum Himmel. Italien mobilisiert. Wilhelm, der Hilflose, packt die Koffer, und Europas Diplomaten stecken die Köpfen zusammen. Die Großmächte aber versichern den ganzen Balkan ihres ungetrübten Wohlwollens und rüsten gegeneinander. Wir leben in gesegneten Zeiten.

Die neue Aera. Am 1. Juli ist der große Umschwung im Münchener Nachtleben Ereignis geworden. Sechs Cafés bekamen von der Polizei die Erlaubnis, die ganze Nacht Gäste zu bewirten. Eins davon lehnte dankend ab, die anderen entfalten nunmehr zu nachtschlafender Zeit weltstädtisches Getriebe. Im ersten Heft dieses Jahrganges teilte ich den gewaltigen Entschluß der Polizei den aufhorchenden Lesern mit. konnte mich

aber schon damals nicht enthalten, dem Jubel der Bevölkerung einen Dämpfer aufzusetzen, indem ich schrieb: „Wir wollen ddch erst mal abwarten, was für Einschränkungen die liebe Behörde ihrer Großmut mit auf den Weg geben wird." Meine Skepsis hat sich als sehr begründet herausgestellt. Hier sind die Einschränkungen: 1) Von 3—5 Uhr dürfen alkoholhaltige Getränke nicht verabreicht werden. (Lieber Münchner, du bist ein versoffenes Ferkel. Wenn dich nicht auf Schritt und Tritt eine Gouvernante begleitet, ergibst du dich der Völlerei und verkommst im Delirium.) 2) Die betreffenden Lokale haben von 12 Uhr ab nur männliches Personal zu beschäftigen. (Liebe Münchnerin. an dir, sofern du Kellnerin bist, geht die Wohltat der Polizei aus. Du hast fortan täglich auf die Einnahmen dreier Arbeitsstunden zu verzichten. Sofern du von deinem Verdienst Eltern oder Kind ernährst, such dir einen andern Beruf. Die Einrichtung ist nur getroffen, um die neue Ordnung in weitesten Kreisen beliebt zu machen.) 3) Die Wirte der Nachtcafes sind verpflichtet, ihre Lokale bis 6 Uhr früh offen zu halten. (Lieber Wirt: wenn schon, denn schon. Geht um 4 Uhr dein letzter Gast nach Hause, dann zahle wenigstens noch dein Personal und die Beleuchtung. Herr im eigenen Hause sein, ist eine schöne Sache, aber wenn du schon nicht um 3 Uhr alle Kunden hinauswerfen willst, dann mußt du wenigstens lernen, um 5 Uhr Fliegen zu fangen.) Jemand meinte, als er diese Vorschriften las. damit wolle die Polizei den Einwohnern (Münchens ihre Wohltat derart verekeln, daß sie im September (bloß bis dahin ist die Neuerung „probeweise" vorgesehen) verkünden kann: Seht ihr. wir haben ja immer gesagt, daß kein Bedürfnis für Nachtlokale vorhanden ist. München ist eben keine Großstadt. — Aber es geschehen Zeichen und Wunder. Die Nachtlokale sind immer krachvoll, und kein Mensch geht vor 5 Uhr weg. Denn dann gibts wieder Bier und Schnaps

———

Zur Abwehr. Vor mir liegt ein Stapel Zeitungsausschnitte. Berichte über die Zensur-Versammlung in der Schwabinger Brauerei. Aber doch mehr als Berichte. Dokumente zur Zeitkultur. Die liberalen Blätter Münchens und die sozialdemokratische „Münchner Post" haben, wie ich oben schon feststellte, sachliche Referate gebracht. Die scheiden also in diesem Falle aus. Was die Zentrumsorgane schreiben, liest ohnehin niemand. Ich sehe mir die auswärtige Presse an. Obenan liest der Bericht der „Vossischen Zeitung." Sehr sachlich, sehr korrekt die Mitteilung, daß eine Versammlung in München sich gegen die Polizeizensur gewandt und eine Resolution angenommen hat, die im Wortlaut folgt. Wer die Versammlung zusammenberufen hat, wer das Referat hielt, wer die Resolution einbrachte, wem die Versammlung zustimmte, das stellt nicht in der „Vossischen Zeitung". Warum wird der Name unterdrückt? Weil es mein Name ist. — Alle anderen Zeitungen nennen den Namen. Und sie spucken dabei in die Hände. Will es ein Mensch, der dabei war, für möglich halten, daß fast sämtliche Blätter, die überhaupt von der Kundgebung Notiz nehmen, und zwar liberale und konservative in schöner Geistesgemeinschaft, in die Ueberschrift ihrer Glossen das Hofbräu-

haus hineinnehmen? „Ein Boykott des Hofbräuhauses" heißt es meistens. Die „Tägliche Rundschau" aber druckt in dicker Sensationsmanier „Erich Mühsam und das Hofbräuhaus." Also: man redet eine geschlagene Stunde über ein Thema, das die deutsche Bühnenkunst in ihrem Lebensnerv angeht, und die deutsche Presse, die sich nicht laut genug als Führer aller Kulturwerte rühmen kann, weiß ihren Lesern von der eindringlichen Demonstration nichts weiter zu erzählen als eine halb scherzhaft vorgetragene Kleinigkeit," die der Redner in drei Minuten abtat. Aber schön: das mag in der Natur des Schmocks liefen, daß er beim Anblick eines blühenden Baumes nach Blattläusen sucht. Es ist aber festzustellen, daß eine Anzahl großer Zeitungen eine Korrespondenz über die Versammlung druckt, die in bewußter Fälschung entstellte und erlogene Behauptungen verbreitet, um mich persönlich zu verunglimpfen und lächerlich zu machen. Ich führe einige von ihnen namentlich auf: „Tägliche Rundschau" (der ich eine § 11-Berichtigung gesandt habe), „Oberschlesische Grenzzeitung" (Beuthen O.-S.), „Breslauer Ze-i tung". „Thorner Zeitung", „Nationalzeitung" etc. In diesen Blättern wird behauptet: Ich hätte nach Annahme der Resolution (also als Clou der ganzen Veranstaltung) allen Ernstes zu einem Boykott des kgl. Hofbräuhauses aufgefordert. Hierauf habe sich ein unbeschreibliches Johlen und Pfeifen erhoben, „und schließlich mußte der Edelanarchist, der zudem noch den Münchner Nationalheiligen und früheren Hoftheaterleiter Ernst v. Possart in seinen Ausführungen in schwerster Weise beleidigt hatte, den Versammlungssaal fluchtartig verlassen." Die vielen Hunderte, die Zeugen der Versammlung waren, wissen, daß Wort für Wort dieser Darstellung erstunken und erlogen ist. Sie wissen, daß meine Angriffe gegen Possart von demonstrativem Beifall begleitet waren, daß meine — nebenbei vorgetragene— Anregung, eventl. einmal einen Boykott gegen das Hofbräuhaus zu inszenieren, fröhlichen Beifall fand, und daß ich nicht nur den Versammlungssaal nicht fluchtartig verlassen mußte, sondern zum Schluß der Versammlung persönlich präsidierte, und daß ich unter wahren Ovationen, die sich bis in die Leopoldstrasse fortpflanzten, den Saal verließ. Die Schmockbagage aber schämt sich nicht, mit dem schmutzigen Verleumdungsgewäsch eines gesinnungs- und verantwortungslosen und obendrein idiotischen Zeilenschinders die Leser zu betrügen, die ihr Abonnementsgeld bezahlen, um wahre Nachrichten zu lesen. Daß man mir wieder einmal meinen „Salonanarchismus" unter die Nase reibt (bei Gelegenheit einer Volksversammlung!) und mit dem Wort Edelanarchismus sich selbst rechtfertigt, wenn man sich überhaupt mit mir beschäftigt, kennzeichnet das Niveau des Packs, das vor viei Jahren, als ich angeklagt war, das sogenannte Lumpenproletariat zu staatsfeindlichen Handlungen angeeifert zu haben, mich einen Verbrecher nannte und seitdem erfolgreich bemüht war. meine wirtschaftliche Existenz zu ruinieren. „Der Salonanarchist Erich Mühsam aus Galizien" („Kölnische Volkszeitung" vom 10. Juli) stellt fest, daß er mit den — hoffentlich als echt anerkannten — Anarchisten Ravachol. Caserio, Bresci, Czolgosz etc. im Herzen tausendmal engere Gemeinschaft hat, als mit dem feigen Gesindel, das mangelt eigner Gesinnung die andrer Leute verdächtigt.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam. München, Akademiestrasse 9.
Druck von Max Steinebach, München, Baaderstr.1 u.1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstr. 1 u.1a.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage von

Paul Cassirer, Berlin:

Wüste-Krater-Wolken

Drei Gedichte

von

Erich Mühsam.

Mitteilungen über Preis, Ausstattung etc. des Buches folgen im nächsten Hefte des „Kain". Vorbestellungen nehmen schon jetzt entgegen: **Der Verlas: Paul Cassirer, der Kain-Verlag und alle Buchhandlungen.**

In kurzer Zeit erscheint im

Kain-Verlag, München:

Die Freivermählten.

Polemisches Schauspiel in drei Aufzügen

von

Erich Mühsam.

Vorbestellungen schon jetzt beim Kain-Verlag und bei allen Buchhandlungen.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. / Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach München, Baaderstraße 1 und 1a. / Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. / Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 1. Dienstag, den 10. Dezember 1918. 5. Jahrgang.

Schaffung neuer ungeheuerer Ausbeutungsmöglichkeiten berechneten Planes verspekuliert haben, und weil die Fruchtbarkeit der Kräfte in die Hände von Spekulanten gelegt war. Das hatte das ganze Volk instinktiv begriffen, deshalb hat es sich erhoben, um die Wiederaufrichtung von Verhältnissen unmöglich zu machen, die das fürchterliche Verderben über alle Welt heraufbeschworen haben.

Kurt Eisner will mit der Sozialisierung der Wirtschaft warten, bis „die Produktionskräfte sich so gewaltig entwickelt haben, daß sie die zu enge Hülle der kapitalistischen Ordnung sprengen." Er beruft sich bei dieser Vertröstung auf Karl Marx. Ich bin kein Marxist und halte es für überaus bedenklich, die vor 6 bis 7 Jahrzehnten ausgeklügelten Doktrinen eines Gelehrten zur Grundlage von Entschlüssen oder Verzichten zu machen, die das Schicksal der Welt berühren. Während einer grundstürzenden Umwälzung sind keine Katechismen aufzuschlagen, sondern die Augen offen zu halten und die eigenen Erlebnisse und Erkenntnisse als dynamische Kraft und Energie zu gebrauchen. Jedoch gerade angesichts des von Eisner vorgezogenen Dogmas könnte ja der abgewandteste Skeptiker Marxist werden. Wie stellt sich denn Eisner die Sprengung der zu engen Hülle der kapitalistischen Ordnung vor, wenn das wirtschaftliche Chaos von heute ihm noch nicht das Bild davon gibt? Er meint, in einem einzigen nationalen Bezirk könne man nicht damit anfangen, sozialistische Einrichtungen zu schaffen. Er übersieht wohl, daß wir gar nicht die ersten sind, bei denen der Kapitalismus sich überschlagen hat. Bei den Russen war es schon vorher so weit, und der schreckliche Bürgerkrieg in Rußland entstand eben aus den Widerständen, die sich den Sozialisten entgegenstellten, als sie daran gingen, sozialistische Ordnung zu schaffen, wo die kapitalistische Mißwirtschaft katastrophal zerplatzt war. Und es war gerade der deutsche Kapitalismus, der mit militärischen Mitteln in Rußland die Internationale der Völkerausbeutung zu retten suchte, der deutsche Kapitalismus, den das Verderben jetzt ebenfalls ereilt hat.

Was wir jetzt erleben, ist ja gar nichts anderes, als der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems, und die Pflicht, die uns daraus erwächst, ist die Niederhaltung aller Bestrebungen, die aus dem Schutt und dem Mörtel des zerstörten Gebäudes auf dem zerwühlten Grunde der alten Gesellschaft den überlebten Betrieb bloß mit veränderter Fassade wieder aufbauen wollen. Jetzt ist der Augenblick zum Sozialisieren, und wenn Eisner nichts findet, was zu sozialisieren wäre, so ist ihm zu erwidern: Alles.

Sozialisieren heißt allerdings nicht verstaatlichen. Die Einsetzung des Herrn Walter Rathenau zur Auswahl der Betriebe, die reif zur Verstaatlichung sind, ist ein schlechter Scherz. Es geht jetzt nicht darum, die Ausbeutung zu monopolisieren, sondern sie abzuschaffen. Es geht darum, den bisher Ausgebeuteten den Ertrag ihrer Arbeit zu sichern, den Privatbesitz an Grund und Boden und an Produktionsmitteln den bäuerlichen und gewerklichen Gemeinden zu übertragen, Produktion, Konsum und Zirkulation in gerechten Ausgleich zu bringen, der aus Arbeit Freude macht, der den Unternehmungseifer jedes Einzelnen in den Nutzen der Allgemeinheit stellt, der Kunst, Geist und Kultur aus der Verödung geschäftlicher Interessen befreit. Jetzt ist der Augenblick, Hand anzulegen an die Niedertracht des sich aus eigener Kraft, das heißt vielmehr aus dem Schweiß entrechteter Menschen, vermehrenden Kapitals. Verhindern läßt sich der Prozeß der Kommunisierung der von Natur aus gemeinsamen Güter doch nicht mehr, man kann ihn nur aufhalten.

Den Prozeß aufzuhalten mit dem Wunsche, ihn zu verhindern, ist Absicht und Inhalt aller gegenrevolutionären Strömungen. Hier liegt der wahre Zweck aller, die nach der Nationalversammlung schreien. Die wildesten Antidemokraten von ehemals poltern am lautesten jetzt für die Einberufung eines Reichsparlaments, das nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Proporzwahlrecht für Männer und Frauen zusammengetrommelt werden soll. Warum diese plötzliche Mehrheitsseligkeit? Weil man weiß, daß die Revolution ihr Hauptwerk noch vor sich hat, daß daher, ehe die Sozialisierung als unververmeidliche Notwendigkeit dem Bewußtsein des ganzen Volkes eingegangen ist, der Einfluß des Kapitals und der Kirche und der in beider Gewalt befindlichen Presse die Zusammensetzung der Nationalversammlung wesentlich bestimmen müßte, und daß somit die Indifferenten, Uninteressierten, die Nachzügler und Gedankenlosen, die an der Revolution gar keinen Anteil hatten und ihren Sinn noch nicht begriffen haben, bei raschem Handeln der Reaktion eine überwältigende Uebermacht im Parlament sichern würden. Denkt an das gräßliche Unheil, das die französische Nationalversammlung 1871 über die Kommune brachte, denkt an das Blutbad, in dem sie die wundervolle Erhebung des Pariser Volkes ersäufen ließ. Denkt auch an das Schicksal der russischen Konstituante, die die Sozialisten, die ihr revolutionäres Werk nicht durch reaktionäre Schwätzer um Wesen und Geist bringen lassen wollten, am Tage ihres Zusammentritts auseinanderjagten und an das Blut, das dadurch von neuem aus den Wunden des russischen Volkes floß. Wir wollen kein Blut mehr fließen sehen, und darum werden wir uns der Reaktion rechtzeitig entgegenstemmen, ehe sie die Revolution zwingt, ihr Werk mit Waffengewalt wiederherzustellen.

Man sagt uns: es gibt keinen Frieden ohne Nationalversammlung, es gibt kein Brot und keine Kohlen ohne Wahlen. Laßt euch nicht bange machen! Die Presse lügt. Wir vertrauen auf die Solidarität der Völker. Die Internationale wird neu aufleben, die Völker der siegreichen Imperialisten werden ihre Ausbeuter hindern, die deutschen Methoden von Brest-Litowsk und Bukarest nachzuahmen. Wenn aber die Zeitungen drohen, fremde Heere werden bei uns einziehen und die Revolution mit Gewalt unterdrücken, so seid mißtrauisch und hellhörig. Denn hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Solche Meldungen sind Vorbereitungen zu Hilferufen an das Ausland, wie sie in der Ukraine, in Finnland, Estland, Kurland, Livland, in Georgien und in der Krim arrangiert wurden. Von den Ausbeutern Frankreichs und Italiens erhoffen die deutschen Volkserpresser die Rettung der kapitalistischen Internationale. Seid klug und bereit, ihr, die ihr die Revolution ausführtet und das Recht habt, ihren ferneren Weg zu bestimmen, ihre ferneren Schritte zu lenken.

Die Revolution steht am Anfang ihrer Aufgaben. Ihr Mittel ist Wahrheit, Festigkeit und Entschlossenheit, ihr Ziel Sozialismus, Gerechtigkeit und Kultur. Will sie ihr Ziel erreichen, dann entferne sie aus ihren Reihen alle Hüter diskreditierter Ideen und Traditionen, vertraue auf die Lauterkeit des eigenen Wollens und verbünde sich, ohne auf Parteiprogramme und akademische Lehren zu pochen, mit allen, die guten Geistes sind im Glauben und im Willen für eine neue Weltgemeinschaft. Der Weltkrieg verröchelt, die Weltrevolution drängt ans Licht. Es stirbt die Internationale des Kapitalismus und der Vorrechte und an ihren Platz tritt stark, mutig und entschlossen die sozialistische, alle Völker umfassende Internationale!

E. M.

Der Fluch des militärischen Systems.

Wenn ich die Götter nicht beugen kann, will ich die Unterwelt in Bewegung setzen! So sagt schon Vergil in der Aeneis und mit Recht, denn wo es je einem Führermenschen gelungen ist, die breite, unterdrückte Masse in Bewegung zu bringen, da hat er mit ihr die sich gottähnlich dünkenden Gewaltigen hinweggefegt.

In machtvollem Aufbrausen ist in diesen Tagen die Menge der Geknechteten in Deutschland zur Erkenntnis gekommen, daß die Zeit der Erlösung angebrochen ist, aber immer noch gibt es Starrköpfe, die nicht wissen wollen, daß ihre Stunde vorbei ist.

Am 21. November 1918 steht im „Cobl. Gen. Anzeiger:

„Armee-Hauptquartier I. Armee 18. 11. 18.

— — — — Sollten sich in dem vorgenannten Operationsgebiet Soldaten- und Arbeiterräte gebildet haben, so haben sie sich selbstverständlich der militärischen Gewalt unterzuordnen. Das Tragen roter Abzeichen wird auf das strengste verboten. — — — — — —

Der Oberbefehlshaber von Eberhard, Gen. d. Inf."

Man greift sich an den Kopf und staunt ob der Fülle geistiger Blindheit, mit der die Vertreter eines ehemals hochgewerteten Standes geschlagen sein müssen, wenn sie in einer Zeit des Niederbrechens ihrer ganzen Tradition nicht erkennen, daß sie abgewirtschaftet haben. Andererseits offenbart sich aber in solchen Zwischenfällen auch die ganze Verderbnis eines Systems, das, wie nirgends in der Welt, gerade in Preußen-Deutschland sich zur raffiniertesten Vollkommenheit gesteigert hat. Die heutige Generation kann aus ihrer ganzen Entwicklung heraus sich gar nicht hineindenken in die Erkenntnis, daß das militärische Wesen unmoralisch, ein Zeichen allererbärmlichster Bedrückung, ein Hohn auf jedes menschenwürdige Sein ist. Die Menschen von heute wissen es gar nicht mehr, daß sie als Soldaten der grausamsten Knechtschaft ausgeliefert sind, die einem Erdensohn aufgebürdet werden kann, dem Zwange zum Mord.

Man braucht nur die Augen aufzumachen, noch heute kann bei tausend Gelegenheiten beobachtet werden, wie unendlich tief in jedem Menschen, der je eine Uniform getragen hat, das Bestreben verankert ist, sich unterzuordnen. Jedes ein klein wenig temperamentvolle Auftreten löst ein Zusammenklappen der Hacken aus und das ist eine durch das Exerzierreglement vorgeschriebene Ehrenbezeugung und keineswegs ein Akt der Höflichkeit. Den allermeisten Menschen wird das gar nicht mehr gegenwärtig, unbewußt verzichten sie auf ihr natürliches Anrecht auf Gleichwertigkeit, sie unterwerfen sich willig einem Geist, der geboren wurde zum Schutze einer bevorzugten Kaste.

Nicht immer ist der Soldat ,der bewehrte Mann, ein Diener gewesen. Ursprünglich lebte er in voller Gleichberechtigung mit seinen Erdengenossen. Seine Waffe war der Schutz für den Bruder, der das Feld bebaute. Seine Waffe lieferte die Ergänzung zur Mahlzeit, war auch ein Instrument zur Erhaltung des Lebens. Ganz allmählich erst stellte sich das Bewußtsein heraus, daß die Waffe ein Mittel sein konnte zur Eroberung eines Uebergewichtes. Der Beschützer entwickelte sich zum Beherrscher, die Jagdwaffe wurde zur Mordwaffe, wurde zum Werkzeug der Unterdrückung. In festen Burgen hauste der wehrhafte Mann, zwang durch die Gewalt des Eisens den Bauer zur Dienstleistung, zwang die Jünglinge zum Waffendienst in seinem Interesse, ersetzte die eigene Schandtat durch den Massenmord. Um Nahrung und Kleidung und Wohnung zu haben, ließen sich tausende von Menschen zu berufsmäßigen Mördern machen, lehrten ihre Kinder den Mord als Erwerb. Die immer höher wachsende Macht der Ritter führte vom Wegelagerertum und Raubritterwesen zu Eroberungskriegen. Nicht war mehr das Handelsgut das begehrte Mittel zum Wohlleben, sondern an seine Stelle traten ganze Länderteile. Im unendlichen Streben nach Hausmacht entwickelte sich ein jahrhundertelanges Schlachten von Untertanenleibern, um die Gewalt der Fürsten ins Ungemessene zu steigern. Mit der Ausdehnung der Länderstrecken wuchs eine Fülle von natürlichen Gütern den Fürsten zu, deren Ausbeutung die Mittel schaffte, zu einem glanzvollen Leben, das weit über die Bedürfnisse des Einzelmenschen hinausragte. Je reicher und üppiger die Menschen wurden, desto begehrlicher wurde der Nachbar. Der Reichtum, das Kapital schützte sich, verteidigte seine Macht durch die Leiber seiner Söldner. Um der machtvollen Herrschaft einiger Weniger willen mußten viele, viele ohnmächtige Menschen sterben und morden. Je mächtiger die Fürsten, je größer das Kapital wurde, desto straffer gestaltete sich ihre Herrschaft. Nach den, noch immerhin sich aus eigenem Entschluß meldenden Söldnerscharen, wurden stehende Heere zur Aufrechterhaltung der Macht eingerichtet. Es entschied nicht mehr die Notwendigkeit eines Broterwerbs, sondern die einfache Tatsache des Geborenseins und der körperlichen Tüchtigkeit über die Verpflichtung zum Waffendienst. Mit jeder Steigerung der Machtfülle Einzelner wuchs die Knechtung der Massen und je größer die Heeresmacht des einzelnen Gewalthabers wurde, desto vermehrter wurden die Anstrengungen des Nachbarn, nicht zurückzustehen. Je sicherer ein Herrscher große Heere aufstellen konnte, je weniger brauchte er und seine Machtträger sich persönlich in Gefahr zu geben, je weniger Skrupel aber auch machten die herrschenden Klassen sich aus der Aufopferung der Massen zu ihren Zwecken.

Die Anhäufung der Reichtümer in wenigen Händen bedingte also das militaristische System und solange der Militarismus in irgend einer

Schaffung neuer ungeheuerer Ausbeutungsmöglichkeiten berechneten Planes verspekuliert haben, und weil die Fruchtbarkeit der Kräfte in die Hände von Spekulanten gelegt war. Das hatte das ganze Volk instinktiv begriffen, deshalb hat es sich erhoben, um die Wiederaufrichtung von Verhältnissen unmöglich zu machen, die das fürchterliche Verderben über alle Welt heraufbeschworen haben.

Kurt Eisner will mit der Sozialisierung der Wirtschaft warten, bis „die Produktionskräfte sich so gewaltig entwickelt haben, daß sie die zu enge Hülle der kapitalistischen Ordnung sprengen." Er beruft sich bei dieser Vertröstung auf Karl Marx. Ich bin kein Marxist und halte es für überaus bedenklich, die vor 6 bis 7 Jahrzehnten ausgeklügelten Doktrinen eines Gelehrten zur Grundlage von Entschlüssen oder Verzichten zu machen, die das Schicksal der Welt berühren. Während einer grundstürzenden Umwälzung sind keine Katechismen aufzuschlagen, sondern die Augen offen zu halten und die eigenen Erlebnisse und Erkenntnisse als dynamische Kraft und Energie zu gebrauchen. Jedoch gerade angesichts des von Eisner vorgezogenen Dogmas könnte ja der abgewandteste Skeptiker Marxist werden. Wie stellt sich denn Eisner die Sprengung der zu engen Hülle der kapitalistischen Ordnung vor, wenn das wirtschaftliche Chaos von heute ihm noch nicht das Bild davon gibt? Er meint, in einem einzigen nationalen Bezirk könne man nicht damit anfangen, sozialistische Einrichtungen zu schaffen. Er übersieht wohl, daß wir gar nicht die ersten sind, bei denen der Kapitalismus sich überschlagen hat. Bei den Russen war es schon vorher so weit, und der schreckliche Bürgerkrieg in Rußland entstand eben aus den Widerständen, die sich den Sozialisten entgegenstellten, als sie daran gingen, sozialistische Ordnung zu schaffen, wo die kapitalistische Mißwirtschaft katastrophal zerplatzt war. Und es war gerade der deutsche Kapitalismus, der mit militärischen Mitteln in Rußland die Internationale der Völkerausbeutung zu retten suchte, der deutsche Kapitalismus, den das Verderben jetzt ebenfalls ereilt hat.

Was wir jetzt erleben, ist ja gar nichts anderes, als der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems, und die Pflicht, die uns daraus erwächst, ist die Niederhaltung aller Bestrebungen, die aus dem Schutt und dem Mörtel des zerstörten Gebäudes auf dem zerwühlten Grunde der alten Gesellschaft den überlebten Betrieb bloß mit veränderter Fassade wieder aufbauen wollen. Jetzt ist der Augenblick zum Sozialisieren, und wenn Eisner nichts findet, was zu sozialisieren wäre, so ist ihm zu erwidern: Alles.

Sozialisieren heißt allerdings nicht verstaatlichen. Die Einsetzung des Herrn Walter Rathenau zur Auswahl der Betriebe, die reif zur Verstaatlichung sind, ist ein schlechter Scherz. Es geht jetzt nicht darum, die Ausbeutung zu monopolisieren, sondern sie abzuschaffen. Es geht darum, den bisher Ausgebeuteten den Ertrag ihrer Arbeit zu sichern, den Privatbesitz an Grund und Boden und an Produktionsmitteln den bäuerlichen und gewerklichen Gemeinden zu übertragen, Produktion, Konsum und Zirkulation in gerechten Ausgleich zu bringen, der aus Arbeit Freude macht, der den Unternehmungseifer jedes Einzelnen in den Nutzen der Allgemeinheit stellt, der Kunst, Geist und Kultur aus der Verödung geschäftlicher Interessen befreit. Jetzt ist der Augenblick, Hand anzulegen an die Niedertracht des sich aus eigener Kraft, das heißt vielmehr aus dem Schweiß entrechteter Menschen, vermehrenden Kapitals. Verhindern läßt sich der Prozeß der Kommunisierung der von Natur aus gemeinsamen Güter doch nicht mehr, man kann ihn nur aufhalten.

Den Prozeß aufzuhalten mit dem Wunsche, ihn zu verhindern, ist Absicht und Inhalt aller gegenrevolutionären Strömungen. Hier liegt der wahre Zweck aller, die nach der Nationalversammlung schreien. Die wildesten Antidemokraten von ehemals poltern am lautesten jetzt für die Einberufung eines Reichsparlaments, das nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Proporzwahlrecht für Männer und Frauen zusammengetrommelt werden soll. Warum diese plötzliche Mehrheitsseligkeit? Weil man weiß, daß die Revolution ihr Hauptwerk noch vor sich hat, daß daher, ehe die Sozialisierung als unververmeidliche Notwendigkeit dem Bewußtsein des ganzen Volkes eingegangen ist, der Einfluß des Kapitals und der Kirche und der in beider Gewalt befindlichen Presse die Zusammensetzung der Nationalversammlung wesentlich bestimmen müßte, und daß somit die Indifferenten, Uninteressierten, die Nachzügler und Gedankenlosen, die an der Revolution gar keinen Anteil hatten und ihren Sinn noch nicht begriffen haben, bei raschem Handeln der Reaktion eine überwältigende Uebermacht im Parlament sichern würden. Denkt an das gräßliche Unheil, das die französische Nationalversammlung 1871 über die Kommune brachte, denkt an das Blutbad, in dem sie die wundervolle Erhebung des Pariser Volkes ersäufen ließ. Denkt auch an das Schicksal der russischen Konstituante, die die Sozialisten, die ihr revolutionäres Werk nicht durch reaktionäre Schwätzer um Wesen und Geist bringen lassen wollten, am Tage ihres Zusammentritts auseinanderjagten und an das Blut, das dadurch von neuem aus den Wunden des russischen Volkes floß. Wir wollen kein Blut mehr fließen sehen, und darum werden wir uns der Reaktion rechtzeitig entgegenstemmen, ehe sie die Revolution zwingt, ihr Werk mit Waffengewalt wiederherzustellen.

Man sagt uns: es gibt keinen Frieden ohne Nationalversammlung, es gibt kein Brot und keine Kohlen ohne Wahlen. Laßt euch nicht bange machen! Die Presse lügt. Wir vertrauen auf die Solidarität der Völker. Die Internationale wird neu aufleben, die Völker der siegreichen Imperialisten werden ihre Ausbeuter hindern, die deutschen Methoden von Brest-Litowsk und Bukarest nachzuahmen. Wenn aber die Zeitungen drohen, fremde Heere werden bei uns einziehen und die Revolution mit Gewalt unterdrücken, so seid mißtrauisch und hellhörig. Denn hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Solche Meldungen sind Vorbereitungen zu Hilferufen an das Ausland, wie sie in der Ukraine, in Finnland, Estland, Kurland, Livland, in Georgien und in der Krim arrangiert wurden. Von den Ausbeutern Frankreichs und Italiens erhoffen die deutschen Volkserpresser die Rettung der kapitalistischen Internationale. Seid klug und bereit, ihr, die ihr die Revolution ausführtet und das Recht habt, ihren ferneren Weg zu bestimmen, ihre ferneren Schritte zu lenken.

Die Revolution steht am Anfang ihrer Aufgaben. Ihr Mittel ist Wahrheit, Festigkeit und Entschlossenheit, ihr Ziel Sozialismus, Gerechtigkeit und Kultur. Will sie ihr Ziel erreichen, dann entferne sie aus ihren Reihen alle Hüter diskreditierter Ideen und Traditionen, vertraue auf die Lauterkeit des eigenen Wollens und verbünde sich, ohne auf Parteiprogramme und akademische Lehren zu pochen, mit allen, die guten Geistes sind im Glauben und im Willen für eine neue Weltgemeinschaft. Der Weltkrieg verröchelt, die Weltrevolution drängt ans Licht. Es stirbt die Internationale des Kapitalismus und der Vorrechte und an ihren Platz tritt stark, mutig und entschlossen die sozialistische, alle Völker umfassende Internationale!

E. M.

Der Fluch des militärischen Systems.

Wenn ich die Götter nicht beugen kann, will ich die Unterwelt in Bewegung setzen! So sagt schon Vergil in der Aeneis und mit Recht, denn wo es je einem Führermenschen gelungen ist, die breite, unterdrückte Masse in Bewegung zu bringen, da hat er mit ihr die sich gottähnlich dünkenden Gewaltigen hinweggefegt.

In machtvollem Aufbrausen ist in diesen Tagen die Menge der Geknechteten in Deutschland zur Erkenntnis gekommen, daß die Zeit der Erlösung angebrochen ist, aber immer noch gibt es Starrköpfe, die nicht wissen wollen, daß ihre Stunde vorbei ist.

Am 21. November 1918 steht im „Cobl. Gen. Anzeiger:

„Armee-Hauptquartier I. Armee 18. 11. 18.

— — — — Sollten sich in dem vorgenannten Operationsgebiet Soldaten- und Arbeiterräte gebildet haben, so haben sie sich selbstverständlich der militärischen Gewalt unterzuordnen. Das Tragen roter Abzeichen wird auf das strengste verboten. — — — — — —

Der Oberbefehlshaber von Eberhard, Gen. d. Inf."

Man greift sich an den Kopf und staunt ob der Fülle geistiger Blindheit, mit der die Vertreter eines ehemals hochgewerteten Standes geschlagen sein müssen, wenn sie in einer Zeit des Niederbrechens ihrer ganzen Tradition nicht erkennen, daß sie abgewirtschaftet haben. Andererseits offenbart sich aber in solchen Zwischenfällen auch die ganze Verderbnis eines Systems, das, wie nirgends in der Welt, gerade in Preußen-Deutschland sich zur raffiniertesten Vollkommenheit gesteigert hat. Die heutige Generation kann aus ihrer ganzen Entwicklung heraus sich gar nicht hineindenken in die Erkenntnis, daß das militärische Wesen unmoralisch, ein Zeichen allererbärmlichster Bedrückung, ein Hohn auf jedes menschenwürdige Sein ist. Die Menschen von heute wissen es gar nicht mehr, daß sie als Soldaten der grausamsten Knechtschaft ausgeliefert sind, die einem Erdensohn aufgebürdet werden kann, dem Zwange zum Mord.

Man braucht nur die Augen aufzumachen, noch heute kann bei tausend Gelegenheiten beobachtet werden, wie unendlich tief in jedem Menschen, der je eine Uniform getragen hat, das Bestreben verankert ist, sich unterzuordnen. Jedes ein klein wenig temperamentvolle Auftreten löst ein Zusammenklappen der Hacken aus und das ist eine durch das Exerzierreglement vorgeschriebene Ehrenbezeugung und keineswegs ein Akt der Höflichkeit. Den allermeisten Menschen wird das gar nicht mehr gegenwärtig, unbewußt verzichten sie auf ihr natürliches Anrecht auf Gleichwertigkeit, sie unterwerfen sich willig einem Geist, der geboren wurde zum Schutze einer bevorzugten Kaste.

Nicht immer ist der Soldat ,der bewehrte Mann, ein Diener gewesen. Ursprünglich lebte er in voller Gleichberechtigung mit seinen Erdengenossen. Seine Waffe war der Schutz für den Bruder, der das Feld bebaute. Seine Waffe lieferte die Ergänzung zur Mahlzeit, war auch ein Instrument zur Erhaltung des Lebens. Ganz allmählich erst stellte sich das Bewußtsein heraus, daß die Waffe ein Mittel sein konnte zur Eroberung eines Uebergewichtes. Der Beschützer entwickelte sich zum Beherrscher, die Jagdwaffe wurde zur Mordwaffe, wurde zum Werkzeug der Unterdrückung. In festen Burgen hauste der wehrhafte Mann, zwang durch die Gewalt des Eisens den Bauer zur Dienstleistung, zwang die Jünglinge zum Waffendienst in seinem Interesse, ersetzte die eigene Schandtat durch den Massenmord. Um Nahrung und Kleidung und Wohnung zu haben, ließen sich tausende von Menschen zu berufsmäßigen Mördern machen, lehrten ihre Kinder den Mord als Erwerb. Die immer höher wachsende Macht der Ritter führte vom Wegelagerertum und Raubritterwesen zu Eroberungskriegen. Nicht war mehr das Handelsgut das begehrte Mittel zum Wohlleben, sondern an seine Stelle traten ganze Länderteile. Im unendlichen Streben nach Hausmacht entwickelte sich ein jahrhundertelanges Schlachten von Untertanenleibern, um die Gewalt der Fürsten ins Ungemessene zu steigern. Mit der Ausdehnung der Länderstrecken wuchs eine Fülle von natürlichen Gütern den Fürsten zu, deren Ausbeutung die Mittel schaffte, zu einem glanzvollen Leben, das weit über die Bedürfnisse des Einzelmenschen hinausragte. Je reicher und üppiger die Menschen wurden, desto begehrlicher wurde der Nachbar. Der Reichtum, das Kapital schützte sich, verteidigte seine Macht durch die Leiber seiner Söldner. Um der machtvollen Herrschaft einiger Weniger willen mußten viele, viele ohnmächtige Menschen sterben und morden. Je mächtiger die Fürsten, je größer das Kapital wurde, desto straffer gestaltete sich ihre Herrschaft. Nach den, noch immerhin sich aus eigenem Entschluß meldenden Söldnerscharen, wurden stehende Heere zur Aufrechterhaltung der Macht eingerichtet. Es entschied nicht mehr die Notwendigkeit eines Broterwerbs, sondern die einfache Tatsache des Geborenseins und der körperlichen Tüchtigkeit über die Verpflichtung zum Waffendienst. Mit jeder Steigerung der Machtfülle Einzelner wuchs die Knechtung der Massen und je größer die Heeresmacht des einzelnen Gewalthabers wurde, desto vermehrter wurden die Anstrengungen des Nachbarn, nicht zurückzustehen. Je sicherer ein Herrscher große Heere aufstellen konnte, je weniger brauchte er und seine Machtträger sich persönlich in Gefahr zu geben, je weniger Skrupel aber auch machten die herrschenden Klassen sich aus der Aufopferung der Massen zu ihren Zwecken.

Die Anhäufung der Reichtümer in wenigen Händen bedingte also das militaristische System und solange der Militarismus in irgend einer

Form erhalten bleibt, ist die Macht des Kapitals geschützt. Es ist deshalb ein Verbrechen an sich selbst, wenn das Heer noch länger zögert, sich zum Machtinhaber aufzuschwingen, wenn noch länger von den Uniformträgern zugewartet wird, mit der Entwicklung zum Umsturz.

Alles was heute in Waffen steht, und alles was in diesem Kriege mitkämpfen mußte, ist dazu berufen, zur Herrschaft zu kommen. Die Männer von 18—60 Jahren, die Frauen von Drehbank und Pulverhütte und Verkehr sind die vorbestimmten Träger der Gewalt. Ausgeschlossen bleiben nur die Müßigen, die Diktatoren von ehegestern, die Ausbeuter und Bedrücker. Für ihre Interessen sind mehr als 15 Millionen Menschenleiber verdorrt, verstümmelt, verscharrt worden. Damit haben sie jedes Anrecht auf Berücksichtigung verloren, damit haben sie sich selbst gerichtet. Sie sind die Mörder, sie sind die Schuldigen! Alle Schuld rächt sich auf Erden, es widerfährt ihnen nur milde Gerechtigkeit, wenn sie zurückstehen müssen bei der Verteilung der Gewalt in die Hände des gesamten Volkes.

F. Albert Fister-München.

Der Judenmord in Lemberg.

Ein seit Jahrhunderten unterdrücktes Volk fühlt seine Fesseln abfallen. Nach Jahren unerhörter Qual, nach dem Erdulden einer Vergewaltigung, die im Sündenregister der deutschen und österreichischen Brutalitäten ein besonders häßliches Blatt der Geschichte des Weltkrieges 1914—18 füllt, feiern die Polen Befreiung, nationale Vereinigung, selbstständige Schicksalsbestimmung. Es ist nicht schön, aber menschlich begreiflich, daß ihr erster Impuls auf Rache hindrängt, auf Rache gegen die Quälgeister, die die leidgewöhnte polnische Nation seit vier Jahren zum Helotentum und zum willenlosen Ausbeutungsobjekt der Habgier und der rohen Gewalt entwürdigte. Man könnte die Exzesse der Vergeltungsfreude traurig aber verstehend hinnehmen, da die Sympathie, die der Unterdrückte bei jedem Gerechten erweckt, viel entschuldigt, was besser unterbliebe.

Leider beschränkt sich der polnische Freiheitsenthusiasmus nicht auf Vergeltungsakte. Leider ist der erste Ausdruck freier Willensbetätigung dieser Nation die blinde und wilde Nachahmung der frevelhaften Sucht, der sie selbst alles Unglück und alle Bürde der Knechtschaft verdankte — sinnloser Machtdrang, schamlose Begehrlichkeit, gewissenlose Unterjochung fremder Völker.

Nun, da die Polen die Möglichkeit vor sich sehen, ihr mißhandeltes Volkstum wiederherzustellen, liegt ihnen nichts mehr an der von ihnen in alle Welt getragenen Forderung nach Einigung und Gerechtigkeit. Jetzt greifen sie mit den Mitteln der physischen Macht über die natürlichen Grenzen ihrer Sprach- und Gesittungsgemeinschaft hinaus und lassen sich treiben von der Gier nach Besitz und Ausbeutung.

Natürlich ist es nicht das Volk, das benachbarte Stämme exploitieren will. Die Masse der Arbeiter und Bauern hätte ja doch keine Rechte an dem Ertrag der eroberten Güter. Es sind die traditionellen Plünderer, die privilegierten Räuber des eigenen Landes, denen die Ausbeute bei den polnischen Volksgenossen nicht genügt, und die hoffen, aus deutschen, russischen, tschechischen und ukrainischen Bezirke für sich, für ihren Privatsäckel zinstragende Schätze erobern zu können.

Das Rachebedürfnis der durch die ertragene Unbill gereizten, durch die Verrohung im Kriege demoralisierter Massen wird abgelenkt. Sie werden gegen schwächere, wehrlosere Menschen gehetzt als sie selber sind, gegen die Juden, die jeder Reaktion als Prügelknaben dienen. Den galizischen Juden war es gleich, ob die Soldateska sie im Namen österreichischer oder deutscher, ukrainischer oder polnischer Wucherer malträtierte. Sie wollten in ihrem Ghetto ihr eigenes Leben führen, als Geächtete zwar, als Menschen zweiter Klasse, da der Geist der Menschheitsverbrüderung wohl in ihrem Herzen vielfach schon lebendig, bei ihren Landsleuten jedoch noch recht unausgebildet war, — aber doch ein Leben, bei dem sie ihre Sonderheit wahren konnten und ihren Hang zum friedlichen Wirken so wenig wie möglich gefährdet wußten.

Bei dem Hordenkrieg, der die ehemals österreichischen Gebiete nach der Waffenstreckung der k. und k. Armeen durchtobt, hatten sich die Ukrainer Lembergs bemächtigt, mußten aber weichen, als die Polen für die Raubinteressen ihrer Kapitalisten in die Stadt rückten. Die Unterdrückten als Eroberer. Die Führer gaben den Geführten, um für sich das Recht zur Plünderung für die Dauer populär zu machen, das Recht zur Plünderung für 48 Stunden. Man sagte ihnen, die Juden seien Schuld an all ihren Leiden, sie seien diejenigen, die ihnen den Ertrag ihrer Arbeit raubten, an ihnen möchten sie sich austoben. Und die urteilslosen polnischen Soldaten tobten sich aus. Sie stürzten sich auf das Judenviertel, zündeten es an, stahlen was sie fassen konnten, notzüchtigten Frauen und Mädchen in Massen und ermordeten in bestialischer Weise Tausende. Die Schrecken der Bartholomäusnacht sind übertroffen, die Türkengreuel in Armenien haben ein Seitenstück erhalten. Der Name des befreiten Polens ist geschändet für alle Zeit.

Wann wird das polnische Volk begreifen, wo seine Feinde, seine Plünderer zu suchen sind? Eingelagert zwischen dem revolutionären Rußland und dem revolutionären Deutschland, hat Polen nur eine Möglichkeit, seine Freiheit wirklich zu erkämpfen: Hand in Hand mit den wahren Sozialisten dieser Länder, in entschlossener Bereitschaft, die Imperialisten und Kapitalisten im eigenen Lande zu entmachten und das schändliche Verbrechen an den Lemberger Juden zu rächen durch deren Einbeziehung in die Internationale der Revolution und der Weltgerechtigkeit.

em.

Revolutionäre Organisation.

Am 30. November haben sich eine Anzahl Revolutionäre zusammengeschlossen, die gewillt sind, die gegenwärtige Umwälzung bis zur Verwirklichung des Sozialismus auf internationaler Grundlage durchzuführen. Sie stellen sich nicht in Gegensatz zur Spartakuspartei oder zu den Bremer Linksradikalen, sondern wollen allen kommunistisch-sozialistisch gesinnten Revolutionären Gelegenheit geben, ohne Rücksicht auf akademische Programmlehren miteinander in Verbindung zu treten. Die einigende Formel heißt: Weltrevolution und Verwirklichung der konzessionslosen sozialistisch-kommunistischen Internationale.

Die Geschäftsstelle der
Vereinigung revolutionärer Internationalisten Bayerns
befindet sich in München Frauenstraße 3 (Braunauer Hof), Tel. 26 353. Der zur Unterschrift ermächtigte Vertrauensmann ist Erich Mühsam. **Mit der Geschäftsführung beauftragt sind F. A. Fister und Hilde Kramer mit gleichen Rechten.**

Publikationsorgan vorläufig: „Kain", Zeitschrift für Menschlichkeit.

Das erste Flugblatt der neuen Vereinigung lautete:

Revolutionäre, internationalistisch gesinnte kommunistische Arbeiter und Soldaten!

Männer und Frauen!

Nicht alle Volksgenossen sind mit dem bisherigen Verlauf der Revolution einverstanden.

Wir sind nicht zufrieden mit der Beschränkung der revolutionären Forderungen auf politische Angelegenheiten. Wir verlangen die Verwirklichung des Sozialismus als Krönung der gegenwärtigen Volksbewegung.

Das Ende des Weltkrieges bedeutet zusammen mit der Weltrevolution den Zusammenbruch des Kapitalismus. Auf seinen Trümmern wollen wir nicht altes zu retten suchen, sondern neues aufbauen.

Wir blicken nicht auf den Weg, sondern aufs Ziel. Das Mittel der Revolution heißt Revolution. Das ist nicht Mord und Totschlag, sondern Aufbau und Verwirklichung. Mit diesem Mittel wollen wir die sozialistische Gesellschaft der Gerechtigkeit und Wahrheit bei uns durchführen, um den Brüdern der gesamten Internationale das Beispiel zu eben, das unsere russischen Kameraden uns gegeben haben. Wie sie wollen wir die Liebe zur Menschheit zur Richtschnur aller unserer Handlungen machen.

Zunächst haben wir dazu aufzuklären und die Kräfte zu sammeln, die die Rettung der Welt in der Neubelebung einer radikalen und konzessionslosen, sozialistisch-kommunistischen Internationale erkennen. Wir rufen das bayerische und darüber hinaus das deutsche Volk auf, mit uns gemeinsam die Verbindung mit den Völkern aller Länder herzustellen zu dem Ende, den internationalen Kapitalismus und Imperialismus von Grund aus zu stürzen und die Hand- und Kopfarbeiter zu Nutznießern des eigenen Werkes zu machen.

Es lebe die Freiheit des Volkes! Es lebe die Revolution der Welt! Es lebe die sozialistische Internationale!

Vereinigung revolutionärer Internationalisten Bayerns.

Erich Mühsam Jos. Merl Hilde Kramer F. A. Fister.

Das Titelblatt zeichnete Hermann Pessati, München

Die Aktion der revolutionären Internationalisten gegen die Münchener Tageszeitungen wird in der nächsten Nummer behandelt werden.

Manuskripte (mit Rückporto) sind zu senden an Schriftsteller Erich Mühsam, München, Georgenstr. 105/IV.

Alle geschäftlichen Zuschriften, Geldsendungen, Bestellungen, Anfragen u. s. w. sind zu richten an Kain-Verlag, München, Baaderstr. 1a.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. / Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. / Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 2. Dienstag, den 17. Dezember 1918. 5. Jahrgang.

Lied der Jungen.

(Gedichtet September 1917.)

Wir rüsten zum Kampf, zur letzten Wehr,
wir Volk, wir Freien, wir Jungen!
Heraus aus der Schule, der Werkstatt, dem Heer!
Wir dulden die Herrschaft der Junker nicht mehr,
die uns ins Elend gezwungen.
Die Fackeln leuchten himmelan:
dem Volk, der Jugend freie Bahn!

Sie haben uns lang genug genarrt,
verführt, geplündert, bestohlen.
Wir haben gelitten und litten zu hart, —
jetzt gilt's, aus den Händen der Gegenwart
den Preis der Zukunft zu holen.
Der März bricht an, es birst das Eis.
Die Freiheit ist des Kampfes Preis.

Uns ängstet kein Feind im Nachbarland.
Wir ziehn nicht aus zum Erobern.
Die Völker der Erde sind herzensverwandt:
den Brüdern drüben die Bruderhand,
die Fäuste den Junkern und Obern!
Das eigne Land ist zu befrein, —
die Jungen sollen Führer sein!

Für Freiheit und Volk! Zum Kampf wer jung
und stark der Zukunft ergeben.
Die Waffe des Volks ist der stürmende Schwung
der unverbrauchten Begeisterung.
Die Jugend hoch und das Leben!
Zur letzten Wehr! Bald sind wir frei.
Los von der Junkertyrannei!

Erich Mühsam.

Mittel der Revolution.

Revolution entsteht aus der Unerträglichkeit von Einrichtungen, die in sich selbst keine Möglichkeit enthalten, sich zur Erträglichkeit zu wandeln. Sie bezweckt die Schaffung eines öffentlichen Rechts, das ihren Veranstaltern die Betätigung ihrer Ueberzeugungen gestattet. Sie beginnt mit Umsturz und endet mit Aufbau. Ihre Aufgabe ist erfüllt, wenn ihre eigene innere motorische Kraft zum treibenden Werk des gesellschaftlichen Lebens geworden ist, wenn sich die Gemeinschaft der Menschen auf den Geist eingestellt hat, aus dem die Kraft zur umwälzenden Tat erwuchs. In Zeiten der Revolution tritt an die Stelle des geschriebenen Gesetzes das Recht des sittlichen Willens, der den Umsturz bewirkte; die Exekutive des Aufruhrs wird zur Initiative der Gesetzgebung; die Mechanik der sozialen Verständigung läuft auf neuen Walzen. Somit ist Revolution nichts als die Fortsetzung des Gesellschaftsbetriebs mit anderen Mitteln.

Die Mittel der Revolution bestimmen sich aus ihren Widerständen. Sie werden gewaltsam sein in dem Maße, in dem sich ihnen Gewalt entgegenstellt. Voraussetzung für den Erfolg der Revolution ist nicht die Anwendung von Gewalt, sondern die Verfügung über die stärkere Gewalt. Je sicherer die Revolution ihrer physischen Stärke ist, um so zuverlässiger wird sie auf ihren Gebrauch verzichten können. Daher verläuft der Beginn der Revolution fast immer unblutig oder doch unter mäßigen Reibungen. Denn der Augenblick der Erhebung gegen ein eingeführtes Gewaltregiment tritt bei der Entschlußträgheit der Massen immer erst ein, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß der Umsturz, dank der offensichtlichen Morschheit der alten Macht, gelingen werde, ihren offenen Bekämpfern Anhängerschaft wirbt, ihre heimlichen Feinde zu vernehmlicherer Kritik ermutigt und ihren Anhang dezimiert und demoralisiert hat. Der äußere Aufputz des zur Vernichtung reifen Systems fällt daher meistens schon bei der bloßen Vorweisung der verwendungsbereiten Waffen. Wirkliche Gefahr droht den Revolutionären erst, wenn es gilt, das Gefäß nach der Abhebung des Deckels gründlich auszuleeren und endlich mit neuem Inhalt zu füllen.

Die deutschen Bundesstaaten wurden in der zweiten Novemberwoche ihrer krönenden Ornamente beraubt. Dabei wirbelte eine Menge Staub auf, und die guten Bürger des Landes hatten die Empfindung, als ob in Deutschland über Nacht ein großes Reinmachen vor sich gegangen wäre. Sie waren zuerst ehrlich erfreut darüber, denn der über dem Staatsgefäß gelagerte Dreck war auch ihnen peinlich bemerkbar geworden, weil in den letzten Monaten Fochs Heere das verdeckende Lorbeergrünzeug zur Ausschmückung des eigenen Kübels immer eiliger von der deutschen Müllkiste entfernten. Als dann unter dem kräftigen Zugriff der aufständischen Soldaten die altbewunderte Stukkatur von der Umhüllung fiel und die rasch aus dem Impuls des Augenblicks entstandenen Soldaten- und Arbeiterräte ihr Reinigungswerk fortsetzen wollten, da waren sie alle da und wählten auch Räte und kamen mit Staubwedeln und Wischlappen, um mit zu säubern und zu demokratisieren und stellten sich „voll und ganz auf den Boden der Tatsachen."

Es muß den beflissenen Anpassern erklärt werden, daß das, was ihnen bis jetzt als Revolution erschienen ist, die Geste der Revolution war, und daß die Arbeit der Revolution erst bevorsteht. Es muß ihnen erklärt werden, daß die Arbeit der Revolution keine Anstreicherarbeit ist, sondern eine Baumeisterarbeit, daß es bei der Revolution nicht um Reform geht, sondern um Erneuerung, daß die Arbeit der Revolution die Arbeit von Revolutionären ist, derer, die zur Geste der Revolution den Mut hatten und zum weiteren Tun den Grund legten. Es muß ihnen ferner erklärt werden, daß die Mittel der Revolution revolutionär sind und nichts mit der stumpfsinnigen parlamentarischen Mehrheitsauszählerei zu schaffen haben, mit der man die Auswirkung der Revolutionsgeste zur Revolutionsarbeit unter der verruchtesten Diktatur, der der Gesinnungslosigkeit, erwürgen möchte. Und es muß ihnen endlich erklärt werden, daß die Revolution fähig und willens ist, ihre revolutionären Mittel bis zu dem Ende zu gebrauchen, wo sie ihr Ziel, das ist die völlige Beseitigung ihrer eigenen Ursachen, gesichert weiß.

Die Revolution ist eine Muttermörderin. Sie tötet den Leib, der sie gebar, — das ist der Behälter der gesellschaftlichen Einrichtungen, deren Unerträglichkeit sich gezeigt hat. Es ist unsinnig, zu meinen, daß mit der Entbindung der Tod der Mutter schon eintrete. Sie wird geschwächt, weiter nichts. Erholt sie sich wieder, dann wehe dem Kinde, wehe der Revolution! Dann verleugnet die Mutter das Kind als eine Frucht der Schande, mißhandelt es zu Tode und bietet den wieder schlank gewordenen Leib dem Meistbietenden zur neuen Schwängerung. Das nächste Mal aber wird es eine schwere Geburt werden, bei der viel Blut verloren geht, — und dann muß der Kampf zwischen Mutter und Tochter von neuem beginnen, der Kampf, bei dem endlich die Revolution doch siegen wird, weil sie das Recht ist und weil das Recht stärker ist als das Unrecht und die Liebe stärker als der Haß.

Revolution ist eine Sache des Rechts und der Liebe, mag ihr immer das Unrecht und der Haß zum Leben verholfen haben. Ihr stärkstes Mittel bleibt zeit ihres Verlaufs der seelische Impuls, aus dem sie hervorging, bleibt Ethos und Pathos. Der Versuch, den Idealismus der Revolutionäre in realpolitische Definitiva einzufangen, ist Gegenrevolution. Revolution hat nichts mit Politik zu schaffen. Politik ist die Anwendung von bestehendem Recht mit vereinbarten Mitteln, Revolution die Schaffung von neuem Recht mit den Mitteln spontaner Eingebung oder für den besonderen Fall getroffener Verabredung. Politik ist stabil, Revolution muß labil bleiben, bis ihr geistiger Inhalt die Grundlage des gesellschaftlichen Rechts geworden ist.

Das Mittel der Reaktion gegen die Revolution ist stets die Anwendung des erschütterten Rechtes auf die keimenden Verhältnisse. Ehe die Mentalität der breiten Massen von der Erneuerung erfaßt ist, ehe das revolutionäre Geschehen in den nicht unmittelbar an der Tat beteiligten Gemütern den Weg von der Sensation zum Erlebnis zurückgelegt hat, kann die populäre Terminologie des alten Systems zur Verwirrung der Geister und zur Verwischung der Gegensätze zwischen gestern und heute wirksame Dienste leisten. Das freiheitliche Schlagwort im Munde von Traditionshütern ist die größte Gefahr für die Revolution. Es ist das Mittel, die öffentliche Gewalt aus den Händen ihrer revolutionären Usurpatoren in die ihrer früheren Inhaber zurückzuschmeicheln.

Zurzeit arbeitet die Gegenrevolution mit zwei gleich wirksamen, gleich bedenklichen Schlagworten: Demokratie und Pressefreiheit. Beide Begriffe werden unter kluger Anpassung an die Werbeformeln früherer Opponenten zurechtgebogen, um sie als Mittel zur Konservierung von der Revolution bedrohter Vorrechte gebrauchsfähig zu machen. Dieselben Leute, die alle demokratischen Einrichtungen immer als persönlichkeittötende Mechanik verlästert haben, die in der Freiheit des Wortes eine Gefährdung der allgemeinen Sicherheit zu fürchten behaupteten, nehmen jetzt diese Postulate für sich in Anspruch, um zur Verteidigung ihrer schwankenden Position Verbündete aus dem Lager ihrer natürlichen Feinde zu werben. Sie akzeptieren die Forderungen ihrer Gegner, indem sie rabulistisch verschweigen, daß diese Forderungen für sie nur Mittel sind zur Wiederaufrichtung ihrer Macht, während ihre Gegner sie als Komponenten eines künftigen Rechtes betrachten, das aber erst durch die Revolution, also mit grundsätzlich anderen Mitteln, geschaffen werden soll.

Der entscheidende Unterschied zwischen den Auffassungen ist dieser: Die Reaktion vertritt aus selbstsüchtigen Gründen den Grundsatz: Gewalt geht vor Recht. Die Revolution kämpft gegen die Selbstsucht dieses Prinzips aus der Ueberzeugung: Gewalt schafft Recht. Wobei, wie schon gesagt, die Verfügung über die Gewalt ihre Anwendung vermeidlich macht. Nur gilt es ein Recht zu schaffen, das so sehr Anspruch hat auf den Namen Recht, daß es im Gegensatz zu dem durch die Revolution erschütterten Rechtszustand nach seiner Stabilisierung nicht mehr durch die Bereithaltung gewaltsamer Schutzmittel gesichert zu werden braucht.

Die Mittel, die sich der jungen deutschen Revolution gefährdend entgegenstellen, sind außer den unverfälscht gegenrevolutionären Bestrebungen gewisser Offiziers- und Junkerkreise, die geradlienig auf die Niederwerfung der neuen Gewalt konspirieren und die man natürlich keineswegs unterschätzen darf, hauptsächlich solche der tückischen Uebertragung volkstümlicher Worte auf volksfeindliche Absichten.

Demokratie! Der Begriff ist in langen Jahrzehnten als Ausdruck freiheitlichen Empfindens sakrosankt geworden. Die schlagwortfreudige Sozialdemokratie hat ihn ihren Anhängern sogar wie ein untrennbar zum Sozialismus gehörendes Attribut aufsuggeriert. Jetzt dient er der vereinigten Reaktion als äußerst schneidige Waffe gegen den Sozialismus. Kaum war der erste Schritt in die Revolution getan, da war auch schon von den Führern leichtfertig das Wort Nationalversammlung ausgesprochen. Und auf dieses Wort stürzte sich alles, was Privilegien und Vorteile aus der alten Ordnung retten möchte, alles, was an der Erhaltung früherer Autoritäten und Konventionen interessiert ist, alles, was mit Amt und Posten, mit Einfluß und Ansehen auf die bürokratische, beamtenmäßige Ausschaltung eigenwilliger Volkskräfte angewiesen ist. Aus dem im ersten Drang des Mitteilungsbedürfnisses aus dem Aermel geschüttelten nebensächlichen Programmpunkt wurde rabulistisch das Programm selbst gemacht. Die Einlösung des Versprechens wurde zur drohenden Forderung erhoben. Die Einschränkungen, die selbstverständlich die Mitwirkung der Soldaten und Gefangenen und eine Zeit grundsätzlicher Volksaufklärung vorsahen, wurden ignoriert und die Wahlen sofort verlangt. Eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung setzte ein, die die ungeschwächte Aktionskraft des Kapitals, der Presse und der Kirche demonstrierte, und die Agenten der Bourgeosie in den Ministerien (in Bayern präsentiert durch den demagogischen Sozialpatrioten Auer, den Saboteur des Januarstreiks, den Hauptschuldigen an der reaktionären Beschaffenheit der Gewerkschaften und gegenwärtigen Minister des Innern) bewirkten ein immer schwindsüchtigeres Nachgeben der maßgebenden Gewalten gegen die Forderung der Reaktionäre und endlich, nach einer bewaffneten Demonstration vor dem Eisnerschen Ministerium in München, die Zusage, daß die Wahlen am 12. Januar stattfinden würden.

Herr Eisner hat öffentlich erklärt,, die Wahl am 12. Januar sei jetzt schon als vollzogene Tatsache zu werten. Er irrt. Die Revolutionäre sind entschlossen, fest entschlossen, dem unermeßlichen Unglück, das der Zusammentritt einer konterrevolutionären gesetzgebenden Körperschaft für das Land bedeuten würde, äußersten, entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen. Die Einigkeit, die darüber in allen Teilen Deutschlands bei den verschiedensten Gruppen, Parteien, Organisationen und Einzelpersonen herrscht, die die Durchführung der Revolution zur Befreiung von den alten Mächten wollen, mag ihn darüber belehren, daß dieser Wille ernst ist und daß er nicht vor der Rücksicht auf seine Person halt machen wird. Er sei dahin belehrt, daß sein eigenartiges Verlangen, man möge seine Arbeit in Ruhe lassen, da sie die einzig richtige sei, undiskutabel ist. Sein guter Wille wird von niemandem bezweifelt. Der Kritik ist er aber so wenig wie irgend ein anderer entzogen. Sein Protest gegen die kompromittierten Vertreter des alten Systems in Berlin in Ehren. Er wird es sich aber gefallen lassen müssen, daß auch gegen die kompromittierten Persönlichkeiten an seiner Seite, die ihn in der Nationalversammlungsfrage zur Kapitulation gezwungen haben, protestiert wird. Vor allem mag er sich jedoch gesagt sein lassen, daß wir uns die Unbedenklichkeit seiner persönlichen Polemik nicht länger gefallen lassen werden. Seine wiederholten Aeußerungen, jeder, der ihm von links her die Arbeit erschwere, sei verdächtig, im Dienste der Reaktion zu arbeiten, sind unerhörte Insinuationen. Wünscht Herr Eisner, daß die Opposition gegen Einzelheiten seiner Regieführung sich nicht zur prinzipiellen Opposition gegen ihn selbst steigere, dann wahre er die Formen des persönlichen Anstands. Die Lauterkeit unserer Arbeit steht über jeder Verdächtigung. Herr Eisner sei gewarnt, das Niveau der Polemik nicht in den Schmutz zu ziehen. Gegen eine unnoble Kampfesart werden wir uns zu schützen wissen.

Der Reaktion ist es bis jetzt also schon gelungen, durch skrupellose Benutzung des Schlagwortes Demokratie die bayerische Regierung ihren Wünschen gefällig zu machen. Wir wissen jetzt, daß es demokratische Gerechtigkeit ist, unter Ausschließung vieler Tausender Behinderter, die ihren Kopf für die Interessen derer ins Trommelfeuer gehalten haben, die jetzt ihre Heimkehr nicht mehr erwarten wollen, Millionen von Leuten, die noch keine Ahnung haben, worum es sich bei der Revolution handelt, mit Stimmzetteln zur Wahlurne laufen zu lassen. Wir werden damit den wahren Willen des Volkes kennen lernen. Ach nein, wir werden die Meinung des Großkapitals, der Presse, der Kirche und der Gewerkschaftssekretäre kennen lernen, — und die kennen wir ohnehin. Glaubt wirklich ein denkfähiger Mensch, damit werde sich die Revolution niederbügeln lassen? Man zwingt sie einfach zu schärferen Maßnahmen, man zwingt sie zur Verstärkung ihrer revolutionären Mittel. Der Gefahr, die durch diese Provokation heraufbeschworen wird, werden die Revolutionäre begegnen durch Bewaffnung der Arbeiterschaft, soweit sie sich den Fängen der Gewerkschaftsbanausen entzogen hat, durch die Erzwingung einer Diktatur der Revolution durch Uebertragung der Gewalt in die Hände der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte und durch Unschädlichmachung des Giftes, das das Land mit dem Stoff des Bürgerkrieges erfüllt, der die Geschäfte der Gegenrevolutionäre besorgenden Presse.

Es ist merkwürdig, mit welcher mitleidheischenden Aengstlichkeit die gesamte deutsche Tagespresse ihr heiliges Recht auf Freiheit der Meinung vertetdigt. Man hat den Eindruck, als ob nie in der Welt die Zeitungen unter einem ähnlichen Druck despotischer Gesinnungszensur geächzt hätten, wie gerade jetzt. Dabei erfreuen sich die Blätter doch gegenwärtig jeder nur denkbaren Selbständigkeit und Aufsichtslosigkeit und machen einen Gebrauch davon, daß unsereiner, der sein Lebtag nur Opposition getrieben hat, erstaunt ist von den Möglichkeiten des Federkampfes, die diese Neulinge in der Befehdung der herrschenden Macht in so kurzer Zeit ausfindig gemacht haben. Wir haben kritisiert, widerlegt, wohl auch geschimpft und angeklagt, sie lästern hinten herum, verdächtigen, bejammern die Zustände, fälschen die Tatsachen und lügen, lügen, lügen. Gleichzeitig aber beklagen sie sich bitter über die Beschneidung ihres Meinungsrechtes und proklamieren die Pressefreiheit als wichtigstes Fundament aller Volkswohlfahrt.

Dieselben Zeitungen, die jetzt aber, gestützt auf die unbeschränkte Lügenfreiheit, den Verlust ihrer freien Meinungsbetätigung bejammern, haben über vier Jahre auf Diktat des Wolffbüros gelogen, haben eine Zensur des Militärs ertragen, die in ihrer Rigorosität kein Gegenstück in der Geschichte hat, und haben die ganze Zeit hindurch die Aufrechterhaltung ihrer Bevormundung nicht bloß schweigend hingenommen, sondern „im Interesse des Vaterlandes" selbst gefordert. Und jetzt zetern sie und rufen das Volk auf zur Wahrung ihrer Rechte. Welche Wendung durch Gottes Fügung!

Die Seltsamkeit der Gesinnungswandlung der Presse in wenigen Wochen erklärt sich ohne Schwierigkeit. Früher hielt man sie an der Kandare, schrieb ihr zweimal wöchentlich exakt vor, ob gerade die Bolschewiki zu beschimpfen oder zu streicheln waren, (man erinnere sich, daß mehrere Male im letzten Jahre der jetzt so geächtete „Bolschewismus" von oben herunter kommandierte deutschoffizielle Protektion genoß), ob Gott England strafen sollte oder Ludendorff Frankreich und gab ihr die Stichworte für die Verhetzung der Völker, für Deutschlands Unschuld und für Wilsons Falschheit. Aber zugleich empfing Hindenburg ihre Vertreter, lobte sie über den grünen Klee und versicherte, daß der den Deutschen nicht mehr entreißbare Sieg zum guten Teil dem tapferen Verhalten der Presse zuzuschreiben sei. Jetzt läßt man sie aus eigenen Jauchekübeln Lügen schöpfen, hindert sie an keiner Verleumdung und Infamie, schreibt ihnen nichts vor und verbietet nichts. Aber man spricht aus, daß sie würdelose Volksverführer und Lügner sind und unterhält sich öffentlich über ihre Nichtswürdigkeit. Das mögen sie nicht. Darum zetern sie. Ihre Arbeit ist vermehrt, weil sie die Lügen nicht mehr vorgekaut geliefert bekommen, und ihre Arbeit ist erschwert, weil ihre Lügen der Kritik begegnen. Darum lügen sie, daß man sie nicht frei lügen lasse, und das müssen sie lügen, um mit dem Schlagwort Pressefreiheit ihre gegenrevolutionären Zwecke verfolgen zu können.

Die Reaktion marschiert, mögen es die Minister leugnen oder nicht. Sie marschiert aus den Offizierskasinos und den Sitzen der von monarchistischen Offizieren dirigierten Frontsoldatenräten, aus den Konventikeln des Hauptquartiers, aus den Herrensitzen der Junker, den Kontoren der Großindustrie, aus den Pfarrhäusern und Kirchen und aus den Schreibstuben der Gewerkschaftsbeamten, sie marschiert durch die Kanäle der Presse und der Ministerien zu ihrer Geschäftsstelle, der Nationalversammlung. Die Reaktion marschiert und sie marschiert bewaffnet. Denn das Geld der Nation, dessen Macht ungebrochen ist, ist in ihrer Hand, und die Frontsoldaten, die abgeschnitten von jeder Aufklärung über die Lage im Lande mit schwarzweißroten Fahnen unter dem Befehl volksfeindlicher Generäle noch immer die Waffen des Militarismus führen, folgen ihrem Wink.

Darum darf die Revolution nicht schwach werden. Sie muß sich verstärken von Stunde zu Stunde. Die revolutionäre Masse muß bewaffnet werden, nicht um Blut zu vergießen, sondern um Blutvergießen zu verhindern. In Berlin wurde die unbewaffnete Demonstration der Liebknechtfreunde zusammengeschossen, die bewaffnete Demonstration blieb unbehelligt. Die Militärs, die Diplomaten und die Kaisersozialisten müssen von ihren Posten entfernt werden. Hindenburg, der Oelgötze von 1914—18, darf nicht ins Revolutionsjahr 1919 übernommen werden, der ehemalige Kronprinz von Bayern, der immer noch Führer einer mächtigen Armee ist und noch auf keinen Anspruch auf Thron und Macht verzichtet hat, dieser Rupprecht muß unschädlich gemacht werden. Ein Revolutionsgericht muß eingesetzt werden, das den Willen der Revolutionäre, Sozialismus zu schaffen, sichert, indem es die Häupter der Gegenrevolution bloßstellt und das Land vor ihnen schützt. Das Hauptquartier muß den Arbeiter- und Soldatenräten unterstellt werden, deren Macht ausgedehnt und gefestigt gehört. Die Jugend muß für die Revolution gewonnen und an ihre Spitze gestellt werden. Der Presse endlich müssen die Giftzähne ausgebrochen werden. Man schaffe eigene Blätter, die millionenweise ins Volk gehen, um Wahrheit zu verbreiten, wo bis jetzt nur Lügen hingelangten. Und man richte ein Inseratenmonopol ein, das dieser Pest des Volkes die Hauptader der Korruption abbindet, die materielle Abhängigkeit von den Wünschen des Kapitalismus. Man wird sehen, wie schnell die eklen Reptilien im Sumpf ihrer Herkunft verschwinden werden.

Das sind ein paar praktische Mittel der Revolution. Ueber ihnen stehn ihre ideellen Mittel: die Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit, der Wille zum Guten und zur Menschlichkeit, der unbeirrbare Entschluß, sich selber durchzusetzen bis zum vollen Erfolge, bis zur Verwirklichung der Weltrevolution und zur Erringung der Völkerfreiheit und der Völkerversöhnung im Sozialismus.

E. M.

Die Revolution und der Geist.

Die Revolution ist gekommen und hat endlich den ersehnten Durchbruch gebracht. Und sofort ist die Presse, der große Abzugskanal, durch den die öffentliche Meienung in trüben Bächen sickert, aufgestanden und hat erklärt, daß die Revolution nun beendet sei. „Denn die Revolution darf keine Sekunde länger dauern als bis ihre Ziele erreicht sind und ihre Ziele sind nun erreicht." So proklamiert es die öffentliche Meinung, die da Presse heißt. Der Eifer der öffentlichen Meinung ist verdächtig. Sollte am Ende die Revolution, die mit so vielem Ueberlebtem und Faulem aufgeräumt hat, vielleicht auch der öffentlichen Meinung gefährlich werden können? Und sollte diese schleunige Absage an die Revolution nicht eine ganz bestimmte Absicht verfolgen? Sollte vielleicht gar die öffentliche Meinung fürchten, vor der Revolution in die Luft zu fliegen und an ihrer Stelle einen Erben zu erhalten, der sich aus dem Gesichtskreis des Volkes nicht mehr verdrängen ließe? Und wer könnte dieser Erbe sein? Wir wollen einmal die Frage mit unseren noch revolutionären Augen betrachten. Hat die Revolution — abgesehen von ihrem schaffenden Zukunftswillen — wirklich nur den einen Sinn gehabt, den Militarismus und seine Zwillingsschwester, die Monarchie zu beseitigen? Oder hat sie sich nicht gegen einzelne Mißbräuche, die je nach den Zeiten wechseln, sondern gegen den Mißbrauch überhaupt gewandt? Die Revolutionen aller Zeiten, mögen sie noch so verschieden an Aussehen sein, haben doch eines gemeinsam. Und die Revolutionen aller Zeiten sind, auch wenn sie erfolgreich waren, doch immer wiedergekehrt. Worin liegt nun diese Notwendigkeit ständig wiederkehrender Revolutionen begründet? Sollten sie bisher ihr letztes Ziel, ihren ärgsten Feind nicht erkannt und getroffen haben? Wir werden es sogleich sehen, worin dieses letzte Ziel, dieser ärgste Feind besteht. Wie ist es denn überhaupt möglich, daß eine Revolution entsteht? Eine Revolution ist doch immer eine Erschütterung, die gewaltiger Anstrengungen bedarf. Und der Mensch liebt jedenfalls keine unnützen Anstrengungen. Wenn er sich also zu Anstrengungen aufrafft, dann muß ihn irgend etwas von außen oder von innen dazu nötigen. Ein Druck, eine furchtbare Gewalt, etwas, das er unbedingt von sich abschütteln möchte. Solch ein Erpresser der Revolution hat ihr nie gefehlt. Und jedesmal ist auf den jahrelangen Druck die Befreiung, wenn auch oft nur monentan, gefolgt, und tausend Fesseln sind dann zerrissen. Aber die Glieder waren gleichsam erstarrt von ihrer langen Gefangenschaft und konnten ihre Freiheit nicht benützen. Und bis sie sich langsam erholten, da war es meistens schon wieder um die Freiheit geschehen. Und das alte Spiel erneuerte sich. Sollen nun die Glieder, die sich von den Fesseln befreit haben, zwischen den Trümmern des Zerstörten müßig liegen, bis die Feinde der Freiheit wieder das alte, eiserne Band geschmiedet haben? Die Glieder, die befreit worden sind, das sind wir alle, das ist jeder einzelne ohne Unterschied der Person unter uns. Ja wir alle und ein jeder einzelne von uns hat auf seine Weise ein Stück der neuen Freiheit erworben. Er mag sie nun gewollt haben oder nicht, er mag dafür gekämpft haben oder nicht. Nicht bloß die Arbeiter und Soldaten, auch die Unternehmer und Offiziere, nicht bloß die Schüler und Studenten, auch die Lehrer und Gelehrten, die Männer und Frauen, die Künstler und Geistlichen, sie alle haben an der Revolution einen Anteil gewonnen. Nur daß die einen freudig und jubelnd ihre neue Freiheit vor sich sehen, während die andern starr und finster auf die Trümmer schauen, unter die sie sich selber begraben möchten. Und doch hat für alle der gleiche Geist gewebt und diejenigen, die manches verloren haben, könnten doch viel besseres erringen, wenn sie sich innerlich ernst bemühten. Denn die Revolution hat etwas Ungeheueres getan. Sie hat uns alle befreit von unserer gesamten Vergangenheit und von den Grenzen unseres

eigenen Ich, sie hat uns wieder an den Anfang gestellt und alle Möglichkeiten des Lebens und Denkens zurückgegeben, die wir verloren hatten. Sie hat uns im wahrsten Sinne des Wortes frei von allem gemacht. Aber können wir auch diese Freiheit benützen, die uns bisher so ungewöhnlich war? Sind wir nicht wie Lahme und Blinde, Taube und Stumme, die ein Wunder wohl kräftig gemacht, die aber mit ihrer plötzlichen Kraft nichts anzufangen wissen? Hören wir nicht schon wieder auf die öffentliche Meinung, die uns so lange Jahre gegängelt, die uns ins Elend gestürzt, damit unter ihrem Gift unsere erst allmählich erwachenden Gedanken schon wieder einschlafen? Verlangen wir nicht sogleich, daß die Revolution, die uns eben freigemacht, augenblicklich wieder verschwinde, damit wir ins alte Elend zurückgleiten? Wir haben wohl Trümmer gesprengt, aber wir liegen noch zwischen ihnen begraben und ehe die Revolution verschwinden darf, müssen wir selber so weit sein, daß wir aufrecht stehen und gehen können und daß uns nichts, niemand mehr in Abhängigkeit von sich bringen kann. Wir haben wohl die Freiheit, aber die Freiheit hat uns noch nicht erworben. Und auf die Revolution in der äußeren Welt, die unvermeidlich und anspornend war, muß nun die Revolution in der inneren Welt, muß die Revolutionierung des Menschengeistes selber erfolgen. Arbeiter und Bauern, Soldaten und Gelehrte, Künstler und Studenten, Männer und Frauen, ihr alle seid schon einmal und manche von euch schon unzähligemale Revolutionäre gewesen. Ihr seid es in eurem stillen, privaten Leben gewesen und habt es vielleicht nicht einmal geahnt. Ihr alle seid unfrei gewesen bis heute und habt gekämpft, bewußt oder unbewußt, die einen mit Hacke und Schaufel, um ihr bischen Brot inmitten von soviel Elend, die andern mit der Feder und dem Gedanken um ein Quentchen Wahrheit in der allgemeinen Finsternis, die dritten mit ihrer Liebe gegen den Haß einer Welt und andere wieder anders. Ihr habt gekämpft und seid nicht müde geworden und ihr wolltet euch jetzt feig dem viel größeren Kampf entziehen, wo es um die Revolutionierung aller, wo es um die Freiheit und das Glück einer ganzen Welt geht? Ihr wart bisher Sklaven und führtet Krieg gegen euch selbst, ihr sollt jetzt diesen Feind des Alltags, der Schwere, des Vergessens, der über euren Gedanken lastet, aufscheuchen und revolutionieren, damit ihr den Sinn eurer Taten behaltet. Die Revolution steht erst am Anfang, ja sie ist nur ein ewiger Anfang und ihr müßt sie hüten und bewahren wie ein Feuer, das nie erlöschen darf. Ihr müßt euch daran entflammen zu Hause, bei der Arbeit und im Kreis eurer Nächsten und ihr müßt die Flammen hinaustragen zu dem Volk auf die Gassen, in die Hörsäle und in eure Gedanken und Kunstwerke, bis das ganze Land davon in einem Leuchten steht. Das Volk muß sich revolutionieren Tag für Tag und der Einzelne muß sich revolutionieren Stunde für Stunde, bei der Arbeit, in seinen heimlichen Gedanken, dann kann die öffentliche Meinung ungescheut wiederkehren. Und die Wissenschaft mit ihrem Köhlerglauben und die Religion mit ihren Gespenstern kann wiederkehren. Ihr Werk wird trotzdem vergebens sein. Die Revolution ist jetzt noch ein halbes Geschenk, das euch in den Schoß gefallen ist, ohne daß ihr es recht begriffen habt. Die Revolution muß erst noch verdient werden. Und dieser Kampf muß unablässig von euch geführt werden, damit ihn eure Kinder von euch als ihr kostbarstes Erbgut übernehmen und weiterführen. Die Revolution ist nicht nur der Anfang — denkt an Luzifers Empörung im Himmel und diese Erde, die er euch als Wohnstätte schuf — sie ist auch das Ziel und das Ende alles Menschengeistes. —

Eugen Diem.

Mein Putsch gegen die Münchner Zeitungen.

Ich muß wohl so sagen: „Mein Putsch.“ Denn die sittliche Entrüstung aller guten Bürger über den unerhörten Angriff auf die Lügenfreiheit der Presse hat sich meine bescheidene Person als Objekt zum Anspucken ausgesucht, und die aus ihrer selbstzufriedenen Besitzgemächlichkeit aufgeschreckten öffentlichen Meinungsfarmer selbst haben ihre Schreibkulis beauftragt, mich vor ihren Opfern als Oberbolschewisten und anarchistischen Mordbrenner aufzufrisieren.

Soll ich mich vor angstschlotternden Spießbürgern rechtfertigen? Soll ich winseln: ich bin's ja gar nicht gewesen? Nein: ehe ich die Erklärung wiederhole, die ich schon in der Sitzung des Landesarbeiterrates im Landtag abgegeben habe, will ich vor denen, die Revolutionszeiten mit revolutionierten Nerven zu erleben wissen, bekennen: jawohl, ich war dabei, ich habe zu dem Versuch mitgeholfen, der Wahrheit gewaltsam durch die Sperre der Korruption, der Lüge, der Verleumdung, der methodischen Volksverblödung Bahn zu schaffen, ich habe mich endlich zum Wortführer und zum ausführenden Organ des empörten Willens freiheitswilliger Kameraden hergegeben. Und ich finde, daß ich damit recht gehandelt habe, nachdem ich an der Ausführung der Aktion selbst doch nichts mehr ändern konnte.

Erst nach Ablegung dieses Bekenntnisses wiederhole ich meine Feststellung im Landtag: Initiator des Unternehmens war ich nicht, meine Bedenken dagegen waren stark und ich habe sie meinen Freunden nicht vorenthalten. Ich tat mit aus dem Pflichtgefühl kameradschaftlicher Solidarität heraus und um dem Versuch den Charakter einer würdigen, starken revolutionären Demonstration wahren zu helfen.

Der Verlauf war der: Ich hatte am Freitag Abend in einer Versammlung im Schwabingerbräu gesprochen. In der Diskussion war von allen Rednern das wahrhaft schimpfliche Verhalten der gesamten Tagespresse kritisiert und von mehreren von ihnen verlangt worden, man müsse die Redaktionen besetzen, die Betriebe den ganz vom inserierenden Kapital abhängigen Verlegern abnehmen und sie durch Uebergabe in die Hände der darin wirkenden Kopf- und Handarbeiter genossenschaftlich sozialisieren. An eine Verwirklichung des Planes dachte ich dabei noch gar nicht. Erst nach Schluß der Versammlung teilten mir meine Freunde, zumeist Soldaten, mit, daß man sofort aufbrechen wolle, um den „Bayerischen Kurier“ mit Beschlag zu belegen. Ich riet ab, weil ich fand, solches Unternehmen müsse auf der vollständigen Sicherheit fußen, daß kein Blutvergießen damit verbunden sein könne und die Verteilung der redaktionellen Arbeit müsse vorher organisiert sein. Mein erstes Bedenken konnte zerstreut werden, und danach wollte ich das Zutrauen meiner Kameraden zu mir, ich werde ein Blatt schon fertig kriegen, nicht enttäuschen. So brachen wir auf, zwanzig Mann stark. Am Färbergraben trafen wir auf eine große Menge Soldaten, die von einer Versammlung im Mathäserbräu kamen. Sie hatten ganz unabhängig von uns beschlossen, die „Münchner Neuesten Nachrichten“ zu besetzen und folgten nun zuerst unserer roten Fahne zum „Bayerischen Kurier“. Dort hielt erst ich, dann ein Kamerad von mir von der Freitreppe im kleinen Hof eine Ansprache, in der wir die Gründe unserer Aktion auseinandersetzten und übrigens keineswegs, wie das schwarze Blatt tags darauf berichtete, die Einsetzung einer Pressezensur verlangten. Die Besetzung erfolgte vollständig ruhig. Ich erklärte dem Verleger des Blattes den Vorgang, indem ich ihm die absolute Sicherheit seiner Person garantierte und überlieferte dann die Maschinen dem technischen Personal in genossenschaftlichen Besitz, die die Arbeiter in Gemeinschaft mit den von uns einzusetzenden künftigen revolutionären Redakteuren, bezw. auch mit denen, die wir etwa übernehmen könnten, genießen sollten. Sie erklärten sich sofort einverstanden, uns unter den versprochenen Bedingungen als Auftraggeber anzuerkennen, und wir gingen ans Werk.

Während wir den Inhalt der ersten revolutionären Nummer des „Neuen Münchner Tageblattes“ herstellten, (der im gleichen Hause herausgegebene „Bayerische Kurier“ hätte erst mittags erscheinen sollen) erschien plötzlich der Ministerpräsident Eisner, gefolgt vom Polizeipräsidenten Staimer und Stadtkommandanten Dürr, um mich meiner neuen Würde als Chefredakteur der beiden schwärzesten Zeitungen Bayerns zu entsetzen. Das wäre ihnen kaum gelungen, ehe die erste Nummer mit unserer Rechtfertigung erschienen wäre, wenn nicht Herr Eisner, dessen Qualifikation als Hilfsbüttel eines großkapitalistischen Unternehmens mir durchaus nicht einleuchtete, unbemerkt in den Setzersaal gelangt wäre und das Personal heimgeschickt hätte. Ob die Arbeiter gegangen wären, wenn ich an ihrer Unterredung mit Eisner hätte teilnehmen können, ist mir sehr fraglich, da mir schien, als ob ihnen der von mir angebotene Mitbesitz viel besser gefallen hätte als die Fortdauer ihrer Eigenschaft als Ausbeutungsobjekte eines ganz besonders gewissenlo. schaltenden Organs.

Ohne Setzer und Drucker konnten wir natürlich nicht weiter arbeiten. Inzwischen hatten wir von den Redaktionen der übrigen Zeitungen, die von den Kameraden übernommen waren, Bescheid, daß Herr Eisner auch dort in Person die Rechtsordnung der bürgerlichen Kapitalsgesellschaft wieder aufgerichtet hatte. Nur bei der „Münchner Zeitung“ war die Behörde noch nicht gewesen. Auf eine Okkupation dieses Blattes verzichteten wir gleich, beschlossen nur, die Maschinen dieses Mittagsblattes zur Herstellung eines Flugzettels in Anspruch zu nehmen, auf dem die Meinung der revolutionären Internationalisten kurz zur Geltung gebracht werden sollte. Ich war gerade mit dem Abfassen dieses Flugblattes beschäftigt, als Herr Eisner wieder anrückte. Ich kann nicht leugnen, daß ihm die Verhinderung auch dieser Publikation gelang. Nur ein paar unkorrigierte, vorher schon dort gedruckte Zettel mit der Mitteilung, daß die Zeitungen revolutionärer Besitz geworden seien, klebten am nächsten Morgen an vielen Straßenecken Münchens.

Unser Unternehmen war also gescheitert, und alle haben recht, die es als vollständig unberechtigt verlästern. Denn die Berechtigung einer revolutionären Handlung ergibt sich nur aus ihrem Erfolg. Wäre die Beschlagnahme der Münchner Tageszeitungen durch die Kommunisten geglückt, dann würde kein Mensch sich darüber aufregen. Denn die öffentliche Meinung wäre dann eben kommunistisch geworden, und sie bestimmt ja das Ja oder Nein aller guten Bürger. Der Ministerpräsident des Volksstaates Bayern hat höchstselbst dafür gesorgt, daß die öffentliche Meinung Münchens heute noch dieselbe Dreckschleuder ist wie vor dem „Putsch“, daß sie ihm auf Schritt und Tritt Prügel zwischen die Beine wirft, und daß ich der verruchte Schweinehund bin, mit dem man die Münchner Kindl bange macht.

Was von der Aktion übriggeblieben ist, ist immerhin bei den Veranstaltern die Erleichterung, die man verspürt, wenn man in großem Zorn einmal kräftig auf den Tisch gehauen hat, bei den Betroffenen hoffentlich die Einsicht, daß jeder Geduld irgendwo Grenzen gesteckt sind. Dem bayerischen Volk ist die alte Sitte des Haberfeldtreibens doch wohl noch nicht ganz aus dem Gedächtnis geschwunden. Was in jener Nacht zum 7. Dezember in München geschah, war eine Art Haberfeldtreiben. Mögen sich die, denen es passierte, daraus eine Warnung nehmen

Sie haben über vier Jahre dem naiven, urteilslosen Volk, das noch ganz von der Kirche und Presse abhängt, Lügen der verwegensten Art vorgesetzt. Sie haben unter schändlichem Mißbrauch der christlichen Religion der Liebe Haß in die Herzen gestreut. Sie haben die Schuldigsten aller Schuldigen der Weltgeschichte tagaus tagein reingewaschen und sich dadurch mitschuldig gemacht an ihrer Schuld. Sie haben andere, deren Unschuld feststeht, mit Schuldsprüchen verleumdet. Sie haben die grauenhaftesten Verbrechen aller Zeiten verteidigt und selbst gefordert, sie haben Land und Güter fremder Völker begehrt zur Bereicherung der eigenen Landsleute. Sie haben durch falsche Angaben und lügenhaftes Siegesgeschrei trügerische und obendrein verbrecherische Hoffnungen genährt, und sie haben alle, die Wahrheit verbreiten wollten, als Verräter beschimpft und den Schergen ausgeliefert. Und als dann der ganze Trug an den Tag kam, als die Niederlage Deutschlands den Aufstand des Volkes entfesselte und der Schrei nach Anstand, Güte und Gerechtigkeit die revolutionäre Forderung nach Sozialismus und Völkerverbrüderung wachrief, da haben sie weitergelogen und das Volk im Unklaren gehalten über alles, was vorwärts und aufwärts drängt. Ganz mit derselben Vermessenheit und Unwahrhaftigkeit, mit der sie die „Feinde“ früher in gehässigen Zerrbildern als Schurken und Teufel hinstellten, haben sie auch nachher und ohne Reue und Scham sich und ihre Sache unschuldig zu machen gesucht, gegen die Ansprüche der siegenden Gegner scharf gemacht und gerade dadurch die Not des Landes, dessen tiefste Ursache das Mißtrauen ist, das uns in der ganzen Welt begegnet, gesteigert.

Gegen dieses ekelhafte, würde- und ehrlose Gebaren war unser Putsch ein Protest. Mag das Ministerium Eisner gegen dergleichen Aktionen im Ton kommandierender Generäle rücksichtslose Anwendung von Waffengewalt androhen, oder mag der Stammtisch zum blauen Ochsen mir Rache und Tod schwören — zu schämen haben sich des Putsches vom 7. Dezember die, die ihn provozierten, nicht wir, die ihn ausführten.

Erich Mühsam.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. / Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. / Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 2. Dienstag, den 17. Dezember 1918. 5. Jahrgang.

Lied der Jungen.

(Gedichtet September 1917.)

Wir rüsten zum Kampf, zur letzten Wehr,
wir Volk, wir Freien, wir Jungen!
Heraus aus der Schule, der Werkstatt, dem Heer!
Wir dulden die Herrschaft der Junker nicht mehr,
die uns ins Elend gezwungen.
Die Fackeln leuchten himmelan:
dem Volk, der Jugend freie Bahn!

Sie haben uns lang genug genarrt,
verführt, geplündert, bestohlen.
Wir haben gelitten und litten zu hart, —
jetzt gilt's, aus den Händen der Gegenwart
den Preis der Zukunft zu holen.
Der März bricht an, es birst das Eis.
Die Freiheit ist des Kampfes Preis.

Uns ängstet kein Feind im Nachbarland.
Wir ziehn nicht aus zum Erobern.
Die Völker der Erde sind herzensverwandt:
den Brüdern drüben die Bruderhand,
die Fäuste den Junkern und Obern!
Das eigne Land ist zu befrein, —
die Jungen sollen Führer sein!

Für Freiheit und Volk! Zum Kampf wer jung
und stark der Zukunft ergeben.
Die Waffe des Volks ist der stürmende Schwung
der unverbrauchten Begeisterung.
Die Jugend hoch und das Leben!
Zur letzten Wehr! Bald sind wir frei.
Los von der Junkertyrannei!

Erich Mühsam.

Mittel der Revolution.

Revolution entsteht aus der Unerträglichkeit von Einrichtungen, die in sich selbst keine Möglichkeit enthalten, sich zur Erträglichkeit zu wandeln. Sie bezweckt die Schaffung eines öffentlichen Rechts, das ihren Veranstaltern die Betätigung ihrer Ueberzeugungen gestattet. Sie beginnt mit Umsturz und endet mit Aufbau. Ihre Aufgabe ist erfüllt, wenn ihre eigene innere motorische Kraft zum treibenden Werk des gesellschaftlichen Lebens geworden ist, wenn sich die Gemeinschaft der Menschen auf den Geist eingestellt hat, aus dem die Kraft zur umwälzenden Tat erwuchs. In Zeiten der Revolution tritt an die Stelle des geschriebenen Gesetzes das Recht des sittlichen Willens, der den Umsturz bewirkte; die Exekutive des Aufruhrs wird zur Initiative der Gesetzgebung; die Mechanik der sozialen Verständigung läuft auf neuen Walzen. Somit ist Revolution nichts als die Fortsetzung des Gesellschaftsbetriebs mit anderen Mitteln.

Die Mittel der Revolution bestimmen sich aus ihren Widerständen. Sie werden gewaltsam sein in dem Maße, in dem sich ihnen Gewalt entgegenstellt. Voraussetzung für den Erfolg der Revolution ist nicht die Anwendung von Gewalt, sondern die Verfügung über die stärkere Gewalt. Je sicherer die Revolution ihrer physischen Stärke ist, um so zuverlässiger wird sie auf ihren Gebrauch verzichten können. Daher verläuft der Beginn der Revolution fast immer unblutig oder doch unter mäßigen Reibungen. Denn der Augenblick der Erhebung gegen ein eingeführtes Gewaltregiment tritt bei der Entschlußträgheit der Massen immer erst ein, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß der Umsturz, dank der offensichtlichen Morschheit der alten Macht, gelingen werde, ihren offenen Bekämpfern Anhängerschaft wirbt, ihre heimlichen Feinde zu vernehmlicherer Kritik ermutigt und ihren Anhang dezimiert und demoralisiert hat. Der äußere Aufputz des zur Vernichtung reifen Systems fällt daher meistens schon bei der bloßen Vorweisung der verwendungsbereiten Waffen. Wirkliche Gefahr droht den Revolutionären erst, wenn es gilt, das Gefäß nach der Abhebung des Deckels gründlich auszuleeren und endlich mit neuem Inhalt zu füllen.

Die deutschen Bundesstaaten wurden in der zweiten Novemberwoche ihrer krönenden Ornamente beraubt. Dabei wirbelte eine Menge Staub auf, und die guten Bürger des Landes hatten die Empfindung, als ob in Deutschland über Nacht ein großes Reinmachen vor sich gegangen wäre. Sie waren zuerst ehrlich erfreut darüber, denn der über dem Staatsgefäß gelagerte Dreck war auch ihnen peinlich bemerkbar geworden, weil in den letzten Monaten Fochs Heere das verdeckende Lorbeergrünzeug zur Ausschmückung des eigenen Kübels immer eiliger von der deutschen Müllkiste entfernten. Als dann unter dem kräftigen Zugriff der aufständischen Soldaten die altbewunderte Stukkatur von der Umhüllung fiel und die rasch aus dem Impuls des Augenblicks entstandenen Soldaten- und Arbeiterräte ihr Reinigungswerk fortsetzen wollten, da waren sie alle da und wählten auch Räte und kamen mit Staubwedeln und Wischlappen, um mit zu säubern und zu demokratisieren und stellten sich „voll und ganz auf den Boden der Tatsachen."

Es muß den beflissenen Anpassern erklärt werden, daß das, was ihnen bis jetzt als Revolution erschienen ist, die Geste der Revolution war, und daß die Arbeit der Revolution erst bevorsteht. Es muß ihnen erklärt werden, daß die Arbeit der Revolution keine Anstreicherarbeit ist, sondern eine Baumeisterarbeit, daß es bei der Revolution nicht um Reform geht, sondern um Erneuerung, daß die Arbeit der Revolution die Arbeit von Revolutionären ist, derer, die zur Geste der Revolution den Mut hatten und zum weiteren Tun den Grund legten. Es muß ihnen ferner erklärt werden, daß die Mittel der Revolution revolutionär sind und nichts mit der stumpfsinnigen parlamentarischen Mehrheitsauszählerei zu schaffen haben, mit der man die Auswirkung der Revolutionsgeste zur Revolutionsarbeit unter der verruchtesten Diktatur, der der Gesinnungslosigkeit, erwürgen möchte. Und es muß ihnen endlich erklärt werden, daß die Revolution fähig und willens ist, ihre revolutionären Mittel bis zu dem Ende zu gebrauchen, wo sie ihr Ziel, das ist die völlige Beseitigung ihrer eigenen Ursachen, gesichert weiß.

Die Revolution ist eine Muttermörderin. Sie tötet den Leib, der sie gebar, — das ist der Behälter der gesellschaftlichen Einrichtungen, deren Unerträglichkeit sich gezeigt hat. Es ist unsinnig, zu meinen, daß mit der Entbindung der Tod der Mutter schon eintrete. Sie wird geschwächt, weiter nichts. Erholt sie sich wieder, dann wehe dem Kinde, wehe der Revolution! Dann verleugnet die Mutter das Kind als eine Frucht der Schande, mißhandelt es zu Tode und bietet den wieder schlank gewordenen Leib dem Meistbietenden zur neuen Schwängerung. Das nächste Mal aber wird es eine schwere Geburt werden, bei der viel Blut verloren geht, — und dann muß der Kampf zwischen Mutter und Tochter von neuem beginnen, der Kampf, bei dem endlich die Revolution doch siegen wird, weil sie das Recht ist und weil das Recht stärker ist als das Unrecht und die Liebe stärker als der Haß.

Revolution ist eine Sache des Rechts und der Liebe, mag ihr immer das Unrecht und der Haß zum Leben verholfen haben. Ihr stärkstes Mittel bleibt zeit ihres Verlaufs der seelische Impuls, aus dem sie hervorging, bleibt Ethos und Pathos. Der Versuch, den Idealismus der Revolutionäre in realpolitische Definition einzufangen, ist Gegenrevolution. Revolution hat nichts mit Politik zu schaffen. Politik ist die Anwendung von bestehendem Recht mit vereinbarten Mitteln, Revolution die Schaffung von neuem Recht mit den Mitteln spontaner Eingebung oder für den besonderen Fall getroffener Verabredung. Politik ist stabil, Revolution muß labil bleiben, bis ihr geistiger Inhalt die Grundlage des gesellschaftlichen Rechts geworden ist.

Das Mittel der Reaktion gegen die Revolution ist stets die Anwendung des erschütterten Rechtes auf die keimenden Verhältnisse. Ehe die Mentalität der breiten Massen von der Erneuerung erfaßt ist, ehe das revolutionäre Geschehen in den nicht unmittelbar an der Tat beteiligten Gemütern den Weg von der Sensation zum Erlebnis zurückgelegt hat, kann die populäre Terminologie des alten Systems zur Verwirrung der Geister und zur Verwischung der Gegensätze zwischen gestern und heute wirksame Dienste leisten. Das freiheitliche Schlagwort im Munde von Traditionshütern ist die größte Gefahr für die Revolution. Es ist das Mittel, die öffentliche Gewalt aus den Händen ihrer revolutionären Usurpatoren in die ihrer früheren Inhaber zurückzuschmeicheln.

Zurzeit arbeitet die Gegenrevolution mit zwei gleich wirksamen, gleich bedenklichen Schlagworten: Demokratie und Pressefreiheit. Beide Begriffe werden unter kluger Anpassung an die Werbeformeln früherer Opponenten zurechtgebogen, um sie als Mittel zur Konservierung von der Revolution bedrohter Vorrechte gebrauchsfähig zu machen. Dieselben Leute, die alle demokratischen Einrichtungen immer als persönlichkeittötende Mechanik verlästert haben, die in der Freiheit des Wortes eine Gefährdung der allgemeinen Sicherheit zu fürchten behaupteten, nehmen jetzt diese Postulate für sich in Anspruch, um zur Verteidigung ihrer schwankenden Position Verbündete aus dem Lager ihrer natürlichen Feinde zu werben. Sie akzeptieren die Forderungen ihrer Gegner, indem sie rabulistisch verschweigen, daß diese Forderungen für sie nur Mittel sind zur Wiederaufrichtung ihrer Macht, während ihre Gegner sie als Komponenten eines künftigen Rechtes betrachten, das aber erst durch die Revolution, also mit grundsätzlich anderen Mitteln, geschaffen werden soll.

Der entscheidende Unterschied zwischen den Auffassungen ist dieser: Die Reaktion vertritt aus selbstsüchtigen Gründen den Grundsatz: Gewalt geht vor Recht. Die Revolution kämpft gegen die Selbstsucht dieses Prinzips aus der Ueberzeugung: Gewalt schafft Recht. Wobei, wie schon gesagt, die Verfügung über die Gewalt ihre Anwendung vermeidlich macht. Nur gilt es ein Recht zu schaffen, das so sehr Anspruch hat auf den Namen Recht, daß es im Gegensatz zu dem durch die Revolution erschütterten Rechtszustand nach seiner Stabilisierung nicht mehr durch die Bereithaltung gewaltsamer Schutzmittel gesichert zu werden braucht.

Die Mittel, die sich der jungen deutschen Revolution gefährdend entgegenstellen, sind außer den unverfälscht gegenrevolutionären Bestrebungen gewisser Offiziers- und Junkerkreise, die geradlienig auf die Niederwerfung der neuen Gewalt konspirieren und die man natürlich keineswegs unterschätzen darf, hauptsächlich solche der tückischen Uebertragung volkstümlicher Worte auf volksfeindliche Absichten.

Demokratie! Der Begriff ist in langen Jahrzehnten als Ausdruck freiheitlichen Empfindens sakrosankt geworden. Die schlagwortfreudige Sozialdemokratie hat ihn ihren Anhängern sogar wie ein untrennbar zum Sozialismus gehörendes Attribut aufsuggeriert. Jetzt dient er der vereinigten Reaktion als äußerst schneidige Waffe gegen den Sozialismus. Kaum war der erste Schritt in die Revolution getan, da war auch schon von den Führern leichtfertig das Wort Nationalversammlung ausgesprochen. Und auf dieses Wort stürzte sich alles, was Privilegien und Vorteile aus der alten Ordnung retten möchte, alles, was an der Erhaltung früherer Autoritäten und Konventionen interessiert ist, alles, was mit Amt und Posten, mit Einfluß und Ansehen auf die bürokratische, beamtenmäßige Ausschaltung eigenwilliger Volkskräfte angewiesen ist. Aus dem im ersten Drang des Mitteilungsbedürfnisses aus dem Aermel geschüttelten nebensächlichen Programmpunkt wurde rabulistisch das Programm selbst gemacht. Die Einlösung des Versprechens wurde zur drohenden Forderung erhoben. Die Einschränkungen, die selbstverständlich die Mitwirkung der Soldaten und Gefangenen und eine Zeit grundsätzlicher Volksaufklärung vorsahen, wurden ignoriert und die Wahlen sofort verlangt. Eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung setzte ein, die die ungeschwächte Aktionskraft des Kapitals, der Presse und der Kirche demonstrierte, und die Agenten der Bourgeoisie in den Ministerien (in Bayern präsentiert durch den demagogischen Sozialpatrioten Auer, den Saboteur des Januarstreiks, den Hauptschuldigen an der reaktionären Beschaffenheit der Gewerkschaften und gegenwärtigen Minister des Innern) bewirkten ein immer schwindsüchtigeres Nachgeben der maßgebenden Gewalten gegen die Forderung der Reaktionäre und endlich, nach einer bewaffneten Demonstration vor dem Eisnerschen Ministerium in München, die Zusage, daß die Wahlen am 12. Januar stattfinden würden.

Herr Eisner hat öffentlich erklärt,, die Wahl am 12. Januar sei jetzt schon als vollzogene Tatsache zu werten. Er irrt. Die Revolutionäre sind entschlossen, fest entschlossen, dem unermeßlichen Unglück, das der Zusammentritt einer konterrevolutionären gesetzgebenden Körperschaft für das Land bedeuten würde, äußersten, entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen. Die Einigkeit, die darüber in allen Teilen Deutschlands bei den verschiedensten Gruppen, Parteien, Organisationen und Einzelpersonen herrscht, die die Durchführung der Revolution zur Befreiung von den alten Mächten wollen, mag ihn darüber belehren, daß dieser Wille ernst ist und daß er nicht vor der Rücksicht auf seine Person halt machen wird. Er sei dahin belehrt, daß sein eigenartiges Verlangen, man möge seine Arbeit in Ruhe lassen, da sie die einzig richtige sei, undiskutabel ist. Sein guter Wille wird von niemandem bezweifelt. Der Kritik ist er aber so wenig wie irgend ein anderer entzogen. Sein Protest gegen die kompromittierten Vertreter des alten Systems in Berlin in Ehren. Er wird es sich aber gefallen lassen müssen, daß auch gegen die kompromittierten Persönlichkeiten an seiner Seite, die ihn in der Nationalversammlungsfrage zur Kapitulation gezwungen haben, protestiert wird. Vor allem mag er sich jedoch gesagt sein lassen, daß wir uns die Unbedenklichkeit seiner persönlichen Polemik nicht länger gefallen lassen werden. Seine wiederholten Aeußerungen, jeder, der ihm von links her die Arbeit erschwere, sei verdächtig, im Dienste der Reaktion zu arbeiten, sind unerhörte Insinuationen. Wünscht Herr Eisner, daß die Opposition gegen Einzelheiten seiner Regierführung sich nicht zur prinzipiellen Opposition gegen ihn selbst steigere, dann wahre er die Formen des persönlichen Anstands. Die Lauterkeit unserer Arbeit steht über jeder Verdächtigung. Herr Eisner sei gewarnt, das Niveau der Polemik nicht in den Schmutz zu ziehen. Gegen eine unnoble Kampfesart werden wir uns zu schützen wissen.

Der Reaktion ist es bis jetzt also schon gelungen, durch skrupellose Benutzung des Schlagwortes Demokratie die bayerische Regierung ihren Wünschen gefällig zu machen. Wir wissen jetzt, daß es demokratische Gerechtigkeit ist, unter Ausschließung vieler Tausender Behinderter, die ihren Kopf für die Interessen derer ins Trommelfeuer gehalten haben, die jetzt ihre Heimkehr nicht mehr erwarten wollen, Millionen von Leuten, die noch keine Ahnung haben, worum es sich bei der Revolution handelt, mit Stimmzetteln zur Wahlurne laufen zu lassen. Wir werden damit den wahren Willen des Volkes kennen lernen. Ach nein, wir werden die Meinung des Großkapitals, der Presse, der Kirche und der Gewerkschaftssekretäre kennen lernen, — und die kennen wir ohnehin. Glaubt wirklich ein denkfähiger Mensch, damit werde sich die Revolution niederbügeln lassen? Man zwingt sie einfach zu schärferen Maßnahmen, man zwingt sie zur Verstärkung ihrer revolutionären Mittel. Der Gefahr, die durch diese Provokation heraufbeschworen wird, werden die Revolutionäre begegnen durch Bewaffnung der Arbeiterschaft, soweit sie sich den Fängen der Gewerkschaftsbanausen entzogen hat, durch die Erzwingung einer Diktatur der Revolution durch Uebertragung der Gewalt in die Hände der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte und durch Unschädlichmachung des Giftes, das das Land mit dem Stoff des Bürgerkrieges erfüllt, der die Geschäfte der Gegenrevolutionäre besorgenden Presse.

Es ist merkwürdig, mit welcher mitleidheischenden Aengstlichkeit die gesamte deutsche Tagespresse ihr heiliges Recht auf Freiheit der Meinung verteidigt. Man hat den Eindruck, als ob nie in der Welt die Zeitungen unter einem ähnlichen Druck despotischer Gesinnungszensur geächzt hätten, wie gerade jetzt. Dabei erfreuen sich die Blätter doch gegenwärtig jeder nur denkbaren Selbständigkeit und Aufsichtslosigkeit und machen einen Gebrauch davon, daß unsereiner, der sein Lebtag nur Opposition getrieben hat, erstaunt ist von den Möglichkeiten des Federkampfes, die diese Neulinge in der Befehdung der herrschenden Macht in so kurzer Zeit ausfindig gemacht haben. Wir haben kritisiert, widerlegt, wohl auch geschimpft und angeklagt, sie lästern hinten herum, verdächtigen, bejammern die Zustände, fälschen die Tatsachen und lügen, lügen, lügen. Gleichzeitig aber beklagen sie sich bitter über die Beschneidung ihres Meinungsrechtes und proklamieren die Pressefreiheit als wichtigstes Fundament aller Volkswohlfahrt.

Dieselben Zeitungen, die jetzt aber, gestützt auf die unbeschränkte Lügenfreiheit, den Verlust ihrer freien Meinungsbetätigung bejammern, haben über vier Jahre auf Diktat des Wolffbüros gelogen, haben eine Zensur des Militärs ertragen, die in ihrer Rigorosität kein Gegenstück in der Geschichte hat, und haben die ganze Zeit hindurch die Aufrechterhaltung ihrer Bevormundung nicht bloß schweigend hingenommen, sondern „im Interesse des Vaterlandes" selbst gefordert. Und jetzt zetern sie und rufen das Volk auf zur Wahrung ihrer Rechte. Welche Wendung durch Gottes Fügung!

Die Seltsamkeit der Gesinnungswandlung der Presse in wenigen Wochen erklärt sich ohne Schwierigkeit. Früher hielt man sie an der Kandare, schrieb ihr zweimal wöchentlich exakt vor, ob gerade die Bolschewiki zu beschimpfen oder zu streicheln waren, (man erinnere sich, daß mehrere Male im letzten Jahre der jetzt so geächtete „Bolschewismus" von oben herunter kommandierte deutschoffizielle Protektion genoß), ob Gott England strafen sollte oder Ludendorff Frankreich und gab ihr die Stichworte für die Verhetzung der Völker, für Deutschlands Unschuld und für Wilsons Falschheit. Aber zugleich empfing Hindenburg ihre Vertreter, lobte sie über den grünen Klee und versicherte, daß der den Deutschen nicht mehr entreißbare Sieg zum guten Teil dem tapferen Verhalten der Presse zuzuschreiben sei. Jetzt läßt man sie aus eigenen Jauchekübeln Lügen schöpfen, hindert sie an keiner Verleumdung und Infamie, schreibt ihnen nichts vor und verbietet nichts. Aber man spricht aus, daß sie würdelose Volksverführer und Lügner sind und unterhält sich öffentlich über ihre Nichtswürdigkeit. Das mögen sie nicht. Darum zetern sie. Ihre Arbeit ist vermehrt, weil sie die Lügen nicht mehr vorgekaut geliefert bekommen, und ihre Arbeit ist erschwert, weil ihre Lügen der Kritik begegnen. Darum lügen sie, daß man sie nicht frei lügen lasse, und das müssen sie lügen, um mit dem Schlagwort Pressefreiheit ihre gegenrevolutionären Zwecke verfolgen zu können.

Die Reaktion marschiert, mögen es die Minister leugnen oder nicht. Sie marschiert aus den Offizierskasinos und den Sitzen der von monarchistischen Offizieren dirigierten Frontsoldatenräten, aus den Konventikeln des Hauptquartiers, aus den Herrensitzen der Junker, den Kontoren der Großindustrie, aus den Pfarrhäusern und Kirchen und aus den Schreibstuben der Gewerkschaftsbeamten, sie marschiert durch die Kanäle der Presse und der Ministerien zu ihrer Geschäftsstelle, der Nationalversammlung. Die Reaktion marschiert und sie marschiert bewaffnet. Denn das Geld der Nation, dessen Macht ungebrochen ist, ist in ihrer Hand, und die Frontsoldaten, die abgeschnitten von jeder Aufklärung über die Lage im Lande mit schwarzweißroten Fahnen unter dem Befehl volksfeindlicher Generäle noch immer die Waffen des Militarismus führen, folgen ihrem Wink.

Darum darf die Revolution nicht schwach werden. Sie muß sich verstärken von Stunde zu Stunde. Die revolutionäre Masse muß bewaffnet werden, nicht um Blut zu vergießen, sondern um Blutvergießen zu verhindern. In Berlin wurde die unbewaffnete Demonstration der Liebknechtfreunde zusammengeschossen, die bewaffnete Demonstration blieb unbehelligt. Die Militärs, die Diplomaten und die Kaisersozialisten müssen von ihren Posten entfernt werden. Hindenburg, der Oelgötze von 1914—18, darf nicht ins Revolutionsjahr 1919 übernommen werden, der ehemalige Kronprinz von Bayern, der immer noch Führer einer mächtigen Armee ist und noch auf keinen Anspruch auf Thron und Macht verzichtet hat, dieser Rupprecht muß unschädlich gemacht werden. Ein Revolutionsgericht muß eingesetzt werden, das den Willen der Revolutionäre, Sozialismus zu schaffen, sichert, indem es die Häupter der Gegenrevolution bloßstellt und das Land vor ihnen schützt. Das Hauptquartier muß den Arbeiter- und Soldatenräten unterstellt werden, deren Macht ausgedehnt und gefestigt gehört. Die Jugend muß für die Revolution gewonnen und an ihre Spitze gestellt werden. Der Presse endlich müssen die Giftzähne ausgebrochen werden. Man schaffe eigene Blätter, die millionenweise ins Volk gehen, um Wahrheit zu verbreiten, wo bis jetzt nur Lügen hingelangten. Und man richte ein Inseratenmonopol ein, das dieser Pest des Volkes die Hauptader der Korruption abbindet, die materielle Abhängigkeit von den Wünschen des Kapitalismus. Man wird sehen, wie schnell die ekelen Reptilien im Sumpf ihrer Herkunft verschwinden werden.

Das sind ein paar praktische Mittel der Revolution. Ueber ihnen stehn ihre ideellen Mittel: die Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit, der Wille zum Guten und zur Menschlichkeit, der unbeirrbare Entschluß, sich selber durchzusetzen bis zum vollen Erfolge, bis zur Verwirklichung der Weltrevolution und zur Erringung der Völkerfreiheit und der Völkerversöhnung im Sozialismus.

E. M.

Die Revolution und der Geist.

Die Revolution ist gekommen und hat endlich den ersehnten Durchbruch gebracht. Und sofort ist die Presse, der große Abzugskanal, durch den die öffentliche Meinung in trüben Bächen sickert, aufgestanden und hat erklärt, daß die Revolution nun beendet sei. „Denn die Revolution darf keine Sekunde länger dauern als bis ihre Ziele erreicht sind und ihre Ziele sind nun erreicht." So proklamiert es die öffentliche Meinung, die da Presse heißt. Der Eifer der öffentlichen Meinung ist verdächtig. Sollte am Ende die Revolution, die mit so vielem Ueberlebtem und Faulem aufgeräumt hat, vielleicht auch der öffentlichen Meinung gefährlich werden können? Und sollte diese schleunige Absage an die Revolution nicht eine ganz bestimmte Absicht verfolgen? Sollte vielleicht gar die öffentliche Meinung fürchten, vor der Revolution in die Luft zu fliegen und an ihrer Stelle einen Erben zu erhalten, der sich aus dem Gesichtskreis des Volkes nicht mehr verdrängen ließe? Und wer könnte dieser Erbe sein? Wir wollen einmal die Frage mit unseren noch revolutionären Augen betrachten. Hat die Revolution — abgesehen von ihrem schaffenden Zukunftswillen — wirklich nur den einen Sinn gehabt, den Militarismus und seine Zwillingsschwester, die Monarchie zu beseitigen? Oder hat sie sich nicht gegen einzelne Mißbräuche, die je nach den Zeiten wechseln, sondern gegen den Mißbrauch überhaupt gewandt? Die Revolutionen aller Zeiten, mögen sie noch so verschieden an Aussehen sein, haben doch eines gemeinsam. Und die Revolutionen aller Zeiten sind, auch wenn sie erfolgreich waren, doch immer wiedergekehrt. Worin liegt nun diese Notwendigkeit ständig wiederkehrender Revolutionen begründet? Sollten sie bisher ihr letztes Ziel, ihren ärgsten Feind nicht erkannt und getroffen haben? Wir werden es sogleich sehen, worin dieses letzte Ziel, dieser ärgste Feind besteht. Wie ist es denn überhaupt möglich, daß eine Revolution entsteht? Eine Revolution ist doch immer eine Erschütterung, die gewaltiger Anstrengungen bedarf. Und der Mensch liebt jedenfalls keine unnützen Anstrengungen. Wenn er sich also zu Anstrengungen aufrafft, dann muß ihn irgend etwas von außen oder von innen dazu nötigen. Ein Druck, eine furchtbare Gewalt, etwas, das er unbedingt von sich abschütteln möchte. Solch ein Erpresser der Revolution hat ihr nie gefehlt. Und jedesmal ist auf den jahrelangen Druck die Befreiung, wenn auch oft nur momentan, gefolgt, und tausend Fesseln sind dann zerrissen. Aber die Glieder waren gleichsam erstarrt von ihrer langen Gefangenschaft und konnten ihre Freiheit nicht benützen. Und bis sie sich langsam erholten, da war es meistens schon wieder um die Freiheit geschehen. Und das alte Spiel erneuerte sich. Sollen nun die Glieder, die sich von den Fesseln befreit haben, zwischen den Trümmern des Zerstörten müßig liegen, bis die Feinde der Freiheit wieder das alte, eiserne Band geschmiedet haben? Die Glieder, die befreit worden sind, das sind wir alle, das ist jeder einzelne ohne Unterschied der Person unter uns. Ja wir alle und ein jeder einzelne von uns hat auf seine Weise ein Stück der neuen Freiheit erworben. Er mag sie nun gewollt haben oder nicht, er mag dafür gekämpft haben oder nicht. Nicht bloß die Arbeiter und Soldaten, auch die Unternehmer und Offiziere, nicht bloß die Schüler und Studenten, auch die Lehrer und Gelehrten, die Männer und Frauen, die Künstler und Geistlichen, sie alle haben an der Revolution einen Anteil gewonnen. Nur daß die einen freudig und jubelnd ihre neue Freiheit vor sich sehen, während die andern starr und finster auf die Trümmer schauen, unter die sie sich selber begraben möchten. Und doch hat für alle der gleiche Geist geweht und diejenigen, die manches verloren haben, könnten doch viel besseres erringen, wenn sie sich innerlich ernst bemühten. Denn die Revolution hat etwas Ungeheueres getan. Sie hat uns alle befreit von unserer gesamten Vergangenheit und von den Grenzen unseres

eigenen Ich, sie hat uns wieder an den Anfang gestellt und alle Möglichkeiten des Lebens und Denkens zurückgegeben, die wir verloren hatten. Sie hat uns im wahrsten Sinne des Wortes frei von allem gemacht. Aber können wir auch diese Freiheit benützen, die uns bisher so ungewöhnlich war? Sind wir nicht wie Lahme und Blinde, Taube und Stumme, die ein Wunder wohl kräftig gemacht, die aber mit ihrer plötzlichen Kraft nichts anzufangen wissen? Hören wir nicht schon wieder auf die öffentliche Meinung, die uns so lange Jahre gegängelt, die uns ins Elend gestürzt, damit unter ihrem Gift unsere erst allmählich erwachenden Gedanken schon wieder einschlafen? Verlangen wir nicht sogleich, daß die Revolution, die uns eben freigemacht, augenblicklich wieder verschwinde, damit wir ins alte Elend zurückgleiten? Wir haben wohl Trümmer gesprengt, aber wir liegen noch zwischen ihnen begraben und ehe die Revolution verschwinden darf, müssen wir selber so weit sein, daß wir aufrecht stehen und gehen können und daß uns nichts, niemand mehr in Abhängigkeit von sich bringen kann. Wir haben wohl die Freiheit, aber die Freiheit hat uns noch nicht erworben. Und auf die Revolution in der äußeren Welt, die unvermeidlich und anspornend war, muß nun die Revolution in der inneren Welt, muß die Revolutionierung des Menschengeistes selber erfolgen. Arbeiter und Bauern, Soldaten und Gelehrte, Künstler und Studenten, Männer und Frauen, ihr alle seid schon einmal und manche von euch schon unzähligemale Revolutionäre gewesen. Ihr seid es in eurem stillen, privaten Leben gewesen und habt es vielleicht nicht einmal geahnt. Ihr alle seid unfrei gewesen bis heute und habt gekämpft, bewußt oder unbewußt, die einen mit Hacke und Schaufel, um ihr bischen Brot inmitten von soviel Elend, die andern mit der Feder und dem Gedanken um ein Quentchen Wahrheit in der allgemeinen Finsternis, die dritten mit ihrer Liebe gegen den Haß einer Welt und andere wieder anders. Ihr habt gekämpft und seid nicht müde geworden und ihr wolltet euch jetzt feig dem viel größeren Kampf entziehen, wo es um die Revolutionierung aller, wo es um die Freiheit und das Glück einer ganzen Welt geht? Ihr wart bisher Sklaven und führtet Krieg gegen euch selbst, ihr sollt jetzt diesen Feind des Alltags, der Schwere, des Vergessens, der über euren Gedanken lastet, aufscheuchen und revolutionieren, damit ihr den Sinn eurer Taten behaltet. Die Revolution steht erst am Anfang, ja sie ist nur ein ewiger Anfang und ihr müßt sie hüten und bewahren wie ein Feuer, das nie erlöschen darf. Ihr müßt euch daran entflammen zu Hause, bei der Arbeit und im Kreis eurer Nächsten und ihr müßt die Flammen hinaustragen zu dem Volk auf die Gassen, in die Hörsäle und in eure Gedanken und Kunstwerke, bis das ganze Land davon in einem Leuchten steht. Das Volk muß sich revolutionieren Tag für Tag und der Einzelne muß sich revolutionieren Stunde für Stunde, bei der Arbeit, in seinen heimlichen Gedanken, dann kann die öffentliche Meinung ungescheut wiederkehren. Und die Wissenschaft mit ihrem Köhlerglauben und die Religion mit ihren Gespenstern kann wiederkehren. Ihr Werk wird trotzdem vergebens sein. Die Revolution ist jetzt noch ein halbes Geschenk, das euch in den Schoß gefallen ist, ohne daß ihr es recht begriffen habt. Die Revolution muß erst noch verdient werden. Und dieser Kampf muß unablässig von euch geführt werden, damit ihn eure Kinder von euch als ihr kostbarstes Erbgut übernehmen und weiterführen. Die Revolution ist nicht nur der Anfang — denkt an Luzifers Empörung im Himmel und diese Erde, die er euch als Wohnstätte schuf — sie ist auch das Ziel und das Ende alles Menschengeistes. —

Eugen Diem.

Mein Putsch gegen die Münchner Zeitungen.

Ich muß wohl so sagen: „Mein Putsch.“ Denn die sittliche Entrüstung aller guten Bürger über den unerhörten Angriff auf die Lügenfreiheit der Presse hat sich meine bescheidene Person als Objekt zum Anspucken ausgesucht, und die aus ihrer selbstzufriedenen Besitzgemächlichkeit aufgeschreckten öffentlichen Meinungsfarmer selbst haben ihre Schreibkulis beauftragt, mich vor ihren Opfern als Oberbolschewisten und anarchistischen Mordbrenner aufzufrisieren.

Soll ich mich vor angstschlotternden Spießbürgern rechtfertigen? Soll ich winseln: ich bin's ja gar nicht gewesen? Nein: ehe ich die Erklärung wiederhole, die ich schon in der Sitzung des Landesarbeiterrates im Landtag abgegeben habe, will ich vor denen, die Revolutionszeiten mit revolutionierten Nerven zu erleben wissen, bekennen: jawohl, ich war dabei, ich habe zu dem Versuch mitgeholfen, der Wahrheit gewaltsam durch die Sperre der Korruption, der Lüge, der Verleumdung, der methodischen Volksverblödung Bahn zu schaffen, ich habe mich endlich zum Wortführer und zum ausführenden Organ des empörten Willens freiheitswilliger Kameraden hergegeben. Und ich finde, daß ich damit recht gehandelt habe, nachdem ich an der Ausführung der Aktion selbst doch nichts mehr ändern konnte.

Erst nach Ablegung dieses Bekenntnisses wiederhole ich meine Feststellung im Landtag: Initiator des Unternehmens war ich nicht, meine Bedenken dagegen waren stark und ich habe sie meinen Freunden nicht vorenthalten. Ich tat mit aus dem Pflichtgefühl kameradschaftlicher Solidarität heraus und um dem Versuch den Charakter einer würdigen, starken revolutionären Demonstration wahren zu helfen.

Der Verlauf war der: Ich hatte am Freitag Abend in einer Versammlung im Schwabingerbräu gesprochen. In der Diskussion war von allen Rednern das wahrhaft schimpfliche Verhalten der gesamten Tagespresse kritisiert und von mehreren von ihnen verlangt worden, man müsse die Redaktionen besetzen, die Betriebe den ganz vom inserierenden Kapital abhängigen Verlegern abnehmen und sie durch Uebergabe in die Hände der darin wirkenden Kopf- und Handarbeiter genossenschaftlich sozialisieren. An eine Verwirklichung des Planes dachte ich dabei noch gar nicht. Erst nach Schluß der Versammlung teilten mir meine Freunde, zumeist Soldaten, mit, daß man sofort aufbrechen wolle, um den „Bayerischen Kurier“ mit Beschlag zu belegen. Ich riet ab, weil ich fand, solches Unternehmen müsse auf der vollständigen Sicherheit fußen, daß kein Blutvergießen damit verbunden sein könne und die Verteilung der redaktionellen Arbeit müsse vorher organisiert sein. Mein erstes Bedenken konnte zerstreut werden, und danach wollte ich das Zutrauen meiner Kameraden zu mir, ich werde ein Blatt schon fertig kriegen, nicht enttäuschen. So brachen wir auf, zwanzig Monn stark. Am Färbergraben trafen wir auf eine große Menge Soldaten, die von einer Versammlung im Mathäserbräu kamen. Sie hatten ganz unabhängig von uns beschlossen, die „Münchner Neuesten Nachrichten“ zu besetzen und folgten nun zuerst unserer roten Fahne zum „Bayerischen Kurier“. Dort hielt erst ich, dann ein Kamerad von mir von der Freitreppe im kleinen Hof eine Ansprache, in der wir die Gründe unserer Aktion auseinandersetzten und übrigens keineswegs, wie das schwarze Blatt tags darauf berichtete, die Einsetzung einer Pressezensur verlangten. Die Besetzung erfolgte vollständig ruhig. Ich erklärte dem Verleger des Blattes den Vorgang, indem ich ihm die absolute Sicherheit seiner Person garantierte und überlieferte dann die Maschinen dem technischen Personal in genossenschaftlichen Besitz, die die Arbeiter in Gemeinschaft mit den von uns einzusetzenden künftigen revolutionären Redakteuren, bezw. auch mit denen, die wir etwa übernehmen könnten, genießen sollten. Sie erklärten sich sofort einverstanden, uns unter den versprochenen Bedingungen als Auftraggeber anzuerkennen, und wir gingen ans Werk.

Während wir den Inhalt der ersten revolutionären Nummer des „Neuen Münchner Tageblattes“ herstellten, (der im gleichen Hause herausgegebene „Bayerische Kurier“ hätte erst mittags erscheinen sollen) erschien plötzlich der Ministerpräsident Eisner, gefolgt vom Polizeipräsidenten Staimer und Stadtkommandanten Dürr, um mich meiner neuen Würde als Chefredakteur der beiden schwärzesten Zeitungen Bayerns zu entsetzen. Das wäre ihnen kaum gelungen, ehe die erste Nummer mit unserer Rechtfertigung erschienen wäre, wenn nicht Herr Eisner, dessen Qualifikation als Hilfsbüttel eines großkapitalistischen Unternehmens mir durchaus nicht einleuchtete, unbemerkt in den Setzersaal gelangt wäre und das Personal heimgeschickt hätte. Ob die Arbeiter gegangen wären, wenn ich an ihrer Unterredung mit Eisner hätte teilnehmen können, ist mir sehr fraglich, da mir schien, als ob ihnen der von mir angebotene Mitbesitz viel besser gefallen hätte als die Fortdauer ihrer Eigenschaft als Ausbeutungsobjekte eines ganz besonders gewissenlo. schaltenden Organs.

Ohne Setzer und Drucker konnten wir natürlich nicht weiter arbeiten. Inzwischen hatten wir von den Redaktionen der übrigen Zeitungen, die von den Kameraden übernommen waren, Bescheid, daß Herr Eisner auch dort in Person die Rechtsordnung der bürgerlichen Kapitalsgesellschaft wieder aufgerichtet hatte. Nur bei der „Münchner Zeitung“ war die Behörde noch nicht gewesen. Auf eine Okkupation dieses Blattes verzichteten wir gleich, beschlossen nur, die Maschinen dieses Mittagsblattes zur Herstellung eines Flugzettels in Anspruch zu nehmen, auf dem die Meinung der revolutionären Internationalisten kurz zur Geltung gebracht werden sollte. Ich war gerade mit dem Abfassen dieses Flugblattes beschäftigt, als Herr Eisner wieder anrückte. Ich kann nicht leugnen, daß ihm die Verhinderung auch dieser Publikation gelang. Nur ein paar unkorrigierte, vorher schon dort gedruckte Zettel mit der Mitteilung, daß die Zeitungen revolutionärer Besitz geworden seien, klebten am nächsten Morgen an vielen Straßenecken Münchens.

Unser Unternehmen war also gescheitert, und alle haben recht, die es als vollständig unberechtigt verlästern. Denn die Berechtigung einer revolutionären Handlung ergibt sich nur aus ihrem Erfolg. Wäre die Beschlagnahme der Münchner Tageszeitungen durch die Kommunisten geglückt, dann würde kein Mensch sich darüber aufregen. Denn die öffentliche Meinung wäre dann eben kommunistisch geworden, und sie bestimmt ja das Ja oder Nein aller guten Bürger. Der Ministerpräsident des Volksstaates Bayern hat höchstselbst dafür gesorgt, daß die öffentliche Meinung Münchens heute noch dieselbe Dreckschleuder ist wie vor dem „Putsch“, daß sie ihm auf Schritt und Tritt Prügel zwischen die Beine wirft, und daß ich der verruchte Schweinehund bin, mit dem man die Münchner Kindl bange macht.

Was von der Aktion übriggeblieben ist, ist immerhin bei den Veranstaltern die Erleichterung, die man verspürt, wenn man in großem Zorn einmal kräftig auf den Tisch gehauen hat, bei den Betroffenen hoffentlich die Einsicht, daß jeder Geduld irgendwo Grenzen gesteckt sind. Dem bayerischen Volk ist die alte Sitte des Haberfeldtreibens doch wohl noch nicht ganz aus dem Gedächtnis geschwunden. Was in jener Nacht zum 7. Dezember in München geschah, war eine Art Haberfeldtreiben. Mögen sich die, denen es passierte, daraus eine Warnung nehmen

Sie haben über vier Jahre dem naiven, urteilslosen Volk, das noch ganz von der Kirche und Presse abhängt, Lügen der verwegensten Art vorgesetzt. Sie haben unter schändlichem Mißbrauch der christlichen Religion der Liebe Haß in die Herzen gestreut. Sie haben die Schuldigsten aller Schuldigen der Weltgeschichte tagaus tagein reingewaschen und sich dadurch mitschuldig gemacht an ihrer Schuld. Sie haben andere, deren Unschuld feststeht, mit Schuldsprüchen verleumdet. Sie haben die grauenhaftesten Verbrechen aller Zeiten verteidigt und selbst gefordert, sie haben Land und Güter fremder Völker begehrt zur Bereicherung der eigenen Landsleute. Sie haben durch falsche Angaben und lügenhaftes Siegesgeschrei trügerische und obendrein verbrecherische Hoffnungen genährt, und sie haben alle, die Wahrheit verbreiten wollten, als Verräter beschimpft und den Schergen ausgeliefert. Und als dann der ganze Trug an den Tag kam, als die Niederlage Deutschlands den Aufstand des Volkes entfesselte und der Schrei nach Anstand, Güte und Gerechtigkeit die revolutionäre Forderung nach Sozialismus und Völkerverbrüderung wachrief, da haben sie weitergelogen und das Volk im Unklaren gehalten über alles, was vorwärts und aufwärts drängt. Ganz mit derselben Vermessenheit und Unwahrhaftigkeit, mit der sie die „Feinde“ früher in gehässigen Zerrbildern als Schurken und Teufel hinstellten, haben sie auch nachher und ohne Reue und Scham sich und ihre Sache unschuldig zu machen gesucht, gegen die Ansprüche der siegenden Gegner scharf gemacht und gerade dadurch die Not des Landes, dessen tiefste Ursache das Mißtrauen ist, das uns in der ganzen Welt begegnet, gesteigert.

Gegen dieses ekelhafte, würde- und ehrlose Gebaren war unser Putsch ein Protest. Mag das Ministerium Eisner gegen dergleichen Aktionen im Ton kommandierender Generäle rücksichtslose Anwendung von Waffengewalt androhen, oder mag der Stammtisch zum blauen Ochsen mir Rache und Tod schwören — zu schämen haben sich des Putsches vom 7. Dezember die, die ihn provozierten, nicht wir, die ihn ausführten.

Erich Mühsam.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105 IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 3. Dienstag, den 7. Januar 1919 5. Jahrgang.

NATION. VER SAMLUNG

RUHE SANFT

REVOLUTION

Das Beispiel lebt.

(Gedichtet März 1918.)

Das Beispiel lebt. Wir müssen nicht mehr sinnen:
Wie wird uns Friede? wie Gerechtigkeit?
Wir sahen Kämpfer, sahen Kämpferinnen
und sahn ein Volk, das selber sich befreit.
Es fiel ein Zar, ein alter Thron zerbrach
und eitle Trugpropheten stürzten nach.

Das Beispiel lebt. Aus aufgestautem Jammer
schoß zischend in das Meer von Blut die Tat.
Getroffen von des Zornes mächtigem Hammer
zersplitterte der ihn erzeugt, der Staat.
Alt-Rußland stirbt, wenn unter Schmerzen gleich,
und neuer Wille schafft ein neues Reich.

Das Beispiel lebt. Wird es das Volk befruchten,
das demutvoll die tiefste Schmach erlitt,
das stets den Rücken krummte unter Juchten,
das immer nur die eigne Qual erstritt?
O Deutschland, zwischen Furcht und Hoffnung schwebt
wer deine Pflicht erkennt. — Das Beispiel lebt.

Erich Mühsam.

Manifest an die zivilisierte Welt.

Der Krieg ist zu Ende. Der deutsche Imperialismus ist besiegt und muß für seine Raublust harte Strafe leiden. Das vom Krieg gegeißelte, vom Hunger zermürbte Proletariat Deutschlands muß die Siege teuer bezahlen, weil es sich der Politik seiner herrschenden Klassen unterworfen hat. Die Sieger, die noch vor kurzer Zeit der ganzen Welt verkündeten, daß sie nur für den Triumph der Gerechtigkeit, für das Glück aller Völker Millionen Menschenleben zugrunde richteten, haben jetzt das besiegte deutsche Volk gezwungen, Waffenstillstandsbedingungen anzunehmen, die zehnmal härter sind als der Friede von Brest-Litowsk, und die Deutschland unvermeidlich mit Hunger bedrohen. Der Zynismus der unmenschlichen imperialistischen Politik wird von Tag zu Tag deutlicher und bedroht die Völker immer offensichtlicher mit neuen Kriegen und neuem Blutvergießen. Präsident Wilson, gestern der beredte Verteidiger der Freiheit der Völker und des Rechts der Demokratie, rüstet heute eine gewaltige Armee aus für die „Wiederherstellung der Ordnung" im revolutionären Rußland, wo das Volk schon sein natürliches Recht verwirklicht hat, die Macht in seine eigene Hand zu nehmen und nach bestem Vermögen danach strebt, den Grund zu einer neuen staatlichen Ordnung zu legen. Ich will nicht leugnen, daß diesem Aufbauen ein oft unnützliches Umstürzen vorausgegangen ist. Ich bin aber mehr als irgend ein anderer berechtigt und imstande, zu erklären, daß die kulturelle Umgestaltung, die unter besonders schwierigen Verhältnissen vor sich geht und heroische Kraftanstrengungen erfordert, jetzt nach und nach einen Umfang und eine Gestalt annimmt, die in der menschlichen Geschichte bisher unbekannt waren. Das ist keine Uebertreibung. Noch vor kurzer Zeit Gegner der Sowjetregierung und immer noch in vielen Dingen nicht mit ihr in Uebereinstimmung, kann ich doch sagen, daß die Geschichtsschreibung dereinst bei der Bewertung der Arbeit, die von den russischen Arbeitern während eines Jahres geleistet wurde, nur Bewunderung haben wird für die Größe der Kulturtaten dieser Zeit. Ich will keine Tatsachen aufzählen. Nur das will ich sagen, daß dieser Prozeß, der dem russischen Volk erst die Grundlagen der Weltkultur zugänglich macht, Herzenssache eines jeden ist, der nach der Erneuerung der Welt strebt, und daß jeder von ihnen sich über die Kraft, die Schnelligkeit und den Eifer, womit das russische Volk sich bemüht, ein neues kulturelles Leben aufzubauen, nur freuen kann und soll. Es ist wahr, daß bei dieser Arbeit, die Weltbedeutung hat, in Rußland große Fehler gemacht und unnötige Grausamkeiten begangen worden sind. Welche Bedeutung haben indessen diese Fehler im Vergleich zu den abscheulichen Verbrechen des Krieges, die die englischen und deutschen Imperialisten begangen haben. Dieser verruchte Krieg hat das Fieber in den Herzen aller europäischen Völker erzeugt und die ohnehin schwachen Begriffe der Menschen vom Wert des Lebens und der Ehre der Arbeiter getötet. Ziehen die Imperialisten Europas und Amerikas gegen die Revolutionäre Rußlands zu Felde, weil die russische Revolution gegen die Humanität verstößt, oder weil die russischen Arbeiter es an Edelmut gegen ihre besiegten Klassenfeinde fehlen ließen? Nein, so schön, so idealistisch, wie die Zeitungen Englands, Frankreichs, Amerikas und Japans die Sache darstellen, ist sie nicht. Sie ist viel einfacher: die Imperialisten der drei Kontinente wollen die politischen Verhältnisse und Einrichtungen stärken und festigen, mit denen sie ihre Macht über den Willen der Völker sichern können; die Verhältnisse, die einer kleinen Minorität die Verfügung über Willen und Leben der Majorität einräumen, — derselben Minorität, die das wahnsinnige Blutbad veranstaltet hat. Man sollte meinen, daß alle vernünftigen und ehrlichen Menschen der ganzen Welt die Finsternis, die Grausamkeit, den Egoismus, die Heuchelei und die Dummheit der Grundlagen des kapitalistischen Systems klar erkennen müßten. Die Zeit scheint gekommen, um alle wahrhaften und denkenden Menschen davon zu überzeugen, daß der Kapitalismus seine schaffende Kraft verloren hat, daß er ein Ueberbleibsel der Vergangenheit, ein Hindernis der Entwicklung, der Weltkultur ist, daß er Feindschaft stiftet zwischen Einzelnen, zwischen Familien, Klassen und Völkern, und daß der schöne Traum der großen Brüderschaft der Völker nicht verwirklicht werden kann, solange noch der unversöhnliche Kampf zwischen Arbeit und Kapital fortdauert. Ich leugne nicht, daß der Kapitalismus seine Verdienste um den arbeitenden Teil der Menschheit hat, daß er aus seinem Fleisch und Blut die Voraussetzungen für einen Uebergang zur neuen, vollkommenen und gerechten Gestaltung des Gesellschaftslebens im Sozialismus geschaffen hat. Jetzt aber, da der infame Krieg die ganze Niederträchtigkeit, Unmenschlichkeit und den Zynismus des alten Systems zur äußersten Sichtbarkeit gebracht hat, jetzt ist sein Todesurteil gesprochen. Wir Russen werden mit Recht als ein hinter der Kultur zurückgebliebenes Volk angesehen; wir sind ein Volk ohne Traditionen, aber gerade daher kühner, rebellischer und von Einflüssen der Vergangenheit weniger abhängig, — und so haben wir zu allererst den Weg zur Beseitigung der überlebten Zustände der kapitalistischen Gesellschaftsorganisation betreten. Deshalb sind wir überzeugt, daß wir mit unserer großen Aktion das Recht auf die Sympathie und die Hilfe der Proletarier der ganzen Welt und aller Leute erworben haben, die schon vor dem Kriege an den sozialen Lebensverhältnissen der Völker scharfe Kritik geübt haben. War diese Kritik damals aufrichtig, dann müßten alle ehrlichen Menschen Europas und Amerikas unser Recht anerkennen, unser Leben so umzugestalten, wie wir es für nötig halten. Wenn manche geistigen Arbeiter wirklich ein Interesse für die Lösung der großen sozialen Frage haben, müssen sie sich gegen diejenigen erheben, die die Wiederherstellung des alten Regimes anstreben, die die russische Revolution mit Strömen russischen Bluts austilgen, sich Rußland unterwürfig machen und es danach ausplündern möchten, wie sie vor dem Kriege die Türkei und andere Länder ausgeplündert haben, und wie sie jetzt die Ausplünderung Deutschlands vorbereiten. Dies ist der wahre Wunsch der Imperialisten, dies ist ihre heilige Aufgabe. Der Leiter des Feldzuges gegen Rußland ist Woodrow Wilson. Die Fackel der russischen Revolution, die ihr Licht über die ganze Welt wirft, hält Lenin fest in seiner Hand. Das Proletariat und die Intelligenzen werden entscheiden, wer ihnen näher steht, der Verteidiger des alten Regimes, der Repräsentant der überlebten kulturvernichtenden Minoritätsregierung oder der Leiter und Lehrer neuer sozialer Ideen und Erregungen, der den schönen Gedanken aller Arbeiter vom Glück der freien Arbeit in der Brüderschaft der Völker verkörpert. Fast jedes Volk hat sich zu Zeiten als den Messias betrachtet, der berufen sei, die Welt zu retten. Es ist offenbar, daß die Geschichte jetzt diese hohe Mission dem hungernden, durch drei Jahrhunderte geknechteten und vom Kriege erschöpften russischen Volk auferlegt hat. Unter der Drohung, räuberischer Vergewaltigung zu erliegen, spricht es zu den Arbeitern und zu den ehrlichen Menschen der ganzen Welt: Folgt uns in das neue Leben, an dessen Gestaltung wir arbeiten, ohne uns selbst zu schonen, ohne irgendwen, ohne irgendetwas zu schonen. Dafür arbeiten wir irrend und leidend nur mit der heißen Hoffnung auf Erfolg und stellen alle unsre Taten dem gerechten Urteil der Geschichte anheim. Folgt uns in den Kampf gegen die alte Ordnung, helft uns arbeiten an der neuen Gestaltung des Lebens, an der Freiheit und Schönheit des Lebens!

Maxim Gorki.

Die gesamte deutsche Tagespresse hat sich der Pflicht entzogen, Maxim Gorkis Manifest an die zivilisierte Welt ihren Lesern weiterzugeben. Sie, die sich über 4 Jahre lang ehr- und würdelos unter die Zensur einer barbarischen Militärdespotie zwingen ließ, die jedes publizistischen Schamgefühls bar auf das Diktat roher Gewaltmenschen Lügen und Verleumdungen verbreitete, die darüber hinaus in freiwilligem Helotentum jeden Versuch, Wahrheit zu vermitteln, unterdrückte und niederschrie, weiß auch heute, nachdem das Volk seine Befreiung in die eigene Hand genommen hat, noch keine bessere Mission zu erfüllen, als der Revolution durch Fälschen und Verschweigen der Wahrheit Hindernisse in den Weg zu legen und alle reaktionären Bestrebungen zu fördern. Das beliebteste Mittel ihres systematischen Volksverrats ist das Bangemachen vor „russischen Zuständen". Man ängstigt die Leute mit dem „Bolschewismus", indem man die herrliche Arbeit der russischen Revolution verleumderisch mit dem Unglück und der Grausamkeit belastet, die das deutsche Verbrechen von Brest-Litowsk über das Land gebracht hat, das Verbrechen, an dem die deutsche Presse überreiche Mitschuld trägt. Gorkis Manifest (ich übernehme es nach eigner sprachlicher Ueberarbeitung dem Züricher „Volksrecht") wird hoffentlich dazu beitragen, auch in Deutschland einem gerechten Urteil über das Werk unserer russischen Vorkämpfer und damit der Erkenntnis der eigenen revolutionären Pflichten den Weg frei zu machen. Der Kapitalismus wehrt sich seines Lebens mit den schlechtesten Mitteln der Lüge und der Heuchelei. Erwehren wir uns seiner mit den Mitteln der Menschlichkeit und der Revolution, zu denen Maxim Gorki uns aufruft.

E. M.

Ziele der Revolution.

In den beiden ersten Nummern dieser Kampfzeitschrift ist von den Aufgaben gesprochen worden, die die Revolution zu erfüllen hat, ehe sie zugunsten einer regelmäßig funktionierenden Dauerordnung abdanken darf und von den Mitteln, die sie anwenden oder doch bereithalten muß, um die Durchführung dieser Aufgaben zu sichern und ihren Widerständen zu begegnen. Es bleibt noch übrig, in groben Umrissen die Ziele aufzuzeigen, die hinter der Revolution stehen, denen die Revolution, soll sie nicht im Sande philiströser Reförmchen verröcheln, die Wege freilegen soll.

Es ist klar, daß diese Ziele sich nur aus den sittlichen Antrieben zur Revolution ergeben können und daß sich die Männer und Frauen des 7. November nie und nimmer mit Abschlagszahlungen zufrieden geben werden, die die Nutznießer der Staatseinrichtungen bis 1914 und die Konjunkturpolitiker des Weltkrieges zu bewilligen bereit sind. Das Entgegenkommen derer, die die Mission der Umwälzung damit als beendet ansehen, daß innerhalb der alten Staats- und Wirtschaftsordnung einige Veränderungen verfassungsrechtlicher Natur vorgenommen sind, muß aus jeder Abmessung der revolutionären Möglichkeiten ausscheiden. Entscheidend für die Zielsetzung der Revolution ist ihr eigener Schwung, nicht die Besorgnis zufälliger Zeitgenossen, die sich wohl oder übel abfinden müssen.

Der sittliche Antrieb der deutschen Novemberrevolution kam aus der Erkenntnis der tieferen Ursachen all des Jammers, den wir in den letzten Jahren durchlebt haben. Es ist wohl richtig, daß ein anderer Ausgang des Weltkrieges den Ausbruch des Vulkans vertagt hätte, aber es ist völlig falsch, zu meinen, ein Sieg im Stil Tirpitz-Ludendorffscher Pläne

oder das Verebben des Blutstroms nach dem Rezept Hugo Haases: weder Sieger noch Besiegte — hätte die Revolution verhindert. Eine Massenpsychose des Triumphes, wie sie jetzt die Franzosen ergriffen hat, wäre mit dem Apparat der in Deutschland besonders meisterhaft ausgebildeten Stimmungsbeeinflußung zweifellos über Wochen und Monate akut zu halten gewesen. Jede ernüchternde Kritik wäre von den durch keine Gewissens- oder Rechtlichkeitsbedenken gehemmten Unterdrückungsorganen der Patrioten abgewürgt worden. Die im tiefsten Kern korrumpierte Presse, das allzeit feile Werkzeug jeder auf Lüge und Verrat angewiesenen Gewalt, hätte weiterhin wider Einsicht und Wissen alle Versuche, Wahrheit ins Volk zu tragen, totgeschwiegen, in ihr Gegenteil verfälscht, verlästert oder als verbrecherische Landesschädigung denunziert. Die Warner und Freunde des Volkes wären der Praxis der vier Kriegsjahre entsprechend möglichst geräuschlos mit Redeverboten, Ueberwachungen, Verhaftung oder Verbannung aus den Bezirken ihrer Wirkungsmöglichkeit entfernt worden, und mit Guirlanden und bunten Lappen, Waffengerassel und Siegestiraden, Musik und Hosiannageschrei, mit Triumphbogen und Festgepränge wäre das berauschende Gift allgemeiner Begeisterung ins Volk gespritzt worden, das im August 1914 seine grauenvolle Wirkung ausübte. Aber wie damals wäre früher oder später dem Rausch der Katzenjammer gefolgt. Eines Tages wären die von der Lust der Selbstbewunderung und der Schadenfreude verglasten Augen in flackernde Angst geraten, wenn sie die Millionen hätten suchen wollen, die um des Ruhms der Generäle und um des Geschäfts der Spekulanten willen mit Flüchen im Herzen irgendwo in Flandern oder Mazedonien, in Mesopotamien oder am Isonzo oder wo sonst noch überall die Sicherheit der deutschen Grenzen geschützt werden sollte, elend verendet sind, oder wenn in gespenstischem Reigen die Krieger mit abgesägten Armen und Beinen die Blinden und Irren, die Entstellten und Entwerteten anklagend in ihren Kreis getreten wären und hinter ihnen die Legion verlassener Waisen, ums Glück betrogener Witwen, ihrer Hoffnung beraubter Eltern. Da wären die am bengalischen Illuminationsfeuer geblendeten Augen plötzlich sehend geworden und hätten erkannt, daß das gewonnene Paradies eine traurige Wüste sei und aus dem schimmernden Glanz der Jubeltrunkenheit wären Tränen der Trauer geworden und aus denen Tränen der Empörung. Die Revolution wäre emporgestiegen aus den Tiefen eines gewonnenen oder unentschiedenen Krieges so gut wie aus dem Morast der Niederlage. Die Erkenntnis des Wesens des Krieges hätte zur Erkenntnis seiner Ursachen geführt. Aus dieser Erkenntnis wäre die sittliche Notwendigkeit des Aufruhrs erwachsen, wie sie erwachsen ist aus der Erkenntnis der Ursachen der Niederlage und aus dem Beispiel, das uns das russische Volk gab. Das Beispiel aber wirkt weiter. Die Besiegten geben es weiter an die Sieger. Unvermeidlich, wie die Flamme überspringt auf das dünn geschichtete trockene Holz, das ihren Zungen erreichbar ist, wird die Revolution, die, im Osten entzündet, vom Sturm der Erkenntnis getragen nach Westen gegriffen hat, weiter brennen und um sich greifen, bis der ganze Weltball von ihr glüht, bis Europa in ihrem Feuer steht, bis England und selbst Amerika und Asien ihr unwiderstehlich anheimfällt, bis in der Weltrevolution vollendet wird, was aus Weltennot und Weltenjammer entkeimte.

Sie blicken einander fragend an, die guten Deutschen, und trauen sich nicht daran zu glauben, daß auch in Frankreichs vom Tritt feindlicher Eindringlinge gemarterter und nun erlöster Erde die Triebe der Revolution schießen. Die enttäuschten Militärs zwar, die heimlichen und offenen Reaktionäre alle, die lieber heute als morgen die vertriebenen Gottesgnadenherren wieder vor ihren Geschäftswagen spannn möchten und schon halb am Galgen den Strick am Halse zu lockern suchen, um „Revanche" schreien zu können, die beten inbrünstig zu ihren Heiligen, sie sollen doch den „Bolschewismus" hinüberschlagen lassen zu den Feinden drüben, damit dort Panik entstehe, die sie ausnützen könnten zu Rache und Plünderung. Sie hoffen auf die Weltrevolution wie wir Revolutionäre, die wir das französische Volk befreit sehen möchten von den Ketten, die dort die Brüder noch binden, und die wir abzuwerfen begonnen haben. Ja, was die deutschen Nachhuten despotischer Machtsysteme bange hoffen, das ist uns Glaube und zuverlässige Gewißheit. So wahr das Gefäß der kapitalistischen Weltorganisation einen Sprung hat, der sich mit keinem Kitt mehr stopfen läßt, so wahr wird es auseinanderfallen, um niemals wieder in ähnlicher Gestalt erstehen zu können. Denn den Ententerevolutionären der deutschen Börse und der deutschen Kasinos wird auch der letzte Schmerz nicht erspart bleiben, daß eintritt, worauf sie warten, und daß gerade die Erfüllung ihrer Sehnsucht die gänzliche Zerschmetterung des Postaments bedeuten wird, auf dem sie sich immer noch sicher glauben, auf dem sie sich aber nur halten können, solange die Volksverführer und Volksausbeuter in Frankreich und England sie vor dem Abrutschen bewahren können.

So ist dies das erste und deutlichste Ziel der Revolution: ihre Auswirkung zur Welterhebung. Bei nationaler Begrenzung wirken ihr die kapitalistischen Kräfte des Auslands entgegen, mit deren Hilfe sich das inländische Kapital kontinuierlich retablieren und der Entmachtung erwehren kann. Die Verfügung der Finanz der benachbarten Staaten über die waffenfähige Mannschaft ihrer Länder sichert ihnen die Möglichkeit, gegenrevolutionäre Kräfte im Aufruhrgebiet aktionsbereit zu machen und gegebenen Falls auch selbständig Gegenrevolution über die Grenzen zu tragen. Das Rezept dazu ist ja erprobt. Die deutsche Militärdespotie hat es in Rußland mit ganz furchtbarer Wirkung angewandt, wenn sich die Wirkung auch nicht in der Erreichung der vorgesetzten Absicht, der Erstickung der Revolution, durchsetzen konnte. Immerhin gelang es, in den besetzten Randstaaten mit rücksichtsloser Anwendung des gegenrevolutionären Terrors den Qualm des Brandes unter die Erdoberfläche zu drücken. In der Ukraine, einem erst ad hoc geschaffenen Staatsgebilde von ungeheurem, nach Bedarf wöchentlich erweiterten Umfange, versah man einen aus imaginären Rechtstümpeln emporgespülten „Hetman" mit diktatorischer Gewalt, ließ ihn zu allererst die von der Revolution beseitigten Grundbesitzerprivilegien wieder einführen und stellte eine Regierung von Volksplünderern her, die sich bereit zeigte, einen Sonderfrieden zu schließen, der die Leerpumpung der Volkskräfte zwischen den deutschen Belangern und den ukrainischen Junkern gerecht verteilte. In Finland setzte man, um sich auf die Zustimmung des Parlaments zur Wiederaufrichtung des Kapitalstaats berufen zu können, kurzerhand alle 200 sozialistischen Abgeordneten, sofern man den Prozeß gegen sie nicht noch abkürzte, ins Gefängnis, ließ sich von dem Rest der Volksvertreter einladen, „Ordnung" im Lande zu schaffen und tat das, indem man die konterrevolutionäre Weiße Garde mit Kanonen, Maschinengewehren und deutschen Hilfstruppen verstärkte, grauenvolle Blutbäder anrichtete und die demokratische Konstitution der Welt durch einen in Berlin ernannten „Volksausschuß" beseitigen ließ; dem Schurken aber, der die finischen Reaktionsoldaten nebst ihren deutschen Helfern die Henkersarbeit an der Revolution im Auftrag Ludendorffs hatte ausführen lassen, dem General Mannerheim, der im Jahre 1915 an der Spitze einer russischen Armee in Ostpreußen sein Talent des Mordbrennens bewährt hatte, gab man in Helsingfors dankerfüllt ein Bankett, bei dem ihm Wilhelm der Unschuldige das Eiserne Kreuz in beiderlei Gestalt überreichen ließ. In Großrußland selbst endlich zog man es vor, der Roten Garde der Bolschewiki schön zu tun, um auf diese Weise die Weiße Garde der Entente zur Hilfeleistung zu empfehlen. Auf diese Art hoffte man, eine Verwirrung im revolutionären Rußland aufzurühren, die den räuberischen Absichten der deutschen Spekulanten das Werk erleichtern könnte. In der Tat entfesselten so die preußischen Militärs in Rußland den Bürgerkrieg, der heute noch schrecklich zwischen den Revolutionären des Landes wütet, und klagen nun die Greuel, die sie in durchdachtem Plan veranstaltet haben, als „Bolschewismus" an, zugleich die Partei verleumdend, der sie sich in der Maske des Freundes und Helfers genähert hatten. Die sozialistischen Einrichtungen aber, die die russische Revolution eben anfing, praktisch zu machen, entwerteten sie durch die im Zusatzvertrag von Brest-Litowsk erpreßte Bestimmung, daß die Sanierung der russischen Volkswirtschaft durch Annulierung der Staatsschulden erst nach Auszahlung aller deutschen Forderungen und Entrichtung einer „Pauschal-Abfindung" des deutschen Reichs mit 6 Milliarden erfolgen dürfe. Dieses alles, nachdem Graf Hertling das Vertrauen der Russen mit der Zusicherung erschlichen hatte, daß die Bedingungen der Bolschewiki: keine Annexion, keine Kontributionen, Selbstbestimmungsrecht der Völker als akzeptable Grundlage für Friedensverhandlungen von der deutschen Regierung anerkannt würden.

Es ist zwar nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die Alliierten gegen das revolutionäre Deutschland mit derselben Ungeniertheit einschreiten werden wie die Geschlagenen es in der Zeit ihrer Siegesherrlichkeit vorgemacht haben. Erstens ist man in den demokratisch gebildeten Ländern denn doch besser erzogen als in den autokratischen der robusten Herrenmenschen, dann haben die Regierungen der Verbündeten ihren Völkern gegenüber mit der Kriegsparole: gegen Militarismus, für den Schutz der kleinen Nationen — eine gewisse moralische Verpflichtung übernommen, die sie zur Wahrung gewisser völkerrechtlicher Formen zwingt und schließlich sehen sie ja die Folgen vor sich: die Infizierung der „befreienden" Armeen mit dem Revolutionsbazillus. Aber gerade die Angst vor diesen Folgen veranlaßt sie in den besetzten Gebieten des Rheinlandes und der Pfalz, die A.- und S.-Räte aufzulösen und sich — im Gegensatz zum Verhalten der Deutschen gegen die Russen — zu weigern, mit revolutionären Räteorganisationen über den Frieden zu verhandeln. Natürlich wird ihnen das intransigente Gebaren gegen die Produkte der Revolution so wenig vor dem Uebergreifen der Bewegung in ihre Länder helfen, wie den Kühlmännern ihre sauersüße Anbiederung an das Rußland Lenins und Trotzkis geholfen hat. Für Wanzen gibt es kein Mittel gegen gründliche Ausschwefelung. Nur die Revolution kann die Wanzen retten, wenn sie nicht alle Betten ausschwefelt.

Die Kammerjagd hat begonnen. Sie wird nicht einhalten, ehe nicht das ganze Geschmeiß des internationalen Kapitalismus aus den Nistlöchern gescheucht ist. Ist das der Fall, hat die Revolution ihren reinigenden Hauch in alle Höhlen der bürgerlichen Klassenherrschaft geblasen, dann hat sie ihre Ziele eigentlich erreicht. Denn dann ist erfüllt, was jede wirkliche Erneuerung erst möglich macht, die Gewähr dafür, daß Gedanke und Aufbau idealer Werke nicht mehr am Widerstand interessierter Privilegien zugrunde geht, daß dem schaffenden Geist weder von außen noch von innen Hemmnisse der Tradition oder der Knechtung in den Weg treten.

Freiheit — das ist in Wahrheit das Ziel der Revolution, und nur darin von Mal zu Mal gewandelt, daß stets andre Traditionen mit dem Druck der Knechtung empfunden werden und das Verlangen nach stets anderer Freiheit in Revolution entbinden. Demnach wird das Ziel einer Revolution niemals das Ziel freiheitlichen Menschenwillens schlechthin sein. Nie wird ein Zustand eintreten, der nicht mit der Eingewöhnung wieder neuen Druck und damit die Notwendigkeit zu neuer Befreiung, zu Revolution schafft. Gerade darum darf keine Revolution resignieren, ehe sie nicht wirklich Befreiung von dem Druck geschaffen hat, der von den Revolutionären als Knechtung empfunden wurde. Die unternommene Revolution zwingt zu ihrer Durchführung, sonst wird ihr Erfolg nicht Befreiung vom alten Druck sein, sondern Aufhäufung neuer Knechtung auf die übernommene, vermehrte Reaktion. Das für alle Zeit warnende Beispiel gibt die Revolution von 1848, die es beim Aufstand bewenden ließ und es der Gegenrevolution erlaubte, die Knechtung, gegen die das Volk sich aufgelehnt hatte, mit verstärkten Druckmitteln für 70 Jahre zu befestigen.

Soll die gegenwärtige Revolution ihre Ziele erreichen, so muß sie das deutsche Volk und darüber hinaus alle Völker für alle Zeit von der Möglichkeit befreien, in die Knechtung zurückzufallen, die die Unerträglichkeit der zur Entladung gebrachten Zustände verursachte. Das auslösende Erlebnis war der Weltkrieg. Er enstand aus der rivalisierenden Bereicherungssucht der Kapitalisten aller Länder und aus dem Bestreben, in bewaffneter Bereitschaft des ganzen Volks dem eigenen kapitalistischen Unternehmungsdrang die Präponderanz zu sichern. Die Ueberseigerung dieses Bestrebens zur kriegerischen Bereitschaft als Selbstzweck in der grotesken Entartung des preußisch-deutschen Militarismus führte zur Katastrophe des Weltkrieges, diese zur grauenhaften Ueberspannung des imperialistischen Raubgelüstes, in der Folge zum wirtschaftlichen Zusammenbruch der beteiligten Völker und zum Versuch der zeitweiligen Sieger, sich an den Unterlegenen schadlos zu halten und diese damit vollends zu verelenden.

Daraus ergibt sich die Zielsetzung der deutschen Revolution von selbst: engste Verbindung mit den Revolutionären Rußlands zur Durchführung der Revolution in der internationalen Völkererhebung gegen den Kapitalismus; Beginn des Aufbaues sozialistischer Wirtschaftsverhältnisse durch Enteignung der Ausbeutungsmittel und Regelung von Produktion, Zirkulation und Konsum auf genossenschaftlicher Grundlage; Entmilitarisierung der Völker durch Entfernung der konkurrenzfördernden staatszentralistischen abgeschlossenen Wirtschaftsgebilde mit ihren Waffenschutzansprüchen; Schaffung eines Völkerbundes, bei dem die Betonung auf der Gemeinsamkeit der Völker liegt, d. h. der produktiven Kräfte der Länder. Ist die Verhandlung über den Frieden den Interessenvertretern der ausbeutenden Schichten aus der Hand gnommen, haben die nicht durch Nationalversammlungen, sondern durch Arbeiter- und Bauernräte repräsentierten Völker das Geschick ihrer Zukunft selbst in die Hand genommen, dann kann die Revolution ihre Arbeit als getan ansehen, dann darf sie auf ihre diktatorischen Mittel verzichten und die gesicherte Welt dem Aufbau des Sozialismus überlassen. Der wahrhafte Völkerbund der Internationale wird ihn verwirklichen — und die nächste Revolution wird lange Zeit auf sich warten lassen dürfen, wenn sich die Völker der Grundlagen jeder Freiheit bewußt bleiben, deren Namen sind: Friede, Kultur und Gerechtigkeit. E. M.

Gegenrevolution.

In Berlin gab es eine Weihnachtsbescherung besonderer Art. Die Regierung Ebert-Haase-Scheidemann glaubte die Zeit gekommen, der Revolution endgültig die Gurgel abzudrehen, um an ihre Stelle die „ruhige Entwicklung" treten zu lassen, die unter republikanischer Firma die wunderbare Ordnung wieder einrichten sollte, deren wir uns bis 1914 erfreuten und der wir den Weltkrieg zu verdanken hatten. Zu diesem Behuf mußte man die Revolutionäre aus der Revolution entfernen, nämlich die Kräfte, die uns vor der „nationalen Verteidigung" gerettet haben, deren Energie den Hauptanteil an der Umwälzung im ganzen Reich trägt, und die daher dringend verdächtig waren, der Revolution ihren zielklaren Fortgang zu sichern: die Matrosen. Man erklärte ihnen also, daß man sie nicht länger brauche, daß sie gefälligst ihre Quartiere im Schloß und im Marstall räumen möchten, widrigenfalls ihnen das ihnen zugesagte Weihnachtsgeld nicht ausgezahlt würde. Die Matrosen fügten sich selbstverständlich der frechen Zumutung nicht, und die Herren Ebert und Wels kommandierten nun unaufgeklärte Fronttruppen herbei, die, wie in den herrlichen Tagen der Kriegszeit, geleitet von Generälen ältesten Regimes, gehorsam Feuer gaben. Dutzende von Leichen geben Zeugnis von dem Geist, in dem die Sozialimperialisten der Richtung Scheidemann die Befreiungstat der Revolution auffassen. Zum Glück ist ihr schändlicher Plan an der tapferen Entschlossenheit der Matrosen und an dem Pflichtbewußtsein der Berliner revolutionären Arbeiterschaft zuschanden geworden. Ihr Beispiel klärte nach und nach auch stärkere Verbände der im Dienste der „sozialistischen" Mordregierung kämpfenden Truppen auf, sodaß die Schlacht am Heiligen Abend gewonnen wurde. Daß der Kampf nicht zu Ende ist, solange die bluttriefenden Funktionäre des Kapitals und des Offizierskorps, die Ebert und Konsorten, noch irgendwelche Macht in der Hand haben, liegt am hellen Tag.

Berlin hat der Gegenrevolution seinen ersten Tribut zollen müssen. In München rüstet die vereinigte Reaktion der Offiziere, Pfaffen, Preßbanditen, Großkapitalisten und Gewerkschaftsbeamten — unterstützt von zahllosen „Gebildeten", hauptsächlich nationalen Studenten — zum großen Schlage. Sie erfreut sich dabei der passiven Duldung des gesamten bayerischen Ministerrats und der aktiven Unterstützung eines Teils von ihnen, der Stadtkommandantur und des Polizeipräsidiums. Verbreiter kommunistischer Blätter werden von Polizeiorganen ungeniert verhaftet, und es wird zur Schaffung und Bewaffnung einer „Bürgerwehr" öffentlich aufgefordert, einer weißen Garde, die die Revolution mit Gewalt abwürgen und niedermetzeln soll. Unterzeichnet war dieser Aufruf zur bewaffneten Gegenrevolution an erster Stelle von den Ministern Auer und Timm. Soweit sind wir jetzt glücklich.

Es ergeben sich einige Fragen: Beabsichtigt die Regierung Eisner sich weiterhin von ihren volksfeindlichen Mitgliedern zur Gouvernante der Gegenrevolution herabwürdigen zu lassen? Werden die Revolutionäre Münchens und Bayerns den Entschluß aufbringen, unverzüglich zur Errichtung einer Diktatur zu schreiten und der Weißen Garde des Herrn Auer eine Rote Armee gegenüberzustellen? Sollen die Gewalttaten der Behörden, die der Reaktion jede Freiheit zur Betätigung ihrer revolutionsstürzenden Pläne geben, gegen die Internationalisten und Spartakusanhänger wie bisher weitergehen? Uebernimmt Herr Eisner dafür die Verantwortung und, wenn nicht, warum bleibt er an seinem Posten?

Am zweiten Weihnachtsfeiertag war ich persönlich, als ich am Abend kurz vor 11 Uhr mit meiner Frau heimging, das Ziel eines Revolverattentats. Es wurden in der Schwarzmannstraße fünf Schüsse auf anscheinend kurze Entfernung hinter mir hergeknallt. In der Dunkelheit gingen sie alle fehl. Aber das ist das Bezeichnende an der an sich unwichtigen Angelegenheit, daß die Terroristen des Weltkrieges, die das Volk für ihre Zwecke zu jeder Gewaltduldung mißbrauchen konnten, das Gewaltbedürfnis Einzelner schon jetzt, ein paar Wochen nach Ausbruch der Revolution, gegen die Träger des revolutionären Gedankens lenken können, gegen die, die das gequälte und verratene Volk durch die Revolution zur wahrhaften Befreiung, zum Sozialismus, führen möchten.

Die Revolution steht vor ihrem Beginn. Seien wir auf dem Posten! Wir gehen schweren Tagen entgegen. E. M.

Aufruf!

Ueber alles bedeutend und groß waren die Ereignisse der letzten Wochen. Alles das, was dabei auf Straßen und in Sälen geschah, dürfen wir nicht vergessen lassen. Wir und unsere Nachkommen wollen diese gewaltigen Stunden in späteren Zeiten als ausführliche Geschichte wieder erleben. Darum ist es notwendig, daß alles dies, was in diesen großen Tagen gesprochen und geschrieben wurde, jetzt gesammelt wird. Was jetzt noch durch ein leichtes zu erreichen ist, kann später vielleicht nur noch sehr umständlich und als Bruchstück gefunden werden. Das Kleinste kann von der größten Bedeutung sein.

Handgeschriebene Zettel, Flugblätter, Ausweise und Bestätigungen, Plakate, Zeitungen, persönliche Erlebnisse, bisher noch ungedruckte Reden und gesprochene Aufrufe — kurz alles, was seit der Revolutionsnacht in Wort und Schrift Ereignis wurde, bitten wir, an das provisorische Revolutions-Archiv, Landtagsgebäude, Zimmer 113, zu senden. Der Dank der lebenden und kommenden Genrationen wird Euch sicher sein.

Provisorisches Revolutions-Archiv:
Hoferichter. Liebmann.

Aus revolutionären Organisationen.

Die Vereinigung revolutionärer Internationalisten Bayerns hat sich korporativ den Internationalen Kommunisten Deutschlands angeschlossen.

Der Unterzeichnete tritt damit als Vertrauensmann der Vereinigung zurück. Da er mit den Grundsätzen und der gegenwärtigen Politik der J. K. D. in weitem Maße einverstanden ist, sich aber doch die Freiheit der persönlichen Entschließung für jeden Fall wahren will und von seinen anarchistischen Erkenntnissen keine Abstriche machen kann, will er nur als Hospitant in der Liste der J. K. D. geführt werden.

Der „Kain" steht den Münchener Kameraden als Publikationsorgan selbstverständlich so lange zur Verfügung, bis sie ein eigenes Blatt begründet haben werden.

Erich Mühsam.

Folgende Resolution wurde in der Mitgliederversammlung der U. S. P. Hannover-Linden vom 11. 12. einstimmig angenommen:

Die am 11. Dezember 1918 im Casino zu Hannover zahlreich versammelten Mitglieder der U. S. P. D. Ortsgruppe Hannover-Linden erheben entschiedenen Protest gegen die Teilnahme der Regierungsvertreter der U. S. P. D. bei der Vereidigung der Gardisten. Diese Vereidigung der Gardisten auf die provisorische Regierung sowie auf die junge Republik bedeutet in Wirklichkeit nur die Schaffung einer Schutztruppe für die Bourgeoisie und gleichzeitig einen Vorstoß gegen die exekutive und politische Macht der S.- und A.-Räte, ist somit gegenrevolutionär. Die Versammelten erwarten, daß die Vertreter die Konsequenzen daraus ziehen.

Weiter brandmarken die Versammelten das Verhalten der Genossen Haase und Barth im Falle der Beschaffung der Waffen durch die russische Sowjetbotschaft als einen glatten Verrat am revolutionären Sozialismus. Die Dementis sind ein Rückzug vor der öffentlichen Meinung des Bürgertums auf Kosten der Revolution. Führer, die so handeln, wenn es gilt, das Gebot der historischen Stunde voll und ganz auszuführen, haben das Anrecht als Führer verwirkt.

Warnung! Ein Herr Friedrich Fischer hat mehrfach versucht, sich als Beauftragten der „Vereingung revolutionärer Internationalisten" Beachtung zu schaffen. Es wird festgestellt, daß Herr Fischer von keiner revolutionären Organisation mit Befugnissen irgendwelcher Art ausgestattet ist.

Männer und Frauen!

Wählt nicht zum bayerischen Landtag!
Wählt nicht zur deutschen Nationalversammlung!
Boykottiert die Wahlen!

Die Wahlen bezwecken die Wiederaufrichtung des alten Systems. Sie bezwecken die Ausschaltung der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte, der wichtigsten Errungenschaft der Revolution.

Es ist wahr, daß die Räte noch eine andere, revolutionärere, ihrer eigenen Kraft bewußtere Zusammensetzung bekommen müssen, als sie bis jetzt haben. Durch die ständige Ueberwachung ihrer Arbeit jedoch durch das schaffende Volk, durch die aus dem Fortgang der Revolution erwachsenden Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit wird eine ständige Reinigung sich von selbst ergeben. Das unterscheidet eben das Rätesystem vom hergebrachten Parlamentarismus, daß hier keine Delegierten für Jahre hinaus mit unbeschränkten Vollmachten eingesetzt werden, sondern daß die ernannten Bevollmächtigten der Arbeiter- oder Bauernorganisationen mit imperativem Mandat zu den Abstimmungen gehen und, sobald sie den Willen ihrer Auftraggeber nicht erfüllen, abberufen und durch andere, bessere Vollstrecker des Volkswillens ersetzt werden können.

Die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte wollen und sollen kein „Nebenparlament" bilden. Sie sollen der wahre Ausdruck der Revolution und darüber hinaus der lebendige Organismus der sozialistischen Gesellschaft sein und bleiben. Jeder Landtag, jede Nationalverammlung kann nur reaktionär wirken, da die Beeinflussung der Wähler dank der bis jetzt völlig in den Anfängen stecken gebliebenen Revolution noch ausschließlich der vom Kapital abhängigen Tagespresse, dem noch ganz in alten Gewaltvorstellungen befangenen Offiziers- und Beamtenkorps, der Kirche und der Gewerkschaftsbürokratie anheimgegeben ist.

Der bürgerliche Parlamentarismus ist mit dem Kriege, an dem er die Hauptschuld trägt, zusammengebrochen. Ihn wieder herstellen, heißt die Revolution verraten!

Wählt nicht! Die Forderung der Revolutionäre heißt:
Alle Macht den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten!

Der „Kain" mußte leider an den beiden vorigen Erscheinungstagen ausfallen, weil die Feiertage und eine Fülle technischer Schwierigkeiten (Mangel an Kohlen und Gas etc.) der Druckerei die Arbeit unmöglich machten. Die Abonnenten und Leser werden um Nachsicht gebeten.

Das Titelblatt dieser Nummer zeichnete H. Pessati-München.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 4. Dienstag, den 21. Januar 1919 5. Jahrgang.

Karl Liebknecht. – Rosa Luxemburg.

Eine grauenvolle Schandtat ist geschehen. Die Christusgeschichte hat eine entsetzliche Wiederholung erfahren. Mit gesträubten Haaren, mit tränenden Augen, mit brennender Scham vor der Nachwelt, sind wir, deren Herz und Geist vom Herzen und vom Geist Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs ist, Zeugen des Verbrechens, das den deutschen Namen tiefer und schimpflicher ächtet, als selbst die Greuel, an denen das deutsche Volk vier furchtbare Kriegsjahre hindurch sich mitschuldig machen ließ.

Diese vier Jahre lang war das Volk verblendet von gehässigen Lügen, mit denen die Führer und Oberen die ausländischen Opfer ihres ruchlosen Ehrgeizes schuldig scheinen ließen an der eigenen Not verblendet von den Siegen, die ihm als Triumph einer gerechten Sache mundgerecht gemacht wurden, verblendet von dem Wahn, das Vertrauen zu den Despoten und Generälen werde einen Frieden schaffen, der alle Entbehrungen und Qualen wettmachen und eine Zukunft in ruhiger Sicherheit gewährleisten werde.

Die Stunde des Erwachens kam. Erschreckt, verwirrt stand das deutsche Volk vor den Scherben seines militärischen Ruhms und erkannte, daß die recht hatten, die anklagend und warnend den imperialistischen Drang des Kapitals und den Machtwahnsinn des deutschen Militarismus für allen Jammer des Weltkrieges verantwortlich gemacht hatten und die nicht müde geworden waren, als Rettung aus allen Schrecknissen und als einzige Möglichkeit, ihre Ursachen auszutilgen, die soziale Revolution zu predigen. Die Vordersten aber unter diesen Mahnern und Rufern, die Tapfersten während der ganzen Kriegszeit und die von den Militaristen und Kapitalisten Gehaßtesten und von Verfolgungen Bedrängtesten waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Karl Liebknecht war der erste deutsche Abgeordnete, der sich weigerte, dem Mordsystem der Hohenzollern Kredite zu gewähren, der erste, der gegen das Verbrechen des belgischen Neutralitätsbruches öffentlich Protest erhob. Geschmäht vom ganzen Volk — wie wenige waren wir im Anfang des Krieges, die erkennend neben Liebknecht und Luxemburg litten! —, kujoniert von den Vorgesetzten — man hatte den gefürchteten und gehaßten Mann als Schipper eingezogen —, verleugnet und abgeschüttelt von den eigenen Parteigenossen, die sich des Starken schämten, den der Glaube an Sozialismus und Internationale auch angesichts ihres schmählichen Verrats nicht verließ, schließlich um seiner Ueberzeugung willen von den Vertretern der Bourgeoisie im Parlament tätlich mißhandelt und den Schergen der brutalsten Klassenjustiz ausgeliefert, hielt er stand im Zuchthaus und ergriff, als er es nach 2½ Jahren verlassen konnte, die rote Fahne, mit der er dem endlich zur Revolution erhobenen Volk anfeuernd und zielgebend voranschritt.

Rosa Luxemburg war die beseelte Flamme der Revolution. Das wußten ihre Feinde. Von den ersten Kriegswochen ab hielt man sie darum eingesperrt. Von Gefängnis zu Gefängnis mußte sie den kleinen schwachen Körper schleppen. Sie ertrug stark und tapfer alle Kränkungen, alle Entbehrungen, im sicheren Vertrauen auf den Tag der Erlösung durch den Zusammenbruch der Militärwirtschaft und durch den Aufstand des Volkes. Der Tag kam und die beiden Befreiten übernahmen miteinander die Führung der Revolution. In unermüdlicher Arbeit, ohne sich zu schonen, ohne Widerstände zu fürchten, erfüllt vom Wissen um den Sozialismus, vom Willen zur Völkerfreiheit taten sie ihre Pflicht als Revolutionäre und als wahre Freunde des Volkes.

Nun sind sie gefallen, schändlich ermordet, gelyncht von der entfesselten Bestie der Gegenrevolution. Beide am gleichen Tage niedergemetzelt — von wem? Die Noske, Ebert und Scheidemann werden ihre Hände in Unschuld waschen und vielleicht die Militärs verantwortlich machen wollen, die sie herbeigerufen haben, ihre erbärmliche Macht gegen Sozialismus und Weltgewissen zu schützen. Die Militärs aber werden die Schuld auf den Mob schieben, gegen deren Mordwut man zwei Revolutionäre an verschiedenen Stellen zu verschiedenen Tageszeiten nicht zu schützen vermochte. Ach, die schuldbeladene Majestät Wilhelms II. zu schirmen, haben sich die preußischen Militärs immer stark genug gefühlt! An ihnen und an ihren „sozialistischen" Auftraggebern bleibt die Schuld hängen, die furchtbarste Schuld, die je zu verantworten war.

Aber gleich schuldig ist das deutsche Volk, das deutsche Proletariat, soweit es nicht zur Schar der Liebknecht-Luxemburg selbst gehörte. Arbeiter in Soldatenröcken haben den schrecklichen Kampf geführt gegen die Verteidiger der Revolution im „Vorwärts"-Gebäude und am Polizeipräsidium. Arbeiter und Arbeiterfrauen haben die mordgierige Meute gestellt, die den schon gefangenen Liebknecht brutalisierte, die der ohnmächtigen Frau Luxemburg den tötenden Schuß versetzte, die noch ihre viehische Lust an der Leiche der Kämpferin weidete.

Wieviel Flüche sind den Toten in ganz Deutschland am Tage ihrer Ermordung nachgesandt worden! Wieviel hämische Freude an der schauervollen Tat ist laut geworden! An seinen selbstlosesten Befreiern, an den Heilanden seines Rechts und seiner Zukunft ist das deutsche Volk selbst zum Mörder und zum Verräter geworden.

Die Schmach ist unnennbar groß. Nur eine Sühne gibt es: Das Vermächtnis Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs zu hüten, ihren Kampf durchzukämpfen, die Revolution zu heiligen durch ihre Durchführung, bis Freiheit und Sozialismus gesichert ist. Hüllt die Leiber der Entschlafenen in rotes Fahnentuch und laßt uns an ihrer Bahre das Gelöbnis ablegen:

Wir wollen kämpfen bis zum Siege der Weltrevolution —

das schwören wir Euch, unseren geliebten Freunden und Führern, Euch Unvergeßlichen und Unsterblichen

Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg!

Kriegslied.

(Gedichtet März 1917.)

Sengen, brennen, schießen, stechen,
Schädel spalten, Rippen brechen,
spionieren, requirieren,
patrouillieren, exerzieren,
fluchen, bluten, hungern, frieren, —
so lebt der edle Kriegerstand,
die Flinte in der linken Hand,
das Messer in der rechten Hand, —
mit Gott, mit Gott, mit Gott, —
mit Gott für König und Vaterland!

Aus dem Bett von Lehm und Jauche
zur Attacke auf dem Bauche.
Trommelfeuer, Handgranaten.
Wunden, Leichen, Heldentaten, —
bravo, tapfere Soldaten!
So lebt der edle Kriegerstand,
das Eisenkreuz am Preußenband,
die Tapferkeit am Bayernband, —
mit Gott, mit Gott, mit Gott, —
mit Gott für König und Vaterland!

Still gestanden! Hoch die Beine!
Augen gradeaus, ihr Schweine!
Visitiert und schlecht befunden.
Keinen Urlaub. Angebunden.
Strafdienst extra sieben Stunden. —
So lebt der edle Kriegerstand.
Jawohl, Herr Oberleutenant!
und zu Befehl, Herr Leutenant!
Mit Gott, mit Gott, mit Gott —
mit Gott für König und Vaterland!

Vorwärts mit Tabak und Kümmel!
Bajonette, Schlachtgetümmel.
Vorwärts! Sterben oder siegen!
Deutscher kennt kein Unterliegen!
Knochen splittern, Fetzen fliegen.
So lebt der edle Kriegerstand.
Der Schweiß tropft in den Grabenrand,
das Blut tropft in den Straßenrand, —
mit Gott, mit Gott, mit Gott, —
mit Gott für König und Vaterland!

Angeschossen, hochgeschmissen,
Bauch und Därme aufgerissen.
Rote Häuser — blauer Aether —
Teufel! Alle heiligen Väter!
Mutter! Mutter! — Sanitäter!!
So stirbt der edle Kriegerstand,
in Stiefel, Maul und Ohren Sand,
und auf das Grab drei Schippen Sand, —
mit Gott, mit Gott, mit Gott, —
mit Gott für König und Vaterland!

Erich Mühsam.

Berlin und München.

Berlin schwimmt in But. Die sozialdemokratischen Mitschuldigen am Krieg, die gewissenlosen Schrittmacher des preußischen Militarismus, die an der Revolution keinen anderen Anteil hatten, als daß sie sich zu ihren Nutznießern machten, haben den Kampf gegen die sozialistische Revolution mit allen Mitteln des blutigsten Terrorismus aufgenommen. Die reaktionäre Haltung der Herren Ebert und Scheidemann in allen Fragen, die die Sicherung der Revolution betreffen, bewies von den ersten Tagen an, daß diese Leute den Zweck der Revolution darin erfüllt sehen, daß sie die Macht repräsentierten. Sie machten sich lieb Kind bei den Vertretern des alten Systems, erwarben sich das Vertrauen des Bürgertums, der Beamtenschaft und des Offizierskorps und ließen sich von Hindenburg und den Seinen als die einzigen und wahren Vollstrecker des deutschen Volkswillens bestätigen. Hindenburg hatte ja vier Jahre hindurch von ihnen die gleiche Gefälligkeit erwiesen bekommen.

Es ist klar, daß der Sturz dieser verwegenen Demagogen um des Sozialismus willen unumgängliche Notwendigkeit wurde. Aber es zeigte sich, daß sie ihre am 9. November erschlichene Stellung (die Revolution selbst hat sie gewiß nicht an die Spitze des Volkes getragen, sie war nur zu vertrauensselig, um sie mit den übrigen Systemhütern des Hohenzollernregimes wegzublasen), — daß sie ihre Macht ebenso hartnäckig und rücksichtslos zu halten entschlossen waren, wie vorher die, deren Schleppenträger sie gespielt hatten. Nachdem sie den Matrosenmord im Schloß und Marstall verübt und ihre Opfer mit Hilfe der ihnen — wie vorher den Ludendorffs — rückhaltlos willfährigen Presse (zwischen „Kreuzzeitung" und „Vorwärts" gabs wie anno 1914 keinen Unterschied mehr) als Plünderer, Räuber und Mörder aller Welt verleumdet hatten, veranstalteten sie den organisierten Bürgerkrieg gegen alle, die den Sozialismus als notwendiges Ziel der Revolution erkannt hatten.

Berlin schwimmt in Blut. Proletarier sind in Massen für ihre Idee, für ihren Willen zum Sozialismus, für ihren heroischen Kampf um Gerechtigkeit und Menschlichkeit ermordet worden. Ermordet mit allen den schauerlichen Maschinen, mit denen die kapitalistischen und militärischen Verbrecher des Weltkrieges die deutsche Schreckensherrschaft über Europa und die Welt aufzurichten versuchten, mit Granaten und Minen, mit griechischem Feuer und giftigen Gasen. Ermordet von denen, die sie selbst lange Jahre hindurch als ihre Führer verehrten, denen sie vertrauten, die sie als Lehrer und Vorkämpfer des Sozialismus ansahen.

Trauer und Grauen erfüllt jedes fühlende Herz. Kein Nero, kein Robespierre, kein Gallifet, kein Ludendorff darf schimpflicheren Mordes angeklagt werden, als die bluttriefenden Sozialistenschlächter Ebert, Scheidemann und Noske. Nie hat die Welt einen Verrat erlebt, der aus so niedrigen Motiven kam, der so scheußliche Formen hatte, wie der Verrat dieser „Genossen" an allem, was sie je als ihre Ideale öffentlich verkündet hatten. Alle Schreckensmänner vor ihnen kämpften gegen Feinde ihrer Gesinnung, — diese ließen die Feinde ihrer Gesinnungslosigkeit niedermetzeln. Sie, die Bekenner des kommunistischen Manifests, warben ihre Helfer aus allen Lagern, wo sie den Haß gegen das Volk und seine Ansprüche gesammelt wußten. Sie bewaffneten Offiziere und nationale Studenten gegen die revolutionäre Arbeiterschaft, sie verbündeten sich dem Kapitalismus und dem royalistischen Beamtentum, sie gaben Prinzen und Generälen, die das Handwerk des Massenmords in vier Jahren des ruhmvollen Elends meisterhaft gelernt hatten, den Befehl über die Kanonen und Flammenwerfer, die mißleitete, von den Lügen ihrer Oberen und einer nichtswürdigen Presse verwirrte Soldaten gegen ihre vom lautersten Willen beseelten Volksgenossen richteten. So haben die Mordmaschinen der Ebert, Scheidemann und Noske einen Sieg über den Geist des Sozialismus und der Revolution errungen, der den Siegern einen wenig beneidenswerten Platz in der Geschichte sichert.

Vorerst mögen sie sich ihrer Schandtat freuen. Der Jubel, mit dem die Burgeoispresse und ihnen voran der „Vorwärts" und die übrigen sozialdemokratischen Parteiblätter über den Leichen der ermordeten Arbeiter triumphieren, sei ihnen vergönnt. Ein wahrer Blutrausch hat die Gemüter ergriffen, die ihren Kapitalzins jetzt gerettet glauben. Die gefühlvollen Seelen, die uns Radikale Tag für Tag als blutrünstige Plünderer und Mordbrenner angeklagt haben, weiden sich in Orgien roher Schadenfreude an den Todesqualen derer, die für ihre Sehnsucht, für ihres und des Volkes Wohlfahrt den Kampf bis zum Ende führten. Sie sind beglückt, daß gefangene Spartakisten von ihren Bezwingern unter den vertierten Zurufen der Ordnungsbestie einfach niedergemacht wurden (die „Münchner Neuesten Nachrichten" meinen: „sie wurden nach Gebühr behandelt". Wir wollen uns das Wort merken.) Ueber den von Arbeiterblut dampfenden Straßen Berlins kreischt das hysterische Siegesgebell der vereinigten Konterrevolution, der Börseaner und Junker, der Offiziere und Pfaffen, des Preßgelichters und der kaiserlich-imperialistischen Sozialdemokratie. Sie alle, die Besiegten im Weltkrieg, haben die erste Rache genommen an den Landsleuten, die die Niedertracht dieser Zionswächter des Kapitalismus durchschaut hatten

Sie werden sich ihres Sieges nicht lange freuen. Auf Verbrechen kann sich keine Macht lange stützen. Bald genug wird sich zeigen, daß die Helfer der Ebert und Noske ganz andere Gedanken hatten, als diesen Halunken das Kommando zu retten. Bald genug werden sie mit den Waffen, die sie aus den Händen der sozialdemokratischen Regierung empfingen, versuchen, die „Ruhe und Ordnung" wieder herzustellen, die wir vor der Revolution hatten, die sich auf die Diktatur der Polizei und des Militärs, auf Zuchthaus und Standrecht stützt, die „Ruhe und Ordnung", die ihnen den Heldennimbus der großen Zeit bescherte. Dann werden sich die Scheidemänner wieder umschauen nach dem Proletariat und von ihm Hilfe erwarten. Aber wo sie sich zeigen, möge ihnen überall, wo Revolutionäre und Sozialisten ihr reines Ziel verfolgen, der Ruf entgegengellen: Verräter!! Mörder!! — Ohne sie, gegen sie wird der Sozialismus nach ihrem Sturz sein Ziel erreichen.

* *

Berlin schwimmt in Blut. In München hat die konterrevolutionäre Schneid der Eisnerschen Politik erst dreiviertel Dutzend Menschen zur Strecke gebracht, und das waren keine Kämpfer für Sozialismus und Freiheit, sondern harmlose Passanten, Unbeteiligte an Revolution und Meinungsstreit, bedauernswerte Opfer nervösen Uebereifers, der um ihre „revolutionären Errungenschaften" besorgten Prokuristen Kurt Eisners.

Am 7. Januar fand eine Arbeitslosendemonstration statt, die mit einer Reihe von Forderungen vor das Ministerium für soziale Fürsorge zog. Eine unbewaffnete, friedliche Demonstration, mit der im übrigen die kommunistische Partei garnichts zu tun hatte. Die Kundgebung erreichte so ziemlich, was sie wollte, und es wäre alles in bester Ordnung gewesen, hätten nicht die regierenden Herren bewaffnete Truppen am Promenadeplatz aufgestellt. Ein Schuß ging los, die Panik war da, drei Menschenleben waren vernichtet. Ob alle Augenzeugen recht haben, die behaupten, es sei zuerst aus einem Bankhaus geschossen worden, oder ob die Untersuchung recht hat, die behauptet, das könne nicht sein, tut wenig zur Sache. Sicher ist nur, daß kein Blut geflossen wäre, wenn den unbewaffneten Demonstranten kein bewaffnetes Militär entgegengerückt wäre.

Für Freitag, den 10. Januar, hatte nun die kommunistische Partei und der revolutionäre Arbeiterrat eine gemeinsame Demonstration geplant, die gegen das Militäraufgebot bei dergleichen Unternehmungen protestieren und eine Reihe von Forderungen anderer Art dem Ministerium Eisner vorlegen sollte. Am Abend zuvor prangte an den Münchner Straßenecken ein Plakat ganz unglaublichen Inhalts. Ohne daß von der Verhängung des Belagerungszustandes je die Rede gewesen wäre, verbot Herr Eisner ganz einfach jede Demonstration, die nicht vom Vollzugsausschuß der A. und S.-Räte zuvor gebilligt sei. Der Herr, der die Preß- und Versammlungsfreiheit bisher in der Karrikatur unbehelligt gelassen hat, die die dauernde Provokation zur Gegenrevolution bedeutet, hatte sich zu dieser Manifestation die Unterschriften einer langen Reihe seiner an den verschiedensten Posten wirkenden Getreuen gesichert, und hob nun also die gesetzlichen Freiheiten ohne jeden Schatten eines gesetzlichen Rechts aus eigener despotischer Machtvollkommen-

heit auf, um denen, die es noch nicht wußten, zu beweisen, daß er genau wie seine Vorgänger unter der Firma Wittelsbach die Freiheit der Rede und der Schrift nur den Hütern des Kapitalismus und der Volksknechtung zugestehe.

Natürlich konnte für uns garkeine Rede davon sein, die angesagte Demonstration der Sultanslaune des Herrn Eisner zuliebe etwa abzusagen. Es ergab sich nur die Notwendigkeit, das konterrevolutionäre Dokument zum besonderen Gegenstand des Protestes zu machen. Darüber sollte am Vormittag noch beschlossen werden. Ein solcher Beschluß konnte indessen nicht mehr gefaßt werden, denn in der Nacht zum Freitag wurden wir, die Herrn Eisner als Veranstalter der Demonstration denunziert waren, im Auftrag dieses Volksbefreiers verhaftet.

Herr Eisner, der den Haftbefehl gegen mich persönlich unterschrieben hatte, berief sich dabei auf die Paragraphen 125 und 127 des Reichsstrafgesetzbuches, die vom Landfriedensbruch handeln. Man fragt sich erstaunt, was er wohl gegen sich selbst gemacht hätte, wenn er die Handgranate des politischen Strafrechts aus der Bismarckzeit schon vor dem 7. November hätte schleudern dürfen, als ihm die Massen zu Demonstrationen gegen eine unfähige und feige Regierung auf die Theresienwiese folgten. Er ließ uns also — 12 Personen im ganzen — nach Stadelheim schleppen, wo wir — am 10. Januar! — in ungeheizte Einzelzellen gesperrt und 14 Stunden festgehalten wurden.

Wahrscheinlich säßen wir heute noch dort, wenn nicht die Massen, die uns unter der Bavaria hatten hören wollen, ohne uns eine Demonstration auf dem Promenadeplatz veranstaltet hätten, die dem revolutionären Landfriedenshüter unsre Entlassung abzwang — sehr gegen seinen Geschmack, wie er selbst zugegeben hat. Herr Eisner hat damals vom Fenster aus zur Masse gesagt, er gebe uns nur frei, weil er lieber sterben wolle, als Berliner Zustände in München aufkommen zu lassen. Er hat aber der Deputation, die sich durch Emporklettern an der Hauswand durchs Fenster Einlaß zu ihm verschafft hatte, erklärt, in die nächste Demonstration werde er hineinschießen lassen. Sein blutscheues Gewissen scheint also ein Ventil zu haben. Man wird den neuen Alba von München auch fragen dürfen, warum er gegen die Demonstration die ungeheure Menge Militär aufbieten ließ. Er wird doch gewußt haben, daß unbewaffnet demonstriert werden sollte; seine Spitzel haben ihn ja auch sonst ziemlich richtig informiert. Wenn es beim Aufmarsch der Menge nicht zu Gewalttätigkeiten kam, so hat Eisner gewiß zu allerletzt daran ein Verdienst, so lag das an der von uns, ihren Führern, veranlaßten Friedlichkeit der Kundgebung selbst, die durch den Gewaltakt gegen uns allerdings in äußerste Gefahr geraten mußte.

Eisner hat einige Tage nachher die Menge, die die Enthaftung ihrer Führer verlangt und durchgesetzt hat, und zu der er, der Herr Ministerpräsident, zu reden sich herabgelassen hatte, als zu zwei Dritteln aus Zuhältern und Einbrechern zusammengesetzt bezeichnet. Damit hat Eisner sich außerhalb des Teils der Gesellschaft gesetzt, mit dem man in den Formen gesitteter Unterhaltung verkehrt. Er weiß genau, daß er ohne die also verleumdete und beschimpfte Masse niemals zu dem Posten gelangt wäre, den er jetzt mit Ludendorff-Noskeschen Mitteln zu verteidigen sucht.

Jawohl, mit Noskeschen Mitteln. Am 10. Januar hatte er den Kasernen Befehl zur äußersten Bereitschaft gegeben, hatte abends Absperrungen treffen lassen, bei deren Verletzung sofort scharf geschossen worden wäre und hatte in Stadelheim sogar außer zahlreichen Maschinengewehren ein Flachbahngeschütz auffahren lassen. Daß die derart nervös gemachten Soldaten — beim Verlassen des Gefängnisses empfingen uns Eisnersche Leibtruppen, die uns roh beschimpften und tätlich insultierten — zu jeder Gewalttat prädestiniert waren, ist klar.

Es zeigte sich am Abend des Tags am Bahnhof, als die jungen Burschen, die man dort zur Bedienung der Maschinengewehre aufgestellt hatte, völlig unprovoziert in die Masse harmloser, an garkeine Demonstration denkender Menschen hineinschossen. Ueber das Resultat: 6 Tote, 15 Verwundete mag Herr Eisner einmal nachdenken, wenn er fähig sein sollte, den selbstgeflochtenen Glorienschein einmal ein Viertelstündchen von seinem realpolitischen Denkerhaupt zu entfernen. Ich zweifle freilich daran, daß ihm noch ein Rest ungetrübten Ueberlegens geblieben ist, hat er doch selbst vor einigen Tagen erklärt, er verstehe nicht, was die Revolution nach der Revolution noch solle.

Nach der Revolution! Herr Eisner glaubt also, daß die Revolution damit beendet sei, daß er, seine Dürftigkeit Kurt Eisner, bayerischer Ministerpräsident geworden sei. Nein, Verehrter, damit hat die Revolution ihren Zweck nicht erfüllt. Die Revolution geht weiter, und ihr Verlauf muß darüber entscheiden, ob Sie von dem durch Ihre „freiheitliche" Regierungskunst wieder mächtig gewordenen Pfaffen- und Offiziersklüngel vom Postament gestoßen werden oder von uns, die wir Sie als lächerlichen, unfähigen und obendrein gewissenlosen Phrasendrescher erkannt haben. Wohin Sie gehören, haben Sie ja selber eingesehen, da Sie in diesem Augenblick, wo Berlin in dem Arbeiterblut schwimmt, das die Hohenzollernsozialisten zum Heil des Kapitalismus vergossen haben, Ihre „Unabhängigkeit" diesen Ordnungsfanatikern zum gemeinsamen Kampf gegen die konsequenten Sozialisten demütig zu Füßen legen.

Die Reaktion hat sich geeinigt bis zum letzten Mann. Revolutionäre, erkennt eure Pflicht! E. M.

Das kapitalistische Problem.

Als Kenner des Wirtschaftslebens hat der Unterzeichnete am 11. Dezember an Herrn Ministerpräsident Eisner ein Schreiben gerichtet, das den Entwurf eines Ertragsgesetzes enthielt.

Die Veranlassung zu dem nachstehenden Gesetzentwurf ist die Beobachtung von Tatsachen, die beweisen, daß die Revolution im Begriffe ist, ihr eigentliches Ziel, die Beseitigung der alten kapitalistischen Ordnung, zu verfehlen. Solange die alte kapitalistische Ordnung weiterbesteht, besteht die Gefahr der Reaktion.

Alle Reformen und Reförmchen vor Lösung der kapitalistischen Frage sind Unternehmungen, deren Sinn und Zweck bald erkannt werden wird. Wie es eine Kriegspsychose gab, erleben wir jetzt eine Revolutionspsychose. Die Regierung nicht minder wie die Massen sind davon ergriffen. In diesem Taumel verpuffen die Kräfte, die zur vollkommenen Durchführung der Revolution notwendig sind. Wie ich mich frei vom Kriegstaumel erhalten habe, bewahre ich mir ein nüchternes Urteil über die Vorgänge der Revolution. Als objektiver Beobachter habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Regierungen der deutschen Republiken die Nachgeburt mit dem Kinde verwechseln und ihre Liebe und Fürsorge diesem Balg zuwenden und diesen zu erziehen gedenken, während sie das Kind den Gegnern der Revolution überlassen. Von der seelischen Verfassung der Regierenden und den plausiblen technischen Schwierigkeiten abgesehen, fehlt es ihnen an einer praktischen Handhabe zur Lösung der Kardinalfrage des kapitalistischen Problems.

Daher kommt es, daß im Vordergrunde der Reformen die Bestrebungen zur Sozialisierung der Produktion und der Drang zu nebensächlichen Reformen stehen. Die Entschuldigung, daß die im Programm der Sozialdemokratie liegende Sozialisierung der Produktion nicht in Angriff genommen werden kann, weil fast nichts da ist, was zu sozialisieren sei, ist eine weltgeschichtliche Selbstanklage und das Eingeständnis der Unfähigkeit, die Forderungen des Augenblicks zu erfüllen. Die Menge begnügt sich mit dieser Entschuldigung, aber ich erkläre, daß unsere Führer in diesem ungeheuer verantwortlichen Augenblicke den Anforderungen in der Hauptfrage nicht gewachsen sind. Hier dieselbe Unzulänglichkeit der Führung wie dort bei Ausbruch des Krieges!

Ich erhebe hiemit feierlich Protest gegen die geübte Zersplitterung der Kräfte der Revolution!

Die Verachtung und der Haß der Internationale als dem unfähigsten Volke der Welt ist uns sicher, wenn wir noch einen Augenblick zaudern, das zu tun, was Logik und Methode uns gebieten:

die Lösung des kapitalistischen Problems.

Hiezu eine kurze Betrachtung:

Voraussetzung aller Sozialisierungsbestrebungen ist das durchgreifende Erfassen des Kapitals und seiner Auswirkung, des arbeitslosen Ertrages. Heute ist das Kapital zu vergleichen mit vagabundierenden Kräften, die sinnlos durcheinander wirken, die da und dort von Einzelnen zum Schaden der Allgemeinheit, der von Natur aus alle Kräfte der Erde gehören, zu eigennützigen Zwecken ausgebeutet werden. Wir dürfen nicht warten, bis eine allgemeine Weltrevolution die ganze Menschheit von diesem Ausbeutesystem erlöst, sondern wir Deutsche haben im Namen der Weltrevolution den uns zugeteilten Beitrag zu leisten, indem wir, gestützt auf das göttliche Recht und die menschliche Pflicht in diesem Kräftechaos Ordnung schaffen durch Zusammenfassung dieser vagabundierenden Kräfte zu einer einzigen Resultierenden und diese in den Dienst der Gesamtheit stellen.

Der gegenwärtige Tiefstand in der Produktion ist die Voraussetzung für die Möglichkeit einer Steigerung der Produktion! Die Differenz zwischen Produktionsniederung und dem gesteigerten Bedarf ist das unerläßliche Potential des kommenden Produktionsstromes. Das fehlende Medium, das den Kontakt herzustellen vermag, ist das Kapital. Und vor diesem macht die Revolution halt!

Daher gilt es, das Kapital im Sinne der Revolution zu mobilisieren, um es in die darniederliegende Produktion hineinführen zu können. Wie soll diese Mobilisierung geschehen? Die Antwort hierauf gebe ich in Form einer praktischen Anregung des Entwurfes zu einem Ertragsgesetz:

1. Rentierliche Erträge, wie Zinsen, Mieten, Pacht, Leihgebühren und Gewinnanteile aus jeglicher Art von Besitz dürfen nur unter Staatsaufsicht gewährt und bezogen werden. Jeglicher Besitz, aus dem rentierlicher Ertrag gesucht oder gezogen wird, ist dem Staate anzumelden.
2. Die Ansprüche auf rentierliche Erträge werden staatlich geregelt.
3. Ansprüche auf rentierliche Erträge aus nicht angemeldetem Besitz sind nicht klagbar.
4. Wer rentierlichen Ertrag aus nicht angemeldetem Besitz sucht oder gewährt, ist strafbar.

Ein derartiges Gesetz mit seinen Nutzanwendungen bedeutet die Lösung des kapitalistischen Problems.

Der Zweck dieses Vorschlages ist, Worte in die Tat umzusetzen. Dieser Weg ist der einzige Weg, der zur Lösung des kapitalistischen Problems führt. Die Spezialisierung ist nur die Folge und erst möglich nach Herstellung dieser Grundlage. Wie immer der Name für die Form der zukünftigen Gesellschaftsordnung lautet, ist Nebensache.

Welche Nutzanwendung gestattet dieses Gesetz:

Zu 1. Der gesamte ertragfähige, bewegliche und unbewegliche Besitz kann durch die Anmeldung in seinem ganzen Umfange und seinem Werte nach festgestellt werden, um ihn in dem als notwendig erkannten Maße in das Verfügungsrecht der Allgemeinheit überzuführen. Der Zeitpunkt und das Tempo der Ueberführung wird durch unsere materiellen Verpflichtungen gegen das Ausland und die Forderungen einer einheitlich geregelten nationalen Produktion bestimmt.

Auf jeden Fall müssen die großen, das angemessene Bedürfnis der Einzelnen überragenden Besitztitel der Allgemeinheit sofort übertragen werden. Das zulässige jetzige und spätere Maß von ertragfähigem Besitz wird durch die erste und die fortlaufenden Anmeldungen geregelt werden können.

Der Anmeldung des Besitzes kann sich niemand entziehen, weil auch der Ertrag aus dem Besitz anmeldepflichtig und wirksam kontrolliert wird. Das bisher vagabundierende Kapital, das seinen Ertrag aus privaten Geschäften, meistens unter Hinterziehung der Steuern, gesucht und gefunden hat, wird an das Tageslicht gefördert und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht. Der Staat erhält ein Monopol- bzw. Auf-

sichtsrecht über alle Geschäfte, die Ertrag suchen und gewähren. Die Institute für die Ausführung dieser Rechte sind die Banken, die vom Staate sofort zu übernehmen und entsprechend auszubauen sind.

Erst nachdem der Staat in den Besitz der zur Sozialisierung nötigen Mittel gelangt ist, kann die planmäßige Sozialisierung der Produktion und die Regelung der Konsumation in Angriff genommen werden.

Die überkommene Anschauung, daß die Sozialisierung nur während eines Hochstandes der Produktion vorgenommen werden könne, stammt aus der Biedermeierzeit, in der die Entwicklung der Technik noch nicht vorausgesehen werden konnte. Um das Unzutreffende der alten Annahme nachzuweisen, diene eine Betrachtung, die nach wissenschaftlicher Methode die Untersuchung von Grenzfällen benützt.

Angenommen, die Produktion wäre gleich Null, dann wäre der Bedarf unendlich groß. Die Folge wäre, daß alle Hände, alle Köpfe ohne Ausnahme zur Produktion gezwungen wären, um das Dasein zu erhalten. Der Versuch, persönliche Gewinne zu machen, wäre in diesem Stadium der sichere Tod des betreffenden Individuums. Die Produktion diente nur den Interessen der Allgemeinheit, in der die Einzelnen nur das gleiche Interesse raschester gemeinsamer Produktion hätten, an der jeder seinen möglichsten Anteil an Arbeit leisten müßte, um bei der Verteilung der Produktion berücksichtigt zu werden. Die Sozialisierung der Produktion würde automatisch einsetzen, wir kämen zum primitiven Kommunismus. Was für den Nullpunkt Geltung hat, gilt auch für die nächste Nachbarlage, für den Tiefstand der Produktion. Damit ist der Beweis erbracht:

Der Augenblick zur Sozialisierung der Produktion ist der des Tiefstandes der Produktion.

Beweis zur Entkräftigung der bisher geltenden Anschauung: Wenn die Produktion den Höhepunkt erreicht hat, der zur Sozialisierung geeignet sein soll, ist der die Produktion hervorrufende Bedarf schon wieder teilweise befriedigt, der Bedarf nimmt ab und damit notwendigerweise auch die Produktion, wenn unsinnige Ueberproduktion vermieden werden soll. Auf absteigender Linie aber wäre die sozialisierte Produktion gefährdet und käme rasch in Mißkredit.

Ausschlaggebend für den Augenblick der Sozialisierung ist daher ein Tiefstand der Produktion und ein Hochstand des Bedarfes.

Das Festhalten an überkommenen Anschauungen ist auch in dieser Frage ebenso verderblich wie im allgemeinen; es ist das Kennzeichen der Reaktionäre und der Unfähigen. Der schöpferische Geist kennt kein Vorbild, sondern schafft aus eigener Erkenntnis.

Es fragt sich, ob unser Bedarf schon die elementare Höhe und unsere Produktion schon jenen Tiefstand erreicht haben, um jene Spannung zu erzeugen, die notwendig ist, um die Sozialisierung automatisch herbeizuführen.

Der jahrelange Krieg hat in den Kreisen des Proletariats, zu dem nicht nur die Handarbeiter gehören, verheerend gewirkt, die Schwierigkeiten ihrer Lebensführung gesteigert, dagegen einen Teil des Volkes von der Not des Daseins verschont. — Bei den Besitzenden herrscht noch nicht jener Grad des Bedarfes, der sie zur tätigen Arbeit zwingen würde. Das kapitalistische System gestattet ihnen, ihren Bedarf ohne Arbeit zu gewinnen. Daraus ergibt sich, daß die Sozialisierung der Produktion so lange nicht kommen kann, als dieses System besteht. Erst die Beseitigung des kapitalistischen Systems eröffnet die Möglichkeit der Sozialisierung.

Ein Weg zur Beseitigung des Kapitalismus ist der durch meinen Vorschlag vorgezeichnete, durch Verständigung.

Ein zweiter Weg ist der Bürgerkrieg und seine Folge, die Anarchie. Die Besitzenden haben die Wahl. Die Wahl zwischen Verständigung oder einer Katastrophe, welche die Produktion so weit herabdrückt und den Bedarf derart steigert, daß jeder gezwungen sein wird, freiwillig an der Produktion teilzunehmen, um sein Dasein zu ermöglichen.

Reaktionäre Bestrebungen beschleunigen nur das Verhängnis.

Zu 2. Der Staat wird Mitbesitzer des gesamten Volksvermögens durch seinen Anteil an den Erträgen aus dem Besitz.

Erster Grundsatz bei Regelung der Erträge ist die Anhäufung von Kapital und Besitz in den Händen Einzelner oder von Interessentengruppen zu verhindern.

Der Gewinn aus der Produktion kommt der Allgemeinheit zu Gute. Eine gerechte und billige Verteilung des Gewinnes wird den Staat und seine Bürger befriedigen. Die Gedankengänge in dieser Richtung sind nicht neu, die Feinde derselben sind nur die Besitzenden, die Menschenfeinde.

Zu 3 und 4. Die Unmöglichkeit, rentierliche Erträge auf Schleichwegen zu suchen, bringt die Gefahr, daß Kapital und Ertrag verloren sind, wenn der Kontrahent sich nicht strafbar machen will. Völlige Konfiskation von Besitz ist das einzige Mittel zur Bekämpfung des ungesunden Eigennutzes.

Der Vorschlag an die Lösung des kapitalistischen Systems sofort heranzutreten, hat noch aktuelle Bedeutung nach zwei Seiten: nach der innenpolitischen und nach der außenpolitischen.

Im Innern ist er dazu angetan, die Elemente der Revolution zu einigen und geschlossen zur Entscheidungsschlacht gegen den Menschheitsfeind, das Kapital, zu sammeln. Das reaktionäre Bürgertum möge den Ernst der Lage erkennen lernen. Verweigert es die Verständigung, wird ein wilder Bürgerkrieg die Voraussetzung für die automatische Sozialisierung schaffen durch Herabdrückung der Produktion und Steigerung des Bedarfes, der Not, ins Ungeheure. Die Begleiterscheinung dieses Kampfes auszumalen, verschmähe ich. Mene, tekel upharsin!

Die außerpolitische Bedeutung: Der Entschluß des deutschen Proletariats, das Ziel der Internationale, die Beseitigung der kapitalistischen Ordnung in die Tat umzusetzen, ruft entweder die Hilfe der kapitalistisch orientierten Entente herbei, oder sie gewährt uns die Freiheit unserer Selbstbestimmung. In beiden Fällen wird nur dasselbe erreicht, aber nichts verhindert, kaum aufgeschoben werden. Der Einmarsch der Entente wird, wenn auch einen kurzen, aber solch einen vernichtenden Bürgerkrieg hervorrufen, daß die Produktion noch mehr zurückgeht, der Bedarf noch mehr gesteigert wird, daß jener Zustand geschaffen wird, der eben zur automatischen Sozialisierung der Produktion und Beseitigung des Kapitalismus im deutschen Volke nur in anderer Form, der Verschuldung und Versklavung führt. Unser Vorbild, so oder so, wird das internationale Proletariat aufstacheln, ebenfalls den Weg der Selbsthilfe zu betreten, um so sicherer, wenn die Machthaber der kapitalistischen Ordnung die Verwirklichung einer naturnotwendigen Entwicklung aus verbrecherischem Eigennutz zu verhindern suchen.

Die Not muß erst ungeheuer groß werden, um die Erlösung vom kapitalistischen Joche herbeizuführen!

Benutzet unverzüglich das Euch in die Hand gedrückte Werkzeug zur Vollendung der Revolution. Mag auch noch vieles in Trümmer gehen, es ist notwendig um die Erlösung der Menschheit vom Moloch Kapitalismus herbeizuführen. Ein neues Geschlecht wird die Kraft finden, die Welt schöner aufzubauen zum Wohle der gesamten Menschheit.

Josef Dürr.

Hier ist der sich annoch revolutionär nennenden Regierung des Volksstaates Bayern ein praktischer Vorschlag gegeben, Vorarbeit für die Ueberführung der Wirtschaft in den Sozialismus zu leisten. Ich drucke die Ausführungen Josef Dürrs ab, um die Oeffentlichkeit zur Zeugin dafür zu machen, daß das Ministerium Eisner keineswegs ohne Mitwirkung im Ersinnen „realpolitischer" Maßnahmen bleibt und um auf den Ministerpräsidenten einen moralischen Druck auszuüben, sich mit dem ihm vor einigen Wochen eingereichten Gesetzentwurf zu beschäftigen.

Ich lege die Arbeit meinen Lesern zu eigener Beurteilung vor, obwohl ich selbst grundsätzliche Einwendungen dagegen habe, wenigstens soweit aus dem Entwurf die Absicht zu folgern ist, die Vergesellschaftung der Produktion durch die Verstaatlichung des rentierlichen Kapitals herbeizuführen. Eine solche Maßnahme wird nicht zum Sozialismus, sondern zum Staatskapitalismus führen, was — trotz Marx — etwas sehr verschiedenes ist. Auch scheint mir die streng mathematische Beweisführung den Verfasser zu Trugschlüssen zu führen. So unterläuft ihm ein offenbarer Irrtum, wenn er meint, das völlige Aufhören aller Produktion müßte den Bedarf ins Unendliche steigern. Diese ganz von mathematischem Denken eingegebene Logik hält vor den Tatsachen nicht stand. Denn der Bedarf der Menschen ist niemals unendlich, er ist begrenzt und schwankt innerhalb seiner Grenzen, ja, ganz im Gegensatz zu Dürrs Auffassung bewirkt vermehrter Bedarf erhöhte Produktion, wie verminderte Produktion — die Kriegserfahrungen haben es bestätigt — den Bedarf verringert. Der Bedarf aber muß in einer gerechten, einer sozialistischen Gesellschaft die Produktion bestimmen, statt daß er, wie unter kapitalistischen (auch staatskapitalistischen) Verhältnissen von der Produktion abhängig gehalten wird. Der Bedarf aber richtet sich nach dem Kulturstand eines Volkes. Je höher die Kultur, umso größer der Bedarf nicht nur nach den Notwendigkeiten, sondern auch nach dem Schmuck des Lebens.

Dürrs Folgerung, der Augenblick zur Sozialisierung der Produktion sei der des Tiefstandes der Produktion, ist aber doch und gerade deswegen richtig. Denn der Tiefstand der Produktion vermindert den Bedarf in dem Maße, daß zugleich mit ihm ein Tiefstand der Kultur eintritt, der die Notwendigkeit einer Umgestaltung des Wirtschaftsbetriebes evident macht. Somit hat Dürr recht, wenn er Eisners alle Ausbeuter entzückenden Grundsatz bekämpft, daß der Augenblick des Zusammenbruches nicht der Augenblick der Sozialisierung sein könne. Er hat ferner recht, wenn er als Vorbedingung der Sozialisierung die Verfügung der Allgemeinheit (die ja nicht mit dem Staat identisch zu sein braucht) über die zu sozialisierenden Produktionsmittel (vorweg natürlich des Großgrundbesitzes) verlangt und endlich sind seine Anregungen, als Voraussetzung zu allen durchgreifenden Maßnahmen gegen das Kapital die Registrierung aller natürlichen Werte und die Offenbarungspflicht der Banken zu dekretieren, von außerordentlich beachtenswerter Bedeutung.

Allerdings fürchte ich, daß die ehemals königlichen Geheimräte, die Eisner auf ihren Posten von ehedem weiterwursteln läßt, und denen die Bearbeitung der heiklen Materie anvertraut sein wird, wenig Neigung haben werden, im Geiste des Sozialismus durchgreifende Wandlungen der bestehenden Gesellschaft vorzubereiten. Sie sind Kinder und Funktionäre des kapitalistischen Obrigkeitsstaates, sie denken und fühlen mit den Hirnen und Nerven der kapitalistischen Bürokratie, sie leben und schwitzen in den Aktenbündeln ihrer Amtsvorgänger bis ins hundertste Geschlecht. Die Vorarbeiten zur Erfassung des Kapitals für die Gesamtheit des Volkes in die Hände dieser Zopfheiligen zu legen, heißt aus einer Eule eine Nachtigall machen wollen.

Die „revolutionäre" Regierung Bayerns hat sich ja einmal darauf festgelegt, die Beamten und Offiziere da sitzen und wirken zu lassen, wo sie auch unter Ludwig III. gesessen und gewirkt haben, weil sie nun mal „eingearbeitet" sind, — eingearbeitet in die Verwaltung einer Republik mit sozialistischen Tendenzen? Das gerade nicht, aber Eisner wird die Herren schon noch revolutionieren. Sollte später mal etwas zum Sozialisieren da sein, dann werden uns Kurt Eisners ererbte Ministerialräte schon lehren, was Sozialismus ist. E. M.

Das unpünktliche Erscheinen dieser Nummer ist wieder auf technische Hindernisse zurückzuführen. Immerhin hätte das Blatt Ende der letzten Woche herauskommen können, wenn der Herausgeber es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, das entsetzliche Ereignis der Ermordung unserer Führer noch nachträglich im Text des „Kain" zu behandeln. Die Bemühungen, das regelmäßige Erscheinen des „Kain" zu sichern, werden fortgesetzt werden. Die Leser werden gebeten, solange der Kohlenmangel seine Wirkungen auf die technischen Betriebe ausübt, Nachsicht zu üben.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. / Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105 IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. / Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 5. Samstag, den 1. Februar 1919 5. Jahrgang.

Wir kenn der National-Versammlung Paris 1871

Klage.

(Gedichtet April 1916.)

Wir haben den Frieden erstrebt und gewollt.
Da ist der Krieg in die Welt gerollt.
Und der Brand hat gezehrt, und der Tod hat gesenst,
Und der gütige Gott ward zum Haßgespenst.
Wehe!

Wir boten den Menschen Glück und Vernunft;
Der Habgier gaben sie Unterkunft.
Sie trauten des Neides unheiliger Schrift:
Neid goß ihnen Kugeln. Neid mischt' ihnen Gift.
Wehe!

Wir sangen den Völkern ein Freiheitslied.
Sie traten für ihre Beherrscher ins Glied.
Sie kämpften für ihrer Beherrscher Macht
Und wähnten sich ihrer Kinder Wacht.
Wehe!

Wir haben gerufen und haben gewarnt.
Das Grausen wankte heran getarnt.
Es schlug sich den Mantel um Kopf und Kinn
Und schlug ihn den Menschen um Blick und Sinn.
Wehe!

Wir haben dem grinsenden Grausen gewehrt.
Sie gaben ihm Hand und Herz und Schwert.
Das Grausen führte dem Schwert die Hand.
Millionen Leiber zuckten im Sand.
Wehe!

Wir schrein unser Wehe! in Kampf und Pein.
Die Erde wird Grab und Asche sein. —
Drei Herrinnen recken die Arme frei:
Die Habgier, die Mordlust, die Sklaverei.
Wehe!

Erich Mühsam.

Zwischen den Revolutionen.

Karl Liebknecht ist unter der persönlichen Beteiligung vieler Tausender von Volks- und Gesinnungsgenossen zugleich mit noch dreißig Opfern des Revolutionsabbau-Konsortiums Scheidemann-Ludendorff und unter der gedanklichen Beteiligung der gesamten zivilisierten Menschheit (zu der das deutsche Bürgertum mit sozialpatriotischem Anhang nicht gezählt werden darf) zur letzten Ruhe bestattet worden. **Rosa Luxemburg** hat noch in keinem Friedhof ihre Stätte finden können. Ihr erschlagener und geschändeter Leichnam ist vom Ordnungspöbel den Fängen der bis an die Zähne bewaffneten Soldateska entrissen worden und mag wohl zerstückelt oder verbrannt, in fauligem Kanalwasser fortgespült oder hinter irgendeinem Chausseestein eingescharrt das Rechtsempfinden eines Offiziers Seiner verflossenen Majestät, der um den Verbleib weiß, noch jetzt mit stiller Befriedigung erfüllen.

Die Regierung Ebert-Scheidemann-Landsberg-Noske, die die Mörder der Revolutionsführer zwar nicht dang, aber doch engagierte, tut nun ihr Bestes, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Sie setzt eine Belohnung von 10 000 Mark für die Beischaffung des körperlichen Restes von Rosa Luxemburg aus, wohl in der Hoffnung, noch eine Revolutionsbeerdigung zum Anlaß zu bekommen, die innere Stadt Berlin mit Haubitzen und Maschinengewehren gegen das Volk Berlins zu bewaffnen, wie sie es bei Liebknechts Begräbnis gemacht hat, und so die Kundgebung der Liebe des Volkes zu seinen ermordeten Führern zur Kundgebung des Hasses und des Machtwillens der vereinigten Bourgeoisie, Militärgewalt und sozialdemokratischen Regierung zu benutzen. — Aber sie beläßt es nicht bei jener Auslobung. Sie veranlaßt sogar eine Untersuchung über den Tod ihrer beiden Hauptwidersacher. Die Gardeschützenkavallerie-Division hat von Herrn Noske, dem sozialdemokratischen Blutsäufer Berlins, den strengen Auftrag erhalten, die Schuldigen zu ermitteln und zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Gardeschützenkavallerie-Division war es, die die beiden Revolutionäre in Wilmersdorf in einer Privatwohnung verhaftete, die sie widerrechtlich statt ins Untersuchungsgefängnis in das Hotel am Kurfürstendamm bringen ließ, in dem sich ihr Stab befand, die von dort aus den Transport zum Gefängnis einleitete, und der dann das zufällige Mißgeschick widerfuhr, daß erst Liebknecht und dann Frau Luxemburg an verschiedenen Stellen ihrer wachsamen Aufmerksamkeit entzogen werden konnten und so den Tod fanden. Dem Stabe dieser Division ist also die Ermittlung des rätselhaften Vorgangs von den sozialdemokratischen „Volksbeauftragten" übertragen worden. Wir waren im Irrtum, als wir meinten, der Stab der Gardeschützenkavallerie-Division sei in diesem Verfahren Angeklagter, — er ist Untersuchungsrichter, und wenn jetzt die Wahrheit nicht an den Tag kommt, dann muß es Gottes eigner Wille sein, daß die Mörder Liebknechts und Rosa Luxemburgs nicht ermittelt werden sollen.

Zwei Tage nach den Morden im Tiergarten wurden vier Spandauer Kommunisten ebenfalls von offiziersbefehligten Soldaten niedergeknallt. Der offizielle Bericht klang ähnlich wie der über Liebknechts Tod. Auf der Fahrt von Spandau nach Tegel sollen die vier in mondheller Nacht vom Militärlastauto, in dem sie von einem Dutzend Soldaten bewacht wurden, entflohen sein, worauf man sie abschoß. Man muß aber gestehen, es ist eine Frechheit sondergleichen, der Welt derartige Meldungen zuzumuten. Jeder weiß, wie schwer es ist, aus einem solchen hohen, von Seitenwänden umschlossenen Wagen während der Fahrt abzuspringen. Das soll nun in hellem Mondlicht vier Personen gelungen sein, zu deren Ueberwachung obendrein eine bewaffnete Schutzgarde mitfährt. Sie alle konnten fliehen, keiner von ihnen aber entging den nachgejagten Kugeln. Wertvoll ist dieser unglaubliche Schwindelbericht nur dadurch, daß er der Zuverlässigkeit der amtlichen Mitteilung über Liebknechts Fluchtversuch im Tiergarten die nötige Beleuchtung gibt. Der Fall stellt sich so dar:

Den Militärs war von der Regierung Ebert-Scheidemann unbeschränkte Vollmacht gegeben worden, in Berlin „Ordnung und Sicherheit" wieder herzustellen. Der Oberst Reinhardt, ein intimer Freund Tirpitz', bekam als Kriegsminister den Befehl über Offiziere und Truppen. Noske, der Stadtkommandant, hatte dem weißen Terror einen rötlichen Schimmer zu verleihen. Man tat unter dem Hetzgeschrei der gesamten Presse und der Bürgerkanaille ganze Arbeit. Zuerst wurde die gründliche Bewaffnung aller Offiziere, Junker, nationalen Studenten und für ihre Rente zu Opfern bereiten Bürger vorgenommen, dann warb man hochbezahlte regierungstreue Truppen und schlug die Revolutionäre mit Gewalt (Minenwerfer, Gelbkreuz usw.) nieder, nicht ohne mit den gefangenen Landsleuten Exempel zu statuieren und sie unter dem Beifallsgejohle des Besitzmobs teilweise durch Hunger, Kälte und gemeine Mißhandlungen für ihre sozialistische Gesinnung zu bestrafen, teilweise auch sie ohne Umstände kalt zu machen. (So wurde bei der Erstürmung des „Vorwärts" der Arbeiterdichter Werner Möller, der dort gefangen genommen wurde, unter Hohngelächter an die Wand gestellt und erschossen.) Da man die Führer nicht während einer Kampfhandlung festnahm, war es nicht wohl möglich, sie etwa „fallen" zu lassen oder aus irgendeinem Vorwand standgerichtlich zu behandeln. Sie später vor einem Gericht zum Tode verurteilen zu lassen, ging auch nicht recht an, — in welchem Unschuldsbecken hätten die „sozialistischen" Landesväter wohl ihre Hände waschen sollen? So mußte denn der Abtransport die Gelegenheit schaffen, dem gekränkten Rechtsbewußtsein der Nationalbestie Genüge zu tun. Augenzeugen waren außer den zum Schweigen gebrachten Opfern der neudeutschen Justiz nur Parteigänger, nur Komplizen. Komplizen und Parteigängern wird nun auch die Untersuchung und Aburteilung des Verbrechens anvertraut. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Das Militär wird zum Ankläger und Richter in eigner Strafsache gemacht. Mit seinen Verbündeten, den sozialdemokratischen Verbrechern der Reichsleitung, wird es die Spuren seiner Tat zu tilgen suchen und ihren Opfern die eigne Schuld aufbürden wollen. Es wird nicht gelingen. Als Ankläger leben die Ermordeten unter dem Volk. Ihr Blut schreit nach Gerechtigkeit. Der verschleppte Leichnam Rosa Luxemburgs zumal wandert von Haus zu Haus, von Herz zu Herz und ruft das Volk auf, Gericht zu halten über die Verräter am Sozialismus und an der Revolution. So werden denn die Volksgenossen Richter werden und den Schuldspruch fällen. Er ist gefällt. Er lautet: Die Regierung Ebert-Scheidemann-Landsberg-Noske und ihre militärischen Komplizen sind schuldig des Mordes an den besten Kämpfern für Sozialismus und Revolution, sie sind schuldig des Verrats am eigenen Volk und seinen Idealen.

Sie dürfen nicht länger an ihren Posten bleiben. Sie dürfen nicht länger im Namen des deutschen Volkes regieren. Sie dürfen nimmermehr im Namen des deutschen Volkes Verhandlungen führen und Frieden schließen. Es ist nötig, daß sie gezwungen werden, ihre Plätze zu verlassen. Deshalb müssen sich die Revolutionäre des ganzen Landes zusammenfinden in dem Entschluß, an einem bestimmten Tage die Arbeit niederzulegen mit der Forderung: Fort mit den Mördern und Verrätern von jedem sichtbaren Posten! Entwaffnung der Offiziere! Auflösung des Hauptquartiers! Beseitigung jeglicher Militärherrschaft! Mit dem Mittel des Generalstreiks in ganz Deutschland sind diese Forderungen durchzusetzen. Das Mittel anzuwenden ist Ehrenpflicht des deutschen Volkes, Ehrenpflicht gegen seine Märtyrer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg!

*

Der preußisch-deutsche Militarismus soll mit der Novembererhebung zerborsten sein. Die liberalen und sozialdemokratischen Vorbeter der öffentlichen Meinung versichern es uns täglich. Wer vom Ausland zu uns kommt, erwartet also die Auswirkungen eines neuen Geistes in den Uniformen und Kasernen kennen zu lernen. Was sieht er? Offiziere aller Grade, behängt mit dem Christbaumschmuck ihrer Kriegsauszeichnungen, auf den Achseln blitzende Epauletten, die Abzeichen ihres Obrigkeitscharakters, an der Seite am Boden klirrende Schleppsäbel.

In den Zeitungen aber lesen wir wieder wie in jüngst vergangenen Tagen Kriegsbulletins. Das Hauptquartier der Obersten Heeresleitung ist vom Westen nach dem Osten verlegt worden. Den Feldzug, den Deutschland nach zwei Monaten Waffenstillstand glücklich wieder führen darf, leitet Generalfeldmarschall von Hindenburg. Er, der das Vaterland 4¼ Jahre lang gerettet hat, gerettet, bis es kotbrechend im Sumpfe lag, rettet es schon wieder einmal. Die herrlichen Tage, denen uns Wilhelm II. entgegengeführt hat, sind noch nicht vorüber. Scheidemann und Hindenburg Arm in Arm entzünden uns neue Siegesfeuer.

Freiwillige vor! brüllen Generäle und Volksbeauftragte um die Wette, um die deutsche „Ostmark" zu schützen. Ganz genau weiß man es ja nicht, gegen wen es eigentlich gehen soll, gegen die Polen, die sich in den polnischen Bezirken des ehemaligen Preußens seßhaft machen und über deren Grenzen hinausstrebend sich als gelehrige Schüler derer erweisen, die sich jetzt gegen sie entrüsten oder gegen die bösen Bolschewiki, die vollständig desorganisiert, in zügellosen hungernden Räuberhorden, raubend, sengend, mordend im eignen Volk und gegen alle Völker wüten und mit tadellos disziplinierten, brillant verpflegten und ausgerüsteten Armeen unter musterhafter militärischer Leitung gegen Deutschland marschieren. Der Zeitungsleser steht achselzuckend vor den Berichten, deren einer stets das Gegenteil vom andern behauptet und erkennt nur das eine, daß jeder edeldenkende deutsche Jüngling zu Hindenburgs Fahnen zu eilen hat, um Deutschland zu retten.

Daß den Polen ihre Grenzen bei der endgültigen Liquidation des Weltkrieges gezogen werden, weiß jeder. Daß die Bolschewiki, die in regsamster produktiver Arbeit ihr Land im Innern sozialistisch reorganisieren, nicht die leiseste Neigung haben, jetzt militärische Exkursionen

nach Deutschland hinein zu unternehmen, begreift auch jeder. Warum also das Kriegsgeschrei? Weil das von Ebert-Noske frisch bewaffnete Offizierskorps seine Existenzberechtigung nicht einbüßen will, weil es in Uebung bleiben will, bis es zum großen Schlage die Zeit reif hält, zum Schlage gegen den „inneren Feind", gegen die Revolution selbst, auch gegen die Scheinrevolutionäre, die heute noch als die Auftraggeber der Offiziere Revolution und Gegenrevolution nach Belieben glauben bremsen zu können.

In Bremen, in Braunschweig, in Düsseldorf hat die Revolution der konsequenten Sozialisten große Triumphe erzielt. Das Rätesystem ist dort im endgiltigen Werden, die Waffen ruhen, der Geist der Freiheit und der Gerechtigkeit besetzt die Plätze des verrotteten Regimes der kapitalistischen Interessenwirtschaft. Wie lange wird es dauern, bis sich die neue Freiwilligen-Armee statt gegen Polen oder Russen gegen die Proletarier in Bremen, Braunschweig und Düsseldorf in Bewegung setzen wird?

Der preußisch-deutsche Militarismus ist tot, verkünden uns die Wortführer der liberalen und sozialdemokratischen Revolutionsgewinner. Das Ausland lacht. Wir aber müssen rüsten, um ihn endlich wirklich zu erschlagen.

*

Die Revolution vom 7. bis 10. November ist vorbei. Darin sind wir alle einig: die Regierungen Ebert-Ludendorff und Eisner-Auer ebenso wie wir Kommunisten, Anarchisten, Spartakisten und Bolschewisten. Sie hat die 22 deutschen Fürsten erledigt und gewisse demokratische und soziale Reförmchen durchgeführt oder angebahnt. Der Unterschied der Auffassung besteht nur noch darin, daß die Partei von Ludendorff bis Eisner meint: jetzt haben wir die eigentliche Revolution hinter uns, während wir andern meinen: jetzt gerade haben wir die eigentliche Revolution vor uns.

Jetzt haben die Demokraten mit ihren klerikalen und aristokratischen Verbündeten einen Bretterzaun hinter die Revolution gestellt und damit bekundet, daß der Vormarsch auf dem Wege zu Neuerungen jetzt gestoppt sei. Man hat gewählt: in die deutsche Nationalversammlung (während kein Mensch weiß, wie weit die deutschen Grenzen eigentlich noch reichen) und in die Landtage der deutschen Einzelstaaten (während deren neue Abgrenzungen gegeneinander erst recht noch völlig nebelhaft sind). Die Wahlen sind so ausgefallen, wie sie selbstverständlich ausfallen mußten: wer am meisten Papieraufwand zu Werbezwecken treiben konnte, d. h. wem am meisten Geld zur Propaganda zur Verfügung stand, hat am meisten Stimmen gekriegt. Bei der stets bewährten Geschäftstüchtigkeit der Hohenzollernsozialisten hatten natürlich sie am besten vorgesorgt. Nur in Bayern haben ihnen die Klerikalen, die außer über Papier auch noch über Beichtstühle verfügen, den Rekord abgejagt. Es ist gebrüllt, geschrieen und gedruckt worden, was das Volk an Lügen nur aushalten konnte, jede Partei hat ihre Tugenden aufgezählt und ihren Abscheu gegen den Bolschewismus beteuert, und nun haben wir so die wahre Volksmeinung erfahren. Die Herren und Damen werden in den Parlamenten bei der Abstimmung über jeden antikapitalistischen Antrag sitzen bleiben und sich dabei einbilden, daß sie mit ihrem Hintern alle sozialistischen Utopien im Keime zerdrücken. Wenn es aber darum gehen wird, die Kriegsschuld in Steuerlasten aufs arbeitende Volk zu wälzen oder Ordnung und Sicherheit in dividendensprühenden Aktienunternehmungen durch Polizei und „Volksheer" zu gewährleisten, dann werden sie von ihren Sitzen emporschnellen und glauben, dem demokratischen Evolutionismus unter ihren Gesäßen weg freie Bahn zu schaffen.

Fürs Reich und für Bayern liegen bereits Verfassungsentwürfe vor. Ihre Schönheiten aneinander abzuwägen mag der Spezialarbeit eines Staatsenthusiasten überlassen bleiben. Die Leser dieser Zeitschrift sollen damit nicht behelligt werden. In einem Punkt aber gleichen die beiden Entwürfe einander aufs Haar, in einem Punkt, der nicht drin steht: die Einrichtung der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte ist den Verfassern beider revolutionären Neuerungsmanifeste eine unbekannte Größe. So ist dieses deutsche Volk: die Nationalversammlung wird abstimmen, und die Räte werden nicht mehr existieren. O ja, sie werden existieren. Nur radikaler werden sie sein als wir sie heute in Deutschland am Werke sehen.

Die Revolution vom November 1918 liegt hinter uns, — das ist richtig. Wir befinden uns im Stadium zwischen den Revolutionen.

E. M.

Holland und die deutsche Revolution.

Holland ist bekanntlich als die Zufluchtsstätte des deutschen Kaiserhauses heute wieder in den Brennpunkt internationaler Fragen getreten. Die Meinungen und Rechtsgründe über die Auslieferung des Kaisers sind je nach dem Wesen der verschiedenen Völker und ihrer Rechtsauffassungen divergierend. Das eine ist jedenfalls Tatsache, daß die niederländische Regierung sehr froh wäre, auf irgendwelche mögliche und anständige Manier diese unerbetenen Gäste wieder los zu werden. In Regierungskreisen huldigt man der Ansicht, dem Bürger Hohenzollern sen., wie ihn die holländischen Blätter nennen, durch persönliche Zusprache und Ueberredung erklärlich zu machen, daß seine freiwillige Abreise nach seinem lieben Vaterlande die einfachste Lösung all dieser Probleme wäre. Irgendeine persönliche Freundschaft oder ein „solidarisches Interesse der Monarchen" zwichen ihm und dem niederländischen Königshaus besteht nicht, da der Kaiser schon in Friedenszeiten unter Regierung der holländischen Dynastie als privater Gast bei seinem Freunde Graf Bentinck zu Besuch war. Ganz nebenbei bemerkt legt heute die niederländische Regierung eine Aufmerksamkeit und Empfindsamkeit gegen einen deutschen Deserteur an den Tag, die man während des Krieges bei gewöhnlichen Sterblichen nicht verspürte. Zudem bezweifle ich sehr stark, ob es ausschließlich und allein nur die geographische Nähe Hollands war, daß der Kaiser sich gerade dieses Land als Zufluchtsort für seine Sicherheit erwählte.

In der demokratischen Schweiz war eben zurzeit seiner Flucht die große Krise der Revolution gegen den Kapitalismus ausgebrochen. Die nordischen Staaten schieden einerseits wegen ihrer ausgesprochenen deutschfeindlichen Haltung wegen des deutschen U-Bootskrieges, andererseits wegen der großen Nähe des bolschewistischen Rußlands aus. In Holland dagegen war im Allgemeinen alles ruhig und die ganzen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände so rückständig und konservativ wie in Deutschland vor 50 Jahren.

Die Wahlen haben im Frühjahr stattgefunden und ergaben einen vollen Sieg der Klerikalen. Dabei waren die Verhältnisse vor den Wahlen in Kürze ungefähr folgende: Eine kleine Clique von höchstens 200 Familien besitzen das ganze Land und dessen Volk in Erbpacht; aus ihnen rekrutieren sich die Ministerien, sie sitzen in allen Aemtern, sie beherrschen sämtliche Wirtschaftsbetriebe, Banken, sowie die ganze öffentliche Meinung.

Vom Kapitel sozialer Gesetzgebung hat das Volk dieses Landes überhaupt noch wenig Ahnung. Der Arbeitgeber ist dort der souveräne Herr über seine „Knechte", wie man den Arbeiter auf holländisch außer dem „Werkmann" nennt. Der Arbeiter sucht sich dort auch nicht Arbeit, sondern einen „Baas", d. h. eben einen Herrn. Eine festgelegte Arbeitszeit kennen nur die wenigsten Betriebe. In allen anderen Betrieben bestimmt der Arbeitgeber ganz willkürlich über die Arbeitszeit wie auch in allen kaufmännischen Unternehmungen. Mir sind Fälle bekannt, wo in Fabriken die Leute bis Mitternacht gehalten wurden, ohne irgendwelche Lohnzulage oder anderweitige Vergütung. Die Chefs lassen sich ev. zu einigen billigen Scherzen mit ihren Lohnsklaven herab und spendieren großmütig etwas Bier und belegte Brote, um die Leute überhaupt noch aufrecht und arbeitsfähig zu erhalten. Wem diese Behandlung nicht paßt, der kann auf der Stelle ohne irgendwelche weitere Kündigungsfrist oder Entschädigung entlassen werden. Einen anderen Verdienst wird ein solcher Arbeiter schwerlich im ganzen Lande finden, denn es mangeln ihm Zeugnisse und Empfehlungsbriefe, ohne welche er eben nirgends angenommen wird. Streiks, das letzte Mittel der Selbsthilfe des Proletariats, führten stets bisher zu Niederlagen oder sehr faulen Ausgleichen, nicht zu sprechen von den meist blutigen Zusammenstößen mit der Polizei.

Viele Tausende von Unzufriedenen und Arbeitslosen verließen das Land und fanden Aufnahme und angemessene Verdienste bei der deutschen Kriegsindustrie. War der Lebensunterhalt in Deutschland auch enorm gestiegen, so verdiente der Arbeiter hier immerhin prozentual weit mehr, als der holländische Arbeiter sich je träumen ließ. Die Grundlage der Volksnahrung in Holland bildete eine Wochenration von 1400 Gramm Brot, einigen Kilo Kartoffeln, ½ Pfund Butter oder Fett und rationsfreie Gemüsesorten. Fleisch, Fisch oder Eier waren gänzlich unbekannt zu Zeiten, wo Waggonladungen davon täglich nach Deutschland transportiert wurden. Der Geist des Militärs sank im gleichen Verhältnis natürlich, als die Rationseinschränkungen zunahmen und führte kurz vor Ausbruch der Revolution in Deutschland zu manchen recht ernsthaften Aufständen in den Konzentrationslagern. Dies war in großen Umrissen die Lage, als beim Beginn der deutschen Revolution Scheidemanns Freund und Genosse Troelstra, der holländische Scheidemann, der Regierung seine Revolution ankündigte. Es war wirklich ein seltenes Vergnügen eine Regierung zu sehen, die in ihren Aengsten nicht mehr aus und ein wußte. Die erste Wirkung war eine sofortige Truppenkonzentration in den größten Städten, wobei die Truppen natürlich sorgfältig auf Zuverlässigkeit ausgesucht wurden. Die zweite war die sofortige Erhöhung der gesamten Nahrungsrationen um 50 bis 100 Prozent, die Oeffnung und Verteilung der enormen Militärvorräte, Aufhebung der meisten Höchstpreise, so daß der Markt plötzlich mit Waren aller Art wieder überfüllt war, die bis dahin gänzlich unbekannt waren. Ferner wurde die Ausfuhr nach Deutschland sofort eingestellt und die holländische Flotte nahm den Verkehr mit England und Amerika ebenfalls sofort wieder auf. Auch wurde die Demobilisation sofort durchgeführt und der bisher ziemlich deutschfreundliche Generalstabschef, General Snyders dankte ab. Von Regierungsseite setzte natürlich eine Massenpropaganda für die Aufrechterhaltung der Ordnung ein, die mit geradezu phantastischen Versprechungen von Reformen und Aenderungen arbeitete. Trotzdem bezweifle ich sehr stark, daß sie Erfolg gehabt hätten, wenn eben die Revolution in Deutschland nicht den Charakter einer nationalen Monarchienstürmerei angenommen hätte, sondern eine wirkliche Revolution internationaler Tendenz gewesen wäre. So konnte der ehem. Finanzminister Treub in seiner großen Programmrede im Parlament darauf hinweisen, daß Holland bereits eine Demokratie mit parlamentarischer Grundlage wäre, was Deutschland jetzt eben anstrebe. Ferner seien in Deutschland die Herren Scheidemann und Genossen immer noch am Ruder, ebenso wie die Staatssekretäre und Generale des alten Systems, eine Gesellschaft also, die die gesamte alldeutsche Kriegspolitik bis zum letzten Moment mitgemacht haben und nun, wo es sich herausstellte, daß sie auf militärischem Wege ihre Forderungen nicht erreichen konnten, diese auf dem Wege der internationalen Revolution zu erreichen suchen. Mit einem Worte: er dankte für eine Revolution „Made in Germany". Vielleicht gibt diese Auslegung und Interpretierung den nur nationalistisch demokratischen deutschen Bürgern zu denken, daß sie mit dem bisherigen Programm nicht auf die übrige Welt einwirken können. Die wirklich revolutionären Elemente in allen anderen Ländern sind geschlagen und können nicht zur Macht und Entfaltung kommen, solange die Nationalisten von der anderen Seite mit den tatsächlichen Beweisen gegen die bisherigen Errungenschaften der deutschen Revolution aufwarten können. All die Scheidemänner, Bürgerdemokraten und Republikaner mit ihren sogen. erfahrenen alten Staatsbeamten und Generälen, sie alle tragen allein die Schuld an der Unterbindung der Internationale, sie allein sind das noch einzig bestehende Hindernis für die Weltrevolution des Proletariats gegen den Kapitalismus, für die Aufrichtung einer gänzlich neuen Gesellschaft und Wirtschaft, der des Kommunismus.

H.

Aus dem Kain.

1911—1914.

Bekanntlich werden von großen Ereignissen der Weltgeschichte immer nur sehr wenige Menschen überrascht. Die Mehrzahl findet sich in alle neuen Verhältnisse so rasch hinein, daß sie selbst es nicht merkt, wie lächerlich ihre Berufung auf den eigenen prophetischen Geist wirkt. Ich habe es schon immer gesagt — das ist die ständige Rechtfertigung des Philisters, wenn alles anders kommt, als er es tatsächlich immer gesagt hat.

Als der Krieg ausbrach und die Begeisterung in mächtigen Wellen über die teilnahmslosesten Gemüter hinbrauste, da wollte keiner je teilnahmslos gewesen sein. Jeder fand, daß er schon seit Jahren die reinigende Erhebung des Volkes durch den Krieg als unabwendbare Notwendigkeit vorausgesehen habe. Als die deutschen Heere am Sedantage 1914 noch nicht in Paris waren, sondern eine Woche später hinter die Aisne zurück mußten, da hatte niemand je daran gezweifelt, daß die Geschichte nicht in ein paar Wochen erledigt sein konnte. Als die Blockade sich fühlbar machte, da gab es kaum einen, der die Hilfe Englands je spöttisch belächelt hatte. Als Amerika eingriff, war diese Wirkung des U-Bootkrieges von allen Bürgern als selbstverständlich von jeher in die Rechnung gestellt worden; und als der Zustrom der amerikanischen Armeen die Niederlage der deutschen Heere besiegelte, da hatten sie alle gleich eindringlich genug gewarnt, daß dem Ansturm einer ganzen Welt nicht standzuhalten sei. Schließlich war dann auch die Revolution mit der Folgerichtigkeit ausgebrochen, die man stets berechnet hatte, und wenn sie sich einst zur Weltrevolution ausgewachsen haben wird, wenn die Nationalversammlung vom Fortgang der Revolution zum Teufel gejagt sein wird, wenn der Kapitalismus heulend auf den Trümmern der Kriegsanleihe, auf der Staatspleite, auf der planierten Fläche des Sozialismus verendet, dann werden die allezeit Gescheiten schon am ersten Tage der Umwälzung gemahnt haben, doch der natürlichen Entwicklung der Dinge keine aussichtslosen Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Es scheint bei dieser Neigung der Menschen, nachträglich die eignen Kassandratalente auszutrompeten und bei dem Mißtrauen, dem dadurch jede Berufung auf frühere Einsicht begegnet, angezeigt, das Recht zum Mitreden durch den Beweis festzustellen, daß die zurzeit betätigte Gesinnung nicht von der Konjunktur erzeugt, sondern schon verkündet wurde, als sie noch gefährlich und geächtet war, und als ihr Agitator wegen eben dieser Ueberzeugungen als Narr und Verräter betrachtet wurde.

Der „Kain" erschien vom April 1911 bis zum Juli 1914 als Monatsschrift. Der Herausgeber, der in dieser Zeit sämtliche Beiträge selber schrieb, teilt im Folgenden aus jedem der 40 Hefte, die vor dem Kriege für seine Ansichten warben, ein Zitat mit. Er will damit seine besondere Legitimation nachweisen, gerade jetzt, wo er sich zum ersten Male der Anhängerschaft breiterer Massen erfreut, für die Fortsetzung der Revolution bis zur Sicherung ihrer sozialistischen Ziele, für Weltfrieden und Weltgerechtigkeit, mit einem Wort für Menschlichkeit seine Stimme zu erheben.

April 1911:

(aus einem Gedicht „Kain", in dem die biblische Gestalt als erster Revolutionär dem menschlichen Empfinden nahegebracht werden sollte):

. . . Eure geballten Fäuste schrecken mich nicht!
Brudermörder Ihr selbst — und tausendfach schlimmer!
Aus Eurem Scheiterhauf raucht meines Herzbluts Dampf.
Trag ich so gut als Ihr nicht Menschengesicht? —
Aufrecht steh ich vor Euch und fordre mein Teil! . . .
Gebt mir Freiheit und Land! — und als Bruder für immer
Kehrt Euch Kain zurück, der Menschheit zum Heil!

Mai 1911: (Appell an den Geist):

. . . Ihr, die Ihr Werke schafft, aus denen der Geist unserer Zeit in die Zukunft flammen soll, sorgt, daß Eure Werke nicht lügen! — Helft Zustände schaffen, die wert sind, in herrlichen Taten der Kunst und der Dichtung gepriesen zu werden! Täuscht der Nachwelt nicht Bilder vor, die das jämmerliche Grau unserer Tage in Gold malen! Seid keine Philister, da Ihr allen Anlaß habt, Rebellen zu sein!

Juni 1911:

. . . Selbst da, wo sich die Not der Zeit am traurigsten fühlbar macht, in den Schichten der arbeitenden Bevölkerung, gibt es keinen Kampf, der von innen kommt, der verzweifelt hinausdrängt aus der kapitalistischen Sklaverei, sondern nur einen vorsichtigen Eiertanz im Dunklen und Dumpfen und ängstliche Scheu vor radikalen Wandlungen und vor frischer Luft.

Juli 1911:

. . . Den Eltern aber kann nur ein Rat gegeben werden: sie mögen so erziehen, daß jeder Zwang, der gegen ihre Kinder versucht wird, ganz selbstverständlich der rücksichtslosesten Ablehnung begegnet. Hätten sie selbst nicht ihre Sprößlinge von klein auf an Zwang und Autorität gewöhnt, dann bedürfte es gewiß keiner Elternvereinigungen zum Schutz der Söhne . . .

August 1911:

Revolutionen kennen keine Toleranz.

September 1911:

. . . . wer führt Krieg? Die Fürsten? Die Regierungen? Die Parlamente? Die interessierten Börseaner? Mir scheint: die Soldaten führen Kriege. Und weiter: Was sind das für Menschen, die Soldaten? — Die Söhne der Fürsten? Der Regierenden? Der Parlamentarier? Der interessierten Börseaner? Mir scheint: das Heer der Soldaten besteht fast ausschließlich aus Arbeitern und Bauern, aus solchen Leuten, auf deren Kosten der Preis des möglichen Sieges fruktifiziert werden soll. Diese Leute werden aus den Armen der Nächsten, werden von Werkstätte und Scholle gerissen, mit Flinten und Säbeln beladen, aus der Heimat geschleppt, sie werden in Bataillone und Regimenter gruppiert, ebensolchen Bataillonen und Regimentern, die ebenfalls aus friedlichen Menschen gebildet sind, gegenübergestellt, und ihnen befohlen, auf die fremden Menschen, die doch ihresgleichen sind, zu schießen und zu schlagen und möglichst viele von ihnen zu töten. Ebenso wird ihnen gesagt, daß es heldenhaft sei, sich von jenen erschießen und erschlagen zu lassen, und daß sie sich dem Vaterland — wie viele von den Soldaten besitzen davon einen einzigen Quadratmeter? — nützlicher erweisen, wenn sie sich von platzenden Granaten in Fetzen reißen lassen, als wenn sie ihren Kindern und Eltern den Ernährer, ihrer Geliebten den Mann, ihren Gefährten den Kameraden erhalten.

Oktober 1911:

Die russische Revolution ist trotz der Plechanow-Fraktion der Duma nicht beendet, sondern steht noch in den Anfängen. Sie wird dauern, bis der Absolutismus wirklich beseitigt sein wird und auch dann nicht aufhören, ehe nicht die agrarische Feudalherrschaft gestürzt und eine menschenmögliche Einteilung des Ackerbesitzes erreicht ist.

November 1911:

. . . Da hingegen die Unzuträglichkeiten, die sich aus der Willkür der Einzelnen ergeben, offensichtlich sind, gibt es nur eine Möglichkeit, ohne die Ungerechtigkeit jeglicher Justiz Recht und Ordnung zu schaffen: nämlich eine Gesellschaft zu errichten, in der das Interesse des Einzelnen nicht fortgesetzt mit den Interessen der Gesamtheit kollidiert, in der das Individuum respektiert wird, in der nicht geknechtet und kein Anerkennen verhaßter Gesetze erpreßt wird, eine Gesellschaft, in der der Zwang der Gesetze durch die Freiwilligkeit des Vertrages abgelöst ist. Diese Gesellschaft wird politisch eine anarchistische, wirtschaftlich eine sozialistische sein.

(Forts. folgt.)

Aus revolutionären Organisationen.

Kameraden!

Die „Internationale antimilitaristische Vereinigung" ruft alle antimilitaristischen Organisationen, Gruppen und Einzelpersonen auf, einen

Internationalen Kongreß in Holland

vorzubereiten.

Der Kongreß wird, sobald die Umstände es erlauben, zusammentreten: sein Zweck ist die Ausbreitung der antimilitaristischen Bewegung in der ganzen Welt. Zu diesem Zwecke wollen wir eine enge Verbindung herstellen zwischen allen, die an der Lösung der Probleme des Antimilitarismus Anteil nehmen.

Die „Internationale antimilitaristische Vereinigung" in Holland zählt auf die Zustimmung aller revolutionären Organisationen und hofft, schon in nächster Zeit die Bestätigung Eurer Sympathie zu erhalten.

Erklärt Euer Einverständnis! Teilt der Vereinigung mit, welche Fragen Ihr auf der Tagesordnung zu sehen wünscht!

Sobald wir genügend Antworten erhalten haben werden, um den Kongreß gesichert zu wissen, werden wir Euch verständigen, wann und wo er tagen wird und welche Probleme gemäß den wichtigsten Vorschlägen der Teilnehmer behandelt werden sollen.

Wir sind überzeugt, daß Ihr unsere glühende Sehnsucht teilt, den Militarismus nach Menschenmöglichkeit niederzukämpfen. Wir bitten Euch, in allen verfügbaren Zeitschriften und Druckschriften die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf den Kongreß zu lenken.

Revolutionären Gruß
im Namen der
„Internationalen antimilitaristischen Vereinigung"
C. Berkhout, C. de Boon, F. Domela Niewenhuis, B de Ligt, N. J. C. Schermerhorn, A. Last, Sekretär.

„Internationale antimilitaristische Vereinigung", Leiden, Mariagondastraat 29.

Zur Behandlung und Weiterleitung von Anregungen oder Anmeldungen zum Kongreß ist bereit Erich Mühsam, München, Georgenstr. 105/4.

Der Herausgeber des „Kain" wird um Abdruck des folgenden Telegramms ersucht, das am 12. Januar nach Berlin gesandt wurde. Die Ereignisse nach diesem Datum haben die Namen der Adressaten vor der ganzen Welt (ausschließlich des deutschen Bürgertums und seines sozialpatriotischen Anhangs) mit dem Fluch von Ekel und Abscheu erfüllter Verachtung beladen. Tollers Kundgebung soll hier Platz finden als Beweis dafür, daß schon vor der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs Revolutionäre, die nicht deren Parteigänger waren, erkannt und ausgesprochen haben, auf welcher Seite die Urheber des deutschen Bürgerkrieges sitzen:

„Scheidemann, Ebert, Noske. Mitglieder der Regierung.
Berlin.

Sie müssen erkennen, daß Sie seit Tagen an jedem Tropfen Blut, das noch vergossen wird, schuldig sind. Wenn das deutsche Volk selbst einen Ludendorff nicht zur Verantwortung zieht, Sie wird es vor ein Volksgericht stellen, und kein deutscher bewußter Arbeiter wird sich finden, der nicht sein dreimal schuldig spricht. Daß Sie keine Sozialisten sind, wir wußten es längst. Aber wir wissen nicht mehr, ob Mütter Sie geboren haben.

Ernst Toller, München."

Das Titelblatt zeichnete Steinhauser-München.

Die Geschäftsstelle der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund, Ortsgruppe München) befindet sich jetzt Pestalozzistraße 2/3

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105 IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 6. Samstag, den 15. Februar 1919 5. Jahrgang.

REVOLUTION

HALT! HALT! DAS IST MEINE REVOLUTION

EISNER

Trauer und Wut.

Niederlage auf Niederlage, Unglück auf Unglück. Die Konterrevolution in Deutschland triumphiert auf der ganzen Linie. Trauer und Wut erfüllt unsere Herzen, mit Trauer und Wut räumen wir eine Position nach der andern, mit Trauer und Wut bekennen wir uns zu unsern Idealen, leisten wir den Schwur, ihnen treu zu bleiben, für sie zu kämpfen, und, wenn es sein muß, zu sterben.

Trauer und Wut — seit dem Märtyrertod Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs sind das die Empfindungen, mit denen wir werbend und Wut machend unter die Massen treten, um ihnen zu sagen, daß nichts verloren ist, daß nichts verloren gehen kann, daß Sozialismus und Weltrevolution im Anmarsch sind, und daß alle Ströme von Blut und Barrikaden von Rebellenleichen, mit denen die machthabenden Verbrecher ihren Weg zu sperren versuchen, sie nicht aufhalten werden.

Ein neues, bitteres Unglück hat uns betroffen. Entblößten Hauptes, voll Trauer und Wut, treten wir an die Bahre eines unserer besten und edelsten Kämpfer und geloben Treue und Kampf. Franz Mehring ist tot. Wenige Tage nur hat er seine nächsten Genossen und Freunde überlebt. Lange schon ein verlöschendes Licht, dessen Feuer aber bis zuletzt leuchtende Farbe und wärmende Glut hatte, erlag dieses Leben eines wahrhaften Revolutionärs, 73jährig, den rohen Stößen reaktionärer Gewalt. Eine Lungenentzündung, heißt es, habe Franz Mehring hingestreckt. Wir wissen es besser. Wir wissen, daß der schwache alte Körper sich der Krankheit ergab, als die Seele zum Tode verwundet war, daß der Lebenswille brach, als die vertrautesten und fähigsten Schüler des Meisters einer glücklichen Zukunft von Meuchelmördern um das Glück betrogen waren, Mehrings Erbe an die Welt weiterzugeben. Wir wissen noch mehr: daß der Leib dieses starken Streiters erst siech und widerstandslos gemacht war durch die Geschäftsführer der deutschen Kriegspolitik, durch die Militärdiktatoren, denen jetzt von neuem die Herrschaft über das deutsche Volk von den gewissenlosen Schurken der „sozialistischen" Reichsregierung übertragen wird. Sie hatten Mehring mit 71 Jahren in Schutzhaft gesetzt, hatten ihn hinter Kerkermauern hungern und darben lassen und so einen Fackelträger deutscher Kultur und internationaler Gesittung, da sie ihn geistig nicht brechen konnten, körperlich widerstandsunfähig gemacht.

Franz Mehring war ein Kämpfer von unbezwinglichem Mut, von spiegelklarer Reinheit der Erkenntnis und des Willens, von rücksichtsloser Entschlossenheit, seinem Ideal zu dienen. In blendender Sprache verfocht er seine Gedanken, erledigte er die Halbheiten und Undeutlichkeiten seiner Widersacher, stellte er sich zur Polemik gegen jeden, der ihm in den Weg trat. Machte er Fehler, so gestattete es ihm sein Temperament und seine Geradheit nicht, sich selbst zu entschuldigen. Er machte sie durch offenes Bekennen gut. So schloß er sich nach der Spaltung der sozialdemokratischen Partei den Unabhängigen an. Er sah bald genug ein, daß die Atmosphäre, in die er sich begab, lauwarm war. Da schrieb er den berühmten Brief an die „Prawda", in dem er die Prinzipienlosigkeit, die Halbheit, die Gesinnungsarmut der eigenen Genossen vor aller Welt bloßstellte. Damals hat Mehring die ohnehin große Zahl seiner Gegner mächtig vermehrt. Damals hat er aber auch neue Freunde gefunden, die ihm zustimmten, die ihn erst recht liebten um seiner prachtvollen robusten Ehrlichkeit willen.

Mehring war nie tolerant gegen Kompromißmacher. Aber er war tolerant gegen alles, was radikal, revolutionär, zukunftsvoll war. Ueber seine Stellung zum Anarchismus schrieb er mir persönlich am 19. Juni 1917: „. . . . Meine eigene Produktion ist wegen Alters- und Körperschwäche auf dem Nullpunkt; ich quäle mich schon wer weiß wie lange an den letzten Kapiteln meiner Marx-Biographie, in denen ich, was Sie vielleicht interessieren wird, der Bakunin-Legende ebenso den Hals umdrehe, wie ehedem der Lassalle- und Schweitzer-Legende". Und am 18. August 1917: „. . . Ich persönlich stehe dem Anarchismus, obgleich ich mich nicht dazu bekenne, doch unbefangen gegenüber . . . Aber Sie ahnen nicht,wie dick die Vorurteile gegen den Anarchismus auch unter den Unabhängigen sind, zumal da sie von den Scheidemännern schon als „Anarchosozialisten" denunziert werden. Gerade ihre paar wirklich radikalen Mitglieder sind wilde Parlamentarier. Die grauenvolle Totenstille in der Arbeiterwelt macht die Sache vollends hoffnungslos, und das Ekelhafteste ist, daß die Arbeiter durch die hohen Löhne der Munitionsindustrie korrumpiert sind und werden."*)

Daß Mehring vom ersten Tage der Revolution ab Seite an Seite mit Liebknecht und Rosa Luxemburg beim Spartacusbund stand, war selbstverständlich. Nun er tot ist, stehen wir alle, die wir uns zum Bunde für Sozialismus, für Befreiung, für Gerechtigkeit, für die Weltrevolution zusammengefunden haben, verwaist an seiner Bahre und nehmen Abschied von Franz Mehring mit dem Gelübde, von seinem Geist befruchtet, von seinem Beispiel befeuert, standzuhalten und vorwärts zu schreiten durch die Finsternis dieser Tage zum Licht einer beglückten Zukunft.

*

„Wie lange wird es dauern, bis sich die neue Freiwilligen-Armee statt gegen Polen oder Russen gegen die Proletarier in Bremen, Braunschweig und Düsseldorf in Bewegung setzen wird?" — Diesen Satz schrieb ich vor acht Tagen an dieser Stelle. Inzwischen hat Herr Noske seinen Sieg über die Bremer Genossen bereits gebucht.

In Bremen hatten sich am 11. Januar die vereinigten Radikalen (Kommunisten und Unabhängige) in den Besitz der Macht gebracht. Senat und Bürgerschaft wurden suspendiert, eine Räteregierung, repräsentiert durch Volksbeauftragte trat an ihre Stelle. Die Entwaffnung der Offiziere wurde durchgeführt, das Proletariat übernahm den Sicherheitsdienst. Energisch, glatt, unblutig wurde die Organisation der Gesellschaft auf die rasche Ueberführung zu sozialistischen Prinzipien umgestellt. Die Arbeit ging in Ruhe weiter, die Sicherheit war nicht bedroht.

Doch! Die Sicherheit war bedroht. Die Sicherheit nämlich der Berliner Herren, die allein auf der Suggestion beruhte, daß ohne Bajonettschutz hohenzollerntreuer Soldaten und Offiziere in Deutschland kein Bürgerleben mehr ungefährdet sei, und daß die Herrschaft von Kommunisten gleichbedeutend sei mit Raub, Plünderung, Brandstiftung und Mord. Die neue Ordnung in Bremen als sichtbarer Beweis des Gegenteils mußte dieser Suggestion auf die Dauer die Stütze nehmen und dadurch die Sicherheit der Ebert-Scheidemann-Noske auf dem Blutgerüst, das sie sich als Thron zurechtgezimmert haben, ernstlich bedrohen. Darum entsandte Herr Noske aus preußisch Berlin ein Freiwilligenheer, die Division Gerstenberg zur kriegerischen Bezwingung gegen die freie Hansestadt Bremen. Ein Vorwand wurde rasch herbeigelogen. Angeblich sollte die sozialistische Regierung der Stadt die Schiffe, die nach Amerika abfahren sollten, um Lebensmittel einzuholen, zurückhalten. Zwar konnten die Herren Scheidemann nebst Anhang diese Behauptung selbst nicht länger als ein paar Stunden aufrecht halten. Da mußte es eben die Gerechtigkeit der Staatshäupter tun, die sich gekränkt fühlte, weil eine „kleine Minderheit" in Bremen die überwältigende Mehrheit terrorisiere. Bis jetzt galt die Kriegführung gegen ein Gebiet um seiner Staatsform willen gerade bei Sozialdemokraten immer als unstatthafte Einmischung in fremde Angelegenheiten. Sozialdemokratische Geschichtsschreiber pflegen den Krieg Europas gegen die französische Revolution 1792 als infames Verbrechen zu kennzeichnen. Zudem gehört doch wohl zu der Behauptung, die Diktatur des Proletariats sei die Herrschaft einer kleinen Minderheit, ein ungewöhnliches Maß demagogischer Verlogenheit. Das alles machte aber nichts aus. Herr Gerstenberg und Herr Ebert waren einig darin, daß man eine sozialistische Kommune in Blut ersticken müsse. So trugen denn die Soldaten, die vier Jahre lang die Schrecken des Krieges von deutschen Städten und Gefilden ferngehalten hatten, den Brand und die Gewalt gegen eine der ältesten und schönsten Siedlungen deutscher Kultur.

Die Bremer Volksbeauftragen wollten Blutvergießen vermeiden. Sie verhandelten. Sie gaben nach. Sie trugen ihren Rücktritt an und schlugen eine Koalitionsregierung nach Maßgabe des Verhältnisses vor, das sich bei den Wahlen zu den A.- und S.-Räten ergeben hatte. Sie wollten also um des Friedens willen den verräterischen Mehrheitlern eine Uebermacht in der Regierung zuerkennen. Die Offiziere, Oberst Gerstenberg und Leutnant Pritzelwitz waren einverstanden. Ihnen genügten die Bedingungen der Kommunisten. Nicht so den Berliner Regierungs-„Sozialisten". Sie befahlen Angriff, befahlen Sturm, befahlen Blut. Sie wollten ein Exempel statuieren, wollten den Sozialismus selbst brechen, da, wo er am stärksten war, wo er sein Fundament errichtet hatte. Und auf Befehl Noskes und seiner Blutkollegen wurde das alte Bremen aus deutschen Kanonen mit deutschen Granaten beschossen, wurde der tapfere Widerstand der Bremer Proletarier überwunden, zogen preußische Weißgardisten in die Hochburg der Freiheit ein.

Sie haben gesiegt, die Verräter in Berlin. Sie triumphieren. Sie glauben, die Bekenner des kommunistischen Manifests, den Kommunismus zertreten. Sie sind im Irrtum. Trauer und Wut klagen an den Leichen der gefallenen Genossen, an den Trümmern eines erhebenden Anfangs. Aber Trauer und Wut rüsten schon allenthalben zur Gegenwehr. Hamburg wird lebendig. Ueberall regt sich neuer Geist, neuer Wille, neue Tatkraft. Aus Trauer und Wut wächst Stärke und Mut. Wehe denen, die ihr Volk verraten! Die Revolution ist nicht tot. Sie brodelt und gärt. Eines Tages wird sie wieder da sein, stärker denn je und wird aufräumen unter den Halunken, die jetzt aus dem Blut der Sozialisten ihr Postament leimen wollen. Die Revolution lebt. Bald wird sie auferstehen aus Trauer und Wut und sich erst schlafen legen, wenn ihr Bett im Wohlstand des Sozialismus aufgeschlagen ist.

E. M.

*) Zum Verständnis bemerke ich, daß dieser Brief die Antwort auf meine Anregung war, die linkssozialistischen Revolutionäre mit Einschluß der Anarchisten als Grundstock einer neuen Internationale organisatorisch zusammenzufassen. Mehring sah aber schon damals die Hauptschwierigkeit in der Befangenheit der Unabhängigen. Die heutige kommunistische Bewegung beweist, wie reibungslos die Zusammenarbeit aller Revolutionäre nach Ausschiffung der Kompromißler vor sich geht.

Berliner Brief.

Der folgende Brief einer Berliner Jugendlichen an einen Münchner Gefährten wird dem „Kain" zur Verfügung gestellt.

Berlin, den 21. Januar 1919.

Lieber Genosse! . . . . . . Hier kamen wir in den tollsten Wahltrubel hinein, die Straßen waren wie gepflastert mit Wahlflugblättern, überall standen unendlich lange Kolonnen frierender Menschen vor den Wahllokalen, umgeben und verteidigt von bis auf die Zähne bewaffneten Stahlhelmmenschen, sogenannten Weißgardisten, ihr Kennzeichen ist Eichenlaub am Kragen. Ein reges Leben, an jeder Ecke stehen Straßenpatrouillen, alle gleich gut bewaffnet, ganz junge Soldaten. Der Spießbürger macht seinen Bummel durch die Straßen und freut sich über die Niederkämpfung der Spartakisten. Am Vorwärtsgebäude ist eine große Ansammlung dieser schaulustigen Idioten, die sich mit bestialischer Freude die nunmehr zertrümmerte ehemalige Schanzburg der Spartakusleute ansehen. Die Vernünftigen unter ihnen müssen schweigen. Bis zu unserer Ankunft wurden die Straßenbahnen und die Menschen auf den Straßen dauernd nach Waffen untersucht, die Frauen in der schamlosesten Weise. Niemand war hier sicher, bei jedem unserer Genossen Haussuchungen, Verhaftungen; die Haftbefehle waren, sehr bezeichnend, nicht von der Regierung, sondern von Offizieren unterzeichnet. Die Verhafteten werden in der gemeinsten Weise behandelt, irgendein Recht gibt es für sie nicht. Ein vollkommen ungenießbares Essen erhalten sie, außerdem sind sie den brutalsten Mißhandlungen ausgesetzt. Die Angehörigen erhalten keinerlei Auskünfte über sie und werden nur in sehr seltenen Fällen zum Besuch vorgelassen. Ueber den Umfang und die Zahl der Erschießungen hat man noch keine Kenntnis, dies alles wird nach Möglichkeit verdunkelt. Es sind Menschen nur aus dem Grunde an die Wand gestellt worden, weil man bei ihnen Waffen fand. Von unseren Jugendlichen sind mit Bestimmtheit vier Genossen erschossen worden, eine ganze Anzahl gefangen, von denen wir nicht wissen, wo sie sich befinden und ob sie noch leben. Was in Berlin vorgeht, ist der Sieg der Militärpartei. Die Verhältnisse werden nicht mehr von Ebert und Scheidemann be-

herrscht. Die Gründung der „Weißen Garde“ zur Niedermetzelung der Spartakisten hat noch eine viel tiefere Bedeutung, sie war der Vorwand zur Organisierung einer neuen Westarmee zum Schutz der deutschen Großindustrie. Die Befehlshaber der Truppen sind Generäle, die in Verbindung mit dem alten Potsdamer Kreis stehen und jetzt in dauernder Fühlung mit Prinz Eitel Friedrich und Prinz Oskar auf Villa Ingelheim sind. In den Straßen werden Telephonleitungen, die nicht über die Postzentrale gehen, von den Weißgardisten angelegt. Aus einer zuverlässigen Quelle ist mir mitgeteilt worden, daß während der Kämpfe sämtliche Telegramme, auch die der Regierung, von den Weißgardisten zensiert wurden. Die Offiziere regieren; jetzt scheint die Regierung allerdings wohl etwas wieder zur Besinnung zu kommen. Das allzu freche Treiben dieser Verbrecher ist eingedämmt worden. Hingegen darf es die Unabhängige Partei heute noch nicht wagen, eine Versammlung abzuhalten, außer draußen im Arbeiterviertel. Auf der Straße darf heute noch keiner unserer Genossen seine Meinung bekennen. In der allerdümmsten Weise hat man das russische Kriegsgefangenenbüro und das Parteisekretariat Schiffbaudamm vollkommen verwüstet. Alles Material ausgeraubt oder zertreten, sogar die russischen Lebensmittel, die für die Gefangenen bestimmt sind, hat man ausgeraubt oder in den Dreck geworfen, sämtliche Pulte entzweigeschlagen, die Kassenschränke ausgeraubt, kurz und gut, nicht das geringste ganz gelassen.

27. 1. 19. In der letzten Woche ist dieses durch die Ereignisse bereits überholt. Inzwischen war die Beerdigung Liebknechts. Die Arbeiter beginnen sich aufzuraffen, in der Jugend politisiert man wieder und kommt regelmäßig zusammen. In den nächsten Tagen werden die Spartakusräume wieder eingerichtet sein. Die Rote Fahne wird erscheinen, aber vielleicht nicht in Berlin. Die Bevölkerung sieht allmählich ein, daß Spartakus doch nicht tot ist, und daß die Diktatur des Proletariats doch nicht härter sein kann als diejenige der Militärkaste, die wir im Augenblick haben. — Seit gestern finden im Großen Einberufungen der jungen Jahrgänge statt, auf dem Bezirkskommando hat man alles vorbereitet, um die Männer bis zum 35. Jahre einzuberufen. Anscheinend herrscht Postzensur, aber nicht allgemein . . . . .

. . . . Zur Beerdigung Liebknechts waren Massen erschienen, zwei Züge gingen nebeneinander, die Arbeiter streikten an dem Tag. Die Stadt, das Zentrum, wurde schon morgens um 9 Uhr abgesperrt durch Weißgardisten, jede Demonstration, das Sammeln an der Siegessäule wurde unmöglich gemacht. Die Soldatenketten hatten ein großes weißes Plakat aufgestellt: Halt! Wer weiter geht, wird erschossen! — Nur mit einem Ausweis versehen, kam man durch die Ketten, die Straßenbahn mußte zum Teil ihren Betrieb einstellen. So mußten sich die Arbeiter durchschmuggeln, um zum Bülowplatz zu gelangen. Hier formierte sich der Zug und dann bewegte er sich nach Friedrichsfelde . . . .

Es ist ganz sicher, daß Liebknecht von hinten erschossen worden ist, und zwar in fünf Schritt Entfernung. Die Begleitmannschaft im Auto waren fünf Offiziere, davon zwei Brüder Pflugk-Harttung, deren einer, ein Kapitänleutnant, Liebknecht erschossen hat (ihr Vater ist übrigens Universitätsprofessor in Berlin) *) . . . .

Ferner haben wir jetzt festgestellt, daß auf einer U. S. P.-Versammlung, bei welcher 15 Studenten als Spitzel anwesend waren, jeder einen geladenen Revolver bei sich trug, und wir fanden Protokolle, nach denen sie Unruhen unter der Versammlung stiften sollten und die Parole ausgeben sollten, der Berliner Vollzugsrat sei verhaftet, Arbeiter, befreit eure Genossen im Abgeordnetenhaus. Man wollte damit die Arbeiter auf die Straße zwingen, damit die Weißgardisten sie auseinanderschießen können, zur Stimmungsmache in der Bevölkerung gegen die Putsche von links. Diese Studenten haben den Auftrag, jede Versammlung der U. S. P. und Spartakus so zu sprengen. . . . .

. . . . Man arbeitet hier übrigens wieder mit dem gesamten Spitzelapparat . . . An das Polizeipräsidium richtet man täglich anonyme Briefe, Denunziationen von Spartakusnestern etc.

Herzlichen Gruß

N.

Aus dem Kain.

1911—1914.

(Fortsetzung.)

Dezember 1911:

. . Wer in den Krieg geführt wird, nimmt die Weisung mit, zu morden, mit verheerenden Waffen Menschen zu töten, die er nicht kennt, von denen er nichts weiß, die ihm nichts getan haben und die ihm nie etwas tun möchten, würden sie nicht ebenfalls zum Morden gezwungen. Soll man sich wirklich gegen die primitiven Mannschaften empören, die nicht lange unterscheiden, die, im Eifer gezwungenermaßen tun, was gegen ihr wie gegen jedes Menschen innerstes und natürlichstes Gefühl geht, über die Grenzen der Befehle hinaus Krüppel und Säuglinge morden, die Weiber derer, die ihnen als „Feinde“ benannt worden sind, notzüchtigen, brennen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt? Am Ende ist das alles ganz natürlich, wenn von oben herunter Mord befohlen wird und die christliche Religion der Liebe herhalten muß, um von der außerirdischen Gerechtigkeit den Sieg zu erflehen.

Januar 1912:

. . . Solange die (sozialdemokratische) Partei sozialistisch fühlte und in Wahrheit den Umsturz wollte, lehnte sie die Wählerei als Konzession an die kapitalistischen Staatseinrichtungen ab.

Februar 1912:

. . Deutschland hat die erfolgreichste sozialdemokratischste Partei — vierundeineviertel Million internationaler Revolutionäre, vertreten durch einhundertundzehn zähnefletschernde Mandatare: Der deutsche Soldat ist der verläßlichste, den es gibt, in seine Seele ist noch kein zweifelnder Gedanke eingezogen; wenn der Kaiser eines Tages den beliebten „Ernstfall“ erlebt, dann kann er sich auf vierundeineviertel Million sozialdemokratischer Wähler, repräsentiert durch einhundertundzehn Abgeordnete, verlassen.

März 1912:

. . . Sobald eine Einschränkung der Ausbeutungsmöglichkeit der Arbeitskräfte akut zu werden droht, ist die ganze arbeiterfreundliche Bourgeoisie nicht nur mit der Zusammenziehung zahlreicher Gendarmerie im Streikgebiet einverstanden, sondern zettert auch noch nach Maschinengewehren und Standrecht.

April 1912:

. . . Die Deutschen . ., die seit Reinsdorffs Tod niemals durch anarchistische Gewaltpläne erschreckt wurden, zeigen einander den Menschen, der mit der bestehenden Gesellschaftsordnung nicht einverstanden ist, wie ein feuerfurzendes Fabeltier, und aus lauter Angst vor der Vokabel Anarchismus fällt ihnen bei ihrer Erwähnung eine Bombe in die Hose.

Mai 1912 (bei Gelegenheit der „Titanic“-Katastrophe):

. . . Dem gefühlvollen Zeitungsleser aber sei nahegelegt, seine Tränendrüsen zu schonen. Seine Trauer um die 1600 Toten kann so groß nicht sein, da er jeden Tag bereit ist, für die „Ehre der Nation“ einem Krieg zuzustimmen, der, was er vorher ausrechnen kann, das Hundertfache*) an Menschenleben kosten kann. Werfen wir der Natur nicht ihre Eisberge vor, solange wir Menschen ihr mit unseren Mordwaffen den Rang ablaufen.

Juni 1912 (über die Pariser Automobilapachen):

. . . Gewiß wünsche auch ich nicht, daß die bewaffnete Bankräuberei, werde sie auch von gestohlenen Automobilen aus und mit viel romantischem Beiwerk ausgeübt, zur geltenden Umgangsform im Leben der Nationen auswachse. Aber mir scheint die Befürchtung übertrieben, daß eine Sympathieäußerung für die, die dergleichen einmal unternommen haben, zur Nacheiferung anstacheln könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Sozialisierung.

Am 22. Januar fand die erste Sitzung der bayerischen Sozialisierungskommission statt. Der Ministerpräsident Kurt Eisner sprach sich bei dieser Gelegenheit mit so bemerkenswerter Offenheit über Zweck und Ziel der Sozialisierung aus, daß man an diesen Ausführungen nicht vorübergehen sollte.

Herr Eisner zählte zuerst die Anforderungen auf, denen die Neugestaltung der Wirtschaft gerecht werden müßte. Man beachte die Reihenfolge! Zunächst Wiederherstellung und Steigerung der Produktion an sich in höchster technischer Vollkommenheit. Das zweite ist der Anteil des Staates an dem Ertrage der Produktion und das dritte ist die Befriedigung der sozialen Ansprüche der Arbeitenden innerhalb der Produktion. Dann erläuterte der Ministerpräsident den Begriff der Sozialisierung. Diese wäre unklar und irreführend. Man sollte ihn eigentlich nur im Sinne von Sozialismus brauchen als der radikalen Beseitigung des Kapitalismus und der Organisation von Produktion und Konsumtion ohne Dazwischenkunft des Kapitals. Eine solche Sozialisierung kann weder von Bayern noch von Deutschland allein durchgeführt werden, (!) komme also nicht in Betracht. Ein neuer Begriff der Sozialisierung werde von den radikalen Arbeitern des Ostens und des Westens (Syndikalisten) propagiert: nämlich die Uebernahme jedes kapitalistischen Betriebes durch die Arbeiter und seine gewerkschaftliche Weiterführung. Dies wäre nicht Sozialismus, sondern Massenkapitalismus. Es wäre nur ein Rollentausch, bei dem auf einen Kapitalisten so und so viele kämen und der Profit — auf die größere Zahl verteilt — brächte dem Einzelnen keine Steigerung des bisher üblichen Lohneinkommens. Die dritte Art der Sozialisierung wäre gar keine im eigentlichen Sinne. Es wäre eine Verstaatlichung unter demokratischer Kontrolle. Diese durchzuführen wäre die heutige Aufgabe. Der bisher für die gemischt wirtschaftlichen Betriebe geltenden Gefahr vom kapitalistischen Staat und den Privatkapitalisten als assoziiertes Geschäft kapitalistischer Ausbeutung betrachtet zu werden, soll durch die demokratische Staatskontrolle begegnet werden. (!)

Wir sehen also, Herr Eisner ist sich vollkommen darüber klar, daß der wirtschaftliche Weg der deutschen sozialistischen Republik nicht zum Sozialismus sondern zum — Staatskapitalismus geht. Daß die demokratische Staatskontrolle den Profit in keiner Weise schmälern wird, darüber dürften sich alle Beteiligten einig sein. Liegt aber der Staatskapitalismus auf dem Wege zum Sozialismus? Ist er eine Teilverwirklichung, sodaß die Arbeiterklasse in ihrem sozialistischen Wollen ein Stück vorwärts kommt oder will er auf kapitalistischer Basis stehen bleiben?

Der Gesamtertrag einer Volkswirtschaft kann an die beteiligten Wirtschaftspersonen nur in den drei Formen des Einkommens verteilt werden: als Grundrente, Kapitalprofit und Arbeitslohn. Das Wesentliche der sozialistischen Wirtschaftsordnung ist nun, daß von diesen drei Einkommensarten die beiden arbeitslosen Einkommen: Grundrente und Kapitalprofit verschwunden sind und als einzige Einkommensart das Arbeitseinkommen bleibt, der volle, von keinem Mehrwert gekürzte Arbeitsertrag für jede arbeitende Wirtschaftsperson.

In dem angestrebten Staatskapitalismus ist der Staat als Besitzer der Produktionsmittel am Produktionsprozeß beteiligt, kann also seinen Produktionsanteil nur in Form des Mehrwerts (Grundrente und Kapitalprofit) erheben. Die Arbeiterklasse, für die beim privatkapitali-

*) Hier wird zum erstenmal öffentlich der Name des Mörders unseres Genossen Karl Liebknecht genannt. Das Blatt wird dem Beschuldigten zugehen damit er Gelegenheit erhält, für den Fall, daß er mit Unrecht der scheußlichen Tat bezichtigt wird, eine Aufklärung zu geben. Als die Mörder Rosa Luxemburgs nennt „Die rote Fahne“ die Jäger Runge und Träger. E. M.

*) Daß der kommende Krieg weit mehr als das Tausendfache an Menschenleben kosten würde, habe ich zwei Jahre vor seinem Ausbruch allerdings nicht voraussehen können. E. M.

stischen System die Konkurrenz der Kapitalisten untereinander günstig war, steht sich hier einem einzigen ungeheuren Monopolkapitalisten gegenüber, der sich genau ebenso den Mehrwert, also einen Abzug vom Ertrage der arbeitenden Klasse in die Tasche steckt. Nur arbeitet ein staatlicher Apparat bedeutend schwerfälliger, der Gesamtertrag ist daher geringer, sodaß der Lohn noch herabgedrückt werden könnte. Es besteht gar kein Zweifel, daß eine Verstaatlichung des Kapitalismus (das ist es nämlich!) die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse zum mindesten nicht bessert. Aber der Staat! Der erzielt einen Produktionsüberschuß, aus dem er seine laufenden Ausgaben bezahlen, vor allem aber seinen Verpflichtungen nachkommen kann, die er vom bankrotten Kapitalismus und Imperialismus übernommen hat. Hier ist der Punkt, wo Politik und Wirtschaft sich treffen! Weil die Regierung nicht unzweideutig an einen sozialistischen Neuaufbau geht, weil sie am kapitalistischen System festhält, muß sie die Erbschaft des Privatkapitalismus übernehmen! Weil sie die Erbschaft übernimmt, muß sie auf kapitalistischem Boden bleiben, um auf dem Umwege des Mehrwerts — d. h. Abzug vom vollen Arbeitsertrag, d. h. Ausbeutung der Massen — sich die Mittel zu schaffen zur Erfüllung ihrer Erbschaftspflichten.

Müßig zu sagen, daß eine wirklich sozialistische Republik von vornherein eine so gänzlich andere politische Konstellation schüfe, daß für sie diese Erbschaftspflicht ebenso wenig bestünde, als es innerhalb des Sozialismus ein privates Erbrecht gibt.

Der kapitalistische Staat erzielt ebenso einen „Produktionsüberschuß". Er sagt „Produktionsüberschuß" als ebenso geschickte und grob täuschende Umschreibung für Mehrwert wie der Privatkapitalismus sagt: „das Kapital arbeitet". Dieser „Produktionsüberschuß" soll durch eine „Produktionssteigerung bis zu höchster technischer Vollkommenheit" erreicht werden. Auf die Durchführung dieses Programmpunktes darf man einigermaßen gespannt sein.

Jeder Wirtschaftsprozeß ist ein Kreislauf; sowohl der kapitalistische als der sozialistische. Nur daß sie entgegengesetzt verlaufen. Das ist ja das Wesen des kapitalistischen Wirtschaftskreislaufes, daß er der Produktionssteigerung enge Grenzen setzt, weil die Massen infolge des Lohnsystems nicht das an Gütern zurückkaufen können, was sie selbst hergestellt haben. Das ist das Wesen des Kapitalismus: daß der Innenmarkt infolge der geringen Kaufkraft der Lohnbezieher nicht aufnehmen kann, was die Unternehmer an Waren absetzen könnten, daß bei steigender Ueberproduktion die Produktion eingeschränkt wird, der Lohn sinkt oder oder gar aufhört, die Kaufkraft der Massen also noch mehr vermindert wird, die Ueberproduktion noch mehr steigt. Auch der Staatskapitalismus kann und wird diesem Zirkel nicht entrinnen, dem das privatkapitalistische System trotz aller Syndikate und Trusts nie entgangen ist: dem Zirkel, der mit Unterlohn und Ueberproduktion beginnt, zum kolonialen Absatzgebiet fortschreitet, wohin sich die Unternehmer mit den Waren, die der eigene Markt nicht aufnehmen kann, zu retten suchen und notgedrungen mit dem „frisch-fröhlichen Krieg" und „Gott strafe England" enden muß. Wie und wo will denn der Staat den ihm zufallenden „Produktionsüberschuß" realisieren, wenn das kapitalistische Lohnsystem weiterhin den Innenmarkt unterhalb seiner natürlichen Kaufkraft hält? In den Kolonien? Auf dem Weltmarkt in Konkurrenz mit England und Amerika?

Dem Sozialismus ist Produktionssteigerung immanent. Der jeder Wirtschaftsperson zustehende volle Arbeitsertrag ist in gleichem Umfange Kaufkraft, Nachfrage nach Gütern. Die Nachfrage nach Gütern zieht eine Produktionssteigerung nach sich, damit eine erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften, damit Steigerung des Arbeitslohnes, damit größere Nachfrage nach Gütern, damit neue Produktionssteigerung usw. usw. Die Schraube ohne Ende lautet im Sozialismus: erhöhter Lohn — erhöhte Nachfrage — erhöhter Lohn — erhöhte Nachfrage — und das Bindeglied ist die immer größere Produktionssteigerung, die fortlaufend eine dauernde wirtschaftliche Hebung aller Volksklassen schafft, den allgemeinen hohen Wohlstand, was der Sozialismus letzten Endes allein ist. Die Forderung der Produktionssteigerung und der Befriedigung der Ansprüche der Arbeiterklasse sind in der Tat, wie Herr Eisner anführte, unerläßliche Bedingung, die aber nur der sozialistische Aufbau erfüllen kann.

Dieser Neuaufbau setzt ein, sobald sich die Arbeiter auch nur eines Produktionsmittels bemächtigen, zum Beispiel des Grundes und Bodens, der Bergwerke. Der neue Radikalismus in Ost und West ist keineswegs Massenkapitalismus, wie Herr Eisner meint, sondern durchaus wirklicher Sozialismus. Er ist der Weg, durch die Aneignung zuerst einiger wichtiger Produktionsmittel den Arbeitern dieser Unternehmen den vollen Arbeitsertrag zu sichern durch Ausschaltung des Profits, und die Produktion ohne Mehrwert und Ausbeutung fortzuführen. Das erhöhte Einkommen dieser „Kapitalisten" erscheint als erhöhte Nachfrage nach Gütern und gibt den Industriezweigen die Möglichkeit der erhöhten Produktion gleichfalls mit vollem Arbeitsertrage für die Produzenten usw. Hier setzt automatisch der Kreislauf der sozialistischen Wirtschaft ein.

Am Schluß seiner Rede sagte Herr Eisner, daß er „ohne vorgefaßte Meinung" an die Erörterung dieser Probleme herantrete. Das klingt sehr befremdend. Man sollte meinen, daß der unabhängig-sozialistische Ministerpräsident einer sozialistischen Republik eine sehr vorgefaßte Meinung bei der Erörterung wirtschaftlicher Probleme hätte: nämlich eine sozialistische, den Willen zum Sozialismus, dessen oberste Richtschnur immer nur lauten kann: wie befreie ich die Arbeiterklasse vom kapitalistischen Druck? Wie führe ich die Massen aus der Enge ihrer wirtschaftlichen Lage über das Notwendige der Lebensnotdurft hinaus zu einer auskömmlichen Existenz? Von diesem Willen ist in den Ausführungen des Ministerpräsidenten und in den Zielen der Sozialisierungskommission keines Hauches Spur. Der angestrebte Staatskapitalismus ist Gewerkschaftspolitik im Großen; das Ziel, den Arbeitern innerhalb des kapitalistischen Systems die jeweils bestmögliche wirtschaftliche Lage zu verschaffen, aber immer unterhalb des kritischen Punktes, bei dessen Ueberschreitung die Sprengung des Kapitalismus, des gesellschaftlichen Klassenverhältnisses erfolgt.

Die heutigen immer höheren Lohnforderungen zielen auf diesen kritischen Punkt. Und wenn von regierungssozialistischer Seite der entrüstete Ruf ertönt: diese Lohnforderungen wären maßlos und das ganze Wirtschaftssystem gefährdend, so ist das nur wahr. Natürlich sind sie maßlos — nämlich für den Rahmen des Kapitalismus. Natürlich gefährden sie das ganze Wirtschaftsleben — nämlich das kapitalistische.

Die Arbeiter, zum hellsten Klassenbewußtsein erwacht, lassen sich nicht mehr in das kapitalistische Lohnsystem zurückverweisen. Der Staatskapitalisuus kann daher ebenso wenig durchgeführt werden als sich der Privatkapitalismus durch die Beschwörungen und Warnungen der Liberalen vor der „Sozialisierung" retten läßt. Der Liberalismus scheint völlig vergessen zu haben, daß er, vor dem Kriege, unter dem Druck der scharfen Konkurrenz auf dem Weltmarkte selbst den Ruf erhob nach „Intensivierung des Innenmarktes"? Diese Intensivierung, höchstmögliche Kaufkraft aller Arbeitenden, wird der Sozialismus schaffen. Heute, nach dem völligen Zusammenbruch des Imperialismus, ist der Wille zum Wiederaufbau des Privatkapitalismus, der immer nur das Gegenteil von höchster Kaufkraft der Masse sein kann, kaum noch ernst zu nehmen. Dem ergötzlichen Schauspiel, wie „Sozialisten" und Demokraten sich vergeblich abmühen, den Kapitalismus in irgendeiner Form zu retten, wird der revolutionäre Sozialismus gelassen zuschauen. Er kann ruhig abwarten. Ihm gehört das Morgen.

Dr. Jenny Brünn.

Das Titelblatt zeichnete H. Pessati-München.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 7. Mittwoch, den 5. März 1919. 5. Jahrgang.

Scheidemann und Hindenburg
der neue Arbeiter und Soldaten-Rat

Engler.

Ein Ende und ein Anfang.

Der zweite Akt der deutschen Revolution hat begonnen. Wieder in München. Bayern gibt dem übrigen Deutschland das Beispiel, das das ganze Reich verpflichtet, das am meisten Bayern selbst verpflichtet.

Den Auftakt zu der neuen Revolution gab der Feind. Mit einem gewagten, aber schlecht organisierten Putsch versuchte er am 19. Februar die versammelten A.-, B.- und S.-Räte zu sprengen. Mit einer elenden, aber wohl vorbereiteten Mordtat schlug er zwei Tage darauf dem Provisorium vom 7. November den Kopf ab und bewirkte die Sprengung des eben zusammentretenden Landtags, den er retten wollte.

Kurt Eisner fiel von der Hand eines gräflichen Hüters monarchistisch-autokratischer Traditionen. Eine Reflexhandlung des im Tiefsten verwundeten revolutionären Gewissens ließ Eisners Antipoden im Ministerrat, den Mehrheitssozialdemokraten Auer, der den bayerischen Revolutionären von jeher als Träger aller reaktionär-demokratischen Tendenzen galt, für die Tat des jungen Aristokraten büßen, streckte blindlings andere nieder, die in die Schußlinie des Rächers traten.

Kurt Eisners Tod erschüttert auch den, der seine Wege nicht mehr mitgehen konnte. Hier sind dem Ermordeten harte, bittere Worte gesagt worden. Wer aber lesen kann, wird finden, daß sie aus verschmähter Liebe kamen, aus enttäuschter Hoffnung, aus Angst für den Getadelten selbst. Der Mann, der an der Novemberrevolution stärksten, entscheidenden Anteil hatte, der sich vor der Geschichte den Ruhm des Neuerers wie wenige andere erworben hatte, war kein Radikaler. Er war ein aufrechter, tapferer Revolutionsentzünder, ein fanatischer Kämpfer für sein eigenes Werk, aber kein Grundmauern-Einreißer. Der erste Akt der Revolution war ihm die Revolution selbst; der dramatische Teil der Historie schien ihm nur noch der Abrundung zu bedürfen, um dann den epischen der evolutionistischen Weiterentwicklung folgen lassen zu können. Sein eigener tragischer Tod hat diesen Traum zerstört. Als Kronzeugen seines eigenen Irrtums tragen wir Kurt Eisner zu Grabe, sagen wir ihm bewegt und dankbar, traurig und nachdenklich Lebewohl.

Die Tat des Grafen Arco riß das in dreieinhalb Monaten wieder träge werdende Volk zur Besinnung zurück. Im Augenblick begriff es, daß die Kugeln, die den sichtbarsten Führer der Revolution töteten, nicht der Person Eisners, noch weniger der besonderen Richtung galten, die er vertrat, sondern der Revolution selbst. Und spontan tat es, was notwendig war. Der Generalstreik wurde proklamiert, der Belagerungszustand verhängt, das Proletariat bewaffnet und die Zeitungen besetzt. Manches davon, vor einem Vierteljahr durchgeführt und behauptet, hätte uns die Krämpfe dieser Stunden ersparen können.

Jetzt aber darf es kein Zurück mehr geben. Jetzt gilt es der Gegenrevolution den Hals zuzudrücken, daß sie nie wieder zu Atem kommen darf. Man proklamiere sofort die Räterepublik, die kein Paktieren mit dem bürgerlichen Parlamentarismus mehr kennt. Man lasse die kapitalistisch monopolisierte „Freiheit" der Presse nicht wieder zur Seelenvergiftung und Mordanstiftung zu. Man unterbinde die Offiziers- und Studentenverschwörungen mit den radikalsten Mitteln der Volksdiktatur. Man expropriiere den Großgrundbesitz, entrechte das rententragende Kapital, beginne mit sozialistischer Arbeit in Stadt- und Landgemeinden und scheue dabei nicht zurück vor der revolutionären Dekretierung weltstürzender Neuerungen. Man vertreibe alle verantwortlichen Persönlichkeiten des alten Systems von ihren Posten, pfeife auf den Bannfluch von Weimar und verbinde sich schnellstens mit den natürlichen Verbündeten der sozialistischen Revolution, mit den herrlichen Vorkämpfern der Weltbefreiung in Rußland. Dann wird das Denkmal, das den späteren Generationen die Führergestalt Kurt Eisners als Pionier der deutschen Freiheit zeigen soll, zwar anders aussehen, als er selbst es sich vorgestellt hat, aber aus dem Samen, den er gestreut hat, wird ein Baum erwachsen, in dessen Rinde sein Name mit unvergänglicher Schrift eingeschnitten sein wird, und der Dank, mit dem die Nachwelt aller Völker sein Andenken segnen wird, wird ohne Ende sein. E. M.

Aus dem Kain.

1912—1914.

Juli 1912:

Die Presse hat von Natur aus den Beruf, über die Dinge, die in aller Welt Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit haben, Berichte einzusammeln, sie zu vervielfältigen und denen, die sich darauf abonnieren, zugänglich zu machen. Jeder weiß, daß diese Aufgabe heutzutage nirgends mehr als Beruf der Zeitungen angesehen wird, und daß die Tagesblätter längst zu Agenturen teils ihrer politischen Inspiratoren, teils ihrer unpolitischen Inserenten geworden sind. Der Abonnent, der Leser, der Auftraggeber wird zum Parteigänger der Politiker und zum Kunden der annoncierenden Geschäfte erzogen. Um ihn aber erziehen zu können, muß er beaufsichtigt und bevormundet werden. Die Presse macht sich zu seinem Mentor und verfügt, was er wissen darf und was ihm verheimlicht werden soll.

August 1912:

. . . Das nämlich ist der Sinn alles Werbens und aller Agitation: in stimmungsverwandten Intelligenzen Gedanken zu wecken, Gefühle zu Ueberzeugungen zu erweitern und Sehnsüchtige mit dem Drange zur Tat zu erfüllen.

September 1912:

. . . Der Staat kennt in der Durchführung seiner Absichten keine andere Hilfe als die Gewalt. Zum Schutze beziehungsweise zur Erweiterung seiner geographischen Grenzen organisiert er stündlich schlagbereite, mit allen erdenklichen Mordwaffen ausgerüstete Riesenheere. Diese Heere rekrutieren sich aus Männern des Volkes, die gegen ihren eigenen Vorteil mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen werden. Heer und Flotte wird durch gewaltsam eingetriebene Steuern alimentiert und Gewalt zwingt die Menschen, sich den Gesetzen des Staates zu fügen, die keine andere Bedeutung haben, als der öffentlichen Gewalt das Ansehen eines geweihten Rechtsguts zu geben und sie gegenüber der privaten Gewalt zu privilegieren und zu monopolisieren.

Oktober 1912:

. . . Als ob es je ein Zukunftsideal geben könnte, das nicht Utopie wäre, und als ob je eine Idee verwirklicht wäre, die nicht einmal Utopie war!

November 1912:

. . . Geht er aber los, das wissen wir alle, dann wird es ein Weltkrieg, wie er fürchterlicher noch niemals gebrannt hat. Denn Oesterreich hat nicht gegen die Serben zu kämpfen, sondern gegen die Russen. Für Deutschland und Frankreich werden die Bündnispflichten akut, und weil ein paar Wiener Bankiers den Serben ihren „Korridor" zum Meer, den Sandschak-Novibazar nicht glauben gönnen zu dürfen, werden in ganz Europa, im Westen und Osten, alle Ungeheuer der Kriegswissenschaft lebendig, namenloses Elend erfaßt alle Völker, Leben und Werte werden zerstört, Familien, Dörfer, Städte und Provinzen gesprengt und Kultur und Gesittung, wo sich ihre knospenden Anlagen finden mögen, entwurzelt und ausgerodet.

Dezember 1912:

. . . Von den Studenten nicht zu reden, die, von Herweghs und Freiligraths Liedern getragen, ihr Blut für Bürgerideale aufs Pflaster gossen. Heute sitzen sie mit myopischem Blinzeln und verkniffenen Lippen in philologischen Seminaren und extrahieren aus strömenden Dichterworten grammatikalische Finessen. Was unserer Jugend fehlt und bitter nottut, ist das Pathos der Begeisterung.

Januar 1913:

. . . Denn was hinter den verpolsterten Türen der diplomatischen Geheimkanzleien geredet und beschlossen wird, erfahren ja die nicht, über deren Hab und Gut, über deren Leben und Beschließen für ihr eigenes Geld verhandelt wird. Steuern zahlen, Maul halten und widerspruchslos gehorchen — das ist die Funktion der Staatsbürger, und wer diese Stellung urteilsfähiger Menschen unwürdig nennt, gilt als Verräter und verfällt der abgründigen Verachtung aller Patrioten.

Februar 1913:

. . . An der Tschataldschalinie und vor Adrianopel wird von Neuem gemordet und gebrannt. Frauen- und Kinderleichen zeigen den Weg der siegreichen Christen. Mit der wieder heraufbeschworenen Gefahr eines europäischen Krieges aber wird im Deutschen Reichstag demnächst die Forderung nach neuen Heeresverstärkungen begründet werden.

März 1913:

. . . Frauen sind allgemein viel eher als Männer bereit, wo ihre Leidenschaft bewegt ist, ohne Rücksicht auf kleinliche Bedenken geraden Weges aufs Ziel los zu gehen. Das beweisen in der allerjüngsten Zeit die Frauen der russischen Volkserhebung, die die aktivste Mannschaft der ganzen Revolution in den Kampf gestellt haben. Das beweisen jetzt wieder die Suffragetten in England, die ohne vor dem Gefängnis und selbst vor dem Tode Angst zu zeigen, dem Lande ihren Willen mit den Mitteln der terroristischen Aktion aufzuzwingen versuchen.

April 1913:

. . . Der künftige Geschichtsschreiber wird eine dankbare Aufgabe darin finden, zu berechnen, wieviel Jahrzehnte die Staatspolitiker unserer Zeit den sozialistischen Revolutionären an propagandistischer Vorarbeit erspart haben.

Mai 1913:

. . . Die Verbindungen der Reichen gegen die Armen greifen über die Grenzen der Länder hinaus und zeigen den Armen damit an, daß auch sie sich international verbinden müssen, wollen sie je wieder zu menschenwürdigen Zuständen gelangen.

Juni 1913:

. . . Daß die Nationen, als sich die Despotien überall als überlebt erwiesen, die Ausflucht der konstitutionellen Monarchien fanden, ist nur ein Beispiel für die Halbheit aller ihrer Entschlüsse. Sie wollten einfach nicht auf die Gelegenheiten verzichten, ihre Untertaneninstinkte zu betätigen und blieben mitten auf dem Wege zur Republik stehen.

Juli 1913:

. . . Es ist empörend, daß der Dichter der „Weber" in den Revolutionären der großen Zeit (1789) nichts anderes zu erkennen vermag, als blutgierige und brüllende Hanswurste. Er hat keine Ahnung davon, daß die Helden seines Festspiels, die Jahn, Blücher, Scharnhorst, Fichte und nicht zum mindesten Napoleon selbst Kinder und Befruchtete der Revolution waren, und daß alles, was vor hundert Jahren an ehrlichem Freiheitswillen zutage trat, vom Geiste der französischen Revolution stammte.

August 1913:

. . . Kommt es eines Tages zum Kriege, fallen dann ein paar hunderttausend junge deutsche Männer „auf dem Felde der Ehre", dann mag das Volk sich erinnern, daß die Kosten des Massenmords unter Zustimmung der deutschen Arbeitervertreter der nationalen Arbeit entzogen wurden. Die deutsche Sozialdemokratie möge sich nicht wundern, wenn die Internationale ihr Verhalten als Verrat an der sozialistischen Solidarität der Völker auffaßt, und wenn ihr eines Tages aus den Reihen, die noch nicht um des politischen Geschäfts willen vor Staat, Heer und Besitz kapituliert haben, der Vorwurf entgegenhallt: Panama!

September 1913:

. . . Die entsetzliche Auspressung des Volkes für die Zwecke der Kriegsrüstung hat allmählich zu Verhältnissen geführt, die radikale Entschlüsse der Konservativen oder der revolutionären Elemente im Staate zwingend machen.

Oktober 1913 (aus einer imaginären Rede an den sozialdemokratischen Reichstag):

. . . Ich hätte gewünscht, einer Ihrer Redner, die den Massenstreik als stärkstes Mittel, über das die Arbeiterschaft verfügt, anerkannt haben, hätte seine Anwendung auch für den Zweck der Verhinderung eines Krieges in Erwähnung gezogen . . . Das ist von keiner Seite geschehen, und so bleibt das Resultat Ihrer Massenstreikdebatte, daß im Ausland das Odium auf der deutschen Sozialdemokratie lasten

wird, ihr sei ein allgemeines Wahlrecht in Preußen wichtiger als die Erhaltung des Friedens.

[N]ovember 1913:

. . . So zuverlässig behauptet werden kann, daß die Republiken vor vielen Unzuträglichkeiten der Monarchie geschützt sind, so wenig darf man doch verkennen, daß die eigentlichen Uebelstände in allen Ländern überhaupt nicht in der politischen Organisation begründet sind. Der Kapitalismus bleibt unabhängig von den politischen Herrschaftsinstitutionen und macht sich in jedem Lande die bestehende zunutze. Der Revolutionär hat seine Waffen gegen Kapital und Ausbeutung zu schärfen und seinen Spaten für den Aufbau sozialistischer Kultur zu bereiten.

Dezember 1913:

. . . Bedenklich und gefährlich ist die Rolle, die man den bunten Rock in unserem gesellschaftlichen Leben spielen läßt. Verhängnisvoll ist, daß durch die Bevorrechtung des Militärs die Begeisterung für den Krieg gefördert wird. Dem muß entgegengearbeitet werden. Bei den Kindern fangen die Patrioten an zu arbeiten. Bei den Kindern sollten auch die Antimilitaristen anfangen. Ihnen muß gesagt werden, daß Krieg Mord ist. Ihnen muß der Haß und der Abscheu gegen den Mord eingepflanzt werden, ehe die kriegerische Phrase von ihrem Gemüt Besitz ergreift.

Januar 1914 (aus einem Rückblick auf das Jahr 1913):

. . . Europas Staatskünstler haben nun erreicht, daß alles anders wurde, als sie es in ihrer Weisheit bestimmt hatten, daß Oesterreich mobilisierte, daß Rußland probeweise riesige Truppenmassen an die österreichische Grenze warf, und daß Deutschland und Frankreich Hals über Kopf ungeheure Heeresverstärkungen vornahmen. Sie hatten erreicht, daß die Kriegsangst in allen Ländern wirtschaftliche Verheerungen anrichtete, die schon nach dem Kriege selber schmeckten. Was dieses Jahr an ökonomischen und kulturellen Werten zerstört hat, das könnten Jahrzehnte des Friedens nicht wieder einbringen. Und an diese Jahrzehnte glaube, wer mag. Die bei ständig abnehmendem Bevölkerungszuwachs ständig zunehmende Truppenpräsenz in allen Staaten muß ja einmal die Katastrophe des Weltkrieges herbeiführen.

Februar 1914:

. . . Die Erbpächter der deutschen Ehre und der deutschen Phrase möchten das 43jährige Friedensreich schon längst zum Platzen bringen. Sie ängstigen deshalb den dummen Michel heute mit diesem, morgen mit jenem Bauernschreck und heißen ihn zur Abwehr immer größere Mengen seiner schwitzend erarbeiteten Profite in die Armee hineinstopfen. Fehlt bloß noch ein geeigneter Anlaß — und der Krieg gegen den „Erbfeind" ist fertig.

März 1914:

. . . Ich brauche hier nicht noch einmal zu wiederholen, daß mir das Wahlrecht der Frauen nur deshalb mehr gilt als das der Männer, weil sie es noch nicht haben. Aber diese Entrechtung ist dumm, brutal, gemein und in hohem Maße empörend. Und da sich nun mal die Frauen von allen wichtigen Rechten, die ihnen vorenthalten werden, auf dies eine kaprizieren, mag es immerhin als Symbol für die ganze gerechte Sache der Frauenbewegung anerkannt werden.

April 1914:

. . . Einsichten und Sitten entstehen und verschwinden mit dem Werden und Vergehen der Generationen. Nie wird die Zeit kommen, die keiner Revolution bedürfte. Dennoch wollen wir unser Weltbild gestalten nach dem Ideal der Vollkommenheit, und das können wir, wenn wir den Blick aufs Künftige, und das ist aufs Ewige, gerichtet halten.

Mai 1914 (Das große Morden):

. . . Denkt an die innere Verwilderung des Einzelnen, der in ununterbrochener Angst um das eigene Leben täglich Sterbende und Leichen sieht, dem schon dadurch alle Raubtierinstinkte wach werden, und dem noch dazu stündlich gelehrt wird, daß das Umbringen von Menschen Tapferkeit sei. Und denkt an die Schlachten in den modernen Kriegen selbst! Wo ist da noch etwas von persönlichem Heldenmut? Wie maschinell und untapfer wird heutzutage gekämpft! Aus verdeckten Gräben schießt man aus Kanonenläufen und Maschinengewehren auf die Stellen, wo man den Feind vermutet, läßt Sprengstoffe explodieren und wird selbst von Granatsplittern zerrissen, ohne zu sehen, woher der Mord geschickt ist. Der Kampf von Unsichtbaren gegen Unsichtbare — ist das nicht der furchtbarste Hohn auf alle Menschenwürde?

Juni 1914:

. . . Inbrünstig warten und hoffen aber wollen wir auf den kommenden Tag, auf den Tag der Erneuerung und der Revolution. Und um ihn herbeizuführen und ihm die Wege zu ebnen, wollen wir im Volke Unzufriedenheit säen und Verzweiflung predigen. Wir wollen wühlen und hetzen, schüren und untergraben, damit das Volk endlich erkenne, daß es geschundsfottet und genasführt wird, und damit es endlich beginne, den Unterbau einer sozialistischen Gesellschaft zu errichten, vor dessen drängender Kraft Kapital und Staat zusammenstürzen muß. Auseinanderreißen aber wollen wir die Gefüge des Glaubens an eine Vorsehung und des Vertrauens auf die Weisheit der Regierenden, um Raum zu schaffen für freien Atem und eigene Zuversicht.

Juli 1914:

. . . Nicht die Regierungen werden die Kriege aus der Welt schaffen, sondern die Völker. Kapitalistische Staaten haben kapitalistische Interessen, und kapitalistische Interessen wissen nichts von Idealen. Revolutionen von oben gibt es nicht. Solange es Staaten und Heere gibt, wird es Kriege geben. Wir nehmen Bertha von Suttners Kampfruf auf, aber wir geben ihn nicht den Herrschern und Regierungen weiter, sondern den Völkern und Armeen: Die Waffen nieder!

Bolschewismus.

Den einen der Inbegriff alles Entsetzlichen, aller Gewaltsamkeit, aller Auflösung von Recht, Ordnung, Gesittung, Kultur — den andern die Hoffnung auf Glück, Freiheit, Erlösung, beseligtes Menschentum: so schwankt das Urteil über den „Bolschewismus" in der Meinung der Zeitgenossen. Furcht vor dem Elend der Zukunft und Vertrauen zur Errettung aus dem Elend der Gegenwart bestimmen die Empfindungen, mit denen die Menschen die neue Lehre aufnehmen, die von Osten her ihre roten Strahlen in die Nacht des vom Kriege zerrütteten Europas sendet. Hier soll die Frage erörtert werden: Welche Aussichten bietet der Bolschewismus der begonnenen Revolution in Deutschland? Was hat das deutsche Volk vom Bolschewismus zu erhoffen, was zu befürchten?

Die Verwendung des Wortes Bolschewismus als Bürgerschreck kann außerhalb der Betrachtung bleiben. Derartige Versuche einer gewissenlosen politischen Demagogie, mit der Verfälschung bestimmter Begriffe zu Schlagworten ganz wesensferner Tendenzen das Urteil der Urteilslosen zu trüben, sind zu allen Zeiten unternommen worden und haben nie mehr bewirkt als Verhetzung und Verbitterung, als zeitweise Vergiftung der Leidenschaften, die den Sieg einer geistigen Idee allenfalls verzögern, aber niemals dauernd verhindern können. So hat man die Gedanken des Liberalismus und der Demokratie, der Freimaurerei und des Sozialismus durch verdächtigende Anwendung des Wortes verlästert, so gilt das Wort Anarchismus noch heute bei den Gläubigen der Zeitungsverleumdung als Bezeichnung einer verbrecherischen Gesinnung. Mit denen, die unter Bolschewismus die Lust am Massenmord, an Raub, Plünderung, Brandstiftung und jeglicher Brutalität verstehen zu sollen glauben, erübrigt sich eine Auseinandersetzung.

Dabei soll gar nicht geleugnet werden, daß die Kämpfe, die in Rußland um den Bolschewismus geführt worden sind, viel Schrecken und viel Greuel mit sich gebracht haben, und es wäre ganz müßig, untersuchen zu wollen, ob die Bolschewiki oder ihre Widersacher größere Blutschuld auf sich geladen haben. Wer mit der Waffe streitet, hat mit seinem Gewissen Gericht zu halten, ob das Recht, das er verficht, Menschenleben aufwiegt. Bei der Beurteilung solcher Kämpfe aber darf nur die Idee, um die es geht, entscheiden, nicht die Erscheinungsform. Sonst müßten die Religionen allesamt verworfen sein. Denn die Bekehrungskriege des frühen Christentums bis zu Karl dem Großen, die heiligen Kriege des Islams, die gegen die Muhammedaner geführten Kreuzzüge, die Kämpfe zwischen den verschiedenen Bekenntnissen des christlichen Glaubens mitsamt dem dreißigjährigen Krieg haben Tod und Gewalt in so abscheulichem Maße über die Welt gestreut, daß die Kritik ihrer Zwecke nach den Mitteln ihrer Durchsetzung zur völligen Verneinung führen müßte. Durchaus verächtlich aber und über alles Maß verlogen wirkt die Entrüstung der Welt von heute über die Kampfpraktiken der russischen Revolution, derselben Welt, die gerade eben erst Atem schöpft von der Anstrengung viereinhalbjährigen Antreibens zu jeder in der Weltgeschichte unerhörten, von keiner blutrünstigen Phantasie auch nur in der Andeutung vorausgeahnten Gewalt. Die deutsche Bourgeoisie, die der infamen Henkerwirtschaft in Belgien, Elsaß-Lothringen, Polen, Galizien und Serbien, der Mordbrennerei in Löwen und Mecheln, der Versenkung der Lusitania, der Arabic, der Hospitalschiffe und der neutralen Kauffahrtei-Matrosen, der Ausrottung des Armeniervolkes durch die Türken, den Zeppelinattentaten auf die „Festungen" London, Paris etc., den Dynamit- und Rotzbazillenanschlägen gegen das feindliche Hinterland, den Ausraubungen der besetzten Gebiete in Rußland, Frankreich, Rumänien, Italien und in aller Welt, den Erfindungen der Flammenwerfer und der tötlichen Granatengase zugejubelt hat, hätte wahrlich Ursache zu schweigen, wenn der Kampf eines freiheithungrigen Volkes um das Glück und die Wohlfahrt seiner späteren Generation hier und dort brutale Formen annimmt. Ganz abgesehen davon, daß die Berichte die hierüber aus Rußland zu uns kommen, fast ausschließlich aus verdächtigen und tendenziösen Quellen springen, darf das Wesen der bolschewistischen Bewegung nie und nimmer nach ihren Krampfzuckungen beurteilt werden, so wenig die Schrecken, die mit der großen französischen Revolution verbunden waren, als entscheidende Merkmale dieser gewaltigen sittlichen Erhebung bewertet werden dürfen. Aber, wie gesagt, von den wirklichen Vorgängen in Rußland, soweit sie den physischen Kampf repräsentieren, wissen wir garnichts Zuverlässiges. Die Informationen, die uns zuteil werden, sind zum größten Teil ganz unkontrollierbar und die feuilletonistischen Stimmungsberichte samt und sonders an westeuropäischen Redaktionspulten zum Graulichmachen des Publikums erfunden.

Was wir hingegen beurteilen können, ist der ideologische Gehalt des Bolschewismus. Was wir erkennen und voraussagen können, ist, daß die Eruption des durch den Weltkrieg geschaffenen Vulkans der sozialen Revolution und die Ueberschüttung des Erdballs mit dem Lavastrom bolschewistischer Ideen eine Weltwende einleitet, deren unermeßliche Bedeutung nicht geringer ist als der Geschichtseinschnitt, der durch die Lehre des Christentums oder durch die Völkerwanderung bewirkt wurde.

Ich glaube, daß Lenin und Trotzki ihre Mission und ihr Werk selbst verkleinern, wenn sie sich als die praktischen Vollstrecker der Lehren von Karl Marx empfinden. Der Marxismus erbaut aus Empirie und Spekulation das ökonomisch-philosophische System eines Staatssozialismus, dessen Werden und Beschaffenheit durchaus erst der Auslegung und dem Versuch überlassen bleibt. So automatisch, wie Marx sich den Zusammenbruch des Kapitalismus sozusagen durch das Platzen seines Bauches vorstellte, vor allem so gleichzeitig, wie er die Katastrophe der kapitalistischen Weltwirtschaft erwartete, sind diese Erscheinungen keineswegs eingetroffen. Daß der Kapitalismus am krepieren ist, ist allerdings richtig. Nur krepiert er nicht an Uebersättigung, sondern an einer durch Kolik verursachten Entkräftung, nicht im vollen Reichtum seiner erstohlenen Güter, die der Bestohlene, das arbeitende Volk, mit lauter Erbenfreude einkassiert, sondern auf den Scherben eines Bankrotts, so daß der Erbe, ärmer noch als zuvor, auf der Konkursmasse erst Leben und Zukunft fundamentieren muß. Statt daß dem Volk, wie Marx glaubte, die reife Frucht in den Schoß fiele, muß es erst den Baum pflanzen, von dem es sie pflücken soll. Und was das Aergste ist: Der internationale Kapitalismus ist nicht auf einmal tot, sondern er stirbt in seinen einzelnen Gliedern ab. Daher kann sich der Sozialismus nicht gleich international durchsetzen, sondern es muß nationale Pionierarbeit geleistet werden, der sich der internationale Kapitalismus mit der ganzen Kraft seines vitalen Existenzwillens entgegenstellt.

Die Bolschewiki, die für Rußland das Werk des Neuaufbaues auf

den Trümmern des Kapitalismus mit ihren revolutionären Machtmitteln in die Hand nahmen, waren also auf ganz neue, in der Geschichte unerprobte Methoden angewiesen, zu denen sie auch bei Marx außer Stichworten keinen Anhalt fanden. Daraus ergab sich ganz von selbst ein Verlassen der historisch-materialistischen Richtlinien ihres Handelns und die Einstellung der Aktionen auf Ethos und Intuition.

Weniger vielleicht aus der ursprünglichen Absicht seiner Lehrer und Führer als aus der Sehnsucht des mystischen Vorstellungen sehr zugeneigten russischen Volkes füllte sich der Begriff des Bolschewismus mit religiöser Weihe, wuchs er über den Wert einer sozialistischen Idee hoch hinaus und wurde zum Glauben, zum Bekenntnis eines Volkes, dessen Gläubigkeit von den früheren Götzen Zar und Kirche rettungslos enttäuscht war. Es ist freilich wahr, daß die neue religiöse Erfülltheit ihren ersten Ausdruck im Niederreißen, im Zerstören und wohl auch in mancher Art Gewalt suchte. Aber gerade die Sucht, ehrfurchtlos an alle Vorrechte, an den ererbten Wohlstand der Reichen Hand anzulegen, zeigt den Willen, das Grab des Kapitalismus in eiferndem Fanatismus ganz zuzuschütten, ehe über ihm das völlig neue Glück der Menschheit errichtet würde. Michael Bakunin sagt: „Die Lust am Zerstören ist eine schaffende Lust“, — so haben sie die Bilderstürmer des Mittelalters empfunden, so müssen auch die aus dem Drange nach Gleichheit und Gerechtigkeit geborenen Angriffe der Bolschewiki gegen den Besitz der Bevorrechteten verstanden werden.

Rußland war, als es im März 1917 in die Revolution eintrat, noch kein besiegtes Land. Im Gegenteil war einer der stärksten Antriebe zum Aufstand der Verdacht gegen den Hof, er gehe mit Sonderfriedensabsichten um und wolle so den weltgemeinsamen Krieg gegen den zentraleuropäischen militärischen Machtwahn verraten. Die Aera Kerenski war ganz auf die Idee eingestellt, die ewige Bedrohung des Weltfriedens durch den preußischen Militarismus müsse mit allen Mitteln seiner eigenen Methode und im Bunde mit allen Mächten der Welt ohne Bedenklichkeit wegen ihres imperialistischen Charakters gebrochen werden. Dagegen standen die Bolschewiki auf. Sie verwarfen jede Untersuchung der Schuldfrage, spitzten das Problem auf die einfache Formel zu: die Internationale der Ausgebeuteten nehme den Kampf auf gegen die Internationale der Ausbeuter — und sabotierten mit bewußter Absicht die kriegerische Widerstandsfähigkeit des eigenen Landes. Man erinnere sich der zärtlichen Behandlung, die die deutschen Behörden und ihre journalistischen Apportierhunde damals den Bolschewiki angedeihen ließen. Den Führern der Bewegung wurde freies Geleit durch Deutschland gewährt, und die Hazardisten um Ludendorff glaubten, durch den Pakt mit den Todfeinden ihres Systems einen Trumpf gegen die Feinde auszuspielen, den keine Karte der Gegenseite stechen könnte. In Wahrheit begaben sie sich mit dieser Taktik ihres letzten Halts und schufen der Revolution und dem Sozialismus die Bahn, auf der sie notwendig abgleiten und in die Tiefe stürzen mußten.

Die Oktoberrevolution Lenins und Trotzkis, die den Kerenskischen Zweideutigkeiten den Garaus machte und den sozialistischen Advokaten des Entente-Imperialismus aus der Macht hob, brachte Rußland in der Tat in die Lage des Besiegten, der sich dem Diktat des Siegers willenlos zu fügen hatte. Rußlands Martyrium begann, mit ihm aber der sittliche Aufstieg des Volkes, mit ihm die religiöse Durchdringung der Volksseele mit dem Bewußtsein, daß Niederlage und Demütigung bei echter Beschaffenheit des Geistes die Bürgen des wahrhaften inneren Sieges sind.

Die Umschmeichelung der Bolschewiki durch die deutsche Regierung und ihr Pressewerkzeug, der ungeheure Wortbruch von Brest-Litowsk, der schmähliche Betrug duch den Vollzug des Fiedensschlusses und seine Krönung durch den später erzwungenen Zusatzvertrag war die nicht wieder gutzumachende ethische Katastrophe Deutschlands. Das besiegte Rußland wuchs durch seine Demütigung in die heroische Gestalt des Weltbezwingers. Seine Rolle als Vormacht der Weltrevolution, als Schrittmacher der Weltbefreiung war gesichert. Die schweren Wirren, die das Land durchwühlten, konnten den triumphalen Sieg des Bolschewismus über die Reaktion jeder Schattierung im eigenen Volk nicht hemmen, sowenig wie der Sieg des Bolschewismus über die widerstrebende außerrussische Welt durch sie oder durch die törichten und gemeinen Schikanen besonders des „revolutionären“ Deutschlands aufgehalten werden kann.

Schon erkennen weite, bislang dem Bolschewismus feindliche Kreise des russischen Volkes die sittliche Größe und die Reinheit der Idee. Die linken Sozialist-Revolutionäre, die eine zeitlang in blutigem Kampf gegen die Bolschewiki standen, haben sich ihnen angeschlossen, und sogar die Tolstoianer, denen doch die Ablehnung jeder Gewalt oberste Pflicht ist, haben den Frieden und Gerechtigkeit verbürgenden Sinn des Bolschewismus eingesehen und sind in Lenins Lager übergegangen. Der Sieg der Besiegten ist Tatsache, weil das Besiegtsein selbst von dem herrlichen russischen Volk als Tugend und Wert begriffen ist, und weil der völlig durchfurchte Acker der Volksgemeinschaft jetzt dem Aufbau und der freudigen Arbeit des Sozialismus zur Verfügung steht. Dieser Aufbau hat begonnen. Aus dem Nichts erwachsen Schätze des Reichtums, die Organisation einer neuen Gesellschaft ist in sichtbarer Entwicklung, und ist auch noch vieles in Chaos und im Stadium des Versuchs, so wissen unsere russischen Freunde, daß die Rettung aus aller Not erst aus der Gemeinsamkeit der sozialen Revolution in allen Ländern erstehen kann.

Deutschland ist in Revolution. Aber leider war unsere Revolution nicht die Ursache der Niederlage, sondern ihre Folge. Es ist zu fürchten, daß das deutsche Volk, wären den militärischen Anführern ihre wahnwitzigen Welteroberungspläne geglückt, noch lange an keine Revolution gedacht hätte, daß also die Enttäuschung die Erbitterung hervorgerufen hat, und daß im anderen Falle die Revolution so lange auf sich hätte warten lassen, bis sich das Fiasko auch der Welteroberung gezeigt hätte. Jede Revolution unserer Tage ist notwendigerweise eine sozialistische. Der Zusammenbruch des Kapitalismus ist vollkommen. In wenigen Wochen wird die Nachhut der bankerotten Staatswirtschaft am Ende ihrer Weisheit sein. Dann bleibt nichts anderes übrig als sozialistische Arbeit. In Deutschland steht diese Notwendigkeit unmittelbar bevor. In den siegreichen Ländern bedarf es noch einiger Erfahrungen und Enttäuschungen, bis genau die gleichen Bedingungen gegeben sein werden. So sicher wie der durch eine korrupte und verrückte Volkswirtschaft verursachte und schließlich in Deutschland angezettelte Krieg den ganzen Erdkreis umfassen mußte, so sicher wird die durch den Zusammenbruch jener Volkswirtschaft verursachte und in Rußland lebendig gewordene Revolution die gesamte Menschheit befreien.

Die provisorischen Nutznießer der deutschen Revolution, die sozialdemokratischen Staatsretter in Berlin, München und anderswo haben von dieser Entwicklungsnotwendigkeit noch keinen Hauch empfunden. Sie lassen bürgerlich-verrottete Parlamente nach Weimar und in die Landeshauptstädte berufen, sie verbinden sich mit den Schiffbrüchigen des alten Systems, um aus dem Wrack des monarchistischen Schiffes ein manövrierfähiges republikanisches Fahrzeug zusammenzuflicken. Die Ebert-Scheidemann-Erzberger protestieren gegen Waffenstillstandsbedingungen, winseln bei den imperialistischen Regierungen der Entente um gut Wetter, machen sich vor der ganzen Welt verächtlich und lächerlich und stecken eine Ohrfeige um die andere ein. Sie bekämpfen mit Weißen Garden oder mit harmloseren und nicht minder dummen Verfolgungen den Bolschewismus, und sie sind einig darin, daß gegen Rußland hermetische Absperrung geboten sei.

Sie werden ihre Albernheiten nicht mehr lange treiben. Eines Tages — und der ist nicht mehr fern — werden sie belehrt werden, daß es nur eine Rettung für Deutschland gibt: die engste Verbindung mit Rußland, mit dem Vaterland der Revolution und des Bolschewismus. Sie fürchten vom Eindringen des Bolschewismus nach Deutschland die Auflösung unseres gesamten Wirtschaftslebens. Mit Recht. Der Kapitalismus hat abgewirtschaftet. Man kann seinen Leichnam noch kurze Zeit galvanisieren, aber sein katastrophaler Ruin ist sicher. Wer den Einsturz des kapitalistischen Gesellschaftsbodens fürchtet, der hat recht, wenn er sich gegen den Bolschewismus wehrt, wenn ihm auch die Abwehr nichts helfen kann. Wer aber Sozialist ist, nicht dem Worte nach, sondern im Geiste und in der Seele, der hat vom Bolschewismus alles Heil, alle Zukunft zu erhoffen.

Deutschland ist besiegt. Noch hat es Zeit, aus seinem Debacle den Sieg der Selbstüberwindung zu machen. Man öffne die Grenzen gegen Rußland. Man jammere nicht nach Frieden mit den Westmächten, denn der Vertrag, den Herr Scheidemann und Herr Clemenceau in Paris unterzeichnen werden, wird alles andere sein als ein Friede. Die Weltlosung heißt: Wilson oder Lenin! Alter Geist oder neuer Geist! Kapitalismus oder Sozialismus! Weltversumpfung oder Weltrevolution! Staatenbund oder Internationale!

Jetzt ist es an Deutschland, sich zu entscheiden, ob es dem unausweichlichen Gang der Geschichte vorausschreiten will, oder ob es sich von den der Weltrevolution ebenso unausbleiblich verfallenen Völkern der Weststaaten nachschleppen läßt. Wie sich das deutsche Volk zum Bolschewismus stellt, das wird bestimmen, ob diese Generation vor der Geschichte in Ehren bestehen wird oder ob sie der Verachtung der Nachfahren anheimfallen muß. E. M.

Protest!

Die Berliner Schergen der Verbrechergenossenschaft Ebert-Scheidemann-Noske, die die Mörder Karl Liebknechts frei herumlaufen lassen, obwohl sie ihnen bekannt sind, haben einen Fang getan. Karl Radek ist in ihre Hände gefallen, der Mann, der den Geist der russischen Revolution nach Deutschland zu verpflanzen bemüht war, und dessen unerschrockener Idealismus den verbündeten Sozialdemokraten und Militärs seit langem ein Schrecken war. Wie die deutsche „Revolution“ ihre Revolutionäre behandelt, wie sie die Methoden des Belagerungszustandes zu überludendorffen weiß, dafür mag folgender Protest zeugen, den die Verteidiger Radeks veröffentlichen, um die Entrüstung des Volkes gegen das neue Blutregiment zu Hilfe zu rufen:

Als Verteidiger Karl Radeks protestieren wir gegen die unserem Klienten zuteil werdende Behandlung.

40 Stunden war Radek mit eisernen Fesseln an eine schwere Eisenstange gekettet, zu einer Zeit, als er sich bereits im Zellengefängnis Moabit in einer mehrfach vergitterten Zelle befand, die unter schärfster militärischer Bewachung stand. Seit 23 Jahren war nach Angabe eines Beamten die eiserne Stange nicht mehr benutzt worden

Jetzt ist Radek zwar von seinen Fesseln befreit worden, seine Unterbringung im Zellengefängnis Moabit entspricht aber auch heute noch nicht einmal den geringsten Anforderungen der Menschlichkeit. Man hat Radek eine 3 Schritt lange und 2½ Schritt breite Zelle angewiesen, die sich im Keller des Gefängnisses befindet, und in die das Tageslicht nur sehr spärlich einfällt. Nach Mitteilung des Beamten war in der Zelle zuletzt ein zum Tode verurteilter dänischer Spion vor seiner Enthauptung untergebracht. In der Zelle befindet sich seit gestern ein Tisch und noch heute nicht einmal ein Stuhl, nur eine Holzpritsche als Schlafgelegenheit ist vorhanden. Die Zelle wird sonst in der Regel als Arrestzelle für Verbrecher benutzt, die sich gegen die Gefängnisordnung schwer vergangen haben, und deshalb disziplinarisch bestraft werden sollten.

Auch jetzt noch wird uns Verteidigern der Besuch Radeks nur in Gegenwart des Untersuchungsrichters gestattet, obwohl es sonst üblich ist, auch bei Verdunklungsverdacht, Rechtsanwälten den unbeaufsichtigten Verkehr mit den Beschuldigten zu gestatten.

Wir fordern, daß Radek endlich menschenwürdig untergebracht und nicht anders behandelt wird wie Untersuchungsgefangene nach der Strafprozeßordnung und nach den bestehenden Gepflogenheiten zu behandeln sind.

Berlin, den 15. Februar 1919.

Dr. Kurt Rosenfeld, Dr. Siegfried Weinberg,
Rechtsanwälte.

Das Titelbild zeichnete L. Engler-München.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105 IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steineba
München, Baaderstraße 1 und 1a. Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27—28, Telephon 21054; Fra
Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Raba

Nummer 8. Freitag, den 28. März 1919. 5. Jahrgang

Trutzlied.

Nennt uns nur höhnisch Volkesbeglücker,
weil mir das Joch der Unterdrücker
nicht länger dulden und die Schmach.
Lacht nur der neuen Ideale!
Leert auf die alten die Pokale! –
Mir geben nicht nach!

Legt nur die Stirn in ernste falten;
schreckt auf im Bette ungehalten
und scheuert Euch die Augen wach.
Flucht auf die unerwünschte Störung,
reißt 's Fenster auf und schreit: Empörung! –
Wir geben nicht nach!

Setzt Euch nur auf die Geldkassette,
daß Gott die arme Seele rette
aus not, Gefahr und Ungemach,
und ruft nach euern guten Geistern,
nach Polizei- und Kerkermeistern, –
mir geben nicht nach!

Daß den Verrat der Teufel hole,
langt nur die Repetierpistole
samt den Patronen aus dem fach,
schmückt Euern Hut mit der Kokarde
der geldsacktreuen weißen Garde, –
mir geben nicht nach!

Laßt Volkes Blut in Strömen fließen,
laßt uns erhängen und erschießen,
setzt uns den roten Hahn aufs Dach.
Laßt Mörser und Haubitzen wüten,
um euer Diebesgut zu hüten. –
Wir geben nicht nach!

Laßt euer Höllenwerkzeug toben!
Die Sehnsucht selbst hat sich erhoben
des Volks, das seine Ketten brach.
Freiheit und Recht stehn auf der Schanze.
Sieg oder Tod! – Jetzt gehts ums Ganze! –
Wir geben nicht nach!

Erich Mühsam.

Sozialismus und Anarchismus.

Die grundsätzlichen Unterschiede zwischen sozialistischer und anarchistischer Weltanschauung, zwischen ihren grössten Vertretern Marx und Bakunin lassen sich zusammenfassend bezeichnen als die verschiedene Stellung zum Staat. Soll der bestehende Staat für die Vorbereitung des Proletariats zur Revolution benutzt werden oder nicht? Soll das Proletariat die Herrschaft vermittels des Staates, die Diktatur anstreben oder nicht? Soll der Staat gänzlich beseitigt werden oder nicht und zu welchem Zeitpunkte der Umwälzung? Diese Fragen betreffen die Mittel und Wege, die zum Sozialismus führen. Ueber das Ziel, die sozialistische Gesellschaft auf Grund des Kollektiveigentums, sind sich Marx und Bakunin einig. Nur die politische Gestaltung der kommenden Gesellschaft: Zentralisation oder Dezentralisation trennt von neuem die Geister. Ueber die Stellung zum Staat sagt Kautsky: „Der Gegensatz zwischen Sozialdemokraten und Anarchisten besteht darin, dass jene die Staatsgewalt erobern, diese sie zerstören wollen." Kropotkin meint: „sie (die Sozialisten) konstituieren vor allem eine Regierung von starker Zentralisation, ausgerüstet mit allen Organen der Exekutive: Polizei, Heer und Guillotine." Beide sagen dasselbe: dass der marxistische Sozialismus den Staat bestehen lassen will Und gerade diese herrschende Ansicht ist grundfalsch, wie Lenin aus unendlich vielen Zitaten von Marx nachgewiesen hat.

Die Beobachtung und die Erfahrung aus der Revolution von 1848 waren es, die Marx die Rolle des Staates bei den verschiedenen Umwälzungen erkennen liess. Was geschieht 1848? Das Bürgertum erhebt sich gegen die herrschende Adelsklasse, die den Staatsapparat in Händen hat und ihn in ihrem Interesse gebraucht. Es kämpft also gegen den Staat, vertreten und gehandhabt von der herrschenden Klasse. Man sollte daher annehmen, dass die Kämpfenden diese Staatsmaschine zertrümmern wollen. Das Gegenteil ist der Fall. Die Bourgeoisie braucht ja diesen Staatsapparat gegen das revolutionäre Proletariat. „Alle Umwälzungen vervollkommneten diese Maschine, statt sie zu brechen. Die Parteien, die abwechselnd um die Herrschaft rangen, betrachteten die Besitznahme dieses ungeheuren Staatsgebäudes als die Hauptbeute des Siegers" (Marx). So offenbart die Revolution von 1848 schon die Notwendigkeiten der proletarischen Revolution: „alle Kräfte der Zerstörung zu konzentrieren" gegen diese Staatsgewalt und gegen ihre offensichtlichsten Organe, Beamtentum, Polizei und stehendes Heer; Staatsorgane, die immer nur das Instrument der Herrschaft einer Klasse über eine andere sind und sein können.

Die Staatsmaschine soll zwar erobert werden, aber nur um sie zu zerstören. Bevor jedoch der Staat ganz beseitigt wird und an seine Stelle die freie sozialistische Gesellschaft tritt, bedarf es „der vorübergehenden, revolutionären Form des Staates", des „als herrschende Klasse organisierten Proletariats" zur Niederhaltung der Bourgeoisie und zum Aufbau des Sozialismus. Das ist die Diktatur des Proletariats. Nach Vollendung dieser Aufgaben, nach der Befestigung der sozialistischen Ordnung stirbt dieser proletarische Staat von selbst ab, da sein Inhalt, die Klassenherrschaft wesenlos geworden ist.

Das ist die wirkliche revolutionäre Stellung von Marx zum Staate, wie sie uns Lenin gereinigt von allen opportunistischen Aufmachungen umsturzfeindlicher Ausleger aufgezeigt hat. Wird der bürgerliche Staat zerschlagen, so ist auch kein bürokratischer Zentralismus mehr denkbar. Und Marx verstand auch seinen Zentralismus als den Aufbau freier Kräfte zu einer organisch heranwachsenden Spitze. Vollständige Selbstverwaltung der Kommunen, Kreise, Provinzen. Jedes Kommandieren von oben wie Ernennung von Beamten usw. ist beseitigt; im Gegensatze zum bürgerlichen Förderalismus, bei dem zwar, wie in der Schweiz, der einzelne Kanton frei vom Bunde ist, aber seinerseits Bezirksstatthalter und Präfekten für Bezirk und Gemeinde ernennt. Ein solch „dezentralistischer Zentralismus" bietet für Staatssozialisten und Anarchisten nichts Trennendes.

Die wirklichen Gegensätze zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus wären demnach: Marx will die völlige Beseitigung, des Staates aber erst nach durchgeführtem Sozialismus Bakunin will die restlose Beseitigung des Staates gleich am Anfang der sozialen Revolution.

Marx will die Handhabung der zu diesem Zwecke umgewandelten Staatsmaschine durch das Proletariat als organisierte herrschende Klasse.

Bakunin lehnt die Diktatur ab. Marx will den bestehenden Staat für die Vorbereitung des Proletariats zur Revolution benutzen. Bakunin lehnt es ab. Es erhebt sich die Frage: wie denkt sich denn Bakunin die Vorbereitung des Proletariats zur Revolution und die Revolution selbst?

Die Antwort gaben die Anarchisten auf dem 4. Kongreß der 1. Internationale zu Basel. Die Internationale soll ein Staat In den Staaten sein. Mögen die bestehenden Staaten marschieren wie sie wollen, bis die Internationale die stärkere Organisation ist Aufbauen soll sie sich auf den Gewerkschaften, bestehend aus lokalen Arbeiterunionen und Vereinigungen der Berufsverbände über jedes Land hin Die Gewerkschaft eines Ortes bildet die Kommune, die großen nationalen Verbände sind die Arbeitervertretung der Zukunft. Ihre eigentliche Arbeit beginnt nach der Beseitigung des Lohnsystems: die sozialistische Produktion zu organisieren. Die sozialistische Regierung wird gebildet durch Räte aus den Vereinigungen der Berufe und durch ein Komitee ihrer Delegierten. So wird das alte politische System ersetzt durch die Repräsentation der Arbeit. Das ist im Kern der Aufbau der Gewerkschaften und der künftigen Regierung in der Form des Rätesystems, gefordert 1869, zwei Jahre vor der Pariser Kommune, die sich den Namen für diese sozialistisch-politische Form prägte.

Ist es notwendig heute zu erörtern, was es bedeutet hätte, Gewerkschaften zu besitzen, seit Jahrzehnten auf dem Rätesystem aufgebaut und bewusst ihrer wichtigsten Aufgabe bei Beginn der Umwälzung sofort an die Stelle der bürgerlichen Staatsmaschine zu treten? Heute, wo die Zertrümmerung der bürgerlichen Bürokratie ein geringes ist gegenüber der Aufgabe, das Proletariat aus den bürokratischen Fesseln seiner eigenen Organisationen, der Gewerkschaften, zu befreien

Aber diese Fragen nach den Mitteln und Wegen zum Sozialismus sind heute müssig, weil überholt. Der Weg ist zurückgelegt, wir stehen in der Umwälzung. Und wir stehen vor der Tatsache, dass die rein sozialistischen Gebilde der Räte erst mit der Revolution entstanden sind, das Proletariat sich daher zum grossen Teil der Staatsmaschine bedienen muss, um aufzubauen. Die Diktatur des Proletariats, der Arbeiter und Bauern, ist keine zu diskutierende Frage mehr, sondern eine unbedingte Notwendigkeit. Soweit beim Neuaufbau die alten Gegensätze der sozialistischen und anarchistischen Anschauung auftreten, finden sie ihren Ausgleich in der Wirklichkeit tatsächlicher Entwicklung, wie wir es in Russland sehen. Hier setzten zuerst überall syndikalistische Bestrebungen ein zur wirtschaftlichen Autonomie der einzelnen Industriezweige Das dadurch entstandene Chaos gebot die Schaffung des obersten Rates der Volkswirtschaft, der zwar Umfang und Art der Erzeugung einheitlich für das ganze Land regelt, aber kein Kontrollrecht hat über die innere Verwaltung der Industrie. Die Autonomie der Arbeiterorganisationen und Berufsverbände wird nicht angetastet. So sieht die lebendige Wirklichkeit aus. Es ist daher überflüssig und schädlich, eine grundsätzliche Spaltung zwischen revolutionären Sozialisten und Anarchisten weiter aufrecht zu erhalten, wie es z. B. Dänemarks revolutionäre Parteien: die sozialistische Arbeiterpartei und die syndikalistische Arbeiterbewegung tun, die nichts trennt, als der alte, falsch verstandene Gegensatz von Zentralismus und Dezentralismus.

Was not tut, ist ein gemeinsames Programm, aufgebaut auf den Erfahrungen und Entwickelungen des sozialistischen Russlands; ein Programm, das in gleicher Weise Freiheit und Einheitlichkeit verbürgt und dessen Schlussworte nur lauten können: revolutionäre Sozialisten und Anarchisten aller Länder vereinigt Euch zur schaffenden Tatl Dr. Jenny Brünn.

März.

Der Marz ist der klassische Monat der Revolutionen. Wenn die Starre des Winters bricht, wenn die Keime der jungen Natur gewaltsam aus der Erde drängen, wenn die Sonne mit verstärktem Feuer dem Wachstum alles Werdenden Raum schafft, das Eis auftaut und die Bäche in reissenden Strömen aus ihren Ufern treibt, dann ist auch in den Herzen der Menschen die Bereitschalt am grössten, Fesseln abzuwerfen, Befreiung zu schaffen von Druck und Starrheit.

Die Iden des März Hessen im alten Rom die Verschwörung gegen die Tyrannei Julius Caesars reifen, der 18. März ist der Tag

der Berliner Revolution von 1848 und der Pariser Kommune von 1871, der 12. März 1917 leitete in Russland die ungeheure Bewegung ein, die den Zusammenbruch der alten Zarenmacht und darüber hinaus die Befreiung des Landes von der Gottesgeissel des Kapitalismus brachte und die Befreiung der Welt durch den Sozialismus und die Menschheitsverbrüderung bringen wird.

Zum ersten Male scheint Märzsonne auf das Deutschland der Revolution, auf das Deutschland, das banger Hoffnung voll das Fegefeuer der reaktionären Widerstände durchschreitet, die sich dem Willen zur Erneuerung, der Sehnsucht nach Freiheit, dem Bedürlnis nach Läuterung und Weltgemeinschaft in den Weg stellen. Da mag ein Rückblick in die Vergangenheit dem Ausblick in die Zukunft die Luft klären.

Deutschland ist das Land ohne Revolution. Abgesehen von den Bauernkriegen des späten Mittelalters hat keine Erhebung des deutschen Volkes Anspruch auf die Bezeichnung Revolution. 1848 blieb es beim Aufstand, und was seit dem November 1918 bei uns im Werke ist, soll sich als Revolution erst ausweisen. Bis jetzt haben wir nur die Nervenzuckungen einer gepeinigten Nation erlebt, die psychischen Auswirkungen eines physischen Zusammenbruchs, die Versuche einer Minderheit von Begeisterten und Entschlossenen, die Umwälzung herbeizuführen, deren Notwendigkeit offenbar ist, der sich jedoch das zwar kranke und faulige, aber massige Gefüge eines Interessenklüngels und seiner von der Denkträgheit und Gefühlsarmut der Volksmehrheit umpanzerten scheinrevolutionären Sachwalter entgegenstemmt. Noch glaubt uns die Mitwelt unsere Revolution nicht, und wir selbst haben Grund, vorerst an ihr zu zweifeln. Denn von einer veränderten Mentalität ist bei den Deutschen so gut wie nichts zu spüren. Die Selbstgerechtigkeit, die dem Volk von seinen Fürsten und Leitern aufsuggeriert war, um jede Kritik an den Führern am Eigenstolz der Geführten stumm zu machen, hat die kriegerische und moralische Niederlage Deutschlands überlebt. Die Dynastien sind beseitigt, aber ihr Hochmut, ihre Anmassung, ihr Dünkel sind in ihren Nachfolgern mit derselben Unbescheidenheit wirksam, die dem Deutschland Wilhelms II. den Hass und den Widerwillen der ganzen übrigen Menschheit zugezogen hat. Die Mitschuldigen des Weltkriegs und seiner Methoden regieren noch heute das deutsche Volk, vertreten es vor dem Ausland und kompromittieren seine Ideale durch die Schaustellung ihrer eigenen Ideallosigkeit, durch ihr Schaukeln zwischen selbstzufriedenem Protzen mit dem deutschem Wesen, an dem noch einmal die Welt genesen soll, und würdelosem Wimmern um Barmherzigkeit. Man nennt diese den letzten Hohenzollern abgelauschte Unbeständigkeit, dies Herüberwechseln von Exaltiertheit zu Depression, von heroischer Pose zu masochistischer Unterwürfigkeit oder plumper Anbiederung „Realpolitik". Das unglückselige deutsche Volk aber ist in einem halben Jahrhundert auf Sieg gestimmter Militärerziehung zur Autoritätenbewunderung, verschärft durch die gleichzeitig ins Abenteuerliche gesteigerte Disziplinierung der Arbeiterschaft zum blinden Vertrauen in die Entschlüsse ihrer professionellen Führer an eine Einschätzung solcher "Realpolitik" gewöhnt worden, die es den Blick für politische Realitäten vollständig verlieren liess. Es glaubt an die Unfehlbarkeit seiner Vertreter, zu deren Gunsten es fatalistisch auf jede eigene Initiative verzichtet hat, es vertraut der militärischen und sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Führung auch dann noch, wenn es von ihr bis zum Halse in den Sumpf des seelischen und materiellen Verderbens gegängelt worden ist, es baut in atheistischer Gottergebenheit auf das Walten historischer Notwendigkeiten, auf die „naturgewollte Entwicklung" der Weltgeschichte, die es schon selbsttätig aus der überlebten Epoche der kapitalistischen Gesellschaftsordnung in das Eldorado des Sozialismus hinüberleiten wird.

Als im November der den Deutschen nicht mehr entreissbare Sieg uber die Weltkoalition als katastrophalste Niederlage aller Zeiten offenbar wurde, war bei uns alles reif zur Revolution — nur die Menschen nicht. Die liessen sich von dem gewaltigen Umschwung der Ereignisse ebenso überraschen, wie sie im August 1914 überrascht ihr Leben und ihre Zukunft den Weltausraubungsplanen der Kruppbeauftragten Hohenzollern, Wittelsbacher e tutti quanti zur Verfügung stellten. Sie begaben sich mit der Willenlosigkeit, die sie vor allen Völkern auszeichnet, auf den „Boden der Tatsachen", und die sozialdemokratische Partei Bayerns produzierte am 8. November jene denkwürdige Erklärung, in der sie, die angebliche Erzieherin des Volkes zur Revolution, die erschreckte Versicherung abgab, dass sich das Ereignis „ohne unser Zutun" vollzogen habe. Am Tage darauf traten die Unterzeichner dieses Eingeständnisses in die revolutionäre Regierung ein und unterließen seitdem nichts, was dem Werk der Revolution schädlich sein konnte.

So unterscheidet sich die gegenwärtige Revolution von allen früheren dadurch, dass sie selbst schneller da war als der allgemeine Wille zu ihr. Ihr elementarer Ausbruch kam nicht aus der Erkenntnis der Unnahbarkeit der Zustände, die das reiche deutsche Volk zum Bettelpack gemacht hatten, sondern aus der Unhaltbarkeit dieser Zustände selbst. Nicht die Unerträglichkeit der im Kriegszustand gewagten Zumutungen an die „Opferfreudigkeit" des deutschen Volkes entfesselte den Aufstand, sondern das plötzliche Versagen des Programms derer, die die Zumutungen gestellt hatten, ihr Einbrechen in das Eis, unter das sie die Gegner hinabstossen wollten, das Reissen des Seils, an dem sie das blindlings folgende Volk hinter sich herzogen. Das an Führung gewöhnte Deutschland war plötzlich ohne Führung, das Geleise, auf dem die Bahn fuhr, ging nicht weiter, die Wagen rasselten in den lehmigen Boden hinein und schlugen um und die Fahrgäste waren zur Revolution gezwungen, — sehr gegen ihren Wunsch. Sie setzten die Zugführer ab und schreien nach Wiederherstellung der alten Schienen, auf denen sie in „Ruhe und Ordnung" weiterfahren wollen, ohne zu bemerken, dass auf dem Morast kein Schienenstrang mehr haltbar ist und dass die Wagen, in denen sie bisher über den Abgrund fuhren, zertrümmert sind. Macht nichts: Die „kleine Minderheit" derer, die einen neuen festen Boden bereiten wollen, die neue Gefährte bauen möchten, in denen für alle Platz ist, die neuen Zielen zustreben, statt die Reise ins gähnende Nichts hinein fortzusetzen, sind Verräter, Verbrecher, Verführer, gegen die die zerrüttete Vergangenheit des Militarismus und der Kriegsgewalt noch einmal mobil gemacht wird, die mit Feuer und Schwert mit Hindenburg und Noske ausgerottet werden müssen.

Eine Revolution dieser Art, wie die des bankerotten Deutschlands von 1918/19 hat die Welt noch nicht erlebt. Nach mehr als vier Monaten hat die Minderheit derer, die zur Tat schritten und von Anfang an die Träger der Idee und des Werkes waren, immer noch um das bischen Aufklärung im Volk zu kämpfen, das genügen würde, um ohne jedes Opfer an Menschenleben die Rettung aus dem Chaos zu bringen, in dem die Verblendeten unablässig die Scherben ihrer zerschlagenen Götzenbilder sammeln, um doch noch zu leimen, was nie mehr geleimt werden kann. Armes Volk! Märzluft weht über Deutschland, aber die deutschen Proletatier bewaffnen sich gegen diejenigen ihrer Brüder, die den Völkerfrühling endlich auch über diesem Volk spriessen sehen möchten.

Bruderkrieg! Proletarierkrieg! So schmerzlich wie die unsrige, erlebte ihn noch keine Revolution. Immer sonst war es der Krieg des Volkes gegen die Reaktion, der den Schrecken in die Befreiungskämpfe trug, jetzt ist es der Krieg des Volkes gegen die Revolution, die Niederlage auf Niederlage erlebt und dennoch siegen muss, weil sie nicht untergehen kann. In der grossen französischen Revolution gab es Schrecken und Grauen genug, — das ist wahr, und viele der Besten des Volkes wurden Opfer ihrer Ueberzeugung. Nicht alle von ihnen starben wie Marat unter dem Dolch einer Aristokratin, die sich gegen den neuen Geist auflehnte, — nein, viele mussten verbluten unter dem Fanatismus ihrer eignen Gefährten. Und doch: ist Dantons, Desmoulins, Madame Rolands Tod dem Ende der Kämpfer vergleichbar, die in diesen Tagen wieder in Berlin ihres revolutionären Willens halber ohne Gericht, ohne Verhör auf das generelle Verdikt eines entarteten Arbeiterführers hin von Arbeitsgenossen ermordet wurden? Die Opfer der Schreckensherrschaft in Paris fielen, weil ihre Richter in ihnen eine Gefahr für die Revolution erblickten. Die Opfer Noskes fallen, weil sie Revolutionäre, weil sie Sozialisten sind, und der sie schlachten lässt, um der am Kriege schuldigen kapitalistischen Bourgoisie ihren mühelosen Rentenbezug zu retten, nennt sich selbst Sozialist und vermag darum Volksgenossen zur Weltschmach dieser Märzmorde zu verleiten.

Nein — solche Revolution hat es noch nie gegeben. Selbst die schwächliche Revolte von 1848 sah das Volk einig, vor dem Aufstand und in ihm. Varnhagen von Ense schreibt schon am 26. Januar 1847 in sein Tagebuch: „In allen deutschen Landen üben jetzt die Regierungen Willkür, Ungesetzlichkeit, geben ihrem Dünkel und Hohn freien Lauf. Unermesslich häuft sich der Frevel und die Schamlosigkeit; alles wird verkümmert, verweigert, vernachlässigt; Deutschland ist durch und durch ein zurückgebliebenes, unordentliches, veruntreutes Hauswesen! Aber es kommt der Tag der Abrechnung, gewiss!" So sah das Deutschland vor der Novemberrevolution erst recht aus, aber wir, die wir auf den Tag der Abrechnung hofften, konnten dabei nicht mit dem Vertrauen auf das eigene Volk schauen wie die Hoffenden des Vormärz. Wir mussten unsere Blicke angstvoll auf die Schlachtfelder richten, aus jedem deutschen Sieg ein weiteres Hinauszögern der Abrechnung folgern und das Erwachen der Landsleute einzig von den auf die Dauer unausbleiblichen Rückschlägen, von den Siegen der Ententesoldaten erwarten. 1848 kam der Tag der Abrechnung aus der konzentrierten Wut des Volks, nicht wie 1918 aus dem Nichtweiterkönnen seiner Schinder, und so sah der März vor 71 Jahren ein sittliches Aufbegehren, das das ganze Volk erfasste, in dem das ganze Volk einig blieb, bis es den Kampf verloren hatte gegen die Reaktion, gegen die gleichen Mächte, gegen die es sich erhoben hatte. Die Revolution von 1848 zerbrach an der Bescheidenheit ihrer Forderungen, daran, dass kein weltbewegender Gedanke ihr Antrieb war, dass die Revolutionäre ihre Kraft vergeudeten am Kampf gegen die Symptome eines niederträchtigen Systems, das System selbst aber ungeschoren liessen. So blieb es beim Aufruhr, die alten Einrichtungen blieben bestehen, und die Schminke, die sie unter dem Druck der Volkserhebung aufgelegt hatten, fiel rasch wieder ab. Nachher war die Reaktion natürlich stärker denn je. Unsere Revolution kann nicht an der Geringfügigkeit ihrer Forderungen scheitern, aber sie kann aufgehalten werden und dadurch umso blutigere Formen annehmen durch die Nichtbereitschaft des Volks, sie zu vollenden. Die Forderungen der derzeitigen Revolution sind ungeheuer. Sie ergeben sich aus dem Zusammenbrechen aller gesellschaftlichen Bindungen und betreffen die Umgestaltung der Grundlagen der menschlichen Beziehungen. Aber ihr zeitweises Niederhalten beschwört die Gefahr entsetzlicher Reaktion herauf. Ein Teilnehmer der französischen Revolution, der Deutsche Justus Erich Pollmann, schreibt am 27. Dezember 1793 an seinen Vater: „Wenige Revolutionen sind bis jetzt noch vollendet worden, und aus der NichtVollendung derselben entsprang grösseres Übel als das, wo wider sie anfänglich ausbrachen".*) Die Revolution, die wir jetzt durchleben, kann nicht unvollendet bleiben. Aber ihre Vollendung kann reibungslos und schön geschehen, wenn das Volk von dem Geiste der Solidarität und der Bewusstheit getragen wird, die den Märztagen 1848 die Weihe gab.

---

*) Ich entnehme das Zitat dem zweibändigen Werk „Briefe aus der französischen Revolution", das Gustav Landauer bei Rütten & Löning in Frankfurt a. M. erscheinen liess. Diese Briefe geben ein unübertrefflich lebendiges Bild Ton den Erregungen und Erschütterungen der gewaltigen Volkserhebung, und sie wecken Vergleiche und Betrachlungen zur Gegenwart, die von Seite zu Seite neu überraschen und nachdenklich stimmen. Sie lehren die Personen und Zustände jener Zeit aus ganz neuer Perspektive kennen, und sie zeigen, wie ähnlich die Vorginge der Weltgeschichte einander sind und wie sie sich doch nie wiederholen. Der Revolutionär von heute mag aus den Briefen lernen, wie er zu empfinden, zu denken und zu handeln hat, er mag sich anregen und warnen lassen. **E. M.**

Wehmütiger noch als die Erinnerung an die Bürgerrevolution der deutschen Nachromantik stimmt im März 1919 das Gedenken an die Pariser Kommune vor 48 Jahren. Welcher Geist, welche Kraft, welcher Wille und welche Einigkeit beseelte damals das arbeitende Volk! Auch damals war es der Ausbruch der Volksempörung nach einem verlorenen Kriege. Aber wahrhaftig, es war nicht das Nichtweiterkönnen der Regierung, das die Erhebung bewirkte, nicht das erschrockene Erwachen durch das Herausfallen aus dem warmen Bett, das den deutschen Michel im letzten November den Stiefelknecht durchs Fenster schleudern liess, sondern es war das Weiterwollen des Proletariats, das erkannte, wie der Sieg des deutschen Militarismus die Völker ins Elend des Dauerrüstens und neuer furchtbarer Kriege stürzen würde. Am 18. März 1871 etablierte sich in Paris in aller Form die "Diktatur des Proletariats", und die Organe, die sie sich aus der Eingebung des Augenblicks heraus schuf, waren kaum etwas anderes als die Arbeiterräte, die uns heute vorschweben, mit denen wir hoffen, die Grundlagen einer neuen Volksgemeinschaft, des Sozialismus schaffen zu können. Die Kommune von 1871 war das erhabene Beispiel einer Revolution, die aus den Volksmassen selbst elementar hervorbrach, die aus Begeisterung ohne gleichen, in einer Einigkeit des Proletariats, die das ganze Volk zum Opfer machte, verblutete.

Gewiss waren die Soldaten, die die deutsche Erhebung von 1843 und die französische von 1871 niederschlugen, Proletarier, so gut wie die, die jetzt in Berlin, in Schlesien, im Ruhrgebiet und überall, wo die Revolution ihren Gang geht, ihr frevles Werk verrichten. Gewiss kann man sagen, dass die Soldateska, die von Weimar dirigiert wird, eine Horde bezahlter Desperados ist, die sich für ein ein paar Mark mehr ebenso gern von den Kommunisten dingen liessen, um die Widerstände gegen den Sozialismus im Blute zu ersticken. Aber der Unterschied liegt am Tage. Die regierungstreuen Truppen des Preussenkönigs und die von der Versailler Nationalversammlung im Einverständnis mit Bismarck von der Front abgezogenen französischen Linientruppen waren Werkzeuge in der Hand einer Reaktion, die keine anderen Zwecke und Absichten vortäuschte als sie wirklich hatte, nämlich die Erhaltung ihrer Macht im Zeichen der gewohnten Traditionen. Die Noske-Garde dagegen ist keine disziplinierte Mannschaft eines regulären Heeres, die aus anerzogener Ehrfurcht vor der Obrigkeit die Befehle ihrer Kommandanten ausführt, sondern eine aus den Resten einer in Auflösung begriffenen besiegten Armee mit Geld geköderte Soldnerschar, der die robustesten Feinde des Sozialismus als Befehlshaber vorgesetzt wurden, der aber gleichwohl zur Irreführung des Volkes eine scheinsozialistische Parole auf den Weg mitgegeben wird. Diese Parole und die Vergangenheit der verantwortlichen Regierenden als sozialdemokratische Parteiführer bewirken in der Tat die vollständige Verwirrung im arbeitenden Volk, das zum grossen Teil in blinder Ergebenheit die Verrätereien der Scheidemann, Ebert und Noske hinnimmt und den schimpflichen Feldzug gegen Idealismus, Gesinnungstreue und Sozialismus gutheisst. Das ist der traurige Unterschied zwischen unserer Revolution und allen früheren, dass früher stets der klare Gegensatz bestand zwischen Volk und Unterdrückern, während heute dieser Gegensatz verwischt ist und Demagogen, denen das Volk aus Gewohnheit und Denkfaulheit nach wie vor vertraut, um ihrer eigenen ehrgeizigen Hoffnungen willen sich zu Vollstreckern der Interessen der Volksunterdrücker und zu Mördern der ehrlichen Revolutionäre erniedrigen.

Es ist sehr zu fürchten, dass das Schreckensregiment Noskes noch viel Blut verschlingen wird. Aber es ist nicht zu furchten, dass die Nationalversammlung von Weimar den Triumph erleben wird, den Gallifet der Nationalversammlung von Versailles bereitete. Zwischen dem März 1871 und dem März 1919 liegt eine gehörige Spanne Weltgeschichte. Dazwischen liegt trotz aller Partei- und Gewerkschaftsphilistrosität viel praktische Aufklärung des Proletariats über das Wesen des Kapitalismus und die Notwendigkeit des Sozialismus. Dazwischen liegt die unerhörte Hochzüchtung des militärischen und maritimen Machtwahns, die dauernde Steigerung der Kriegsrüstungen und damit verbunden die dauernde Belastung des Volkskonsums mit Steuerabgaben. Dazwischen liegt die allmähliche Verminderung der Ehrfurcht vor monarchischen Ansprüchen und Anmassungen. Dazwischen liegt die Entladung aller Hochspannungen in der Katastrophe des Weltkrieges und der Beginn der Erlösung von allen Schrecken und ihren Ursachen durch die russische Revolution.

Der Verlauf der Bewegung, die im März 1917 den Zarismus beseitigte und seitdem in folgerichtiger Entwicklung an der Zerstörung des Kapitalismus und einer Ablösung durch den Sozialismus arbeitet, sollte den gegenwärtigen deutschen Machthabern zu denken geben. Auch in Russland wurde es zuerst mit einer Koalition von bürgerlichen und sozialistischen Ministern versucht. Auch in Russland etablierte sich dann eine Regierung unter Kerenski, die unter den Fahnen des Sozialismus die Gemeinschaft mit den imperialistischen Ententeregierungen zu erhalten versuchte. Kerenski soll sicherlich nicht mit Scheidemann und Ebert auf eine Stufe gestellt werden. Er war ein bedeutender Mann und er war auf seine Art ehrlich und von seiner Mission überzeugt. Aber er musste stürzen. Im siebenten Monat der Revolution siegten die Bolschewiki über die Kompromissler u. die Scheinsozialisten, und ihr Sieg war endgiltig.

Wir stehen im fünften Monat der deutschen Revolution. Unsere Lage ist schwieriger als irgend eine frühere Revolution sie erlebt hat. Denn wir haben das Volk erst zum kleinern Teil gewonnen. Noch steckt es zu tief in den Phrasen der bürgerlichen Demokratie, noch begriff es nicht, dass der Parlamentarismus in der kapitalistischen Gesellschaft immer nur ein Bestandteil des kapitalistischen Geschäftsbetriebes sein kann, dass der Sozialismus niemals auf dem Wege über die Demokratie, sondern umgekehrt, die wahre Demokratie nur auf dem Wege über den Sozialismus kommen kann. Das Mittel aber, zum Sozialismus zu kommen, ist das Rätesystem, das ist die Diktatur des werktätigen Volkes und die Entrechtung der Volksausbeutung bei der Gestaltung des öffentlichen Lebens. Nicht lange mehr — und die deutschen Räte-Republiken werden Tatsache sein, mögen die „sozialistischen" Nachhuten des Kapitalismus die Vorkämpfer der neuen Ordnung als Plünderer verleumden und mit Kanonen und Minenwerfern bekämpfen oder auch standrechtlich erschiessen.

Der März ist da. Der Frühling unserer Revolution bricht an. Freu dich, deutsches Volk, auch dir winkt die Freiheit und das Licht — trotz alledem ! E. M.

Bayerns zweite Revolution.

Bei dem grotesk unpünktlichen Erscheinen dieser "Wochenschrift", für das der Herausgeber jede Verantwortung ablehnt, ist es kaum möglich, dem Bedürfnis der Leser nach aktuellem Lesestoff gerecht zu werden. Wesentliche Vorgänge im öffentlichen Geschehen müssen unberücksichtigt bleiben, andere sind, wenn ihre Behandlung hier endlich möglich wird, längst überholt. Dass es nicht einmal gelang, die vorliegende Märznummer zum Revolutionstermin rechtzeitig herauszubringen, mögen die Freunde des "Kain" der Abhängigkeit zugute halten, in der sich der Herausgeber leider dem technischen Veranstalter des Blattes gegenüber befindet. Die Versuche, die Zeitschrift trotz allem zu einem regelmässig erscheinenden Organ der Kritik und des Appells zu machen, sollen mit allem Nachdruck fortgesetzt werden.

Ein eingehender Rückblick auf die Ereignisse der drei Wochen, die zwischen dem Erscheinungstermin der letzten Nummer und heute liegen, ist bei der Knappheit des noch verfügbaren Raumes nicht möglich. Die Wirksamkeit der deutschen „Volksvertretung" in Weimar und die Mordorgie, die ihre Willensvollstrecker unter den konsequenten sozialistischen Revolutionären in Berlin und im übrigen deutschen Reich gefeiert haben, muß unberücksichtigt bleiben. Ein paar Daten mögen einzig vom Verlauf und vom trüben Ende der zweiten Revolution in Bayern Rechenschaft geben.

Die Ermordung Kurt Eisners war auch von denen, die seine Politik ihrer Kompromisse wegen nicht billigen konnten, so stark als Schlag gegen die Revolution selbst empfunden worden, dass München im Augenblick, als das Ereignis bekannt wurde, In neuer leidenschaftlicher Erhebung aufstand. Eisner starb fünf Minuten von dem Parlamentsgebäude entfernt, in dem er seine am 7. November erkämpfte Macht in die Hände des Parlaments legen wollte, das die Liquidierung der Revolution als seine Aufgabe betrachtet. Er rettete mit seinem Tode die Revolution vor dem Versumpfen. Sein Untergang war seine letzte und grösste revolutionäre Tat.

Die Schüsse, die wenige Minuten nach Eisners Ermordung im Landtag fielen, schreckten die Abgeordneten, die doch gerade jetzt als einzige souveräne Gewalt Bayerns in Frage kamen, wie eine von Hunden gejagte Hammelherde auseinander. Die Herren vertagten sich für unbestimmte Zeit, sie liessen das Land ohne Regierung, sie desertierten — und veranlassten dadurch die verachteten Räteorganisationen, die Gesetzgebungs- und Vollzugsgewalt in die Hand zu nehmen. Es geschah das zunächst Notwendige. Der Belagerungszustand wurde verhängt, die Presse, die die Mordatmosphäre geschaffen hatte, unter Zensur gestellt, die Bewaffnung der Arbeiterschaft angeordnet. Dann berief man — leider ohne vorher eine Neuwahl nach revolutionären Grundsätzen anzuordnen — den Landeskongress der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte Bayerns zusammen.

Bayern war damit Räterepublik. Aber die Räte selbst merkten es nicht. Von aussen her pfuschten Partei- und Gewerkschaftsbonzen in ihre Arbeit hinein. Der Wahn von der wahren demokratischen Gerechtigkeit des bürgerlichen Parlamentarismus sass so tief in den Köpfen dieser Revolutionsdelegierten, dass sie sich dem Votum etlicher sozialdemokratischer Ministeranwärter beiderlei Abtönnung, die in Nürnberg und Bamberg mit klerikalen und kapitalistischen Interessenhütern paktiert hatten, willig unterwarfen und den Akt der Selbstkastrierung mit erhabener Gebärde vollzogen. Der Antrag Mühsam auf Ausrufung Bayerns zur Räterepublik und Uebernahme der gesamten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in die Hände der A -, B - und S.-Räte wurde in namentlicher Abstimmung mit 234 gegen 70 Stimmen abgelehnt.

Die damit bekundete Selbsteinschätzung rechtfertigte vollauf die Behandlung, die der Rätekongress sich während seiner Tagung von denen gefallen lassen musste, die seine absolute Souveränität mit feierlichen Verbeugungen anzuerkennen nicht unterliessen.

Er durfte noch eine Ministerliste annehmen, die am Tage nach seiner Vertagung wieder umgestossen wurde, durfte noch auf Befehl von Parteipolitikern dekretieren, dass die Räte künftig nach dem Verhältniswahlrecht zusammengesetzt werden sollen — womit sie mit Räten jede Aehnlichkeit verlieren — und überlies alsdann seine Plätze den gewählten Volksvertretern des ancien regime.

Die haben jetzt ein Ermächtigungsgesetz angenommen, das dem Ministerrat völlige Diktatur über Bayern einräumt (wie schreit die Welt, wenn sie etwas von einer Diktatur des Volks hört!) und haben sich selbst in Kommissionen verkrümelt, wo sie unbeaufsichtigt Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Frieden wiederherstellen. Die zweite bayerische Revolution scheint kaput zu sein. Aber die verbündeten Industriellen, Sozialdemokraten und Börseaner mögen nicht glauben, damit sei die Revolution selbst erledigt. Gegen die hilft kein Landtag und kein Noske. E. M

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit  Herausgeber: Erich Mühsam.

Erscheint jeden Dienstag. Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Erich Mühsam, München, Georgenstraße 105/IV, Telephon 33626. / Druck von Max Steinebach, München, Baaderstraße 1 und 1a. / Geschäftsstelle: München, Baaderstraße 1a, Telephon 26355. / Einzelnummer 20 Pfennig, vierteljährlicher Bezugspreis Mk. 2.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. / Straßenvertrieb in München: J. Pfalner, Zeitungs-Zentrale, Färbergraben 27–28, Telephon 21054; Franz Kirmayr, Haupt-Zeitungsverlag, Schäfflerstraße 11, Telephon 21442. / Anzeigenpreis die 6 mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig, bei Wiederholung Rabatt.

Nummer 9. Samstag, den 25. April 1919. 5. Jahrgang.

Hauptquartier Noske

....und das Licht scheinet in der Finsternis. Tolstoj

Die Diktatur des Proletariats.

Ungarn ist Räterepublik. Lenin hat dem Volkskommissar Bela Kun mitgeteilt, daß die Nachricht von den Moskauer Sowjets mit unbeschreiblicher Begeisterung aufgenommen worden sei. Die Genossen in Rußland und In Ungarn mögen erfahren, daß wir Revolutionire in Deutschland, denen es ernst ist mit der Revolution, die wir uns täglich erfrischen und aufrichten an dem herrlichen Beispiel der russischen Freunde, die wir unsern Kampf mit noch größerer Wut als gegen die offenen Feinde des Volkes gegen deren Schildhalter mit der sozialistischen Maske führen, — daß wir den Budapester Sieg nicht blos mit jubelnder Begeisterung begrüßen, sondern aus ihm die Hoffnung und die Zuversicht schöpfen, daß nun der Würfel gefallen Ist, daß jetzt kein Widerstand mehr stark genug sein kann, die "bolschewistische Welle" zurückzudämmen. Sie hat die Grenzen Rußlands durchbrochen, — kein Land der Welt wird ihr jetzt noch lange widerstehen. Die Art, wie die ungarischen Kommunisten in den Besitz der Macht gekommen sind, zeigt mit überraschender Klarheit die rettende Kraft ihrer Idee. Der kluge und anstündige Graf Michael Karolyi, der die ganze Kriegszeit hindurch in tapferster Opposition gegen seinen Standesgenossen Tisza, einen der infamsten Blutpolitiker der Weltgeschichte, und dessen Anhang aus der magyarischen Gentry stand, erkannte, durch die Niederlage des Vierbunds zur Regierung gelangt, den Irrtum, der ihn die Demokratisierung der Autokratien für die Garantie des Rechts und des Friedens halfen ließ Er tiberzeugte sich durch die Praxis von dem rein geschäftlichen Charakter der kapitalistischen Politik aller nicht sozialistischen Länder. Er sah ein, daß der Ideologe Wilson von denen, die ihn vor ihren Kriegswagen gespannt haben, ebenso zum Narren gehalten wurde, wie diejenigen Zentraleuropäer, die in der Entente lediglich eine Kampfgenossenschaft gegen den weltbedrohenden Übermut der preußischen Junker erblickten. Der überwältigende Militärsieg der Alliierten schuf in Frankreich, England und Italien einen Heißhunger nach Raubgut. Die Kapitalisten dieser Länder wollen das geopferte Blut Ihrer proletarischen und bäuerlichen Volksgenossen entschädigt sehen. So folgen sie dem Beispiel, das ihnen auf Befehl Ludendorffs die Herren v. Kühlmann und Czernin unter freudiger Zustimmung des deutschen, österreichischen, ungarischen und bulgarischen Bürgertums und unter Mitwirkung der Scheidemänner dieser Nationen gaben, und verteilen die Beute nach freiem Ermessen der Pariser und Londoner Börsenspekulanten. Karolyi scheint begriffen zu haben, daß sein Glaube an die Rechtlichkeit der Rechtlichkeitstrompeter ebenso wenig begründet war wie das Vertrauen auf sein persönliches Ansehen bei den Ententeregierungen. Das Geschäft ihrer Auftraggeber durfte er nicht stören. Es scheint ihm auch klar geworden zu sein, daß die Gewalt, unter die seine Nation gepreßt werden sollte, in der Gesellschaftsordnung selbst wurzelte, als deren Hüter er von ihren Interessenten im eigenen Lande eingesetzt war. So mag er an der Gerechtigkeit unter kapitalistischen Einrichtungen verzweifelt haben, und als ehrlicher Mensch überließ er freiwillig seine Gewalt den unversöhnlichsten Feinden dieser Einrichtungen. Er gab den Kampf seines Nationalismus gegen den ausländischen Nationalismus auf und räumte dem Internationalismus das Feld. Er hängte den Wilson-Greyschen parlamentarisch-bürgerlichen Demokratismus an den Nagel und vertraute das Schicksal der Nation dem Sozialismus der Räte an. Karolyi kapitulierte vor Bela Kun. Das bedeutet die Kapitulation Wilsons vor Lenin in Ungarn.

Unendlich traurig ist es, daß die junge magyarische Räterepublik, ehe sie die Konsolidierung der sofort eingeleiteten sozialistischen Maßnahmen sichern kann, den kriegerischen Kampf um ihre Existenz aufnehmen muß, daß sie eine rote Armee und die Waffenhilfe der russischen Räterepublik braucht, um ihren Sozialismus gegen Proletarier anderer Nationen zu schützen. Einen Trost gibt es aber auch dabei: daß die Berührung der französischen, englischen, italienischen, amerikanischen Truppen mit den zum Schutz der sozialistischen Zukunft verbrüderten revolutionären Truppen Ungarns und Russlands unzweifelhaft vom bolschewistischen Bazillus infiziert werden müssen und dass damit die Weltrevolution und die Welterneuerung wiederum beschleunigt wird. Entgehen kann ihr kein Volk mehr. Mögen wir Deutschen trachten, uns in der Erfüllung der Ehrenpflicht, den künftigen Generationen den Boden so zu bereiten, dass sie in sozialistischer Gemeinschaft darauf leben und in Freude arbeiten können, von keinem Volke mehr überholen zu lassen.

Niemand kann wissen, auf welchem Wege wir in die Räterepublik einschwenken werden. Vielleicht müssen wir wie die Bolschewiki im Oktober 1917 in starkem Aufstand den Bourgeois und halbseidenen Sozialpatrioten das Steuer aus der Hand reissen. Vielleicht dankt auch bei uns wie bei den Magyaren eines Tags die Berlin-Weimarer Revolutionsgewinner-Genossenschaft in der Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit und Hilflosigkeit von selber ab und überlässt uns die Macht und die Verantwortung. Jedenfalls müssen wir jeden Augenblick bereit sein, die Diktatur zu übernehmen und sie im Bewusstsein unserer Verantwortung bis zur vollständigen Durchführung des Kommunismus in der Hand zu behalten. Die Vorarbeit darf keine Stunde ruhen.

Erste Voraussetzung der Vorarbeit ist die Schaffung von Räten, die auf diesen Namen Anspruch haben. Was sich bis jetzt bei uns als Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte der Welt gezeigt hat, rechtfertigte auch nicht die elementarsten Forderungen, die an solche Körperschaften gestellt werden müssen. Sie staken bis zum Kinn in Ihren überlieferten Parteidoktrinen, holten sich ihre Anweisungen aus Fraktionszimmern und Gewerkschaftssekretariaten und fühlten sieh wohl und zufrieden in der Rolle von Halbproletariern, von Zage hisse non zur Kontrolle oder gar Mitregierung bei den Gleichgültigkeiten und Duodezwichtigkeiten des Alltags. Sie selbst, die ersten Rite, die die deutsche Revolution In naiver Genialität improvisierte, fanden sich bis jetzt garnicht in ihre Würde, sie wissen noch nicht einmal, dass das Rätesystem die unmittelbare Einwirkung dos Volkes auf alle seine Angelegenheiten bedeutet, auf die polltischen ebenso wie auf die wirtschaftlichen, eine Einwirkung, die jede andere Form der Bestimmung über die Voksgeschcke usschliesst.

Darum ist es eine freche Verfälschung des Ritegedankens, das Doppelverfahren von Parlamentarismus und A.-S- u. B-Räten zu empfehlen. Das Volk, das sich von Mandataren mit unbegrenzten Vollmachten Gesetze geben lässt, hat damit auf jede Selbstbestimmung verzichtet, hat sich unreif erklärt und wird ganz natürlich von Demagogen und Interessenagenten an der Nase herumgeführt. Davon gar nicht zu reden, dass kein noch so freies Wahlrecht davor schützt, dass jedes Parlament in einem kapitalistisch organisierten Staat notwendig die Exekutive kapitalistischer Sonderinteressen bleiben muss, da schon sein Zustandekommen auf Grund der mechanischen Auszählung von abgegebenen Stimmen immer nur die Kräfte begünstigt, die bei der Stimmenwerbung den höchsten Aufwand treiben konnten — und das sind natürlich die kapitalkräftigsten, denen die Presse, der Beichtstuhl und die traditionelle Autorität der höheren Schicht zu Gebote steht —, von der wahren Stimmung im Volke aber keinen Abglanz zeigt. Könnte man die im geheimen und allgemeinen Verfahren abgegebenen Stimmen zur Nationalversammlungswahl nachträglich nach Ständen ausmitteln, so würde sich wahrscheinlich ergeben, dass von den an die Wahlurne geschleppten Dienstmädchen mindestens 90% liberal oder klerikal gewählt haben. Bewiese das, dass die Mehrzahl der Dienstmädchen von liberalen und ultramontanen Ueberzeugungen erfüllt sind? Es bewiese nur, dass die Herrschaften, die ihre häuslichen Arbeiten nicht selbst verrichten, zum grössten Teil ihre Interessen bei fortschrittlichen bezw. pfäffischen Abgeordneten am besten gewahrt sehen.

Das Rätesystem in seiner dezentralistischen Verzweigung schafft dagegen die lebendige Beteiligung der arbeitenden Einzelpersönlichkeit an der Verwaltung und Entwicklung des gesamten Gesellschaftsorganismus. Der Aufbau des Systems muss von unten nach oben gehen Als Arbeiterräte kämen also in Betracht: Betriebsräte, Branchenräte, Ortsräte, Kreis- und Landesarbeiterräte. Worauf es ankommt ist, dass der Delegierte für jeden wesentlichen Entschluss das imperative Mandat seiner Auftraggeber einholen muss, dass er sich für seine Haltung in jeder einzelnen Frage vor seinen Wählern verantworten muss, und dass er jederzeit von seinem Posten zurückgezogen werden und durch eine geeignetere Persönlichkeit ersetzt werden kann. Dieses Auswechselverfahren ist das eigentliche Kennzeichen des Rätesystems im Gegensatz zum Parlamentarismus. Das Ausschreiben von Rätewahlen nach dem Proporz, wie es Herr Cohen-Reuss für den deutschen Rätekongress in Berlin dekretiert hat, ist daher ein plumper Versuch, die Einrichtung um ihren wahren Sinn zu bringen und sie zu einer parteipolitisch verwendbaren unsozialistischen Revolutionsbremse zu erniedrigen.

Der Sinn der Räte ist vorläufig, die kapitalistische Gesellschaftsmaschinerie in eine sozialistische zu überführen. Solange das nicht erreicht ist, muss jeder NichtSozialist und jeder, der als kapitalistischer Unternehmer Lohnangestellte beschäftigt, von der Beteiligung an den Wahlen ausgeschlossen bleiben. Die Räte zu bestimmen und durch sie die öffentliche Gewalt auszuüben, ist ausschliesslich das Recht der Ausgebeuteten Das ist die Diktatur des Proletariats. Ist das Ziel, die kommunistische Gesellschaftsform, erreicht, so fällt die Diktatur von selbst dahin, da dann die Ausbeutung in keiner Form mehr besteht und also jeder Anlass zu Entrechtungen irgendwelcher Art behoben ist

In Russland und in Ungarn besteht die Diktatur des Proletariats. Wir haben den ernstesten Anlass, die Entwicklung des Sozialismus in diesen Ländern mit angespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen und uns für den Tag vorzubereiten, an dem wir unter Vermeidung der dort zutage tretenden Fehler und unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse bei uns aus den Vorbildern, die uns die Genossen dort bieten, die Lehren ziehen müssen.

Um aus der ausserordentlichen Schwierigkeit, endlich ein geeignetes Wahlsystem für die Arbeiterräte in Deutschland zu finden, herauszukommen, unterbreite ich der Oeffentlichkeit im folgenden ein

Wahlreg;lement für Arbeiterräte,

das ich alle zuständigen Persönlichkeiten und Organe zu prüfen bitte und das ich hiermit zur Diskussion stelle. Als Unterlage benutze ich, allerdings unter erheblichen eigenen Veränderungen, das in Russland geltende Wahlverfahren, wie es der russische Kommunist J. P. Kasakow in einer Abhandlung „Die russischen Sowjets" in der Wochenschrift „Der Arbeiterrat" (Jahrg. 1, Nr 6) darstellt. Von den verschiedenen Aufgaben der besonderen Räte soll hier nicht gesprochen werden. Nur die Art der Wahl steht zur Erörterung.

A. Betriebs- und Branchenräte. Da die Betriebsräte naturgemäss nur die Interessen der Arbeiter und Angestellten innerhalb der einzelnen Betriebe wahrzunehmen haben, versteht es sich von selbst, dass zum aktiven und passiven Wahlrecht nur Angehörige der betreffenden Betriebe zugelassen werden. Diese bestimmen nach eigenem Ermessen die Zahl und Zusammensetzung der Räte. Jedoch soll grundsätzlich niemand länger als drei Monate hintereinander dem Betriebsrat angehören dürfen, so dass jeder Arbeiter und jede Arbeiterin nach und nach in die Lage kommt, an der Leitung des Betriebs verantwortlich tätig zu sein. Die Branchenräte werden in gemeinsamen Versammlungen verwandter Betriebe eines Orts nach den Vorschlägen der einzelnen Betriebe gewählt. Auch für sie sollen grundsätzlich in längstens drei Monaten Neuwahlen stattfinden. Die Branchenräte gleicher Art sollen sich über den Kreis oder das Land hinweg föderieren.

B. Ortsrate. Auf je 1000 Arbeiter eines Betriebs entfällt ein Mitglied für den örtlichen Arbeiterrat. Betriebe von 500—1000 Arbeltern entsenden ebenfalls je einen Vertreter. Betriebe unter 500 Arbeiter haben sich für die Wahl eines Vertreters zusammenzuschliessen. Da die Ortsarbeiterräte über die separaten wirtschaftlichen Interessen hinaus erhebliche polltische Funktionen auszuüben haben, sollen nur politisch aktive Arbeiter und Arbeiterinnen an den Wahlen teilnehmen. Deshalb sollen die Wahlen In Betrlebsver" Sammlungen vorgenommen werden, die ausserhalb der Arbeicszel' in öffentlichen Sälen stattfinden. Wer der Versammlung fernbleibt. geht seines Wahlrechts verlustig. Nur Kranke dürfen auf besonderen Wunsch einen Vertreter legitimieren. Das Erscheinen In der Wahlver-Sammlung bedeutet das Bekenntnis zum Sozialismus. Nichtsozialisten

sind von der Beteiligungen der Wahlausgeschlossen, auch wenn sie Proletarier sind, da die Ueberführung der Gesellschaft in den Sozialismus als Zweck der Rite anzusehen ist. Zur aktiven Wahl ist niemand berechtigt, der selbst Proletarier ausbeutet. Schon die Beschäftigung eines Dienstboten ist Grund zur Entziehung des Wahlrechts. Ausnahmen hievon können die Ortsräte bewilligen, wenn etwa in der Familie eines Proletariers ein Kranker eine Hilfskraft in Anspruch nehmen muss Für die Wahl ihrer Beauftragten in den Arbeiterräten sind die Wähler keineswegs an Mitarbeiter aus ihren Brtrieben oder überhaupt gebunden. Das passive Wahlrecht steht jedem zu, der konsequenter Sozialist ist und sich auf den Boden der Räterepublik für alle Länder stellt Auch wer selbst Angestellte beschäftigt, ist, wenn er diese Prinzipien anerkennt, wählbar. Denn es wäre absurd, einen Mann wie beispielsweise Karl Liebknecht, weil er als Rechtsanwalt Büroangestellte unterhielt, von der Möglichkeit auszuschliessen, in den Räten für das Volk zu wirken. Die Wahlen sollen in der Weise stattfinden, dass eingeladene Redner ihre Ansichten entwickeln, miteinander disputieren, Fragen aus der Versammlung beantworten und sich dann zur Wahl stellen. Die Wahlen sind geheim und direkt. Mehrheit entscheidet. Bei mehreren zu wählenden Delegierten gilt als gewählt, wer die meisten, zweitmeisten etc. Stimmen erhält. Bei Stimmengleichheit wird eine Neu wähl angesetzt, bei der nur die beiden strittigen Kandidaten zum Vorschlag stehen Verhältniswahl jeder Art scheidet aus, weil keine Parteizugehörigkeit entscheiden darf, sondern nur das sozialistische Bekenntnis und die Persönlichkeit. Als Kandidat für die Wahl ist zur Versammlung jeder zugelassen, den fünf von tausend aktiven Wahlberechtigten zu hören wünschen. Die Wahlen werden von Vertrauensleuten der Betriebe an der Hand von Listen genau kontrolliert, sodass niemand doppelt wählen kann. — Die Gewählten sind verpflichtet, zwischen je zwei Tagungen des örtlichen Arbeiterrats ihren Wahlern Bericht zu erstatten, damit die ständige Verbindung zwischen Wähler und Gewählten erhalten bleibt und die vrbciter jederzeit in der Lage sind, eine unerwünschte Vertretung abzulösen. Allgemeine Neuwahlen der Arbeiterräte sollen spätestens alle sechs Monate stattfinden.

C Kreis- und Landesarbeiterräte. Die örtlichen Arbeiterräte delegieren je nach Grösse aus ihrer Mitte Beauftragte zu den Kreisräten, wobei je 10 Arbeiterräte einen Vertreter entsenden. Die nach den Wahlen zusammenzurufenden Betriebsversammlungen müssen die Delegierten bestätigen. Jede der Versammlungen hat das Recht, durch Mehrheitsbeschluss einen oder den andern der in den Kreisarbeiterrat entsandten Delegierten zu beanstanden und ihre Ersetzung durch andere Persönlichkeiten zu verlangen. Der Landesarbeiterrat wrid ebenfalls und unter den gleichen Bedingungen aus den Ortsarbeiterräten gewählt, und zwar sollen in ihn von je 30 Arbeiterräten einer delegiert werden. Auch diese Wahlen bedürfen der Bestätigung durch die Massen.

Die allgemeinen Rätekorporationen, die die Arbeiterräte in Gemeinschaft mit den Bauern und Soldatenräten zu bilden haben, fallen nicht in den Rahmen dieser Betrachtung Wird in den Arbeiterräter, das sozialistische Prinzip so folgerichtig durchgeführt, wie es durch den vorgeschlagenen Wahlmodus geschieht, dann ist keine Gefahr, dass etwa der gemeinsame Rätekongress oder der Zentralrat reaktionäre Gebilde abgeben werden.

Die Wahlen zu den Bauernräten mag ein besserer Kenner der ländlichen Verhältnisse entwerfen als ich es bin. Der Grundsatz muss jedenfalls auch dabei gewahrt werden, dass nur Bekenner des Sozialismus wahlberechtigt und wählbar sein dürfen und dass zum aktiven Wahlrecht kein Bauer zugelassen wird, der Knechte und Magde beschäftigt — Dass auch die Soldaten- und Kasernenräte drngend einer Erneuerung im sozialistischen Geiste bedürften, weiss jener, der den Einfluss der Offiziere unter den Soldaten auch nach den 7. November noch wirksam gesehen hat. Es mag den sozialistischen Soldaten überlassen bleiben, sich mit den Methoden zu beschäftigen, die hier Ordnung schaffen können.

Dass Organisationen, wie sie der Münchner Revolutionäre Arbeiterrat darstellt am Leben erhalten werden müssen, ist selbstverständlich. Körperschaften, die sich aus der revolutionären Erlebung selbst gestaltet und ihr ganzes Wirken auf die Durchdringung des Volkes mit revolutionärem und sozialistischem Geiste gerichtet haben, haben ihr Existenzrecht in sich selbst. Sie sind als lebendiges Vermächtnis der Revolution allen bürokratischen Reglements entrückt und bilden die stetig gärende Revolution in der Revolutionszeit. Sie nehmen sich ihre Rechte aus eigener Machtvollkommenheit, aus dem Erlebnis ihrer Entstehung und aus dem Willen zum Rechten.

Mögen alle Demokraten nun mit gesträubten Haaren stehen" und sich ob der hier entwickelten Ideen entsetzen. Es sei ihnen gesagt, dass wir auf dem Wege über ihre Demokratie niemals zur Gerechtigkeit, zum Sozialismus kommen können, dass wir aber wohl einmal zu einer anderen wahren Demokratie gelangen werden — und zwar auf dem Wege über den Sozialismus. E. M.

Grundlagen der Einheitsschule in Rußland.

Seit der Einführung des kommunistischen Staates in Russland wird dort der Unterricht für die Einheitsschule reformiert. Wir wollen hier die Grundlagen der Einheitsschule in Kurze skizzieren.

Die Einheit. Die Einheit der Schule besteht in erster Linie darin, dass es im Schulunterricht keinerlei soziale Unterschiede geben darf; keine Unterschiede der Religion, der Nationalitat und des Geschlechts. Die Schule muss für alle zugänglich sein, sie muss ein Kulturgut sein, an dem jeder Anteil hat ohne es kaufen zu müssen und von dem alle Schichten der Bevölkerung geniessen können. Nicht nur der Unterricht ist unentgeltlich, sondern auch Nahrung, Kleidung, Lehrmittel etc. Um bei der Erziehung keinen Unterschied der Geschlechter zu machen, arbeitet man in dem Streben nach gemeinschaftlichen Studien, das von sehr grossem Gewicht ist sowohl hinsichtlich der alten Vorurteile gegen die gleiche Fähigkeit der beiden Geschlechter, als auch zur Erziehung einer gesunden Sexualität. Da die Einheitsschule keine nationalen Unterschiede kennt, kann auch bei ihr keine Rede sein von nationaler Erziehung

Die Grundlage der neuen Einheitsschule liegt in der Idee der Völkerverbrüderung, der Solidarität aller Menschen im Kampf mit der Natur und der Arbeit, in die sich jeder nach seinen Kräften teilen muss.

Religiöse Neutralitat. Die Einheitsschule darf unter keinerlei Vorwand zum Streitplatz für religiöse Zwiste werden. Sie muss neutral sein. Dies ist um so notwendiger, da sich Religion und Wissenschaft, Glaube und Wissen in ewigen Kontrasten befinden. Die Wissenschaft die die Welt der Erscheinungen mit ihrem strahlenden Licht der menschlichen Erkenntnis zuganglich macht, ist in ihrem Wesen immer fortschrittlich und revolutionär, wahrend Religion und Glaube, die die Gedanken in eine übersinnliche Welt ableiten, stets bleiben, was sie waren und sind: geistige Werkzeuge der politischen Versklavung und Ausbeutung der noch rohen und unbewussten Massen. Eine Behauptung, die durch die Tatsache, dass der Glauben zuweilen einen revolutionären Charakter annimmt, in ihrer Allgemeinheit nicht abgeschwächt wird.

Die leitenden Grundgedanken der Einheitsschule müssen einig sein in ihren Absichten und Zwecken. Diese sind die Erziehung zur gleichmassig entwickelten Persönlichkeit und zum Mitglied der Gemeinschaft.

Widerstand gegen die Einheitsdressur. Der Name Einheitsschule bedeutet keineswegs, dass die Kinder im Unterricht über einen Kamm sollen geschoren werden. Die individuelle Veranlagung der Kinder und deren jeweilige Umgebung gehen meist so sehr auseinander, dass einer, der all diese verschiedenen Elemente an eine Erziehungsnorm binden wollte, gerade dem Geist der Einheitsschule zuwider handeln würde. Gerade die individuelle Persönlichkeit des Schülers steht im Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Das Streben, dem Schüler seine Persönlichkeit zu nehmen um aus allen Schülern nur eine einzige Person zu machen, ist gerade das typische Kennzeichen der alten Schule, die inzwischen mit den Erfolgen ihrer Erziehungsmethode Schiffbruch gelitten hat.

In der Tat sehen wir, wie die Kinder auf der Volksschule nur dressiert werden mit Hilfe des Gebetbuches um als Lohnsklaven oder Kanonenfutter zu enden. Und die Zöglinge der Mittelschulen verlieren langsam alle ihre individuellen Eigenschaften um schliesslich die Schule mit allen Kennzeichen der Einheitsdressur zu verlassen, die dann den Grundstock der Bourgeois Intelligenz, das gesinnungstreue Beamtentum bilden werden.

Die Absicht der Einheitsschule wird in der Grundlage zur Schaffens- und Arbeitsfreude verwesentlicht. Dies muss sich wie ein roter Faden als Leitmotiv für alle Unterrichtsfächer hindurchziehen.

Die Arbeit ist eine naturliche Funktion der menschlichen Existenz und ein Leben ohne Arbeit ist einfach unmöglich. Im ausgedehntesten Sinne des Wortes verstehen wir hier unter dem Begriff Arbeit alle die biologischen Prozesse zusammen, die den Zweck haben, den Organismus eines einzelnen Individuums oder einer gesellschaftlichen Gruppe von Menschen zu erhalten.

Bisher galt die Arbeit stets als ein schwerer, unerträglicher Frondienst, was wir wenigstens in den Kulturländern als Arbeit begriffen. Durch eine unbezwingbare Natur und durch die Ausbeutung der Sklavenhalter oder Kapitalisten kam die grosse Masse in tiefe Erregung. In einem bestimmten Stadium der Entwicklungsgeschichte der Menschheit wird der Mensch im Stande sein, die Fesseln zu sprengen. Von dem Moment an bekommt die Arbeit einen wesentlich anderen Charakter. Dann kommt die Zeit, wo Arbeit und Erziehung zusammen die Menschheit weiter bringen und gerade die Quelle werden, woraus sie ihre Genüsse schöpft.

Auf der Schule hat die Arbeit die gleiche Rolle wie im Leben zu spielen. Auch hier muss die Arbeit die natürliche Quelle sein, woraus das junge Geschlecht alles schöpfen kann, was für seine Entwicklung notwendig ist.

Die Arbeit und die alte Schule. — Bereits in der alten Schule war die Arbeit notwendig, um bestimmte Resultate zu bekommen; aber was sie bedeutete, charakterisiert das Sprichwort: „Die Wurzeln der Studien sind bitter, aber die Fruchte süss." Die bittere Arbeit hat zwei böse Eigenschaften Erstens war sie sehr einseitig, sie beschäftigte nicht alle naturlichen Arbeitsfähigkeiten, die im ganzen Menschen liegen, so dass von einer harmonischen, individuellen Entwicklung des Schülers keine Rede sein kann. Sie war nichts als Kopfarbeit, an der Muskeln, Hände und andere Körperteile keinen Anteil hatten. So ein einseitiges Erziehungssystem konnte nur eine Verkümmerung des Organismus im Gefolge haben. Zweitens war die Arbeit selbst innerhalb der Grenzen ihrer Einseitigkeit meist zwecklos für das Leben und so stumpfsinnig wie möglich. Dadurch glich diese Schularbeit doch sehr stark der Zwangsarbeit.

Die Arbeit und die neue Schule. In der Einheitsschule müssen geistige und körperliche Arbeit als zwei Seiten ein und derselben menschlichen Fähigkeit betrachtet werden, im Einklang mit der psychophysiologischen Erkenntnis der menschlichen Natur. Nach dieser Auffassung gelten geistige und körperliche Funktionen als Summe von biologischen Prozessen, die das Leben des Individuums beschranken. In der Sphäre der produktiven Arbeit beginnt das Kind nachzudenken. Wenn ein Schuler Hausarbeit verrichtet oder in einer Werkstätte arbeitet, was wir meist falsch mit „spielen" bezeichnen, wenn man ihm diese Art des „Spielens" komplizierter macht, die mehr zum Nachdenken anregt und auch Aufmerksamkeit erfordert, so wird er sich bald allerlei Arbeitsgewohnheiten aneignen, die junge Schöpferkraft wird neue Dinge erfinden, die seine Spiel-, besser Arbeitslust, befriedigen und wird dadurch selbst zum eifrigen Arbeiten angespornt.

Die Schularbeit muss dies Ziel befriedigen und sich vereinen mit der grossen Pflicht: Vollständige Entwicklung der Persönlichkeit während und durch die Schularbeit, die produktiv und gesellschaftlich organisiert sein muss. Von besonderer Bedeutung ist hier die körperliche Arbeit. Sowohl Lehrer als Schuler müssen daran teilnehmen. Es können auf diese Weise allerlei nützliche Gegenstände gemacht werden, zum Teil für den Unterrichtsbedarf selbst; man kann auch Arbeiten verrichten. die gewisse Bequemlichkeiten schaffen, wie das Einrichten von Sauber» keits- und Gesundheitsanlagen.

Man muss jedoch nicht den Schwerpunkt des Schullebens auf die pädagogische Bedeutung der Korperarbeit legen und daneben eine neue

Schulmethode neben allen andern suchen, die dem Gesamtunterricht dienen. Dann vergisst man, dass gerade die produktive Arbeit ihr eigenes Existenzrecht hat und würde sich über die Grundlagen der neuen Schule tauschen.

Die Arbeit ist der wesentlichste Lebensfaktor des Menschen als Glied der Gesellschaft — und selbst nicht einmal als Glied der Gesellschaft, siehe z. B. Robinson — und darum darf die Arbeit nicht eine Beigabe zu irgend einem der vielen Unterrichtssysteme sein, sondern muss einen eigenen, selbständigen Platz darin einnehmen.

Polytechnischer Unterricht Die Technik der modernen Produktionsweise verlangt gerade eine allgemeine Ausbildung der Persönlichkeit. Darum muss die öffentliche Schule des allgemeinen Unterrichts, die die Schüler von 8 bis 17 Jahre beschäftigt, den Charakter einer polytechnischen Schule haben. Das heisst, man muss den Schülern die Kenntnis der verschiedenen Arbeitsmethoden, sowie die wichtigsten Grundelemente der modernen Technik beibringen. Spezialisierung und Fachausbildung muss von der allgemeinen Schulbildung abgeschieden werden und soll nach dem genossenen Unterricht in Form von höheren Fachschulen sich daran zur Weiterbildung anschliessen. Hier drängt sich auch die Frage auf, ob und in wie weit die Grundlage zur militärischen Ausbildung in dem allgemeinen Schulunterricht mit einbezogen werden soll. Denn es ist Tatsache, dass Sozialisten mit der Waffe in der Hand ihre sozialistischen Errungenschaften zu verteidigen wissen müssen, wie ihre Freiheit, ihr Recht auf friedliche Arbeit sowie ihre Fortschritte auf kulturrellem und politischem Gebiet. Doch soll das nicht heissen, dass man schon in der Volksschule rein militärischen Unterricht einfuhren will. Es wird wohl genügen, wenn der die Schule verlassende junge Mann von 17 Jahren, der eigene Initiative, Gesundheit und einen wohl drainierten Körper hat, kurz alle die Eigenschaften besitzt, die ihn zum Kampf mit der Natur und den gesellschaftlichen Schwierigkeiten des Lebens befähigen ; dann wird er auch in Kurze das militärische Spezialfach erlernen. Doch wenn man Schulern lehrte, nach der Trommel zu marschieren, Uniformen anzubeten oder mit Bajonetten in Strohpuppen zu stechen, so wäre das der gefahrlichste pädagogische Missgriff, wie wir das am preussischen Militarismus gesehen haben.

Das kommunistische Element. Aeusserst belangreich für die Entwicklung des Begriffs der Arbeiterschule ist die Tatsache, dass sie den Charakter der Kommune besitzen muss, einer Gemeinschaft von Produktion und Verbrauch. Mit anderen Worten: Die Schularbeit muss den Charakter der sozial organisierten Arbeit haben. Ueberdies darf nicht vergessen werden, dass die Schule sich nicht vom Leben der umgebenden Welt abscheiden kann, um sich in eine eigene Welt einzusperren. Eigentlich sollten Schule und Leben identische Begriffe sein. Das gesamte Leben muss die Schule der Menschheit werden und in der Schule ist kein Platz für künstliche Abtrennungen, die die älteren Generationen von einandertrennen. Kinder und reifere Jugend sollen sich an der öffentlichen Produktion der Erwachsenen beteiligen. Darum soll die Arbeit der Jungen in der Landwirtschaft, den Werkstätten und Fabriken eine normale Erscheinung werden.

Selbstbestimmung. Dies alles kann jedoch nicht verhindern, dass die Schule das Recht behält, ihre innere Arbeitseinteilung selbst zu bestimmen. Als Grundlage für die Selbstbestimmung gelten ungefähr folgende Richtpunkte;

a) Die administrative Selbständigkeit der Schule und das gemeinschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Kinder bezüglich der Reihenfolge der geistigen und körperlichen Arbeit.

b) Die Grundlage, dass sich die Kinder für ihre persönlichen und gemeinsamen Zwecke selbst zu helfen lernen.

c) Die Organisation der sozialen Formen, durch die geistige Arbeit geleistet wird, der Spiele, der Annehmlichkeiten, Studienvereine, Lehrlingsklubs, gemeinschaftliche Arbeit usw.

Diese Autonomie ist das wesentliche Kennzeichen der [Gemeinschafts-Schule. Dadurch wird die alte Teilung der Funktionen aufgehoben, bestehend aus dem Lehrer, der Wissen beibringt, befiehlt und straft, und dem Schuler, der studiert, arbeitet und willenlos den Befehlen des Lehrers nachzukommen hat. Alle in der Schule sind gleich, vom Direktor bis zum jüngsten Schuler, gleich als Glieder derselben Gemeinschaft Die Leitung und Regelung des Schullebens wird durch Organe übernommen, die aus ihr selbst hervorgegangen sind. Ueberau hat der Lehrer die Rolle des alteren Kameraden zu übernehmen, der zugleich Teilnehmer an den Schülerarbeiten ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Proletarier aller Länder vereinigt Euch!

Der Schlussappell des kommunistischen Manifestes ist der Schlachtruf der Internationale geworden.

Jetzt richten wir den Appell an das revolutionäre Volk des eigenen Landes:

Proletarier Baierns vereinigt Euch!

Die Einigung der Proletarier kann nach dem herrlichen Beispiel des russischen Volkes nur auf einer Grundlage geschehen auf der der Riterepublik!

Baiern ist Räterepublik.

Ohne Rücksicht auf die Streitigkeiten ihrer Führer hat sich die werktätige Bevölkerung im Willen zusammengeschlossen, den Sozialismus, den Kommunismus zu verwirklichen!

Der Landtag ist fortgeschickt, das von ihm eingesetzte kleinbürgerlich-sozialistische Ministerium existiert nicht mehr.

Ein provisorischer Rat von Volksbeauftragten und ein provisorischer revolutionärer Zentralrat haben die Geschäfte des Landes vorläufig zu besorgen. Da kein einziger der kompromittierten Führer der Kriegssozialisten mehr in diesen Körperschaften sitzt, ist die Gewähr dafür gegeben, dass ihr Wirken ohne Rücksicht auf kapitalistische und bourgeoise Interessen der Herbeiführung der gerechten sozialistisch-kommunistischen Wirtschaft und der Sicherung der Revolution dienen wird.

Die Diktatur des Proletariats is* Tatsache!

Eine Rote Armee wird sofort gebildet!

Die Verbindung mit Russland und Ungarn wird sofort aufgenommen.

Eine Gemeinschaft zwischen dem Sozialistischen Baiern und dem Kaiserdeutschland mit dem republikanischen Aushängeschild kann nicht mehr sein.

Ein Revolutionsgericht wird jeden Versuch revolutionärer Machenschaften rücksichtslos ahnden.

Die Lügenfreiheit der Presse hört auf. Die Sozialisierung des Zeitungswesens sichert die wahre Meinungsfreiheit des revolutionären Volkes.

Die neue Gewalt wird so schnell wie möglich Neuwahlen der Betriebsräte auf revolutionärer Grundlage anordnen, auf denen von unten herauf sich das Rätesystem aufbauen soll, das die Entscheidung über alle seine Angelegenheiten in die eigenen Hände des arbeitenden Volkes legt. Nur des arbeitenden Volkes! Die Kapitalisten werden von der Mitbestimmung an den Geschicken des Lands ausgeschlossen.

Aus dem Rätesystem wird die sozialistische Gesellschaft her auswachsen, die keinen arbeitslosen Wohlstand und keine Armut des Fleissigen mehr kennen wird. Im Bunde mit dem revolutionären Russland und Ungarn wird das neue Baiern die revolutionäre Internationale herstellen und der Weltrevolution die Wege ebnen.

Proletarier! Haltet Frieden miteinander! Es gibt nur einen gemeinsamen Feind: die Reaktion, den Kapitalismus, die Ausbeutung und Bevorrechtung! Gegen diesen Feind müssen alle Kämpfer für Freiheit und Sozialismus geschlossen zusammenstehen

An die Arbeit! Jeder auf seinen Posten!

Es lebe das freie baierische Volk!

Es lebe die Räterepublik!

Erich Mühsam

Erklärung. Die Leitung der kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund), Ortsgruppe München, stellt sich aus prinzipiellen Gründen außerhalb der provisorischen Verwaltung der Räterepublik. Durch die Anordnung der neuen Betriebsratswahlen auf revolutionärer Grundlage, aus denen die proletarische Gewalt endgültig hervorgehen soll, wird hoffentlich der Gegensatz sehr bald überbrückt sein.

Für meine Person erkläre ich, dass Ich einen nach außen sichtbaren Posten in der jungen Republik solange nicht annehmen werde, bis nicht die Einigung der Arbeiterschaft vollständig gelungen sein wird. Es wäre mir unerträglich, wenn ich mich an verantwortlicher Stelle Im Widerspruch gerade zu den Genossen befände, die mir bisher die nächsten im Kampfe waren, und denen ich mich nach wie vor in Uebereinstimmung im Wollen und Streben aufs engste verbunden fühle.

9. April 1919. ERICH MÜHSAM.

☛ Infolge des Generalstreiks hat sich die Herausgabe dieser Nummer die bereits vor 14 Tagen erscheinen sollte, verzögert.

Preis 10 Pfg.

KAIN

1. Flugblatt

Zeitschrift für Menschlichkeit
Herausgeber:
Erich Mühsam



München, den 18. November 1918

Sämtliche Beiträge sind von Erich Mühsam

Das Erscheinen der im Jahre 1911 von Erich Mühsam begründeten Monatsschrift „Kain" wurde Anfang Aug. 1914 unterbrochen, weil der Herausgeber unter dem geltenden Ausnahmerecht seine persönliche Sicherheit nicht nutzlos gefährden wollte, es aber als unmöglich erkannte, seine Ueberzeugungen zu verleugnen oder zu frisieren. Die Stunde ist gekommen, in der Rücksichten auf die persönliche Sicherheit nicht mehr massgebend sein dürfen, in der ausgesprochen werden muss, was das Herz bewegt, in der das Schicksal der Menschen aus der Entschlossenheit ihres Willens zu bestimmen und zu gestalten ist.

Die Neuherausgabe der Zeitschrift „Kain" verzögert sich durch technische Widerstände. Bis sie Uberwunden sind, mögen in zwangloser Folge erscheinende Flugblätter an der Aufwiegelung der Gemüter arbeiten, die für die Erringung von Frieden, Freiheit und lebenswürdiger Zukunft erste Bedingung ist.

Die vorige Erklärung wurde am 5. November geschrieben. Inzwischen ist eine andere Welt geworden. Die deutsche Revolution ist gegenwärtig Die Aufgabe, Revolutionäre zu schaffen, ist überlebt. Die Revolution hat ihre Revolutionäre selbst gezeugt. Wer noch keiner geworden ist, mag sich in seiner vornehmen Ueberlegenheit bedeutend dünken, — vor der Weltgeschichte, die an ihm vorbeirollt, ist er ein Gelächter.

Dem „Kain" entfalten sich neue Aufgaben. Für Menschlichkeit zu arbeiten, ist noch viel lohnender geworden, seit ihre Ansätze das Völkererlebnis erfasst haben, als vorher, wo wir vor nackter Gier und rohem Hochmut um menschliches Regen werben mussten.

Mit diesem Flugblatt tritt der Kain zu neuem Wirken an Seinen Namen legt er nicht ab. Denn dem geächteten Bruder ist längst noch nicht sein Recht geworden. Das Kainszeichen der Armut und der Ausbeutung zeichnet noch die Stirn des Rebellen Aber ein erstes Leuchten strahlt in seinen Augen Die Befreiung hat begonnen Der Weg liegt vor ihm: Durch Menschlichkeit zur Freiheit!

München, den II Nov. 1918.

Tore der Freiheit auf — reinde von gestern,
nehmt unsere Hände hin,Brüder und Schwestern!
Arbeiter, Bauersmann, Bürger, Soldat:
eigenes Schicksal will eigenen Rat,
glückliche Ernte will zeitige Saat. —
Nieder die Grenzen, die uns geschieden!
Völkerfreiheit wirke das Band
ewiger Freundschaft von Land zu Land, —
wirke der Volker ewigen Frieden!

(6. November 1918)

Krieg — Revolution — Friede

Der feierliche Glockenklang der Revolution tönt stark und erschütternd durch unsere Seelen. Wunderbar begeistert empfangen wir die Weihe einer neuen Zeit. Wir Vorderen, die wir uns stets als Schrittmacher der Zukunft zwischen unwegsamem Geröll, im Stich gelassen von der Welt, die wir liebten, ein wenig lächerlich wussten vor den Weisen und Abgeklärten, deren Herz nie tut, was nicht der Kopf erwogen hat, — wir fühlen mit einem Male weichen Rasen unter den Füssen, und hinter uns drängt sich freudige Gefolgschaft. Wir haben Grund zur Freude, aber keinen zum Übermut.

Der Ausbruch und der Sieg der Revolution — und der Ausbruch einer Revolution ist schon ihr Sieg, weil er die Entbindung einer Sehnsucht ist — kamen aus dem Unerträglichen, aus einem Uebermass des Leidens und der Entwürdigung, das in keiner Stunde der Freude und der Befriedigung vergessen werden darf. Wir mussten erst das finsterste, den Namen der Menschheit entehrendste Kapitel Weltgeschichte durchleben, um reif zu werden für den ersten Schritt ins Licht, für die Vortaufe zur Aufnahme in den Bund des gerechten Geistes.

Das ist der stärkste Beweis für die gewaltige Beseelung der grossen Revolution, in die wir eingetreten sind, dass der Schwingenschlag dieser wunderbaren Tage uns befähigt, das Grauen und das Elend, die Entwürdigung und die Gemeinheit des Krieges, der kaum noch abgeschlossen ist, dessen fauliger Sud noch über den Saaten aller Länder dunstet, dessen ekler Ertrag an Gewinn und Verlust noch nicht berechnet ist, der gestern noch gegenwärtig war mit der ganzen Schwüle einer fressenden Pest, heute schon als ein Stück aufseufzend abgeworfener Vergangenheit zu empfinden. Aber niemals lasst uns vergessen, was wir in den vier Jahren durchlebten, die als Scham- und Schmachjahre der Geschichte den Nachfahren überliefert werden mögen. Wollen wir würdig sein der eben heranziehenden neuen Zeit, wollen wir stolz bleiben im Willen aufzubauen auf dem Grundstein der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Sozialismus und der Völkerverbrüderung, den wir jetzt ins Fundament senken, dann "dürfen wir nicht leichtfertig abwerfen, was an grässlicher Erfahrung die sterbende Epoche uns aufgeladen hat

Jeder Tote, der im verwüsteten Boden Frankreichs und Belgiens, Polens und Russlands, Österreichs, Serbiens, Rumäniens, Italiens, der Türkei und Palästinas, der am Grunde des Meeres oder als mittelbares Opfer des Weltverbrechens in den Friedhöfen der ganzen Welt fault, hat Anspruch darauf, mit seinem stillen Schrei nach ewigem Frieden, nach ewiger Weltversöhnung gehört und geachtet zu werden. Jeder Krüppel, der seine Glieder oder seine Augen, seine Fröhlichkeit oder seinen Verstand einbüsste auf dem Teufelsamboss der Ruhm- und Besitzgier gewissenloser Bevorzugter, hat Anspruch darauf, von Mitwelt und Nachwelt mit zerknirschter Reue und mit dem Gelöbnis gegrüsst zu werden, dass die Befreiung der Welt von den Ursachen jedes Kriegs fortab Ziel und Trieb aller gemeinsamen Kräfte sein soll. Die Tränen jeder Witwe, jeder Waise, die die Luft der Erde in diesen vier Schreckensjahren salzten, die Trichter und Löcher im Ackerboden jedes Landes, das dem Jammer dieser Tragödie zur Bühne diente, der Mörtel jedes Hauses und jeder Hütte, die verdorrten Aeste jedes Baumes, die als Staub und Asche den Scheiterhaufen menschlichen Anstands und menschlicher Güte kennzeichnen, haben Anspruch darauf, von allen gegenwärtigen und allen zukünftigen Erdbürgern geheiligt zu werden als Mahnung an die Welt, den einigen Geist zu ehren, der die Empfindung der Menschen mit den eigenen Werken und mit den Gaben der Natur verbindet Der Schmerz jedes verwundeten Pferdes, die Angst jedes liebenden Herzens, der Jammer jeder verlassenen Seele hat Anspruch darauf, am Leben zu bleiben über alle Generationen mit der einzigen Forderung: Friede! Ewiger Friede!

Das grauenvolle Kapitel: wer trägt die Schuld? — soll heute und in diesem Zusammenhange noch nicht aufgerührt werden; — nicht, weil das Gewesene vergangen wäre und weil denen verziehen sein sollte, die jetzt zum Glück der Welt entmachtet sind, — nein! niemals dürfen sie begnadigt werden vor Geschichte und Nachwelt, ihre Namen sollen gebucht werden im Merkbuch der Zeiten mit allem Blut, das sie haben fliessen lassen für ihren und ihrer höllischen Idole Nutzen. Aber vertagt soll die Anklage werden bis auf kurzes, damit sie nicht allzu schroff, allzu weh die Freude dieser Stunden trübe. Sie sollen gezeichnet werden, die Schuldigen, — und wir in Deutschland wollen die deutschen Schuldigen am schonungslosesten zeichnen. Denn das sei fortab unser nationaler Stolz, wettzueifern mit den Brudervölkern, um unsern Volksnamen zu reinigen vor dem Urteil der Zeiten

So grüssen wir die Revolution als ein Reinigungsbad in einer Stunde, in der wir der Reinigung mehr bedurften als je zuvor. Nicht als Erfüllung betrachten wir die Tage, die jetzt golden und stark über uns herrauschen, wenigstens nicht als Erfüllung der wehen grossen Ziele, die vor uns stehen. Wohl aber sind sie die Erfüllung unseres tiefsten Sehnens, das dem Anfang galt Erfüllt ist die Stunde, in der wir bussfertig und tatenfroh das Werk der Zukunft beginnen Nicht ohne Kämpfe werden wir unsere Taten verrichten können. Aber diese Kämpfe werden geläutert sein durch den Zustrom warmen Lebens, den jetzt die Revolution durch die Herzen giesst.

Leidenschaft und Begeisterung durchströmt uns Kämpfende der Zukunft Im August 1914 ging schon einmal solche Welle leidenschaftlicher Erregung durch das Volk. Aber damals war Angst ihr Antrieb, und wir, die wir von jener Angst in andere Empfindungen als in Begeisterung versetzt wurden, waren das Gespött, der Zorn oder das Bedauern der vielen Erhobenen. Heute ist es umgekehrt. Unser rascherer Puls gibt dem Blutlauf der Volksgenossen Tempo und Rhythmus, und wer heute nicht mit ergriffen ist von uoseter Erfülltheit, die nicht Angst sondern hoffende Liebe bewegt, dem zürnen wir

nicht und dessen spotten wir nicht, aber wir bedauern ihn und mühen uns, ihm abzugeben von unserer Seligkeit und ihn zum Frieden zu stimmen für uns und für unsere Ziele.

Denn das gemeinsame Völkersehnen nach Frieden gebar die Revolution, der werdende Friede gibt der Revolution seine Musik, und Friede steht über den Pforten, die der Hammer der Revolution in die harte Mauer der Völkerfeindschaft geschlagen hat: - ewiger Friede!

Studenten 1918

Es muss gesagt werden, daß die Stunde der Erhebung in Münchens geistigen Bezirken keinen erhobenen, keinen erhebenden Geist fand. Die Münchner Studentenschaft hat kläglich versagt. Den Geist und den Sinn der Revolution erfaßten nur einzelne Begeisterte, im ganzen hat die Münchener Universität den geschichtlichen Augenblick der größten Umwälzung, die Deutschland je erlebt hat, unbeteiligt an sich vorbeigehen lassen Die dem Schicksal gewachsenen Studierenden beiderlei Geschlechts betrachteten das Geschehnis mit dem verdrossenen Achselzucken eines unzufriedenen Zuschauers. Der 7. November 1918, der Geburtstag des geläuterten Bayerns, der Tag, der die Augen der Soldaten und Arbeiter mit neuem Glänze füllte, war für die akademische Jugend Münchens eine peinliche Störung. Das sei festgestellt, bevor es vergessen oder abgeleugnet werden kann.

Bisher sah man in der Studentenschaft stets die Vorhut aller freiheitlichen Regungen und Hoffnungen. Die Jahre 1830 und 1848 galten uns immer als Ruhmesjahre der akademischen Jugend. Der 18. März kann nie genannt werden, ohne die Erinnerung an die Begeisterung der Berliner Studenten wachzurufen. Fritz Reuters „Festungstid" ist ein unvergängliches Denkmal studentischen Freiheitssehnens und studentischer Opferfreudigkeit. Wer die Erinnerungen Herzens oder Krapotkins liest, weiß, welchen ungeheuren Anteil die russischen Studenten an der Erweckung ihres Volkes hatten, und wer erst 1905 und dann 1917 als mitlebender Zeitgenosse den Ausbruch der russischen Volkswut, die Befreiung des russischen Volkes vom Zarismus gesehen hat, der denkt ergriffen der aufopfernden Arbeit der Jünglinge und Mädchen, die von den Hörsälen der Universitäten aus ohne Rücksicht auf die eigene Freiheit, auf das eigene Leben den Geist der Revolution ins Land geworfen hatten, der denkt der zahllosen studierenden Männer und Frauen, die für die Freiheit ihres Volkes jahrzehntelang in den Kerkern des Zaren, in den Bergwerken Sibiriens ihren Idealismus büssten, der hält erschüttert Totenschau unter den Hunderten russischer Studenten und Studentinnen, die ihr Leben hingaben für die Revolution und für das, was sie als Glück ersehnten.

Die Revolution von 1918 war Alleingut der Soldaten und Arbeiter — wenigstens in München. Die Akademiker standen blasiert und degoutiert im Hintergrunde.

Dort wollen wir sie stehen lassen.

Soldatenlied.

(Gedichtet Oktober 1916).

1) Wir lernten in der Schlacht zu stehn
Bei Sturm und Höllenglut.
Wir lernten in den Tod zu gehn,
Nicht achtend unser Blut.
Und wenn sich einst die Waffe kehrt
Auf die, die uns den Kampf gelehrt, —
Sie werden uns nicht feige sehn.
Ihr Unterricht war gut.

2) Wir töten, wie man uns befahl,
Mit Blei und Dynamit,
Für Vaterland und Kapital,
Für Kaiser und Profit.
Doch wenn erfüllt die Tage sind,
Dann stehn wir auf für Weib und Kind
Und kämpfen, bis durch Dunst und Qual
Die lichte Sonne sieht.

3) Soldaten! Ruft's von Front zu Front:
Es ruhe das Gewehr!
Wer für die Reichen bluten könnt,
Kann für die Seinen mehr»
Ihr drüben, auf zur gleichen P/licht!
Vergesst den Freund im Feinde nicht!
In Flammen ruft der Horizont
Nach Hause jedes Heer.

4) Lebt wohl, ihr Brüder! Unsere Hand,
Dass ferner Friede sei.
Nie wieder reiss' das Völkerband
Im rohen Krieg entzwei!
Sieg allen in der Heimatschlacht!
Dann sinken Grenzen, stürzt die Macht,
Und alle Welt ist Vaterland -
Und alle Welt ist frei!

Soldaten! Arbeiter! Volksgenossen!

Erste Pflicht bei einer Revolution ist Bereitschaft!

Es gilt Erreichtes sichern, Begonnenes weiterführen und die Trümmer des Gewesenen wegräumen! Revolutionäres Weiterarbeiten braucht entschlossenen Willen! Niemand weiss, welche reaktionären Kräfte noch am Werke sind, welche Mittel ihnen zu Gebote stehen. Wir dürfen uns nicht auf die stillschweigende Resignation der Besiegten verlassen, wir müssen misstrauisch sein gegen ihre gedrückte Bescheidung in die neuen Verhältnisse.

Notwendig ist die **Geschlossenheit der Revolutionäre!**

Darum wollen wir in diesem Augenblick nicht Einzelheiten der Neuorganisation bekämpfen, sondern prüfen, ob der Geist, der jetzt waltet, der rechte ist Was nicht lebensfähig ist im Geiste der Revolution, muss fort! Kompromisse, Halbheiten, Zaghaftigkeiten dürfen nicht geduldet werden. Sie sind die Feinde der Revolution! Gegen sie, gegen jede Art Reaktion und Zopf müssen sich die Revolutionäre, die über den Tag hinaus streben, sammeln!

Gemeinsame Abwehr gemeinsamer Feinde,

aus welchen Lagern immer sie kommen mögen, das ist die Forderung!

Stelle jeder, der es gut meint mit dem Volk, mit der Freiheit, mit der Revolution, alle Kräfte zur Verfügung der jungen Republik, um ihr hinüberzuhelfen über den Sumpf der Stagnation und der Zugeständnisse. Wir wollen nicht am Anfang stehen bleiben! Wir wollen durch zum Sozialismus, durch zur **Weltrevolution!**

Sorge jeder dafür, dass der gute Geist, der den Aufruhr leitete, wach sei in jedem Amt, in jeder Tätigkeit, In jedem Entschluss!

Der Geist ist alles!

Lasst ihn nicht lahm werden!

Nichts aufgeben vom idealen Ziel! Auf nichts verzichten! Keine Schwachheit zulassen! Die Bewussten und Entschlossenen aber

einig bleiben!

Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit!

Kain-Verlag. München, Baaderstr. 1a. Telef 26355. — Verantwortlich Erich Mühsam München, Georgenstr. 105/IV, Telef. 33 126
Druck von Max Steinebach, München